



*Der Salon für Literatur, Kunst
und Gesellschaft*



FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band I. 1888.



Vertrieb bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1888.

U. Campus
AP
30
S17
1888
v.1

Mackey Public Library

15424⁴

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Auf dem Zauberberg. Erzählung von Benno Rüttenauer.	1
An die Entfernte. Gedicht von Emil Regel	18
Drei berühmte Salons. Von Dr. Adolph Kohut	19
Im Herbst. Gedicht von Hermance Potier	28
Ägypten und die Granitwüste. Von Dr. Albert Duff	29
Arrogantius Großmund. Von Ferdinand Ed. Frey	41
Venus Urania. Von Dr. Anselm Anselm	60
Das Leben der Fische ist ein ewiger Krieg. Von Dr. A. Berghaus	77
Friedrich der Große über seine italienische Oper. Von Ed. W. Deutschmann	88
Ein reines Herz. Von Olga Hammerstein	121
Rippoldsau. Gedicht von Alfred Bod.	140
Aus Nikolaus Lenaus Herzensleben. Von Max Vogler	141
Im Hochgebirge. Gedicht von Marie Tyrol	156
Almengesang. Von H. St.	157
Inge. Eine Nordsee-Erinnerung von Reinhold Fuchs	176
Die Oper der Opern. (Zum hundertsten Geburtstage von Mozarts „Don Juan“.) Von Silvester Frey	196
Ludwig XII. von Frankreich und seine drei Frauen. Ein Familien-drama auf dem Throne. Von Herman Semmig	206
Unkenprinzessen. Novellistische Skizze von Lilly Baronin von Vietinghoff- Scheel	241
Geschwister. Gedicht von Auguste von Reichenau	248
Reiseerinnerungen aus Holland. Von Theod. Herm. Lange	249
An der Kirchthür. Gedicht von Hermann Birkenfeld	258
Aus dem Leben Kaiser Pauls I. von Rußland. Von Johannes von Edardt	259
Ein Gesicht. Erlebnis aus dem letzten deutsch-französischen Kriege von S. Oswald	271
Winter. Gedicht von D. Saul	294
Der Hörjelberg. Von P. Petersen	295
Ein deutsches Stil-Musterbuch. Von Richard Raab	302
Ein antiker Wallenstein. Von F. P.	308
Im Fasse des Diogenes. Von Jaroslav Brchlicky	314
An die Frauen. Von Max von Weisenthurn	328
Wir von der Garbe. Eine Metamorphose. Von Hermann Birkenfeld	361
Engelbert Kämpfer. Historische Skizze von Dr. Rudolph Müldener	377
Vom alten Palmyra. Kulturgeschichtliche Skizze von Ewald Paul	390
Und sind auch Stürme kommen. Gedicht von Marie Tyrol	397
So geht's! Eine einfache Geschichte von Georg Höcker	398
Durch Wald und Feld. Ein kulturgeschichtlich-naturwissenschaftlicher Spazier- gang. Von H. Sundelin	421
Budapester Umriffe. Von Paul d'Abrest	437

	<i>Seite</i>
Der Pfarrhof. Novелlette von Kjelland	442
Mein Großmütterchen. Aus dem Englischen	481
Heinrich Wilhelm von Gerstenberg. Von A. C. H. Röttinger	491
Die Flora auf Capri. Von Anna Löhn-Siegel	500
Der alten Heimat. Von Wilhelm Müller	507
Eine Konvenienzehe. Novelle von D. von Oberkamp	508
Fürsten und Tonkünstler. Musikgeschichtliche Studie von A. von Winterfeld	530
Der Gaucho. Von Albert Amerlan	547
Ihre Ideale. Lustspiel in drei Aufzügen von Heinrich Stobizer	557. 672
Liane. Novelle von A. Baronin Wildern	601
Aus dem Geistesleben der Ameisen. Eine naturwissenschaftliche Skizze von Heinrich Theen	620
Deutsche Prinzessinnen auf fremden Thronen. Historische Skizze von Antonie Heidsieck	631
Der Maler. Eine Geschichte von J. J. Kraszewski	640
Ihm. Gedicht von C. Müller	660
Was wir tanzen! Eine Faschingsrevue von Silvester Frey	661
Cros. Gedicht von Helene Zimmermann	671
Am Kamin	91. 217. 332. 459. 581. 704
Neueste Moden	113. 233. 353. 473. 593. 709

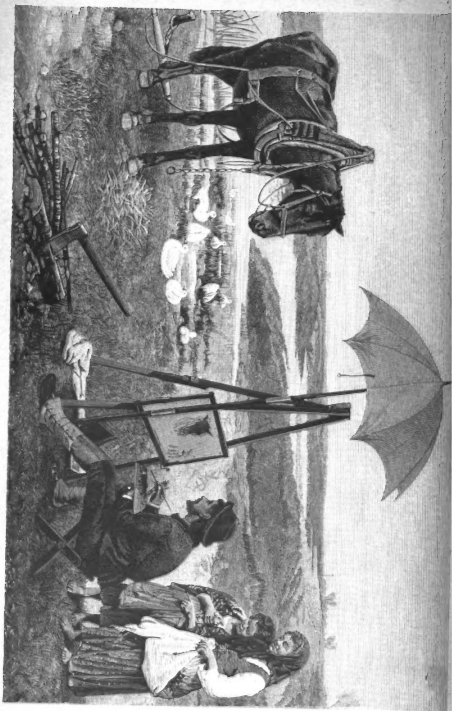
Kunstblätter.

Der Maler auf Reisen. Nach einem Originalgemälde von A. Kozakiewicz.
„Der Glaube“. Nach einem Originalgemälde von J. Kleinschmidt.
Belauscht. Nach einem Originalgemälde von K. Knabl.
Großvaters Friseur. Nach einem Originalgemälde von W. Koege.
Die erste Lüge. Nach einem Originalgemälde von Prof. Rudolf Jordan.
Um Aepfel. Nach einem Originalgemälde von Gust. Igler.
Billige Fahrt. Nach einem Originalgemälde von Peter Kraemer.
Morgenandacht. Nach einer Originalzeichnung von v. Preen.
Der Herr Pfarrer. Nach dem Originalgemälde von Robert Böcker.
Eine Klavierstunde.
Blanca. Nach einem Stahlstich in Zink geätzt von H. Voës.
Der Steuerzettel.

Am Weihnachtsmorgen. Nach dem Originalgemälde von H. Werner.
Küchendragoner. Nach einem Originalgemälde von Prof. Karl Schloesser.
Dornröschens Erwachen. Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.
Schlechte Witze. Nach einem Originalgemälde von Hugo Kauffmann.
Ein wichtiges Geheimniß. Nach dem Originalgemälde von H. Werner.
Zum Geburtstag. Nach dem Originalgemälde von F. W. Meyerheim.
Ein Küffelbär auf der Jagd. Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Specht.
Bei der Fähre.
Ein trauliches Stündchen. Nach dem Originalgemälde von Rud. Epp.
Auf der Wache.
Die Gratulantin. Nach dem Originalgemälde von C. Becker.
Gemüthliche Einquartierung. Nach dem Originalgemälde von J. E. Gaifer.



Handwritten marks or scribbles in the top right corner.



Der Maler auf Reisen.

Nach einem Originalgemälde von St. Kostinowich.



Auf dem Zauberberg.

Erzählung von Benno Rüttenauer.

I. Das Iselihaus und der Immenstein.

Es war eine von dunklen Gruppen alter Fichten, von moosigen, vielzerklüfteten Felsen und dornig buschigen Schluchten durchbrochene Gebirgshöhe und hieß bei den benachbarten Bewohnern der Zauberberg.

Nicht sowohl ihrer lichten, zauberhaften Schönheit verdankte die weltferne, hoch über der unabsehbaren Waldflut still, inselhaft emporragende Einsamkeit ihren Namen, als vielmehr dem Umstand, daß die spärlich umwohnten Wälder, Hirten, Holzbauern und Köhler, alles was sich von Urväter- oder vielmehr Armütterzeiten her an altem Märchenhort, Geisterpfad und Hegenwesen in Lied und Sage fortvererbt hatte, mit dem Zauberberg und seinen Felspalten, Schluchten und Brombeerhecken in Verbindung brachten.

Der größte und zerklüftetste Felsen des Zauberberges heißt der Immenstein.

Hart unter dem Absturz desselben liegt das einsamste Haus des ganzen Gebirges; man mag Stunden weit fortgehen, um ein Nachbarhaus zu treffen.

Zunächst um das einsame Haus liegt ein eingezäuntes Gärtchen, dann zwei Fleckchen Ackerland mit Kartoffeln, Gerste oder Hafer bepflanzt, dann weite, grüne Matten und die rothblühende Heide und das Felsgeklüft des Zauberberges, dann der schwarze Wald, der die nächsten Höhen und eine in blauen Duft weithin sich verlierende Hochmulde überkleidet, dann weiter, den Horizont gen Südosten begrenzend, in erhabener Majestät hoch hereinschauend, die massige, elefantentüchtig sich vom Himmel abhebende Hochkuppe des Gebirges.

Witten in diesen weiten großen Verhältnissen wird das stille, sonnige Häuschen unmittelbar unter dem Immenstein mit seinem silberglänzenden Schindeldach wie zu einem winzigen Nestchen, das ein Buchfink von silbergrauem Baummoos zwischen zwei Gipfelzweiglein eines weitläufigen, uralten Birnbaumes baut.

Nach zwei Seiten legt sich das tiefherniedergehende, breite Schindeldach an den Bergabhang an, so daß man vom Immenstein herunter nichts als dieses von dem Haus gewahr zu werden vermag.

Gegen Osten und Süden dagegen ist es ein anderes Bild, hier läuft rings um die weißen, sonnigglänzenden Wände eine wettergraue Holzaltane, auf welche zwei Gruppen kleiner, leuchtender Fenster hinausgehen.

So mochte man sagen, das einsiedlerische Häuschen sei ein unförmliches, schuppiges Thierwesen der Einöde, das nur der Sonne entgegen, in welcher es sich in wohliger Faulheit gut thut, seine kleine, blinzeln den Neuglein aufschlagen mag.

Dieses einsame Haus heißt das „Zaselihus“ oder „Zaselihaus“, warum wissen seine Bewohner selber nicht.

Es ist Hochsommerzeit.

Wie traumverloren liegt das Zaselihus in der heißen Nachmittagsonne, deren Strahlen auf den Silberschuppen des Daches wie kleine durchsichtig leuchtende Koböldchen lustigen Reigen zu tanzen scheinen.

Auf einem Kuhdüngerhaufen scharren und glucksen von Zeit zu Zeit ein paar alte Hennen, die in der umgebenden Märcheneinsamkeit sich wie verirrt und verloren ausnehmen.

An den kleinen Fensterchen der Vorderseite, von rothen Nelken, Geranien und Levkojen umblüht, sind zwei Schieberchen zurückgeschoben, aber kaum dringt von Zeit zu Zeit ein Laut hervor, der auf innewohnendes Leben schließen läßt: ein ächzendes Tick-tack einer alten Schwarzwälderuhr, ein leises Surren und Summen, hier und da auch ein gedämpfter tiefer Stimmenlaut, als ob eine alte Wald- und Zauberfrau mit Gnomen drinnen hause und heimlich hin und her rumore.

Noch andere Töne klingen leiser oder stärker in diesen Mittags- traum der Einöde hinein. Bald ist es tausendfacher Wiederhall der Holzart, bald ein jäher, schriller Aufschrei des Adlers aus der sonnigen Höhe, bald fern durch den Wald hin ziehendes, dumpfes Brausen — und dazwischen vom Zauberberg herunter die sanften Klänge einiger Heerdenglocken.

Nur wenige roth- und weißflechtige Kühe, dazwischen zwei schwarzzottige Ziegen, grasen zerstreut auf den Haiden des Zauberbergs, von ihnen kommt das feine Läuten.

Während die Thiere lässig den wohlschmeckenden Kräutern nachgehen, unterhalten sich die Hirten derselben auf ihre Weise.

Es sind deren drei, alle noch kleine Kinder. Bei einem Felsen, etwa drei Steinwurfweiten vom Immenstein entfernt, kauert die Gruppe; die beiden jüngsten, Bub und Mädchen, haben Himbeeren gepflückt und spielen damit, in Erwartung, daß sie dieselben essen werden; das dritte, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, sitzt auf dem Gipfel des Felsens.

Der Junge ist barfüßig, und hat nichts am Leib als ein grobleinenes, graues Hemd, ein noch gröberes, blaues Zwilchhöschen und auf dem Kopfe ein rundes, weißgraues Filzhütchen, tief nach hinten gedrückt.

So sitzt er auf seinem Felsen und aus seinem intelligenten Gesichtchen schauen zwei tiefschwarze Augen träumerisch in die große, weite Welt hinein; diese Augen und der Mund dazu mit den knospenhaften, frischen Lippen scheinen tiefgeheimnißvolle, liebevolle Räthsel.

Die kleinen Geschwister am Fuße des Felsens spielen „Rochen“, sie vertheilen ihre Himbeeren auf grüne, durch Lindenblätter dargestellte Teller, schütten sie zusammen, vertheilen sie wieder; Steine stellen die Gäste vor. Ahnungslos und ihnen unbewußt liegt die unendliche Welt vor ihren hellen, lebhaften Augen; sie sind sich ihrer selbst nicht bewußt.

Anders Johannes, der ältere Bruder. Er ist ein Geschichtennarr, wie ihn die Mutter heißt; er hat der alten Mähme Zilli schon hundert und aber hundertmal alle Märchen, die sie weiß, entlockt und mag sie immer wieder hören, denn er trägt, so klein er ist, ein heißhungrig Ungethüm, „Phantasie“ geheißen, in sich, immer nach Nahrung gierig, aber auch alles wieder aus sich heraus gebärend und dabei das Gewöhnlichste und Armseligste ins Ungeheuerliche, Riesen-gestaltige, Urwaldüppige vergrößernd und umformend.

Von seiner Mutter und dem alten Schulmeister drunten am Ausgang der Schlucht weiß Johannes unzusammenhängende Sagen und Geschichten vom Anfang der Welt, der Menschen Verkehr mit den Göttern; er weiß von Aegypten und Babylon, von Sydon und Tyrus, von den Sterndeutern Chaldäas, von Patriarchen und Propheten und wahrjagenden Sybillen — für sein kindliches Denken eine weite wunderbare Welt, nicht weniger fremd und seltsam als die Märchen der Mähme Zilli und das Sagen der Leute vom Zauberberg. Und wie jedes Menschengehirn, sucht auch das des kleinen Johannes die in ihm liegenden Vorstellungen außer sich im Raume.

Jenseit des großen Waldes, der ringsum seine heimatliche Einsamkeit und den sonnigen, blühenden Zauberberg weithin einschließt, bald in stiller majestätischer Ruhe, bald mit gewaltigem Wogen und Brausen, jenseit dieses blau-schwarzen Ozeans, wohin von der blühenden Baseli-Insel aus nie das Auge zu dringen vermag, dorthin verlegt Johannes mit Hilfe seiner Phantasie die Welt, die in seinem Kopfe ruht. Und dieses niegeschaute Jenseit bevölkert er mit Patriarchen und Sterndeutern, mit Propheten in schneeigweißen Gewändern, mit Königen in Purpurmänteln und goldenen Kronen.

Ueber der Hochkuppe drüben ist der Anfang dieser Herrlichkeiten, drum blickt es auch hinter dem himmelhohen Rücken von Zeit zu Zeit wie außerweltlicher goldener Schein herauf, drum steigt auch von da unsere Sonnenkugel am morgendlichen Himmel empor, denn in der andern Welt drüben sind viele solcher flammender Kugeln und sind nahe bei den Menschen, deren Kindern sie zum Spielzeug dienen wie goldene Regelfugeln.

Ganz deutlich und bis ins einzelne vermag Johannes die ungeschaute Welt zu schauen, besonders seit ihm der alte Schulmeister in der Schlucht eine Bilderbibel gezeigt, worin all das wunderjame Leben abge schildert war. So ungestüm drängen sich die Gestalten in seine Phantasie, daß er meint, er müsse sie malen, wie er Bäume und

Bauern, Kühe und Ziegen abmalte, oder vielmehr abzeichnete, und oft genug kriecht er ein gar seltsames, unverständliches Gestaltendurcheinander auf eine alte, große Schiefertafel.

II. Die Erscheinung am Immenstein.

Wie Johannes so saß und sann und mit seinem Kinderauge über den dunklen, geheimnißvollen Wald und die schweigende Hochkuppe hinweg in eine andere, fremde, wunderjame Welt hinüberjah, oder hinüberzusehen meinte, erschrak er plötzlich.

Am Immenstein droben zwischen hohen, rothleuchtenden Weidenröschen, flimmerndem Nelkenhafer und schwankenden Fingerhutstengeln war eine Erscheinung aufgetaucht, eine Menschengestalt, groß wie Johannes, mit langfaltigem, rosafarbig-leuchtendem Kleid, mit breitem, gelbem Hut in der Hand, und einem nach hinten geschobenen — kleinen goldenen Krönlein auf dem Kopfe. So schien es, es war das lichtblonde, in Wirbeln aufgesteckte Haar, einige losgegangene, feine Strähnen flimmerten wie Fäden um das schmale weiße Gesichtchen.

Ein Ausruf des Entzückens mit einer Sprache und Stimme, wie Johannes nie etwas gehört — und dann, nacheinander emportauchend, noch fünf Gestalten, höher, größer als die erste.

Johannes kannte zwei Arten Menschen, einmal die Bauern und Holzhauer ringsum, von denen auch der alte Schulmeister in der Schlucht, trotz seiner silbernen Brille nicht viel abwich, und dann die Menschen seiner Phantasiwelt: Propheten in weißen Kleidern, Könige mit goldenen Kronen und goldbeschlagenen Purpurmänteln, schöne leuchtende Jungfrauen.

Die am Immenstein glichen keiner der zwei Arten ganz, aber doch eher der letztern als der erstern.

Waren sie aus der geträumten Welt von jenseit des Weltozeans heraufgestiegen oder waren es Feen und schöne Riesen aus dem Zauberberg?

Eine hohe Frauengestalt in dunkelpurpurnem Kleid und zwei andere in hellblau leuchtenden Gewändern standen um zwei noch höher ragende Männer.

Mit höchstem Erstaunen und unverwandten, weitaufgerissenen Auges betrachtete Johannes die Erscheinung, während seine zwei Geschwister, nichts ahnend, mit Himbeeren, Blatttellern und steinernen Gästen weiter spielten. Nachdem die Gruppe, gegen den Hochfamm des Gebirges schauend, eine Zeit lang fast bewegungslos gestanden, wie man in stummem Erstaunen vor einem Wunder stehen mag, trennten sie sich nach und nach in einzelne Parteien, und immer häufigere und lautere Stimmen drangen zu Johannes herüber, deren Klang ihm jedesmal durch die Seele ging, wie ein Ton aus einer anderen Welt.

Die zuerst erschienene Gestalt, die mit der Rosenfarbe des Kleids und dem goldenen Krönlein auf dem Hinterkopf, sonderte sich zuerst ab und schien Blumen und Beeren zu pflücken. Dann stieß sie plötzlich von neuem einen leisen Ruf des Erstaunens aus, indem sie Johannes und seine kleinen Geschwister wahrte, und kam darauf langsam zögernd näher.

Als die Kleinen, welche harmlos bei ihrem Spiel saßen, die fremde Gestalt gegen sie herankommen sahen, fuhren sie erschrocken auf und rannten Hals über Kopf den Abhang hinunter ihrem Hause zu. Das Schwesterchen blieb dabei in einer Brombeerranke hängen und fiel in die Dornen, worüber es ein mörderisches Geschrei erhob.

Die Fremde sprang hin und zog die arme Kleine mit vieler Sorgfalt und unter tröstenden und liebkosenden Worten aus ihrer Verstrickung heraus, sah dem aufs neue davon fliehenden Kinde einen Augenblick traurig nach und ging dann auf Johannes zu. Nachdem sie den stummen, innerlich vor Aufregung bebenden Knaben lächelnd und kopfnickend begrüßt, aber keine Antwort erhalten hatte, fragte sie, warum die Kleinen so liefen.

Johannes, der außer seinem heimischen Gebirgsdialekt noch kein menschliches Sprachideom durch sein Ohr aufgenommen hatte, verstand keine Silbe von ihrer Frage und schaute in diesem Augenblick nicht zum intelligentesten aus.

Aber wenn er sie auch verstanden hätte, würde er vor Angst, oder besser, vor heiliger Scheu und innerlichem Bittern doch nicht geantwortet haben, denn er war überzeugt, einer Fee des Zauberwaldes begegnet zu sein und hatte nur deshalb nicht auch die Flucht ergriffen, weil ihr Anblick so gewaltig auf ihn gewirkt, daß er wie an die Stelle gebannt war.

Bei der hartnäckigen, finstern Verschlossenheit des Knaben zog sich ein düsterer Schatten auch über das sonnige Antlitz der Feenerscheinung, als ob sie selber ängstlich verlegen würde. Doch faßte sie noch einmal Hoffnung, und mit dem herzlichsten Lächeln, womit je ein schönes, jugendliches Antlitz ein Menschenherz entzückt und beglückt hat, nickte sie Johannes zu, um ihm, wenn kein Wort, doch vielleicht ein leises Mitlächeln abzugewinnen. Aber der Knabe blickte so finster, so scheu wie zuvor.

„Gehören diese Kühe und Ziegen Dir?“ fragte sie, nach den Thieren deutend. Diesmal hatte er den Sinn ihrer Frage verstanden und nickte stumm und ängstlich mit dem Kopfe.

„Wo wohnst Du?“ fragte sie wieder.

„Im Zaselihus“; es war das erste Wort, das ihm über die Lippen kam.

Sie fuhr noch lange fort, alles mögliche zu fragen, bekam bald eine Antwort, bald keine, und weil sie nicht eher abließ, brachte sie es endlich dahin, daß Johannes zutraulicher wurde.

Er war keineswegs davon überzeugt, daß die Fremde ein Wesen seinesgleichen sei; aber er spürte ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen bis ins Herz hinein, und so wurde ihm selber immer wohler in ihrer Gegenwart.

Sie hatte ihn gebeten, sie in das Haus hinunterzuführen und ihr Wasser zu geben. Unterwegs verließ ihn vollends, wenn nicht alle Schüchternheit, so doch alle Angst. Aber noch erschrak er über seine eigene Kühnheit, als es auf einmal, „wie heißt Du?“ aus seinem Munde gekommen war.

„Käthe“, sagte sie freundlich; „Käthen, Kätherle, Katharine“, fügte sie eben so freundlich hinzu, als er sie verständnißlos anblickte; „Du

kannst sagen wie Du willst.“ Als Käthe im Zäselihaus Wasser getrunken, und noch einmal einen Versuch gemacht hatte, sich auch die zwei Kleinen anheimlich zu machen, welche sich aber schreiend und weinend unter die Schürze ihrer Mutter versteckten, nahm sie Abschied.

Johannes gab sie die Hand und als derselbe die feimige, welche roth und schrundig war, in der weichen, weißen des schönen fremden Kindes fühlte, durchzuckte etwas gar seltsam sein ganzes Wesen.

Er getraute sich nicht Käthe zu begleiten und blieb schon zurück.

„Das war gewiß die schöne Frau aus der Hollerschluft“, sagte die alte Zilli, die spinnend am Rocken saß, „gebt acht, Ihr dummen Kinder, diese mächtige Fee schickt Euch nichts gutes, weil Ihr so unfreundlich und unhöflich gegen sie gewesen seid; sie kann das nicht leiden und schon mancher hat seine Unfreundlichkeit theuer bezahlen müssen.“

„Da war auch einmal, wie mir meine Großmutter erzählt hat, ein Holzhauer von der Winterhalde, der wollte, an einem Freitag Abend war's, vom Weiskämich über das todte Meer und den Zauberberg zur Winterhalde hinüber und nahm den Weg trotz der späten Zeit durch die engverwachsene Hollerschluft, von der er wohl wußte, daß es nicht richtig darin sei. Da sah er plötzlich vor sich auf einem Haselbusch eine große, weiße Maus sitzen, so groß, wie er noch nie eine Maus gesehen hatte, und worüber er erschrocken stehen blieb.“

„Noch mehr erschraf er, als die weiße Maus zu singen anfing, aber nicht wie eine Maus pfeift, sondern wie eine Nachtigall singt und der Holzhauer, man nannte ihn den langen Haldenjörg, meinte nicht anders, als ob es die Melodie von einem Lied sei, das er schon einmal gehört habe, nur konnte er sich nicht erinnern wo, und dann klang es immer seltsamer, daß es dem Jörg sonderbar zu Muthe wurde, fast als ob er weinen müsse. Darüber schämte er sich und wurde zornig, daß er seine Axt aufhob und die Maus niederschlagen wollte. Da stand eine hohe, weißleuchtende Frau vor ihm und streckte ihm wie abwehrend die Hand entgegen. Am andern Morgen wußte der lange Haldenjörg selber nicht mehr, wie er aus der Hollerschluft herausgekommen; aber er fühlte auf einmal, daß ihm der Arm weh that, wenn er ihn in die Höhe heben wollte, und zuletzt konnte er den Arm überhaupt nicht mehr heben, sein ganzes Leben lang behielt er den schwachen Arm.“

Die Kinder sahen in unbeholfen ängstlicher Beklommenheit zu der alten Muhme hin.

„Hört, Muhme Zilli, Ihr seid doch immer wieder mit einer von von Euren dummen Geschichten bei der Hand“, sagte die Mutter vom Webstuhl her, „und habt sie doch alle schon hundertmal erzählt. Und Du, Johannes, solltest, statt auf das dumme Zeug zu hören, schon lang wieder bei Deinen Röhren sein.“

„Die Jugend will nichts mehr glauben“, brummte die Muhme Zilli unwillig.

Johannes schlich sich stumm hinaus, vor der Hausthür aber blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen.

Doben am Immenstein sah er die fremden Gestalten, Käthe darunter, wieder in derselben Gruppierung, wie er sie zuerst erblickt,

und es konnte scheinen, als ob es keine leibhaftigen Wesen wären, sondern ein plötzlich hingezaubertes, wunderbares Bild. Die untergehende Sonne warf die letzten, rothen Strahlen auf die Gruppe, daß die einzelnen Gestalten, wie von überweltlichem Licht umstrahlt, auf der goldenen Luft des Hintergrundes standen.

Käthe bemerkte Johannes und winkte ihm mit einem weißen Tuche, auch die hohe, schöne Frau im Purpurkleid nickte ihm zu. Dabei kam es mit Seligkeit und Bangigkeit zugleich über den stummen Knaben.

Noch einmal winkte es oben, dann tauchten die Gestalten im Hintergrunde langsam unter, und der Immenstein wurde immer dunkler; er war wieder wie alle Tage, und der Zauber war verschwunden.

„Hannesle, Hannesle“, rief die Mutter aus der Stube, „was hast Du, ums Himmels willen. Geh gleich nach dem Vieh, es ist Zeit zum Eintreiben; wenn der Anton kommt, wird er schelten.“

Johannes ging, aber es war ihm wie einem Taumelnden, das Herz war ihm so voll; er wußte nicht, was er that. Als die Kühe zusammengetrieben waren, merkte er, daß noch eine fehle, die Weißbleß. Er mußte lange suchen und es wurde schon dunkel, endlich hörte er ihre Glocke hinten in der Hollerschluht. Ein Schauer überfiel ihn, aber es half alles nichts, er mußte hinein und das Thier heraus-treiben; als er zu Hause ankam, war er todtenblaß und von der Abendsuppe konnte er mit aller Anstrengung kaum ein paar Löffel voll hinunterbringen.

„Ihr dürft dem Johannes wahrlich keine Geschichten mehr erzählen“, sagte die Mutter zur Muthme Zilli, „der glaubt Euch Euer tolles Zeug aufs Wort. Ihr glaubt's ja selber, aber Euch schadt's nichts und verdirbt's keinen Appetit.“

„Der Unglaube glaubt nicht, und wenn er mit den eigenen Augen daraufgestoßen wird“, brummelte die alte Zilli, während sie die Milchsuppe über ihre Hängelippen hineinschlürzte, „nicht meine Geschichte, die schöne Frau aus der Hollerschluht hat das Kind so blaß gemacht, und sie thut das nicht zum ersten Mal.“

III. Johannes der Stillschweiger.

Am andern Tage mußte Johannes allein auf die Weide ziehen, seine kleinen Geschwister hatten nicht den Muth dazu, ihr gestriger Schrecken war noch zu neu.

Johannes war gern allein, so konnte er sich um so besser seinem Nachdenken, oder vielmehr seinem Nachträumen hingeben. Die fremde Erscheinung hatte nichts mehr Schreckendes für ihn; er empfand im Gegentheil immer deutlicher, daß er sie sehr gerne wiedersehen möchte, und wurde unbewußt traurig, wenn er denken und glauben sollte, daß alles nun für immer vorbei sei.

Von seinem Felsen aus sah er stundenlang unverwandten Auges nach dem Immenstein hinüber.

Wenn der Wind ein Weidenröschen, einen Fingerhutstengel oder einen Hollunderzweig bewegte, befiel ihn fast ein freudiges Erschrecken; denn er meinte nicht anders, als ein goldenes Krönlein und ein licht-lächelndes Gesicht müßten unter der bewegten Blume oder Staude auftauchen, und seine weiße Hände ihm winken.

Das Bild des plötzlich erschienenen und wieder verschwundenen, blonden Feenkindes wurde in Johannes' Seele mit der Zeit nicht schwächer; je länger er in schauernder Erwartung nach dem Immenstein sah, desto deutlicher, heller und höher wuchs die fremde, lichte Erscheinung darauf empor. Wenn er sich nun wieder jenseit des schwarzen Waldozeans und der Hochkuppe die phantastische Welt von Propheten, Königen und Königstöchteren dachte, sah er darunter eine jungfräuliche Gestalt, die ihm vor allen vertraut und bekannt war, die klarer und deutlicher umrissen vor ihm stand, als die übrigen.

Johannes war in einem eigenthümlichen Zustand, sein Herz war voll von der Fülle seines seltsamen Phantasielebens, aber sein Kopf, sein Denken fanden sich nicht darin zurecht.

Die Mähme, die ihm über die schöne Frau in der Hollerschluft noch manche Geschichte erzählte, hätte er in seiner Seelenverfassung am besten verstanden; aber da die Mutter verächtlich von diesen Geschichten und dem Glauben der Mähme Zilli sprach, getraute sich Johannes nicht, ihr vollen Glauben entgegenzutragen, und vermied sie. Mit der Mutter aber konnte er über seine eigenen, heimlichen Gedanken nicht reden, sie sah ihn zu klug dabei an. So wurde der wortfarge Junge noch verschlossener und stiller als er's schon war.

Die Mähme Zilli nannte ihn nur noch „St. Johannes den Stillschweiger“, und unterließ nicht, die Legende dieses sonderbaren Heiligen zu erzählen. Sie hatte ein dickes Buch, worin für jeden Tag des Jahres eine oder mehrere solcher Geschichten vorrätig waren.

„Aber bei Dir, Hannes“, fügte sie ihrer Erzählung hinzu, „bei Dir fürcht' ich, ist das Stillschweigen nicht eine Frucht der Heiligkeit, sondern die Wirkung eines bösen Zaubers; ja, sehr befürcht' ich, daß die schöne Frau aus der Hollerschluft Dir's angethan hat; wenn Du nur nicht unselig darüber wirst.“

Die blonde Fee ließ sich nicht wieder sehen, dafür kam der Winter ins Land, der Winter, der hier oben sechs Monate dauert. Das Baselihaus war bald eingeschneit, niemand konnte mehr vor die Thüre, kaum, daß man zu den obern Fensterchen noch gerade hinaus zu schauen vermochte. Davor saß nun Johannes oft, wenn die Eisblumen weggeschmolzen waren, und sah über die starre Winterwelt hin. Da war alles eins, Schneefelder reihten sich an Schneefelder und am Rand der blendenden Einöde stand, durch den weißschimmernden Glanz ihres Kleides näher gerückt, die Hochkuppe in kalter, schweigsamer Größe; es war ein weites Bild, aber es war das gleiche wochen- und monatelang.

Ein stumpfer Geist muß dem unbeweglichen, todten Eimerlei gegenüber noch stumpfer werden; vielleicht aber, daß eine aufgeregte, reiche Phantasie angeichts dieser stillen, stummen Größe, dieser todten Unendlichkeit sich erst recht in ihrer schöpferischen Kraft fühlt.

Johannes saß tagelang vor dem kleinen Fenster und dachte sich in die selbsterhoffene Wunderwelt jenseit der Kuppe, hinter welcher seit dem Schneefall noch blißendere Lichter aufzuckten als zuvor.

Die Mähme Zilli spann am Kocken, die Mutter und der „Bettel“ Anton saßen am Webstuhl und woben; in Johannes' Seele aber span-

nen sich die wunderlichsten Gedanken und woben sich zu phantastisch bunten Bildern durcheinander.

Dann brach der Frühling wieder an, der Mai kam, die Heerden wurden wieder auf die Berge getrieben.

Johannes saß wieder täglich auf seinem Felsen und schaute nach dem Immenstein. Aber vom Mai bis zum August ist es eine lange Zeit, und da Johannes nicht wußte, daß die blonden Feen erst im August auf diesen Bergen zu spuken pflegen, verlor er nach und nach den Muth des Wartens, und Glauben und Hoffen wurden schwach in ihm.

Dann saß er eines Tages und zeichnete auf seiner Schiefertafel; es war eine Gestalt mit langen Kleiderfalten und einer Krone auf dem Haupt; ein vorgestreckter Arm schien zu winken.

Er zeichnete, ohne recht an seine Zeichnung zu denken, oder sich klar zu sein, was er damit wolle, plötzlich hörte er nahe bei sich seinen Namen rufen. Und er war noch starr vor Schrecken, als Käthe, wie sich die blonde Fee im letzten Jahr selber menschlich genannt hatte, ihm schon ganz nahe stand, mit den freundlichsten Worten, mit dem bezauberndsten Lächeln ihn grüßend. Wahrlich, die Beklommenheit und der heimliche Schauer des kleinen Johannes waren nicht geringer als das Jahr zuvor, obwohl er diesen Augenblick sehnlichst erwartet hatte: Als die Bekanntschaft einigermaßen wieder erneuert war, forderte Käthe ihren Freund auf mit ihr hinüber auf den Immenstein zu den andern zu kommen: „Mama“ wolle ihn auch kennen lernen. Zitternd und lautklopfenden Herzens folgte Johannes. Unterwegs erzählte ihm die blonde Fee, die noch immer ihr goldenes Haarkrönlein auf dem Haupte trug, wie auch ihr Kleid windenrosenfarbig war, daß sie ihn nicht vergessen, sondern oft an ihn gedacht hätte.

Im Winter habe sie hundertmal gesagt, was wohl der kleine Johannes im Baselihus jetzt machen werde; dabei lächelte sie ihn immerfort an.

Johannes wußte gar nicht, wie ihm zu Muth war; nur der Angst, die, je näher sie dem Immenstein kamen, desto wuchtiger auf ihm lastete, wurde er sich recht bewußt; daß seine kühnsten und schönsten Winterträume sich in diesem Augenblicke erfüllten, dachte er nicht.

Die auf dem Immenstein waren unendlich freundlich gegen ihn, streichelten ihm die Wangen, griffen ihm unter das Kinn, schauten ihm lächelnd in die großen, schwarzen Augen, alle sagten ihm etwas freundliches.

Derjenige der beiden Männer, dem ein mächtiger flachsgelber Bart vom Kinn über die Brust herniederfloß und welcher, wie es Johannes dünkte, einen langen befransten Mantel um hatte, während er vor einem seltsamen Dreigestell unter einem hohen, weißen Zelte, wie unter einem riesenförmigen, durch Zauber emporgeschossenen Parasolpils saß, rief ihm freundlich zu und ließ ihn auf das Bild schauen, das er mit tausend Farben zu malen schien. Dann hatte die blonde Fee Johannes zurückbegleitet und ihm mancherlei erzählt, auch unten im Haus freundlich mit allen gesprochen und seine kleinen Geschwister mit Spielzeug und Backwerk beschenkt, und mit Ehen be-

trachtete Johannes das schöne roth eingebundene Buch, welches ihm Käthe hinterlassen.

Außer der heimlichen Sehnsucht zu dem lieblichen, fremden Kinde war noch ein anderer Funke in Johannes' junge Seele gefallen.

Bei dem Maler mit dem langen Bart und franzenbesetzten Mantel, welcher ein Plaid war, hatte der Knabe zum ersten Mal in seinem Leben ein gemaltes, farbiges Bild gesehen. Da er die Gegenstände, die es darstellte, tausendmal in der Natur geschaut, war es ihm gleich verständlich gewesen, und er wußte von nun an, daß es keine höhere Kunst geben könne, als all die Herrlichkeiten der Welt umher nicht nur in ihren Umrissen, sondern in all ihren Farben wie lebendig nachzubilden.

Er war seither nur auf die Gestalt der Gegenstände aufmerksam gewesen, weil er nur diese mit seinem Griffel zu zeichnen vermocht, gewahrte jetzt zum ersten Mal die farbigen Lichter und gerieth, während er über die blühende Haide hin schlenderte, von einem Entzücken ins andere. Wer auch hier oben in den Bergen Farben bekommen könnte, seufzte er dann. Wo er ging und stand, träumte er von Farben; wenn er etwa in der Ferne eines Mannes mit Sack oder Kasten ansichtig wurde, meinte er, der müsse Farben darin haben. Wo er flechtenüberwucherte roth und gelbleuchtende Steine von weitem sah, hoffte er, eine Fee aus dem Zauberberg werde ihm ein Füllhorn mit Farben hingeschüttet haben und eilte herzklopfend darauf zu.

Eine wahre Farbensehnsucht, ein rechtes Farbenheimweh kam über ihn und ward eine Schwester der andern Sehnsucht seines jungen Herzens.

Einzwischen vertröstete er sich auf ein Wiedersehen im nächsten Sommer. Aber dieser ging hin, ohne daß eine blonde „Fee“ oder „schöne Frau“ etwas von sich hören und sehen ließ, und ebenso der andere nächste Sommer.

Um diese Zeit wurde Johannes kränklich.

Die Mähme Zilli schüttelte geheimnißvoll bedenklich den Kopf, sie ließ es sich nicht nehmen: „Das thut die schöne Frau aus der Hollerschlucht.“

IV. In der großen Stadt.

Es war eine eigene Art, auf die Johannes gesund wurde. Kam da eines Tages der alte Schulmeister aus der Schlucht zum Baselihaus herauf, und nachdem er sich ausgeschnauft und seine silberne Brille gepuzt und aufgesetzt hatte, über welchen Anstalten ihn alles verwundert angesehen, zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche, und suchte lange und unbeholfen darauf hin und her; dann deutete er mit dem Finger auf die endlich gefundene Stelle, wie der alte Blücher auf die Generalstabskarte und wie der noch ältere Archimedes im Bad rief er: „Heureka, ich hab's.“

„Was habt Ihr, Schulmeister“, fragte die Mutter.

„Da steht's, Base Christine, da schaut her, für Euern kleinen Johannesle ist's, da!“

„Aber um Gottes willen, Schulmeister, was ist es denn“, fragte die Mutter ängstlich gespannt.

Auch Johannes sprang erregt auf und trat herzu.

„Habt doch nur Geduld, Base Christine“, ermahnte der Alte, wenn Ihr Schulmeister geworden wäret, hättet Ihr schon Geduld gelernt; da steht's, ich will's Euch vorlesen, „dann las er's. „Wißt Ihr, was das ist, Base“, fragte er und schaute die Frau überlegen an, „seht, das heißt man eine Annonce, oder auch ein Inserat, Wörter, die Ihr freilich aus Mangel an Gelehrsamkeit nicht versteht; aber was damit gemeint ist, begreift Ihr vielleicht, daß nämlich ein Maler aus der Residenz einen Lehrling sucht, der unentgeltlich bei ihm eintreten kann; unentgeltlich, hört Ihr, und habe ich gedacht, weil Euer Johannes von jeher alles voll gemalt hat, das sei für ihn wie ein Ruf des Himmels. Wenn aber der Johannes bis jetzt auch nur ein Schmierer ist und kein Künstler, so kann er mit Gottes Hilfe doch wohl einer werden, wenn er ernstlich will; „der Mensch kann alles was er will“, hat ein großer Mann gesagt, also willst Du, Johannes, Johannes Evangelista, und ist es Dir ein angenehmes Evangelium und eine frohe Botschaft?“

Der Johannes wollte freilich, von ganzem Herzen wollte er, seine Wangen rötheten sich zum ersten Mal wieder seit Wochen; er dachte an den Mann mit dem mächtigen Bart und dem Franzenmantel und den tausend Farben, er dachte noch an viel mehr.

Die Mutter schwur zwar, sie wollen ihren Hannesle nicht in die große Stadt und Fremde lassen; aber der Schulmeister redet ihr das aus; „er kenne den Meister und wolle den Johannesle empfehlen, daß er gut aufgehoben sei.“

Die Mutter wurde herumgestimmt, der Better Anton hatte auch nichts dagegen und so wurde ausgemacht, daß der Schulmeister schreibe und wenn alles richtig sei, den Johannes in die Residenz bringen solle.

So geschah's, die alte Muhme Zilli brummelte allein dagegen, es sei gottlos, ein so junges Kind allein in die böse Welt hineinzuschicken, zumal man deutlich sehe, daß der Johannes bereits von der „schönen Frau“ verhext sei, ansonst er sich nicht von seinem Elternhaus fort wünschen würde, das sei der Zauber.

„Ihr müßt noch alle an die schöne Frau aus der Hollerschluft glauben lernen“, schloß sie ihr Gebrummel, um es gleich wieder von vorne anzufangen.

Niemand hörte darauf, wie sie es gewohnt war, obwohl Johannes die Alte ihrer Geschichten halber mehr liebte als er zeigte. Die Mutter ließ die Muhme ihrer Gewohnheit gemäß brummeln und weinte bloß, auch Johannes mußte weinen, als es ernst wurde.

* * *

Nun war Johannes mitten in den Farben; die Werkstatt des Meisters Glattfeger strotzte davon, so stattlich und weitläufig sie war; der Boden, die Decke und die Wände, die Werkzeuge und die Kleider, Hände und Gesichter der Gesellen, alles war voll davon und Johannes mitten darunter. An seinem eigenen Schurzfell und an seinen Hosen klebten zum wenigsten ein paar Pfund von dem Wunderding, seine ganze Umgebung war eitel Farbe.

Sechs Gesellen und der Meister arbeiteten in der stattlichen Werkstatt, d. h. so lange sie nicht in der Stadt ihrer Kunst pflogen. Zu thun gab's über und über, denn da man gerade anfing, die Häuser, selbst in den dumpfigsten Winkeln, altddeutsch bunt anstreichen oder bemalen zu lassen, so hatte ein Maler wie der Meister Blattfeger eine gute Zeit, und der Lehrling Johannes hätte zu keiner glücklicheren Epoche in die Kunst einrücken können. Bessere Gelegenheit, seine Sehnsucht nach Farbe zu stillen, hätte er nicht haben können; selbst die Gesellen, wiewohl älter als er, waren in diesem Stück nicht so glücklich, denn er hatte mit allen Farben immer zuerst zu thun; er durfte alle neuen Päckchen aufmachen und die Farben in ihrer Unberührtheit und Jungfräulichkeit schauen, wenn sie noch leichtfliegender, beschwingter Staub waren.

Wie ihm da Kremsjerweiß, Malerzinnober und Mennige, Berliner-, Pariser- und Neapelroth und -Blau, Chromgelb und Neugelb, Gummi gutti und caput mortuum, Sepia und Mumie, Umbra und Ultramarin aus den Papierumschlägen so verlockend entgegenstimmerten! Er durfte sie auf den Meißstein schütten, mit Del tränken und einreiben, was schon im alten Testament, als schönster Liebesdienst bezeichnet wird, durfte sie verdünnen, in Töpfe und Scherben füllen — zur Abwechslung, um nicht zuletzt selber zu Farbe zu werden, war's Johannes gestattet die Stiefel des Meisters zu wischen, was überhaupt sein erstes Mal- und Anstreichgeschäft gewesen, als er in die Stadt gekommen. Er durfte ferner des Meisters kleine Kinder wiegen, der Meisterin Holz kleinspalten, Feuer anzumachen, Eier, Gemüse, Salz und Zucker und den Gesellen Bier holen. Ein klein wenig hatte er sich die Malerkunst anders vorgestellt.

Er hatte gemeint, oder wenigstens leise gehofft, er werde als Jünger zu dem angestaunten Zauberer kommen, der ihn auf dem Immenstein gegen seine breite Brust gedrückt, dem er in sein Bild geschaut, das ihm wie Zauberkunst und Wunder vor den Augen gestanden, zu jener schönen Menschenerscheinung mit der mächtig hohen Gestalt, mit den sanften blauen Augen, dem langen blonden Bart, wie ihn nur ein Zauberer haben kann, mit dem seltsamen franzenbesetzten Mantel. Statt dessen war der Meister Blattfeger ein zwerghaftes, fast buckliges Männchen mit fahengrauen, stechenden Augen, grauborstigem Gesicht und hatte statt des Franzenmantels ein schmutziges Hemd und ein noch schmutzigeres Schurzfell an; dazu fluchte und leiste er den ganzen Tag, und seine Gesellen machten es ihm nach.

Es waren eben Menschen, und die anderen, die vom Immenstein — Johannes hatte sie für Zauberwesen gehalten.

Wenn sie das wirklich waren, konnten sie freilich nicht in der Welt leben, in die sich Johannes versetzt sah, denn das war eine sehr unzauberische Welt, in welcher es noch mehr menschelte, als in der von Johannes früher bewohnten.

Von der großen Stadt hatte sich der Wälderbub ein anderes Bild gemacht.

Wenn mancher Luxus, manches Prachtige und Reiche derselben ihn wohl überraschte, weil er nicht vermocht hatte, es sich so vorzustellen, so hatte er sich doch das Ganze edler, würdiger, ja größer

gedacht. Daß es in der Stadt, die er sich mit seiner kindlichen Phantasie ausgemalt hatte, so viel offenen und verdeckten Schmutz, so viel gemeine Werktagsarbeit, so viel ärmliches, verlumptes und elendiges gäbe, hätte er sich nicht einfallen lassen. Er war sehr enttäuscht und fühlte sich von tausend Dingen abgestoßen, ja angeekelt; das Heimweh ergriff ihn, er wurde traurig und unglücklich.

Wo blieben nun seine schönen Träume?

Je länger Johannes in der Stadt lebte, desto weniger glaubte er, daß seine blonde Fee sich auch darin aufhalte; er sah zu viel gemeines an dem Ort, um sie sich darin denken zu können. Er war sicher, daß sie irgendwo ein Schloß bewohne, vielleicht ein Zauberichloß — daß es auch Lustschlösser gebe, wußte er noch nicht, sie hätte sonst in einem solchen wohnen müssen.

Wenn Johannes den Tag über Farbe angerieben, Kinder gewiegt, Holz gejägt und Bier und Limburger Käse heimgeholt hatte, mußte er abends mit andern Lehrbuben in die Zeichenschule gehen. Dies hätte er sich gern gefallen lassen, denn die dortige Beschäftigung hing weit mehr als Farbenreiben und Kinderwiegen mit seinem Lieblingszeitvertreib und Wunsch vom Walde her zusammen; leider sagte man ihm, daß er nichts könne und es auch wahrscheinlich nie zu etwas bringen werde, weil er unerhört ungeschickt und dumm sei.

Später ging es jedoch besser; man erkannte, daß er nicht ganz unbrauchbar sei, man lobte seinen Fleiß.

Der Lehrer beschäftigte nun sich lieber und mehr mit ihm, als sonst, sagte ihm sogar, daß er Talent habe, und Johannes mußte ihm die Sachen zeigen, die er in freien Stunden und Augenblicken verstoßen für sich allein fertig. Der sonst unwirliche Mann war erstaunt darüber, gab seitdem Johannes abgeordnete Anleitung und ermunterte ihn, seinem Hange, soviel er nur könne, nachzugeben und von der Natur abzuzeichnen, was ihn immer reizte.

So oft er etwas neues von Johannes sah, drückte er seine Bewunderung aus und versicherte zuletzt täglich, Johannes sei für den Meister Glattfeger zu gut und könne etwas besseres werden.

Das merkte sich Johannes wohl und es gefiel ihm sehr; denn die Farben des Meisters Glattfeger wurden in solcher stofflicher Ueberfülle angerieben und ausgeschmiert, daß sie längst ihren Reiz für ihn verloren hatten.

Einmal ging Johannes im Lehrbubentostüm, mit Bier und Käse schwer beladen, an einem Buchladen vorbei und blieb, was er sich trotz seiner sonstigen Pflichteifrigkeit nie versagen konnte, stehen und musterte die ausgestellten Bücher. Plötzlich zuckte er zusammen.

Er hatte auf einem reicheingebundenen neuen Buch den nämlichen sonst nie vernommenen Namen gelesen, den ihm die blonde Fee vor Jahren in das rothe Märchenbuch geschrieben, wo er noch stand; nur die Vornamen waren verschieden. Johannes griff in seine Tasche und fühlte an ein Beutelchen, das darin sat und welches ein kleines Sümmdchen enthielt, das ihm die Mutter Christine gestern zu einem neuen Rock mit Hose für den Winter geschickt hatte. Wenn ich daheim bleibe und lese, brauche ich keinen neuen Rock, dachte Johannes, und trat ohne weiteres Besinnen in den Buchladen.

Klopfenden Herzens eilte er dann mit dem erstandenen Buch nach Hause. Am Abend kaufte er sich von dem Rest seines Geldes ein Paar Unschlittlichter, und die Nacht that er kein Auge zu.

Je tiefer er sich in das Buch hineinlas, desto mehr überzeugte er sich, daß der Urheber desselben niemand sein könne, als jener andere Mann vom Immenstein, der mit dem weißlichen Bart, denn wer anders als ein gewaltiger Magier konnte ein Buch aus sich hervorbringen, das dem einsamen Leser in der Dachkammer eine reiche, große Welt vor die Seele zauberte! Und nur auf dem Immenstein spukten solche gewaltige, wundersame Wesen. Nichts natürlicher auch, als daß seine blonde Fee eines solchen Zauberers und Hexenmeisters Kind war. Zwei, dreimal las Johannes das merkwürdige Buch, das ihm über manches gar seltsam die Augen öffnete. Bald erfuhr er nun, daß der vom Immenstein noch mehr Bücher hervorgebracht, und daß sie jeder, wenn auch nicht kaufen, doch wenigstens lesen könne, weil ein Mann in der Stadt sie zu diesem Zweck um ein paar Pfennige verleihe. Johannes las alles, was er bekommen konnte, und seitdem sah er die Welt mit anderen Augen an.

Er hatte vom Baume der Erkenntniß gegessen; aber er fühlte sich nicht, wie die Schlange verheißt, den Göttern gleich.

Er wußte nun, daß jene Erscheinungen am Immenstein, die blonde Fee nicht ausgenommen, Menschen waren und hatte es wohl lange gewußt; aber er war dafür nur um so tiefer überzeugt, daß er immer recht gehabt, dieselben im Vergleich zu sich und des Menschenvolkes rundum für Wesen höherer Art zu halten. Je deutlicher ihm seine Lage und sein Zustand ward, je tiefer er sich im „Staub“ fühlte, desto weiter und unüberbrücklicher erschien ihm auch die Kluft, die ihn von „jenen“ trennte. Er wußte nur, sie wohnten nicht in der Stadt, sondern in der That auf einem Schloß, wie er es sich in seiner kindlichen Einfalt gedacht, wenigstens in einem Haus, daß man ein Schloß nennen konnte; denn es lag inmitten prachtvoller Gärten, nicht weit von der Stadt. Johannes hatte sich einmal in die Nähe gestohlen, seither aber ängstlich jene Gegend vermieden.

Eines Tages stand er mit einem Gesellen des Meisters Blattfeger in einer der Hauptstraßen der großen Stadt auf einem Gerüste, wo sie ein neues altdeutsches Schild malten. Sie trugen beide über ihrer gewöhnlichen Kleidung lange weiße Hemden und auf den Kopf hatten sie sich Papierdüten gestülpt, was recht phantastisch-künstlerisch aus sah. Eben schalt der große, schnauzbärtige Gesell' den Johannes, der ihm das Muster und den Farrentopf vorzuhalten hatte, einen dummen Tölpel, der nirgend zu gebrauchen sei, der bald zu tief, bald zu hoch halte, bald zu nah, bald zu fern, alles, nur nicht recht. In diesem Augenblick warf Johannes zufällig einen Blick auf die Straße hinunter, wobei er so erschrak, daß er fast vom Gerüst gefallen wäre. Zwei hohe weibliche Gestalten gingen über die Straße, die schöne Frau, welche Johannes am Immenstein, im dunkelrothen Kleid gesehen hatte und zu ihrer Seite die „blonde Fee“.

Johannes fiel nicht vom Gerüst, wie ihm auch schwindelte, nur den Farrentopf ließ er fallen, doch zu seinem größten Glück nicht der „blonden Fee“, auch nicht der schönen hohen Frau, aber einem andern

stolz in Sammt und Seide gekleideten Frauenwesen mitten auf den Rücken, vielmehr auf den „Cul de Paris“, worüber ein großes Geschrei entstand und der Gesell Johannes einstweilen eine Ohrfeige gab, die derselbe verhältnißmäßig gern verschmerzte; er hatte Geistesgegenwart genug behalten, zu beobachten, daß die vom Immenstein, ohne ihn oder den ärgerlichen Unfall weiter zu beobachten, längst weiter gegangen waren.

In der Nacht darauf träumte Johannes, er sei Schornsteinfeger und ginge in rußigem Anzuge und Anzug, mit Leiter, Besen und Kugel ausgerüstet, über eine sonnige Aue; da kam ihm zu seinem größten Schrecken plötzlich die blonde Fee entgegen, und wie sie ihn erblickte, erkannte sie ihn, stieß einen gellenden, herzzerreißenden Schrei aus und fiel in Ohnmacht; darüber wachte Johannes auf.

Wie er über den seltsamen Traum nachdachte, wurde er immer trauriger. Etwas besseres bin ich auch in Wirklichkeit nicht, dachte er. Drei Tage brachte er traurig hin, fühlend, daß es so nicht mehr weiter gehen könne. Dann überwand er endlich seine Schüchternheit und entschloß sich, dem Rathe seines Zeichenlehrers zu folgen und mit seinen Arbeiten zu einem Professor der Akademie zu gehen, den ihm jener als sehr menschenfreundlich gepriesen und den er um Rath bitten sollte. Der Schritt kostete Mühsal und war für das Johannesle vom Zafelhaus keine Kleinigkeit. Der Akademiediener, der ihn zu dem Professor führen sollte, war auch nicht die Freundlichkeit selber, daß Johannes, von neuem eingeschüchtert, fast wieder umgekehrt wäre.

Dann stand er an der Thür und klopfte an. Eine tiefe Bassstimme rief herein.

Johannes drückte auf die Klinke und — stand vor dem Mann vom Immenstein, dem mit dem mächtigen, flachblonden Bart.

V. Der Zauberberg und ein vierblättriges Kleeblatt.

Es war wieder August. Aus dem Gasthof eines einsamen, unberühmten, nur von wenigen Gästen besuchten Luftkurorts trat eine Gesellschaft und stieg einen dunklen Tannenwald, der sich bis auf wenige Schritte zum Gasthof hin erstreckte, unter mancherlei Reden langsam empor. Sie gelangten oben auf eine grüne Hochmatte, wo sie einen Augenblick stehen blieben und Umschau hielten.

„Wenn Sie am Immenstein malen wollen, trennen wir uns hier, wandte sich die ältere von den beiden Frauen an einen noch sehr jungen Mann aus der Gesellschaft; „wir möchten unterdessen die Felsen am „todten Meer“ drüben uns ansehen und vielleicht zeichnen, später werden wir Sie am Immenstein treffen.“

Die Sprecherin hatte ein dunkelrothes Kleid an, und ein breitkrämpiger einfacher Rembrandthut beschattete ihr von goldbraunem, sanftwelligem Haar umrahmtes Gesicht; nichts verrieth, daß ein ganzes Jahrzehnt hingegangen, seit sie und die Ihrigen am Immenstein drüben dem kleinen Johannes vom „Zafelhaus“ als Zaubererscheinung vorgekommen. Doch im ganzen hatte sich manches verändert, die beiden ältesten Töchter waren verheiratet und fehlten; Pappas Bart war noch um eine Nuance weißer geworden und Fräulein Käthe, die „blonde Fee“ zu einer hohen, schlanken Dame herangewachsen.

Auch der Maler, der Mann mit dem „Franzenmantel“ und dem Barbarossabart, war nicht bei der Gesellschaft, dafür hatte sich ein neues Mitglied eingefunden, der junge Künstler, welcher am Immenstein malen wollte. Derselbe war den anderen noch ziemlich fremd, aber da er auf alle einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, hatten sie ihn, als den einzigen Pensionär neben ihnen, seit gestern in ihre Gesellschaft gezogen.

„Auf Wiedersehen!“ sagten alle, und der junge Maler setzte rechts hin seinen Weg, der ihn über den sogenannten Zauberberg führte, allein fort.

Ost stand er still und sah sich um, noch öfter schaute er lange und nachdenklich zu der Hochkuppe des Gebirges hinüber.

Die unendliche Einsamkeit, die Größe der Umrisse gegen Osten und Süden, die stolze stille Majestät der höchsten Kuppe, die Formen, Farben, und alle die Sonnenherrlichkeit ringsum schien auf den langsam hinwandernden, mit Malergeräth ausgestatteten Jüngling einen überwältigenden Eindruck zu machen.

Bei seinem Ziel angekommen, suchte er sich einen Standpunkt aus, von dem er den Immenstein, den anderen Felsen, auf dem einst der kleine Johannes geessen und das „Baselhaus“ zu einer malerischen Gruppe zusammenfassen konnte, in welcher der erwähnte kleinere Fels in den Vordergrund zu stehen kam; dann malte er nicht, sondern zeichnete.

Am wenigsten merkte man dem Baselhaus an, daß es zehn Jahre älter geworden. Wie traumverloren lag es in der heißen Nachmittags-sonne, deren Strahlen auf den Silberschuppen des Daches wie kleine, durchsichtig-leuchtende Koböldchen einen Zauberreigen zu tanzen schienen. Auf einem Kuhdüngerhaufen scharren und glückten von Zeit zu Zeit ein paar alte Hennen, die in der umgebenden Märcheneinsamkeit sich wie verirrt und verloren ausnahmen.

An den kleinen Fensterchen der Vorderseite, von rothen Nelken, Geranien und Levkojen umblüht, sind zwei Schieberchen zurückgeschoben, aber kaum dringt von Zeit zu Zeit ein Laut hervor, der auf innewohnendes Leben schließen läßt, ein ächzendes Tick-tack einer Schwarzwälderuhr, ein leises Surren und Summen, hier und da auch ein dumpfer Stimmenklang, als ob eine alte Wald- oder Zauberfrau mit Gnomen darin hause und heimlich hin und her rumore.

Noch andere Töne klingen leiser oder stärker in diesen Mittags-traum der Einöde hinein, bald tausendfacher Wiederhall der Holzart, bald ein jäher, schriller Aufschrei des Adlers aus der sonnigen Höhe, bald wie fern den Wald hinziehendes Brausen, dazwischen, vom Zauberberg herunter die sanften Klänge einiger Herdenglocken.

So war es vor zehn Jahren, so jetzt. Nur sein Inneres war verändert, die Ruhme Zilli, wie auch die Mutter Christine seit Jahren todt, der Johannesle längst fort in die weite Welt und die beiden jüngeren Geschwister mit dem Better Anton nach Amerika gezogen. Das Haus war verkauft und von Fremden bewohnt.

Nach einigen Stunden fleißigen Arbeitens hatte der junge Maler sein Bild so viel wie fertig, als die andere Gesellschaft, die leise herangekommen war, plötzlich hinter ihm stand und ihn recht überraschte.

Alle wollten die Zeichnung sehen und konnten nicht genug sagen, wie gelungen sie sei.

„Aber was ist das“, rief Fräulein Käthe erstaunt aus. „Sieh doch, Mama, Papa — hier, das bin ja ich, und das ist der kleine Johannes.“

„Es ist wahr, man erkennt Dich“, sagte die Mutter. Alle sahen den Maler an.

„Und der kleine Johannes bin ich“, sagte der junge Mann erröthend: dann zog er aus seiner Rocktasche ein rotheingebundenes Buch, „Nennen Sie das“, wandte er sich an Fräulein Käthe, „ich bin Ihnen immer noch ein Gegengeschenk dafür schuldig und gebe Ihnen meine Zeichnung, wenn Sie dieselbe nicht verschmähen wollen?“

Dann war man auf dem Rückweg über den Zauberberg. Als sie gegen die angebaute Region herunterkamen, gingen sie eine Zeit lang an einer aus Holzstücken gebildeten Einhegung hin: „Ist das dort nicht ein vierblättriges Kleeblatt?“ fragte die Mutter, mit ihrem Sonnenschirm über den Hag deutend.

Johannes stieg über die Einfriedigung hinweg.

„Wahrhaftig“, rief er, es ist eins.“ Er pflückte das Blatt und wollte den Fund der Entdeckerin bringen: „ich habe nie in meinem Leben eins gefunden“, bemerkte er.

„So behalten Sie es doch, ich habe mein Glück schon.“

„Da Sie es gefunden haben“, sagte Johannes zögernd und nachdenklich, „wird es mir nichts nützen.“ Sie lächelte.

„Wenn ich es Ihnen von Herzen gebe und gönne, vielleicht doch.“

Johannes sah Fräulein Käthe an, die „blonde Fee“ erröthete leis, als ob sie seine geheimen Gedanken gesehen hätte, und er legte das Klee-Bier in das rothe Märchenbuch.

Auf den schönen Tag verbrachte der junge Maler eine unruhige qualvolle Nacht. „Armer Teufel, der Du bist, unbekannt, ohne Namen, ohne Familie, Du wirst niemals um ihre Hand anhalten dürfen.“ So jagte er sich hundertmal und eine unsägliche Traurigkeit jehürte ihm das Herz zusammen und machte ihn so sehr kleinmüthig, daß er am andern Tag abzureisen beschloß. Als er aber am Morgen Fräulein Käthe begegnete, wurde er wankend in seinem Vorfat; denn er spürte aufs neue in seiner Seele einen Zauber von wunderbarer Kraft und Wirkung und meinte, daß der ein Elender sein müßte, welcher, von ihm berührt, nicht alles vermöchte; dessen aber war Johannes gewiß, daß, so arm und einjam er auch sein Leben hingeschmachtet, er doch kein Elender sei.“

Und also blieb er und hatte es nicht zu bereuen.

Das vierblättrige Kleeblatt, das Lächeln der Mutter, das Erröthen der „blonden Fee“ hatten nicht gelogen . . . auch nicht die Künstlerhoffnungen seiner Brust.

Der Feenzauber war ein guter gewesen, kein böser, wie es die Mühme Zilli befürchtet.



An die Entfernte.

Du bist so fern, von mir so weit entfernt!
Fremd bin ich Dir — Du kennst den Schwärmer kaum,
Dess' Herz so rasch Dich lieben hat gelernt.
Ich selber sage mir: es ist ein Traum,
Ein süß bethörend Spiel der Phantasie,
Daß ich empor in Deine Näh' mich schwinge
Und kraft der Hoffnung gütiger Magie
Dich schließlich noch, o Liebliche, erringe.

Es ist ein Traum! Hilft hier mein guter Muth?
Kann ich mein Schicksal fügen mit Gewalt?
Es ist ein Traum! Zu schön wär' ach! zu gut
Dasselbe Glück in greifbarer Gestalt.
Es ist ein Traum! Verdien' ich denn auch mehr?
Darf ich schon wagen, besseres zu fordern?
Ist dieser Traum denn nicht erst die Gewähr,
Daß reine Flammen mir im Busen lodern?

Sonst faßt mich selten zages Zweiseln an:
Ich bin gewohnt an stolzes Selbstvertraun;
Was strenge Pflicht gebot, hab' ich gethan
Und darf der Zukunft kühn entgegen schau'n.
Doch schnell verschwindet diese Sicherheit,
Seh' ich vor mir Dein süßes Bildniß schweben;
Ichühl', wie ich vom besten Ziel so weit!
Mir fehlt die Lust, noch ohne Dich zu leben.

Wie schal erscheint mir nun der früh're Trost:
In Zukunft fände sich ein besser Heil!
Solch Unwartshaft, vom Zufall blind verlost,
Ist Lottospiel; ich nehm daran nicht Theil.
Was nun? Erschöpft sind Hoffnung und Geduld,
Nur noch die That kann glücklich hier entscheiden;
So sei's! Die That gescheh'! Ich selbst sei schuld
An meinen Freuden wie an meinen Leiden.

Emil Regel.





Drei berühmte Salons.

Von Dr. Adolph Kohut.

Der Literaturhistoriker soll noch ersehen, der ein Essay oder ein Buch schreibt über „Dresden in der Literaturgeschichte“. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lebten und wirkten in der sächsischen Hauptstadt längere oder kürzere Zeit Männer und Frauen, welche in der Literatur eine große Rolle spielten und zur Entwicklung des geistigen Lebens in Deutschland ganz außerordentlich beitrugen. Ich nenne hier nur Elisa v. d. Recke, Chr. A. Tiedge, Friedrich Kind, Ludwig Tieck, Julius Moser, Theodor Hell, Julius Hammer, Seume, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Friedrich Laun, Bernhard Auerbach, Karl Gustow, Julian Schmidt, Gustav Freytag, Karl von Wachsmann und viele andere. Die dichterischen Größen kamen ursprünglich in einem spezifisch künstlerisch-schönegeistigen Kreis zusammen, über den seiner Zeit Ludwig Tieck viel gespottet, der aber immerhin auf die aufstrebenden Talente einen sehr heilsamen Einfluß geübt hat; es war dies der sogenannte „Liederkreis“, der in der ersten Zeit seines Bestehens den wahrhaft furchtbaren Namen „Dichterthee“ führte. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts verkehrten dort fast alle in Dresden lebenden Dichter und Schriftsteller. Es wurde dort deklamirt, vorgelesen, gesprochen und — medisirt. Ursprünglich führten nur die Männer das große Wort, aber allmählich beteiligten sich auch Frauen an den Zusammenkünften des Liederkreises, und geistvolle Schriftstellerinnen, Dichterinnen, Malerinnen und Schauspielerinnen, wie Luise Brachmann, Helmine von Chézy, Therese aus dem Winkel, Karoline Bauer — die spätere Gräfin Plater — ließen dort ihr Licht leuchten. Dieser Kreis war aber kein ausschließlich literarischer, er war vielmehr der Mittelpunkt der ganzen geistigen Elite Dresdens und illustrier Fremder. Karl Maria von Weber verbrachte dort in Freundesmitte seine Abendstunden, mit Friedrich Kind das Libretto des „Freischütz“ besprechend, und mit ihm noch zahlreiche andere Ritter vom Geiste. Tieck nannte den Liederkreis in seiner böshafsten Weise „Räucheranstalt“, in die jedes Mitglied sein Räucherfaß mitbrachte, um

es vor den Worten des eben Vortragenden zu schwingen, und wo jede Dame einen Lorbeerkrantz hinter ihrem Stuhle verborgen hielt, um ihn zu einer etwa nöthigen Bekrönung bei der Hand zu haben, trotz alledem läßt es sich nachweisen, daß vom Viederkreis aus gar mannigfache Keime geistiger Schöpfungen ausgingen, die dann ganz Deutschland zugute kamen.

Gleichzeitig mit diesem Cirkel beherrschten drei Salons mehrere Jahrzehnte hindurch das geistige Leben in Dresden, indem sie Berühmtheiten schufen und absetzten, junge Talente emporbrachten, den Götzen des Tages huldigten und namentlich die Begeisterung für die damaligen Helden des Theaters, einen Emil Devrient, einen Bogumil Davison, einen Tichatschef, eine Schröder-Devrient u., stets wachhielten. In diesen Salons führten das Scepter die drei Dichter: Christoph August Tiedge, Friedrich Kind und Ludwig Tieck, ein jeder einen glänzenden Hofstaat von Celebritäten der Literatur, Kunst und Wissenschaft um sich versammelnd, ein jeder einen mächtigen Anhang um sich schaarend, der nur auf die Worte des Meisters schwor. Gewiß ist in diesen drei Salons gar manches bizarre, überspannte und wunderliche an den Tag getreten, aber es darf nicht vergessen werden, daß im großen und ganzen diese schöngeistigen Versammlungen befruchtend wirkten und manches bleibende geschaffen haben.

Bald werden einige dieser drei Salons in dem stets bauenden und „durchbrechenden“ Dresden dem Untergang geweiht sein, und so sei es mir gestattet, das Andenken an dieselben für die Literatur wenigstens zu retten, und das Leben, welches einst in deren Mauern so mächtig pulsrte, auf einige Minuten zu neuer Thätigkeit heraufzubeschwören.

Christoph August Tiedge wohnte mit seiner von ihm schwärmerisch verehrten Freundin, der Dichterin Elisa von der Recke, einer Schwester der letzten Herzogin von Surland, in der Neustadt zu Dresden am sogenannten Kohlmarkt, im selben Hause, welches einst dem königlich sächsischen Kabinettsminister Grafen Zensst von Pilsach gehörte und das v. Biedermannsche genannt wurde. Es war mit einem freundlichen Garten nebst geräumigem Gartenhaus versehen — so recht ein Tusculum für einen so zartbesaiteten Poeten, wie es der Schöpfer der „Urania“ war, und für eine so feinsühlige, geniale Frau wie die Dichterin der „geistlichen Lieder“ und des Buches über Cagliostro. Hier lebte das Dichterpaa von 1819 bis zum Tode Tiedges, am 8. März 1841. In dem Hause, wo einst bei hofähnlichen Festen eine bunte Menge schön geschmückter Frauen und Männer auf- und niedervogte, wo bei den häufigen Bällen rauschende Musik dem Eintretenden entgegenklang und bei diplomatischen Mittagstafeln Konvenienz und Etikette den Vorsitz führten, versammelte sich nunmehr ein Kreis namhafter Männer und Frauen, die in der Literatur und Kunst, im öffentlichen Leben oder durch ihre sonstigen geistigen Eigenschaften hervorragten. Ein Biograph Tiedges, Karl Falkenstein, giebt uns folgende Schilderung dieses buen retiro: Hatte man den hinteren, mit Steinplatten belegten Hof des Hauses durchschritten, so führte die Treppe in ein geräumiges Vorzimmer, dessen Wände durch mehrere landschaftliche Gemälde von der Hand des berühmten Malers Anton Grass

geschmückt waren, welche Naturscenen von der Umgegend Dresdens, wie Blajewitz, Loschwitz, den Plauenschen Grund zc. darstellten, und die um so größere Aufmerksamkeit verdienten, da der große Porträtmaler erst im späten Alter und gleichsam nur zu seiner Erholung sich dem Studium der Landschaftsmalerei widmete und auch in diesem Fache geniale Werke schuf. Von hier gelangte man durch eine Art Salon, welche Aquarellbilder mit Darstellungen aus Italien schmückten, in das mit bildlichen Reminiscenzen aus der Jugendperiode Elisa von der Recke's reich ausgestattete Schlafzimmer, wo ein altmodisches Himmelbett mit grünseidenen Vorhängen und einer Chaise longue zur Ruhe einlud, und an Winterabenden ein behagliches Kaminfeuer die auf den Pfeilerkommoden befindlichen Marmorbüsten Friedrich Nicolais und Antonio Canovas erleuchtete. Die Thüre öffnete sich und man trat in das Wohnzimmer Elisa von der Recke's ein, einer Frau, welche der Freund Friedrichs des Großen, Abbé Deninia, mit Vittoria Colonna vergleicht. Mit edler Haltung und selbst in ihren vorgerückten Jahren noch ungebeugt, kam die hohe Gestalt dieser Dame, die einst wunderschön war, dem Eintretenden entgegen, in deren imposantem Aeußeren man eine Fürstin zu erblicken glaubte. Alle Wände ihres Arbeitszimmers waren mit Bildnissen ihrer Freunde geschmückt, so daß man fast nirgends die Spur einer Tapete erblicken konnte. Selbst die Thüre und die Innseite der Fensterpfeiler waren mit kleinen Miniaturen, Kupferstichen oder Silberstiftzeichnungen interessanter Menschen behangen. Es war ein wahres Pantheon der Freundschaft, in welchem Elisa als Hohepriesterin waltete. Um das Bildniß ihres längst dahingeschiedenen Vaters, Reichsgrafen von Medem, die Schwester Dorothea, Herzogin von Kurland, dann die beiden Lieblingsnichten Pauline, Fürstin von Hohenzollern und Johanna, Herzogin von Aserenza, sowie die Gemälde und Statuen von Moses Mendelssohn, Gleim, Wieland, Klopstock, Goethe, Maximilian Klinger und Johannes von Müller und andere *dii majorum gentium*. Den Mittelpunkt ihres Arbeitszimmers nahm das von Köstler gemalte Bild ihres Abgottes Tiedge ein. Den Schreibtisch aber schmückten Miniaturgemälde und kleine Büsten ihr besonders beliebter Personen, wie Katharina II., Kaiserin von Rußland, Stanislaus Poniatowski, König von Polen und Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (als Kronprinz.)

In nächster Umgebung, nur durch eine Thür getrennt, wohnte ihr treuer Freund und Lebensgefährte Tiedge in einem kleineren Zimmer, dessen Fenster, wie die des ihrigen, die Aussicht nach der Elbe hatten und nicht nur einen überaus freundlichen Blick auf die Altstadt Dresden mit der schönen, im italienischen Stile erbauten katholischen Hofkirche, auf das königliche Schloß, die majestätische Elbbrücke, die Brühl'sche Terrasse und die hohe Kuppel der Frauenkirche gewährten, sondern in einiger Entfernung ein wahres Panorama der Umgegend darboten. Hier saß der Dichter der „Urania“ in einem altmodischen Lehnstuhle am einfachen Schreibtische. Zur Seite links ein ebenso einfaches Bureau, das gewöhnlich offen stand und bei halb ausgezogenen Fächern den wenig geordneten Inhalt, allerlei Skripturen und Manuskripte, sehen ließ. Dessen alleiniger, aber desto interessanterer Schmuck war eine Stuhluhr von vergoldeter Bronze, welche dereinst

auf dem Schreibtische des Kardinals Richelieu sich befand. Die Herzogin von Kurland hatte diese Uhr von der Familie des Kardinals zum Andenken erhalten. Dem Schreibtische gegenüber hingen die Bildnisse der Herzogin Amalia von Weimar, von Johann Huz, C. M. Böttiger, Raeder, Feuerbach und Jean Paul . . .

Dieses Haus nun war bald der Wallfahrtsort aller Schöngelster Dresdens. Elija von der Recke war ungemein gastfreundlich wie wohlhabend und ihre Gäste fanden bei Tiedge nicht allein reichliche geistige, sondern auch materielle Kost. Gewöhnlich kamen die Freunde und Besucher überhaupt abends nach sechs Uhr, und jeder war willkommen. Niemand wurde zurückgewiesen, auch wenn er nicht zu den Berühmtheiten gehörte und wenn seine Empfehlungskarte auch nur in einem lebenswürdigen Neuzern bestand. Tiedge konnte erst dann ungemüthlich werden, wenn ein Gast seine Dichtungen vorlesen und beurtheilt wissen wollte. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Brusttasche oder eine Dame Papier aus dem — Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick, selbst bevor er noch den Gegenstand kannte, sehr unheimlich. Seine heitere Stirne unwölkte sich und er schnitt ein gar komisches Gesicht. Bei dem nächsten Besuche gab er die Poesien, wenn dieselben kein hervorragendes Talent bekundeten, mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zutage gefördert haben — wir wissen es aber schon!“ Scherzhafter Weise pflegte er zu sagen, wenn von seinen dichterischen Besuchern die Rede war: „So oft meine Thür sich öffnet, so ist mein erster Blick auf die Rocktasche, bei Frauen aber auf den Strickbeutel gerichtet, um zu erpähen, ob nicht ein zeittödtendes Papier aus dem Verstecke hervorschauet, das meine gute Laune, zum wenigsten für denselben Tag, mit einem Angriff bedroht.“ Wirkliche poetische Talente nahm er nicht nur liebevoll und schonend auf, sondern ermunterte sie zum Vorwärtsschreiten und ward ihr Rathgeber und Beschützer. Den schwachen Talenten gab er oft den wohlgemeinten Rath, ihre Muse nicht zu quälen. Er pflegte diesen zu sagen: „Wenn einmal nach echtem Ritterbrauch das Leben dem Dienste einer einzigen ausgewählten Dame gewidmet sein müsse, sich lieber die Muse der Geschichte, als jene der Dichtkunst als Huldgöttin zu erküren. Die Dame Alio ist nachsichtiger als Thalia und Kalliope. Jene nimmt mit dem redlichen Willen ernster Forschungen vorlieb, diese beiden letzteren aber verlangen rhythmische Klänge einer aus dem Innern strömenden Begeisterung.“

Die Gesellschaft bei Tiedges pflegte neben der anregenden Konversation namentlich die Vorlesungen über die mannigfachsten Gegenstände. Es wurde gesungen, musiziert, deklamirt und debattirt. Frau von der Recke war keine Frau, die gern die Konversation beherrschte und sich etwa vor aller Welt huldigen ließ. Sie zeigte sich in allem echt weiblich, taktvoll und zurückhaltend. Sie war allerdings Meisterin in der Kunst des Redens, aber noch eine größere in der des — Schweigens. Sie trat nur dann, wie Karl Falkenstein berichtet, mit der Aeußerung ihrer Gesinnung hervor, wenn sie darum ersucht, gleichsam berechtigt war, die Wahrheit auszusprechen, oder wenn sie sich, auch unaufgefordert, für verpflichtet hielt, durch warnende Mahnung ein Unheil zu verhüten. Die im geselligen Leben so häufigen

lieblosen Kritiken über unsere Nebenmenschen, zu welchen oft bloß um eines glücklichen Gedankens, um eines witzigen Wortspiels willen, selbst edle Menschen sich zuweilen hinreißen lassen, machten auf Frau von der Recke stets einen unangenehmen Eindruck. „Nichts steht höher als die Reife des Geistes, des Verstandes, der Vernunft, nichts aber tiefer als der Witz, der nur durch plötzliches Zusammenstellen von Gegensätzen überrascht, zumal der trockene Wortwitz — denn er ist die Kränze der Seele.“

Von den berühmten Fremden, die im Tiedgeschen Hause einkehrten, erwähne ich nur: Alexander von Humboldt, den Großherzog von Weimar, Matthison, Dehlenschläger, Turgenjew und von den Damen: Helmine von Chézy, geborene Freiin von Klénke, Fanny Tarnow, die beiden Schwestern Prinzessinnen von Biron-Murland u. a. Einer der interessantesten Gäste war der berühmte Kriminalist Anselm von Feuerbach. Dieser Menschenfreund hatte sich bekanntlich Kaspar Hauzers sehr warm angenommen. Im Hause Tiedges theilte er die Resultate seiner Hauser-Nachforschungen zuerst mit. Später veröffentlichte er dieselben in der Schrift: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben. Ansbach, 1832“ und rief damit die größte Sensation hervor.

Elisa von der Recke starb am 13. April 1833, in ganz Deutschland aufs tiefste betrauert. Ihre letzten Worte waren, wie bei Goethe, „Licht, mehr Licht!“ In ihrem Testamente, in welchem sie für Tiedges Existenz aufs beste sorgte, bestimmte sie zugleich, daß die Zimmer mit allen Einrichtungen bis zu dessen Heimgang unverändert bleiben mußten. Kein Bild, kein Tisch, kein Stuhl sollte von der Stelle gerückt werden, und die geselligen Unterhaltungen und alles, was zum edelsten Lebensgenusse gehört, seinen Fortgang haben, als wenn sie noch am Leben wäre: „denn ich werde, so hoffe ich zu Gott, auch nach dem Tode noch im Geiste unter meinen Freunden gegenwärtig sein.“ Wie sehr Tiedge die Verbliebene verehrte, ersieht man aus folgenden überschwenglichen Worten, die sich in den Papieren des Dichters vorfinden.

„An Elisa zum 1. Januar 1825.

„Wer neben diese Frau sich wagen darf,
Verdient für diese Kühnheit schon den Kranz!“

Wenn, theure, heilige Elisa, wenn ich jemals gewünscht habe, ein fremdes Wort mir anzueignen, so ist es das obige aus Goethes Tasso. Ja, ich fühle es bis in die tiefste Seele meines Geistes hinab, wie glücklich ich bin, mich in der Himmelsheiligkeit Ihrer Nähe bewegen zu dürfen. Meine höchsten und reinsten Bestrebungen sind von diesem Gefühle durchdrungen; es erhöht das Interesse, das ich jetzt an mir selbst nehme. Gott erhalte mir diese Seligkeit, die mich mit den Engeln in Berührung bringt.

Tiedge.“

Tiedge war schon ein Urganz, als noch immer Fremde aus aller Herren Länder herbeiströmten, um den Dichter der „Urania“ kennen zu lernen und in seinem Hause köstliche Stunden zu verleben. Noch in seinem fünfundsachtzigsten Jahre wurde an seinem Geburtstage ihm zu Ehren ein allegorisches Drama: „Der Sängerrinnen Streit um

Tiedges Burg“ von vier der reizendsten Damen in seinem Hause aufgeführt. Diese vier Grazien repräsentirten vier Länder: Preußen, als des Dichters Vaterland, Italien, als das Land, wohin er so gern zurückdachte, Kurland, als seiner Freundin Elisa Heimat, Sachsen, als seinen letzten Wohnsitz. Sie stritten um die Ehre, ihn zu ehren, bis „Urania“ — Frau Majorin Serre, Gattin des Gründers der Schillerstiftung — mit der Sternenkronen auf dem Haupte und einem Lorbeerkränze in der Hand erschien und den Wettkampf mit den Worten schlichtete:

Laßt ab von Eurem Grolle!
 Der Sänger, den Ihr ehrt,
 Ist nicht der kleinen Scholle,
 Nicht einem Land bescheert.
 Er, der das Lied gesungen
 Von der Unsterblichkeit,
 Das durch die Welt gedrungen,
 Gehört der Ewigkeit.
 Nehmt hin des Kranzes Spende
 Und setzt ihn, reich belaubt,
 Damit der Streit sich ende,
 Vereint auf sein Haupt!

Das Kornermuseum in Dresden besitzt eine höchst interessante Zeichnung — das Haus Tiedges und Uranias darstellend. Diese Zeichnung trägt die Inschrift: „Erinnerung an Elisa von der Recke und C. A. Tiedge“ und darunter befindet sich der Vers:

Sehst du den Raum, den Muzen einst geschmückt,
 Und wo unsterbliche Gesänge tönten!
 Das Aug' voll Rühmung auf die Stätte blicket,
 Die Lieb' und Freundschaft im Verein verschonten.

* * *

Der zweite literarische Salon befand sich auf der großen Meißnergasse (nicht weit von dem Japanischen Palais in Neustadt), wo Friedrich Kind jahrzehntelang wohnte. Die Glanzzeit Friedrich Kinds, des Librettisten des „Freischütz“, fällt in die Jahre 1796 bis 1823; in dieser Zeit spielte er in Dresden eine sehr große Rolle und vereinigte in seinem Hause die namhaftesten Geister der Residenz. Damals kamen von ihm am Dresdener Hoftheater und auch an anderen Bühnen unter anderem zur Aufführung die kleinen Stücke: „Die Truhe“, „Das Nachtlager von Granada“ (2 Akte), das später durch die Oper verdrängt wurde, das sehr beifällig aufgenommene Drama: „Van Deyks Landleben“, in welcher der schon damals viel bewunderte Karl Devrient und Julie Gley (spätere Kettich) die Hauptrolle hatten. In den Jahren 1810—1823 gingen nun unter anderm an Schriftstellern und Dichtern bei Friedrich Kind aus und ein: Theodor Hell, Seume, Tiedge, Contessa; von Musikern: Morlacchi, Karl Maria von Weber, Heinrich Marschner, der eine kleine Oper von Kind: „Der Holzdieb“ und Musik zu dem Volkstrauerspiel von Kind: „Schön Ella“ komponirt hatte. Zur Vermalung der Prinzessin Maria — Groherzogin von Toskana — schrieb Kind das Festspiel: „Der

Weinberg an der Elbe“ und erhielt dafür von Friedrich August dem Gerechten einen werthvollen Brillantring.

Friedrich Kind hatte eine sehr angenehme Häuslichkeit. Seine lebenswürdige und geistvolle Gattin machte die Honneurs, unterstützt von zwei bildhübschen Töchtern. Von diesen hat sich die eine, Roswitha, durch ihre hübschen Gedichte auch in der Literatur einen Namen gemacht. Leider starb sie schon in der Blüte ihres Lebens.

In seinem Hause verkehrten mit besonderer Vorliebe die Dichterinnen und Künstlerinnen, denen der Hausherr gern mit seinem literarischen Rathe beistand. Unter diesen gab es so manche originelle Erscheinung; so z. B. die schon oben genannte Therese aus dem Winkel, die — verzeihen Sie das harte Wort! — ein Mädchen für alles war: sie kopirte Bilder in der königlichen Gemäldegalerie, spielte, wenn's nöthig war, im Orchester und machte Gedichte! Dieses sonderbare Fräulein schrieb aber auch — Kunstkritiken: ungemein enthusiastische und langathmige Lobpreisungen der italienischen Oper, der erst Weber den Garaus machte. Auf sie hat Weber einst in einer Gesellschaft eine sehr böshafte Bemerkung gemacht, welche bald zum geflügelten Worte wurde. Er rühmte viele ihrer trefflichen Eigenschaften, schloß jedoch seine Panegyrik mit den Worten: „Schade, daß sie an einer bösen Krankheit leidet.“ Als man ihn bestürmte, die Krankheit zu nennen, sagte er mit Ernst: „Sie kann die Tinte nicht halten.“ Alles lachte, und die Kritikerin war in Dresden unmöglich geworden. Auch ein — nicht gerade glänzendes — Gedicht veröffentlichte Weber, auf Kinds Wunsch, auf die unglückselige Rezensentin, die unter den Buchstaben „Th“ und „C“ schrieb. Dieses Poem lautet:

Ob Du auch sinnig als Th,
Mummst Dich in eine Kantusche,
Nimmer kannst Du Dich verleugnen
Südtlich helltönendes C.
Schwimm denn, muthiger Buchstab,
Schwimm auf der Fläche des Blutstroms.
Leer bist Du, leicht genug und — winklicht,
Kannst nur die Tinte nicht halten.

Das etwas mysteriöse Epigramm enthält Anspielungen auf Anzug und Ausdrucksweise der Dame, und „winklicht“ bezieht sich auf Hofrath Winkler — Theodor Hell — den Redacteur der „Abendzeitung“. Dieser Redacteur konnte sich in Bezug auf Vielseitigkeit mit Therese aus dem Winkel messen. Neben seinem Redaktionsgeschäft war er noch Kassirer der Fleischsteuereinnahme, Regisseur der italienischen Oper, Sekretär bei der Generaldirektion des Theaters, sowie bei der Akademie der bildenden Künste und endlich Kassirer des Kunstvereins.

Der geneigte Leser kann sich denken, wie wohl sich die Dichter und Schriftsteller im Hause Kinds befanden, der für alles Rath wußte und ungemein gefällig war, nur durfte es nicht viel kosten — denn Geiz war seine schwache Seite! Auf seinen Salon paßte ganz und gar der Spottvers Emanuel Geibels von den literarischen Theeklubs:

In der Gesellschaft, wo am blanken Theetisch
 Das Wasser brodelt, und der Blaustrumpf glänzt,
 Und wo prosaisch bald und bald poetisch
 Des Geists Rakete durch die Luft sich schwänzt!

* * *

Viel mächtiger und einflußreicher war der Salon Ludwig Tieck's. Dieser gewaltige Mann kam im Jahre 1819 nach Dresden und wohnte auf dem Altmarkt, nicht weit von der Kreuzkirche, ununterbrochen bis zum Jahre 1842, da er nach Berlin übersiedelte. Ein an seinem Wohnhause angebrachtes Medaillon mit seinem Bilde feiert dieses denkwürdige Ereigniß und trägt die folgende Inschrift: „Ludwig Tieck, geb. 31. Mai 1773, gest. 28. April 1853, wohnte in diesem Hause von 1819 bis 1842.“ Tieck war der Papst Dresdens; was er sprach, klang unfehlbar, wie ex cathedra.

Ludwig Tieck hielt in seinem Hause Vorlesungsabende, aus Shakespeare, Calderon und anderen von ihm übersetzten Dichtern, die von der Elite der Bevölkerung besucht wurden. Hermann Freiherr von Friesen, einer seiner intimsten Freunde, schreibt über diese Abende unter anderem: „Man muß dieselben selbst erlebt haben, um sich ein Bild davon zu machen. Viele drängten sich dazu mit derselben Neugierde, die mich angetrieben hatte, und unter diesen gab es nicht wenige, die ihren Dank für den Genuß in den größten Lobeserhebungen abzutragen suchten.“ Neben diesen großen Vorlesungen gab es kleine Abendgesellschaften, zu welchen geladen zu werden als eine solche Auszeichnung galt, wie zu Hofe befohlen zu werden. Tieck hatte das große Talent, mit jedem, den er einmal zu seinen Bekannten rechnete, in dem Tone zu sprechen, der gerade für seine Individualität am angemessensten war. Während sowohl Tiedge wie Kind geradezu abschreckend kälzlich waren, verfügte Tieck überdies — trotz seiner schweren Leiden — über ein imponirendes und bestechendes Aeußere. In den dunklen Augen leuchtete ein mildes Feuer, die Stimme war sanft und doch klangvoll, jede seiner Bewegungen zeugte von echtem Adel. In seinem Hause, zu dem seine Frau und seine zwei gelehrten Töchter gehörten, lebte auch die unverheiratete Gräfin von Finckenstein. Diese war eine hochgebildete, sehr musikalische Dame, die an Tieck mit schwärmerischer Bewunderung hing. Das Tieck'sche Haus war ein sehr gastfreundliches: jeder fand dort die liebenswürdigste Ausnahme, der irgend eine Empfehlung brachte. Von den berühmten Persönlichkeiten, welche die ständigen Besucher des Tieck'schen Hauses waren, nenne ich hier: den Shakespeareübersetzer Graf Baudissin; den Leibarzt des Königs, Geheimrath Carus; den Generaldirektor des Hoftheaters, Herrn von Lüttichau; den Bildhauer Nietchel, die Maler Bendemann und Hübner, den Historiker Fr. von Hammer, den englischen Schauspieler Charles Kemble, den Dichter Karl Immermann und andere. Ich habe oben erwähnt, daß Tiedge gegen unfähige Blaustrümpfe eine Abneigung hatte. Tieck haßte das Strickzeug. Den zuhörenden Frauen in seinen Vorlesungen war das Strickzeug mitzubringen verboten. Im übrigen herrschte ohnehin bei solchen Anlässen stets die größte Stille und gerade die Damen waren seine aufmerksamsten Verehrerinnen.

Nur einer durfte das Tieck'sche Haus nicht betreten, das war Theodor Hell-Winkler. Diese beiden haßten sich gründlich. Hell tadelte, daß Ludwig Tieck als Dramaturg des Hoftheaters immer nur Stücke von Shakespeare und Calderon aufführen lasse, während Tieck den geriebenen und durchtriebenen Theatersekretär aufs tiefste verachtete. Theodor Hell hatte keine künstlerischen Intentionen und seine ganze Schlaueit war nur auf Herbeiführung eigener Vortheile gerichtet. So konnten ewige Reibereien nicht ausbleiben. Daß Tieck in Dresden in finanzieller Beziehung nicht auf Rosen gebettet war, geht aus folgenden Thatsachen hervor. Als der Dichter nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. einen Ruf nach Berlin bekam, erhielt der preussische Gesandte in Dresden, Herr von Jordan, den Auftrag, über die Vermögenslage Tiecks Erkundigungen einzuziehen. Der vom Gesandten eingegangene Bericht hebt hervor, daß Tieck als Dramaturg am Dresdner Hoftheater ein Gehalt von zuerst 600 Thalern erhalten habe, welches nach vier Jahren um 200 Thaler erhöht sei. Sonst habe er keine Nebeneinkünfte und sei in seinen Finanzen oft hart bedrängt.

Natürlich umschwärmten in Dresden namentlich die Schauspielerinnen den Herrn Hofrath und Dramaturgen Ludwig Tieck. Sein Haus glich manchmal einem Pensionat junger Damen oder einer höheren Töchterchule. Karoline Bauer, eine Schülerin Ludwig Tiecks, schreibt hierüber in ihren „Memoiren“ unter anderem: „Das alte düstere Eckhaus am Altmarkt wurde mir eine liebliche Heimat. Dort oben in dem büchertraulichen Gelehrtenstübchen habe ich unvergeßlich reiche Stunden verlebt und bin von Meister Tieck belehrt, berathen, gelobt und gescholten worden, ganz wie eine gute Tochter vom guten Vater. Die milde Hofrathin, die ihre schmerzhafteste Krankheit, die Wassersucht, still und ergebungsvoll trug, die Töchter, die geist- und gemüthvolle Dorothea, der wir so manche treffliche Uebersetzung Shakespeares verdanken, und die heitere, blonde Agnes mit der herrlichen Altstimme waren lieb und gut zu mir, und selbst die Gräfin Finkenstein schütete das Füllhorn ihrer Gunst reich über mich aus, so lange — ihres vergötterten Freundes Tieck Gnadenjonne freundlich über mich lachte. Unvergeßlich theuer sind mir besonders die seltsamen Abendstunden, die ich in Tiecks engerem Familienkreise verleben durfte. Der Dichter blieb dann in seinem kleidjamen, talarartigen schwarzen Sommerrock und in seinem ganzen Auftreten und Sprechen ungeschmückter, menschlicher, lebenswürdiger, als in den offiziellen Vorleseabenden. Wie heiter gemüthlich erzählte er von seiner ärmlichen Kindheit, seiner stürmischen Jugend, seinen bunten Manneserlebnissen und Erfahrungen und von seinen liebsten „Komödianten!“ Oft las er uns auch seine reizenden Volksmärchen vor: Blaubart — die Haimonskinder — die Magelone — den blonden Eckbart — — und wie wunderbar märchenhaft süß und wie zauberisch und dann auch wieder wie erschütternd und grauenerregend verstand er sie zu lesen! Und gern knüpfte er an diese Jugendarbeiten die glücklichen Erinnerungen: wie ihm gerade diese Märchen die Freundschaft August Wilhelm Schlegels erwarben und so beide Dichter späterhin zur gemeinsamen Uebersetzung von Shakespeare verbunden hatten.“

Es war eigenthümlich, daß an den Besuchs- und Vorleseabenden Tieck's nicht so sehr seine Frau wie die Gräfin Zinckenstein die Honneurs machte; sie pflegte den von der Gicht Geplagten unermüdlich, sie begleitete ihn ins Theater, und böse Zungen nannten ihn deshalb den Grafen Gleichen II.

Tieck und sein Haus gehörten zu den Dresdener Sehenswürdigkeiten. Die Lohbedienten und Fremdenführer der Hôtels priesen den alten Romantiker als eine der interessantesten Spezialitäten Dresdens.

Wenn Tieck aus seinem Arbeitszimmer unter die versammelten Gäste trat, glaubte man einen Grandseigneur zu seinem Hofstaat herabsteigen zu sehen.

Wer Dresden besucht, unterlasse es ja nicht, auch die geweihten Stätten zu besichtigen, wo drei große Geister gelebt und wo die Besten der Nation ihren Worten gelauscht haben! Die Bilder der Vergangenheit werden gewiß nicht ohne tiefe Nührung an seiner Seele vorüberziehen!

Im Herbst.

Letzte Blätter rauschen nieder,
 Letzte Thränen fließen d'rauf,
 Letzte schwermuthsvolle Lieder
 Schwingen sich zum Aether auf.

Dort, wo ich Dich fand und küßte,
 Ist der Hain so still und leer
 Und da dehnt sich eine Wüste
 Grauen Daseins vor mir her.

O, der Jugend eitles Streben,
 Das wie Laub im Herbst fällt —
 Ded und düster ist das Leben,
 Ded und düster ist die Welt!

Hermanee Potier.





Aegypten und die Granitwüste.

Von Dr. Albert Dullk.*)

Ich glaube mit Recht sagen zu dürfen: wer Aegypten bereist hat, wer die Darstellungen des Lebens und der Sitten jener Völker betrachtet, und nicht empfunden hat, daß es Völker von Kindern waren, die hier hausten, der hat nur die Einzelheiten, nicht das maßgebende Gesetz des Ganzen erblickt und hat die Bäume beobachtet ohne den Wald zu sehen. Freilich müssen wir in so manchem Fall die gefärbte Brille erst ablegen, mit der unsere Kultur, das Subjektive unserer Zeitbildung, uns ausstattet, und die uns das Fremd-

*) Aus dem Nachlasse des im Jahre 1884 verstorbenen Dichters, Philosophen und Volksmannes Albert Lenno Dullk bringen wir in Nachstebendem eine der interessantesten Episoden seines einsamen Wüstenaufenthalts in Aegypten. Sicherlich haben nur wenige Menschen ein so reiches, innerlich und äußerlich bewegtes Leben aufzuweisen wie Albert Dullk. Ja, alle seine Schicksale — von der Wiege bis zum Grab — waren und blieben so eigenartig, daß nicht selten Sage und Mythe sich derselben bemächtigten und die wunderbarsten phantasiischsten Dinge von dem seltenen Manne erzählten. Das nach des Dichters eigenem Ideal mit dem Muth der Ueberzeugung gegründete besondere Familienleben, Dullks denkwürdige Schwimmpartie über den Bodensee im Jahre 1865, seine Wanderungen bald zwischen den glühenden Granitfelsen der lybischen Wüste, bald in den eisfarrenden Vappmarken, gaben dem allgemeinen Interesse immer neuen Stoff zur Bewunderung und Bewunderung.

Doch wie verschieden auch, je nach der persönlichen Geistesrichtung jedes einzelnen die Auffassung und Beurtheilung von Dullks Leben und Wirken gewesen sein mag, ob auch oft dem genialen Dichter und Philosophen nicht die verbiente Anerkennung geworden ist, als Mensch und Volkemann stand er Freunden wie Feinden unantastbar hoch; sein Charakter, seine unbestechliche, nie wankende Gesinnungstreue kenntet auch von seinen gebäßigsten Gegnern nie verächtigt werden. Sein ganzes Leben im Kampf wie in stiller Poeschaulichkeit, in Wort und That, in Dichtung und Wahrheit war ein fortgesetztes unermüdliches Ringen nach des Lebens höchsten Gütern: Wahrheit und Gerechtigkeit. Von seinem ersten jugendlich-genialen Drama „Orta“ (1844) bis zu seinen letzten großem religiös-philosophischen Werken: „Stimme der Menschheit“ (1876) und „der Irrgang des Lebens Jesu“ (1884) athmet alles denselben edlen Geist der Freiheit, der opferfreudigen Hingabe des Persönlichen an das Allgemeine. Von Dullks übrigen Schriften erwähnen wir noch als die hauptsächlichsten: „Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit“ (1863). „Thier oder Mensch?“ (1872). „Kra“, Drama in fünf Akten (1848). „Jesus der Christ“. Ein Stück für die Volkstheater (1865). „Kaiser Konrad II.“ Historisches Schauspiel (1867).

artige färbt und zerlegt, den Wald oft genug hinter Bäumen verbirgt, das Sandhorn aber, vermöge der Nahsichtigkeit und Schärfe, uns als Gebirge vorführt.

Nicht von den oft besprochenen Riesentempeln Thebens, der Wunderhauptstadt, die wir heute Luxor, Karnak, das Memnonium nennen, nicht von den Felsengräbern der Könige bei Bab, Bibân el Moluck, will ich sprechen, sondern von den niederen unberührten und gewöhnlichen Grabgemächern, wie sie das Höhlengewebe in den Flanken des Makattamgebirges, das den untern Lauf des Nil begleitet, zu Tausenden füllen, wie sie selbst in den offenen Steinbrüchen des Landes zutage treten, die doch nur Werkstätten zur Erzeugung des Materials waren, ja, von den zerstreuten verschütteten Tempeln, von der farbenreichen Granitwüste — von alle dem, was in jener Welt unbedeutend und gewöhnlich erscheint.

Ob die Darstellungen in jenen Tempeln das heilige Reich der Götter oder das weltliche Leben des Tages betreffen, sie haben alle so sehr einen gemeinsamen Charakter, daß er sie fremdartig und scharf auszeichnet von dem, was uns als Kunst und Bildung geläufig ist.

Aegypten war anerkanntermaßen ein hochgebildetes, reichentwickeltes Kulturland. Dennoch sehen wir hier das Volk, wie es bei uns gern die Kinder thun, mit den Fingern essen, hoch und niedrig, arm und reich, und zum Flüssigen sich des Löffels bedienen. So sehen wir die alten Aegypter selten auf Stühlen sitzen; vielmehr auch die Vornehmen bei ihren Beschäftigungen, wie Schreiben, Toilettemachen und dergleichen, auf den eigenen Füßen oder Beinen kauern, wie es wiederum nur das Kindesalter leicht zu thun vermag. Auch beim jetzigen Volke trat mir noch derselbe kindliche Charakter entgegen; er äußerte sich in der leichten und lärmenden Fröhlichkeit, in dem schnellen Vertrauen und dem raschen Stimmungswechsel, wie in endloser Schwatzhaftigkeit und oft lang andauernder Abgezogenheit, so wie in dem mehr äußerlichen Wesen überhaupt, bei Freude wie bei Schmerz. Ich sah weißbärtige Männer auf hellem Markte weinen, und hörte sie unter fortwährend herabrinnenden Thränen auf den Gegner schimpfen. Ich sah dieses Volk in müßiger Abendzeit auf dem Marktplatz von Alexandria auf dem Boden im Kreise zusammensitzen, platt auf den Fußsohlen hockend, den Körper leicht und bequem in den Knien tragend. In dieser Stellung blieben sie stundenlang gemächlich beieinander, um die Neuigkeiten des Tages auszutauschen, oder einem blinden Märchenerzähler, dem unser Leierkastenmann an Armuth, aber nicht an Würde gleicht, in aller Seelenruhe zuzuhören.

Wenn wir ein Gemälde der Art noch heute dort vor Augen haben, dann sollte es uns leicht glaublich dünken, daß ein um Jahrtausende jüngeres Leben an diesen Orten wohl nicht minder, sondern leichtlich mehr noch dem Kindesalter der Menschheit angehört habe — trotz des Wechsels der Bevölkerung, welche übrigens, auch ohne die rein erhaltene Abstammung der Aopten zu rechnen, mehr ursprüngliche Elemente und eine häufigere Ähnlichkeit, als man gemeinhin denkt, mit der altägyptischen Gesichtsbildung bewahrt hat. Und eben dieser unverkennbare Zug von Kindlichkeit macht auch den Verkehr mit den heutigen Bewohnern des Nillandes leicht und angenehm, sobald man

es nur versteht, den Hochmuth des Europäers abzulegen, und offenen Sinnes der Poesie ihres natürlichen Wesens zu begegnen.

Wie oft habe ich bei meinem langen Aufenthalte in Aegypten mit diesem Volke in schwierigen Lagen des Lebens zu thun gehabt, und so wenig ich die Fehler der Orientalen, unter denen die Trägheit, d. h. eine unverwüsthliche olympische Ruhe im Warten auf die Fügung Allahs, obenansteht, in Schutz nehmen mag, so sehr und vielfach habe ich es doch erlebt, daß in den Konflikten mit den Europäern es letztere waren, denen der ganze Löwenantheil der Schuld zufiel, denn trotz des maßlosen Schimpfens derselben ist es doch erst ihre Ungerechtigkeith, ihr durch die größere Denkreise und Geisteskultur freilich hervorgerufener Hochmuth, ihre Behandlung des verachteten Orientalen, was diesen, der mit natürlicher Begabung einen sanften, aber für Menschenwürde sehr offenen Sinn verbindet, böswillig und gefährlich macht. Ich habe mich über solche Konflikte nie zu beklagen gehabt und nie vergeblich an das Billigkeitsgefühl des Eingebornen appellirt. Aber freilich ging ich auch nicht als Pfau unter den Hühnern umher. Ich hatte keinen Dragomann, keinen Kawaffen, keinen Haushofmeister und unter demselben für siebzehn verschiedene Verrichtungen siebzehn mehr oder minder schwarze Sklaven! Ich lernte ihre Landessprache, legte ihre Kleidung an, und damit unsägliche Unbequemlichkeiten ab; half mir selber, traf meine Anordnungen mit höchst eigenem Munde, und zahlte frischweg aus dem Beutel in die Hand des Marktweibes. Ja, ich verfügte, als ich auf dem Nil fuhr, nicht einmal über die sonst übliche eigene Barke, mit ihrem dann nothwendigen, schweißwedelnden Gefolge von gedungenen Betrügnern, sondern hatte nur den größeren Raum einer gewöhnlichen Nilbarke gemiethet auf ein Stück Weges hin, welches das Fahrzeug gerade machte.

Und doch fehlte mir keineswegs der Ehrentitel, den man dort gern dem Fremden beilegt: „Chawaja“, Kaufherr, so wenig wie Wohlwollen, Achtung und Ergebenheit; ja, wenn ich des Abends nach eingetretener Kühle aus meiner Kammer auf das Verdeck trat, um den fünf Fuß langen Tschibuck im Freien zu rauchen, so machten Schiffsvolk und Passagiere mir wohlwollend rings in ihrem Kreise Platz, und ehrten mein Stillschweigen, wenn ich nicht selbst sie zu dem geliebten Schwatzen und Scherzen zuvor aufforderte. Schon zum dritten Male hatte ich die Barke gewechselt und näherte mich nun dem Ende meiner Nilfahrt, der südlichen Grenze Aegyptens, als ich bei Terselah, wo die näher zusammentretenden Felsen der Ufer einen Engpaß bilden, ausstieg, um hier die uralten Steinbrüche zu besuchen, welche sich auf beiden Ufern befinden. Das Gebirge ist tief durchhöhlte; kleine Thäler haben sich gebildet, und die senkrechten Sandsteinwände des offenen Bruchs ragen oft viele Hunderte von Fuß aufwärts; aber auch eine Masse von unterirdischen Grotten, meist ineinander verzweigt, ist geschaffen und öfters bleiben rohe Säulenkolosse stehen, um das Gebirge zu tragen. Die Spuren der Brucharbeit des Steinmeißels selbst sind merkwürdig durch die Kleinheit der Mittel und die zähe Regelmäßigkeit der Linien. Die Schläge, mit einem rechtwinkligen kleinen Eisen geführt, gehen stets abwechselnd nach beiden Seiten, der erste mit der scharfen Kante ins Gebirge, der nächste tiefere mit der Kante

nach dem abzuschlagenden Blocke in schräger Richtung, und die endlos hinabsteigenden Linien werden dieser außerordentlichen Gleichmäßigkeit niemals untreu. Sie blieben selbst in den krummen Ebenen gehöhlter Nischen stets von gleichbewunderungswerther Genauigkeit und Unwandelbarkeit.

Gewiß waren einst diese Felsengemäcker theils zu Grabhöhlen, theils zu Göttertempeln bestimmt; sie sind, wie so manches andere im alten Aegypten, in halber Ausrüstung liegen geblieben. Angefangene Tempelwände mit Basreliefs, zwei aus dem Groben gearbeitete kolossale Löwenphinxen wie die Grotten selbst, nunmehr halb vom Steinschutte überdeckt. Mitten unter den Verwüstungen und Auspülungen des Nils finden sich drei in den Felsen gehauene Tempelfronten mit Säulen und viele bemalte Grotten. Zwar sind in denselben die Wände beschädigt oder mit Lehm beschmiert, aber die Einzelheiten der Darstellungen lassen sich sehr wohl noch erkennen, während sie zugleich wegen der stellenweise noch ganz erhaltenen Farben einen lebhaften und deutlichen Eindruck desjenigen Lebens, welches sie darstellen, zu geben vermögen.

Wie bunt aber, wie überhäuft, wie kindlich oder kindisch nach Form und Inhalt tritt uns nun diese Welt entgegen, obwohl ihre Darstellungen auch auf das Heilige gerichtet sind und durchweg den Charakter des Ernstes und der Wahrheit tragen, da sie dem Andenken geliebter Geschiedener gelten! Es sind da, um das Leben der Gestorbenen aufzubewahren, alle häuslichen Verrichtungen dargestellt: Die Besorgung der Küche durch Frauen und Männer, die Zubereitung der buntesten Gemüsefrüchte, das Schlachten von Kälbern und dergleichen, wobei unter allerhand Geräthschaften auch unser moderner Feldstuhl erscheint. Wir sehen Wasser tragen, nicht in den bekannten, noch heute dort gebräuchlichen „Gullen“ auf dem Haupte, sondern auf den Schultern vermittels der in unserm deutschen Norden bekanntlich gangbaren „Bede“, an deren Enden die vollen Gefäße herabhängen, und daneben allerhand liebliche und freundliche Vereinigungen zur Geselligkeit. Dann wieder finden sich Bildsäulen einzeln oder zu Gruppen verbunden, so z. B. stehen sechs Gestalten nebeneinander mit wechselnder und mir räthselhaft gebliebener Bewegung der Arme. Eine liebliche Gruppe bilden zwei Töchter ungleichen Alters, die, neben der Mutter sitzend und an sie geschmiegt, jede einen Arm in den ihrigen geschlungen haben mit dem Ausdrucke rührender Anhänglichkeit und offener Familienähnlichkeit. Unter den Malereien nehmen die Darstellungen der Götter und göttlichen Symbole in ihrer Herrschaft nach dem Tode der Menschen einen großen Raum ein, sowie die Opfer der Gestorbenen, dargebracht in Gegenwart der Götter, und ihre Aufnahme in die jenseitigen Räume und Reiche.

Hier erscheinen die wunderbarsten Märchengebilde einer kritiklosen, aber in der Einbildung bekanntlich uner schöpflichen Kinderwelt —: die menschliche Gestalt mit mannigfachen Thierköpfen geschmückt, die wunderbarsten fabelhaftesten Zusammensetzungen aus beiden Welten, besonders aber Götter in Vogelbildung und doch zugleich menschlichem Ausdruck in diesen Zügen, der zuweilen eine unbezwingbar komische Kraft übt — eine Spielerei flüchtigen Interesses für den gereizteren,



„Der Glaube.“

Nach einem Originalgemälde von A. Klein Schmidt.

1005

der Nichtexistenz solcher Mißbildungen sicheren Geist, für eine Welt von Kindern dagegen, denen das Unerhörte, das Ungeheuerliche, das Niegesehene imponirt und denen das Unmögliche das Höchste ist, geeignet, Schrecken oder Freude, vor allem aber die Schauer des Erstaunens, der Bewunderung und Aebetung zu erwecken. Endlich finden wir die sonderbaren, in ihrer Naivetät oft nicht wiederzugebenden Attribute und Ausschmückungen dieser ganzen abenteuerlichen Götter oder Geisterwelt: hier eine barocke priesterliche Mannesgestalt mit Ochsenfüßen, das lange, umfangreiche Priestergewand am Halse von fünf übereinander stehenden Kragen gekrönt, das Haupt mit einer ungeheuren spitzen Mütze geschmückt, welche ihren Träger um die volle Länge des eigenen Oberkörpers überragt; dort Opferspenden über einer Flamme, hier Sphinx- und Blumendarreichungen der Götter an Menschen. Mumienartige Frauengestalten, Wickelkindern ähnlich, befinden sich, zum Beweise, daß sie Leben darstellen, in verschiedenartigen Beschäftigungen, und geschmückt mit Ohrgehängen, Armbändern und abenteuerlichen Kopfsputzarten, deren unmöglichen Formen man den neuesten Pariser Geschmack anzusehen glaubt, schöne edle Frauen paradiren mit kunstvoll im feinsten Gewebe geflochtenen, häufig freilich auch blauen Haaren; Göttinnen sitzen feierlich auf Sesseln und säugen große, neben ihnen stehende Jungen, oder lassen aus der Brust einen Milchstrahl springen — den Ueberreichthum der segnenden Kraft; eine hohe weibliche Gestalt mit langen, eckigen Adlerflügeln, in der Weise der hebräischen Seraphim gezeichnet, prangt vielfach als Schutzmacht auf den Bildern, den vor ihr schreitenden Helden in ihre Flügel einhüllend. Eine feierlich verehrte, sitzende Gestalt scheint mit Genüssen — ganz à la mode — regalirt zu werden, indem eine der dienenden Frauen ihr irgend einen Trank aus der Flasche in einen Becher schenkt, und eine andere ihr, gerade als wäre es aufs Rauchen abgesehen, ein langes Rohr sammt einer kleinen Flamme darreicht, und komische Vogelgestalten mit Menschenantlitz warten oder freuen sich der ihnen dargebrachten Früchte und Opfer.

Doch nun die Zeichnungen erst und die Farbe! So überhäuft bunt und grell ist dies alles gemalt, so unbefangen, ohne gemeinsames Maß für die Größenverhältnisse und ohne Einheit des Standpunktes für die Raumverhältnisse des Ganzen steht hier alles neben- und aufeinander, daß kein Zweifel bleibt: in solcher Zeichnung konnte nur ein kindlicher Geist und kindliche Fähigkeit sich ergehen. Das Kind wendet, ohne Uebersicht für das Ganze, dem Einzelnen seine volle Aufmerksamkeit zu und würde auch Einschränkungen an diesem, wie sie aus dessen Stellung zum Ganzen folgen, wenn man sie verlangte, keineswegs billigen, vielmehr als Untreue an der Lebenswahrheit verschmähen; und je bunter überdies das Ganze ist, desto besser, desto werthvoller! Hier aber wird Darstellung und Leben eins. Da sind Männer mit schwarzem Antlitz in rothen Kleidern, braune Weiber in gelbem Gewande, andere männliche Gestalten von röthlicher Hautfarbe neben blauhäutigen weiblichen Figuren; die Häupter der Götter, insbesondere ihre Thierköpfe, entweder blau oder grün, oft auch nur das Haupthaar der Frauen, wie ich es schon erwähnte, mit schönem Tiefblau gefärbt; der große Raum aber, alle Fläche des Hintergrundes,

die von Darstellungen frei blieb, sehen wir bemalt mit gelben und rothen, feinen Längestreifen, oder mit blauen, roth und grünen nebeneinander hervorspringenden Würfeln, oder mit gehäuften, in eben diesen Farben strahlenden Sternen: eine Lebensmischung, eine Farbenpracht, wie sie ganz dem vergnüglichsten Kindergeschmacke entspricht! Die Figuren sind stets nur in Strichen und Umrissen gezeichnet. Die Verschlingungen und Kreuzungen der Glieder beim Gehen und in anderen Stellungen bieten statt der organischen Zusammenstellung nur die einfache Wiederholung der Vorderansicht des Gliedes dar, ohne Rücksicht auf seine Stellung im ganzen; beim Händereichen z. B. kommt immer nur die äußere Handfläche zum Vorschein; gewiß ein Zeugniß für Kindermalerei! Von Fernwirkung, Perspektive ist keine Rede.

Wer nun aber eine solche Wiedergabe des Lebens mit der einfachen Bemerkung erklärt wissen wollte, daß damals die Kunst der Perspektive eben noch nicht erfunden war, der würde in der Entfaltung des Menschengeistes und in seiner Bereicherung nichts als Zufälligkeiten sehen wollen. Freilich erfinden sich solche Kunstgesetze, wie die der Perspektive, erst allmählich; es gehört Zeit und Entwicklung dazu, aber eben diese muß man nicht leugnen wollen. Ohne seine Entwicklung anzuerkennen, zu verfolgen, wird man vergebens den Geist und seinen Leib, die Menschheit verstehen wollen! Nicht Geist, nicht Gott ist uns anders zugänglich, als durch die Erfahrungen von dem gesetzmäßigen Zusammenhang alles Lebens. Sehen wir doch im großen und ganzen der Menschheit, wie im Leben des einzelnen Menschen, daß eine geringere Entwicklung zugleich eine frühere minder reife Altersstufe ist, daß die Perioden der Entwicklung einander organisch bedingen, wie Keim, Blüte und Frucht es thun. Nur durch die Vernachlässigung dieser offenbarsten Erkenntniß, ja dieser geschichtlichen Wahrheit ist man dazu gekommen, in den alten Kulturstätten von Babylonien, von Assyrien, von Indien, insbesondere aber von Aegypten, die Wunder eines vollkommenen, mit ihnen von der Erde verschwundenen Geistes, unerreichbare Denkmäler einer Weisheit und Erkenntniß zu erblicken, mit denen keine Nachwelt mehr sich messen könne! Hat man doch allen Ernstes behauptet: in der ersten Zeit der Menschenschöpfung nur, d. h. in der Wickelkindperiode des Menschengeschlechtes, habe der Geist noch seine volle Krone entfaltet und sei dann absteigend mehr und mehr mit den neuen immer sündigeren Geschlechtern verringert und verdunkelt worden. Nun, es ist freilich etwas, das nur in der ersten Kindheit seine volle Krone entfaltet, es ist das, was wir Unschuld nennen: der Seelenfrieden, der durch die Kämpfe der Erfahrung noch nicht erschüttert, noch nicht verstört, den ganzen Menschen einnimmt und ihn darum gut sein, schön und vollkommen erscheinen läßt. Aber der Geist ist ja auf Erden, ist in die Seele gekommen, nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert des Geistes, von dem wir getrieben werden, die Erkenntniß, mit der schneidenden Schärfe des Rechtes und der Wahrheit, mit dem feurigen Glanz der Vollkommenheit und der Freiheit. Jenen Seelenfrieden in seiner Paradiesesfülle, jene absolute Unschuld finden wir Menschen fortan nicht in uns; wir finden ihn annähernd nur von Zeit zu Zeit

wieder, damit er uns neu belebe und im Kampfe erhalte, wie der Wüstenwanderer die Dase findet und das ermattende Leben den Schlaf, damit er „ausharre bis ans Ende“. Aber die Krone des Geistes kann sich erst aufwärts nach jener Richtung hin entfalten, wo die Erkenntniß vollkommen wird und die ganze Seele einnimmt, die dann kein Stück von Finsterniß mehr hat. In dieser Entwicklung sind wir eben begriffen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend, dadurch daß der Geist, erweckt und ernährt, durch die Früchte der Erkenntniß mehr und mehr der Herr in uns, d. h. der Herr unserer Welt wird, stark und gewaltig, bis er auch jene Frucht von dem Stammbaum der Schöpfung, von dem Baume des Lebens brechen wird, welche ewig macht, wie es ja der Jehova der Hebräer fürchtet.

Wer keinen Fortschritt im Leben der Menschheit sieht, der wird nur das Kleine verstehen und das Große leugnen! Dessen Geist schwimmt gleichsam auf stehenden, ausgebreiteten Gewässern umher, deren Ufer und Winkel, deren Dünste und Sümpfe er wohl genau und scharfsichtig ausforschen mag — aber vor dem großen Ganzen draußen und von der Freiheit und Frische des Lebens erfährt er nichts, weil er sich vom Strome des Lebens nicht forttragen, sich von seinen kristallinen Fluten nicht zum Allmeer, zur Mutter des Lebens hinabführen läßt!

Und das war meine erste und größte Ueberraschung in dieser unterirdischen Trümmervelt ägyptischer Herrlichkeit, daß ich in ihr statt unerreichbar gewählter, ewig verlorener Geisteshöhe, nur eine vorübergegangene Altersstufe mit ihrer allerdings nicht wiederkehrenden Eigenthümlichkeit erkannte, daß ich an all ihrer Kraft, Kunst und Fähigkeit die handgreiflichsten Kennzeichen einer noch kindlichen Entwicklungsstufe des Geistes wahrnehmen mußte, und so das Organische, die „Bermunft in der göttlichen Weltordnung“, wiederfand und offenbar erkannte.

In der That, was bedeuten diese in ihrem ehrwürdigen Ausdrucke dennoch nicht heiligen, ihrer Verklärtheit aber oft komischen Vogelgestalten der Götter, diese durch thierische Köpfe und Kennzeichen zu Bildern des Weltgeistes erhöhten Menschengestalten? Was anders als die Phantasie und die Weisheit des gedankeneifrigen, aufmerksamen Kindesalters der Menschheit, das in dem abenteuerlich Ungeheuren den höchsten Ausdruck für seine Ehrfurcht und den stärksten Anreiz für seine Anbetung findet; das von dem Geist erst nur die Gespensterformen, von der Schöpfungsmacht nur das sogenannte „Wunder“ erfasst hat, welches, die Gesetze der Schöpfung vernichtend, im Sieg des Unmöglichen bestehen soll? Was anders bedeutet die Vergöttlichung des Thierwesens, als die Unreife eines Alters, welches noch in der Thierseele die Idee der Gottheit, den Schlüssel des Geheimnisses sucht, der die Schöpfung aufschließe, weil die Thierseele noch der eigenen Selbstempfindung so innig nahe, so heimisch verwandt ist.

Und diese wunderbaren, in der Weihe des Tempels uns überraschenden Zeugungsembleme, deren Darstellung und Verehrung wir in den weitestverbreiteten Religionen des Alterthums so allgemein finden, wie kommen sie dahin? Denn auch hier treten uns die Zeugungssymbole miteinander vereinigt als das höchste Sinnbild der Kraft und des Lebens

entgegen in jenem sogenannten „Tau“, dem Lebenszeichen, das Götter und Helden, wenn sie aufgenommen sind in die Kreise der Unsterblichen, stets in der Hand tragen; auch hier begegnen wir dem männlichen Zeugungssymbol unter den heiligen Bildern oft in den natürlichsten Formen, wir finden es sogar wieder als den Urbestandtheil des ägyptischen Tempels, nämlich in der ältesten und einfachsten Form der ägyptischen Tempelsäulen, wie sie nur noch in den ältesten Resten bei Medinet Abu, in den Grenzen der einstigen Hauptstadt des Landes aufbewahrt ist. Nun, diese Verehrung, ist sie nicht ein unwidersprechliches Zeugniß für den unerweckteren, der Unschuld der Kindheit noch näheren Sinn des Menschen? Ist in ihr nicht das Gleichniß aufbewahrt jenes ersten, geistig erst erwachenden, noch wenig erwachten Menschenpaares im Paradiese, dem erst mit der Erkenntnißfrucht auch die Selbsterkenntniß der Scham zum Erbe ward? Denn wir kennen ja das Kindesalter, wie es oberflächlich und bewußtfeinärmer ohne Scheu noch offenbart, was dem geistiger und innerlich gewordenen Ich eine Verletzung des inneren Menschen scheint, was für ein zarteres, feineres Selbstgefühl, wenn der Verborgenheit, auch der Weihe entbehrt. Alles noch nicht zu dem Innengeiste der Selbstanschauung im Menschen erwachte Religionswesen und das ganze Heidenthum in all seinen Richtungen ist eben das Wissen und Leben der Kindheit, in den Menschenvölkern sowohl wie im einzelnen Individuum.

Aber wie jeder Frühling des Lebens seinen Sommer, Herbst und Winter hat, seine höchste Entfaltung, die wieder zerfällt zu neuem Samen: so hat auch der Geist Aegyptens, dessen Hochsommer vor 3400 Jahren sich entfaltete, wengleich in niederem, kindlichem Seelenkreise befangen, dennoch seine Wunderblüten und Früchte getrieben und in dauernden Denkmalen zurückgelassen.

Gehen wir an ihnen vorbei; vorüber an dem einst so prächtigen Tempel von Ombo, dessen Trümmer theils in den Nil gestürzt sind, theils in Schutt und Sand vergraben, kaum aus dem Boden emporschauend, gleichwohl aber wunderbare Schätze und Malereien mit Hilfe des Lampenlichts dem Besucher offenbaren, wenn er durch eine abenteuernde Rutschfahrt in das Innere der Erde sie sich verdienen will: gehen wir an diesem Ombo vorbei, auf dessen Tempeldach, wie gewöhnlich in Aegypten, ein Dorf von Lehmhütten Platz gefunden hat — vorbei auch an den Steinbrüchen von Assuan. Es kostete mich, als ich in Assuan, der Grenzstadt Aegyptens war, einige Mühe, den Keiß, d. i. den Führer der Barke zu bewegen, mich noch weiter den Nil aufwärts in das Steinmeer der hier beginnenden Granitwüste hineinzufahren. In der That war es eine bei den embryonischen Talenten dieser Schiffsmannschaft ebenso bedenkliche als romantisch-lobnende Unternehmung, da wir durch wogende Strudel und abenteuerlich chaotische Granitmassen in voller Arbeit uns durchzuwinden hatten. Bei der kleinen Insel Behehl legten wir an.

Die Alterthümer auf diesem Inselchen sind werthlos; desto mehr Romantik liegt in ihren Felsen, die eine Ebene, pittoresk mit Bäumen und einem Fellahdorse belebt, eingrenzen. Welche bewegungsvollen Ausblicke von ihren Höhen auf die brausenden wilden Katarakten,

auf das Nilthal mit den vielen grünen Inseln, auf die starren Sandwälle der lybischen Wüste, auf die Granitsteinbrüche des alten Syene! Denn hier, wo das Gebirge des Nillandes, das in Unterägypten zuerst Kalkstein, dann von Esneh ab Sandstein ist, sich in Granit umsetzt, sind jene Granitsteinbrüche, deren Ruhm der Syenit, das ist der Stein von Syene, in alle Welt trug, und ich sah in ihnen Trümmer von Löwen, Tempelthoren und Statuen, ja einen Obelisken, der neunzig Fuß hoch, niemals fertig geworden, seit vier oder fünf Jahrtausenden hier unvollendet liegen geblieben ist. Mitten aus den Trümmern tauchen auch nubische Kindergestalten empor; die schönsten, die ich je gesehen, wahrhaft erquickend durch die Vollkommenheit ihrer Körperformen, durch die sanfte — unvergleichbare Sammetweiche ihrer Haut, durch die liebliche Ruhe des schönen stillen Antlitzes. In ihm scheint eine reiche innere Welt zu schlummern, und zu erwachen, wenn das große, ernste, geheimnißvolle Naturauge sich belebt, wenn der unschuldige liebevolle Blick zu reden beginnt.

An wie manches Auge, wie manchen Ausdruck auffallender oder räthselhafter Züge, vor denen ich träumend in den Grabstätten gestanden hatte, erinnerte mich nicht diese kleine Welt! ja auch an die geheimnißvolle Mischung eines Geistes, dessen Jugend und Ernst, dessen Freiheit und stolze Selbstempfindung mich in den edelsten Statuenbildern der Könige zuweilen überrascht hatte, gegenüber dem niederen sinnlicheren Ausdruck der Volksklasse.

Um zu den Katarakten und Stromschnellen zu gelangen, mußte ich, da das Schiff sich weiter keinen Weg bahnen konnte, das letzte Stück stromaufwärts wandern: zwei Stunden fast durch ein Meer von rosa Granitfelsen, welche streckenweise zu rothem Wüstensand zerrieben waren. Und lebhaft überkam mich in dieser ebenso abenteuerlich, wie unermeslich scheinenden Einöde das Gefühl der Alten: am Eingange zu stehen in das fabelhafte Land der Menschenfresser. Wer fremd und allein in diese Wildniß tritt, dem darf wohl bange werden unter den rastlosen Steingestaltungen der Felsenmassen, wie sie hier inmitten des rosarothem Granitmeeres in allen Farben sich erheben, bald schwarz mit weißen Punkten oder grau mit grünen Punkten überjätet, bald graugelb und dunkelgrün, bald jählings steigend, bald formlos aufgeschüttet in unendlicher Zerbröckelung, und nur allzu leicht erwecken sie beim Fremdling, der sie nicht zu übersehen vermag, die Empfindung der Gefahr, die Schwester des Geheimnisses! Doch auch daran gewöhnt man sich. Und so oft wir angeregt werden, einen Wechsel, Ausgänge und ein Ende zu vermuthen: es umgiebt und begleitet uns immer dieselbe Wüste — unabsehbar, glühend, ein glutverfengtes Einerlei! So umgab auch mich, so weit ich sah, nur Wüste und nichts als Wüste, auch hinter den gelbstrahlenden lybischen Sandgebirgen — und zwischen all dem Tode und Todesdrohen nur den Nil als einzigen Lebensretter!

Unterwegs traf ich einzelne muselmännische Kapellen, in denen Trinkwasser stand, welches die Berberiner herbeitragen „aus Frömmigkeit“, wie mir einer von ihnen sagte, nicht für Geld. Einen unauslöschlichen Eindruck aber machte mir auf dieser Wanderung ein altes, in fliegende Lappen gehülltes Weib, das ich mit einem Bündel Holz

zwischen den Felsen traf — mit gänzlich grün bemaltem Antlitz! An den Nilsfällen vorüber schritt ich Philae, und über diese Insel hinaus, die zwischen den Katarakten liegt, den zahlreichen Stromschnellen zu, als zum letzten Punkt meiner Reise gegen den Mittag des Erdballs hin. In weiter Ausdehnung fand ich hier die Uferfelsen als schwarze, steinkohlenartige Massen. Das schwache Wasser rächt sich durch Höhlungen und Zerklüftungen an dem hemmenden, gewaltigen Granit, indem es mit Hilfe der Sonne ihn schwärzt, ja stellenweise ihn spiegelglänzend polirt. An den Stromschnellen, einem weiten Gewirre von Furthen, Strudeln und Strömungen angelangt, fand ich drei braune Tagediebe, die sich ein Geschäft daraus machten, zwischen den Steinen der Strudel Fische mit den Händen zu fangen. Um ein „Bachschiß“ zu verdienen, warfen sie sich an der Stelle des stärksten Strudels ins Wasser, mit wechselnd gehobenen Armen hinabschwimmend. An den Kindern der Gegend erfreute mich derselbe stille, ernste Schönheitstypus, wie ich ihn auf der Insel Behel gefunden hatte. Bei den Denkmälern der vielberühmten Nilinsel Philae, die für die schönsten des alten Aegyptens gelten, obwohl sie weitaus nicht die merkwürdigsten sind, hatte ich eine häufige Verletzung der Symmetrie des Baues, gebrochene Schönheitslinien — schiefe Winkel, die Häufung ungeheurer Säulenmassen in einem engen und dunklen Raume bemerkt, sowie eine auffallende Kleinlichkeit im Schmuck der Architektur und verschwenderische Buntheit für alles Einzelne, ohne Rücksicht auf seine Umgebung und das Ganze. Dies alles aber, der Mangel an Uebersicht, so wie die Lust an Kleinlichkeit, an Heimlichkeit und Buntheit, ist ja wiederum bezeichnend für das Kindheitsalter und ihm eigenthümlich. Und selbst wenn man die feierliche Andacht bedenkt, welche der Felsenjaal des Heiligsten nothwendig bei dem Betenden hervorrufen mußte, die Wirkung der hier versammelten, nur vom Fackellicht erleuchtbaren, flammenden Bilder des rothen Stiers, der grünen und blauen Götterthierköpfe, der heiligsten Symbole und Hieroglyphen — selbst wenn man sie vergleicht mit der frei in das Weltall strebenden Andacht des gereifteren Menschengestes, so finden wir auch in ihr wiederum nur ein Zeugniß des phantastischen und in seinem Gesichtskreise beschränkten Kindheitsalters.

Troydem vermögen wir nicht, auf die Werke und Zeugen dieses Lebens obenhin und ohne Bewunderung, ja ohne Schauer der Verehrung für die Macht und Tiefe des ewigen Geistes herabzublicken! Als ein Riese vom Himmel herabgestiegen, schrieb der Geist der Menschheit auch in seiner Kindheit schon die Züge seiner Seele mit ewiger bleibender Schrift und mit der unnahbaren Gewalt des Herrn in seine Erde ein: Es ist die Willensmacht des Geistes und das Geheimniß des Geistes! Auch das Stiefkind Aegyptens, die mosaische Gottesanschauung, legt ja ihren obersten Grundsatz, den Kern und die Seele der Offenbarung dieser beiden Erkenntnisse in den Spruch: „Gott ist allein Herr! Herr!“ — das Geheimniß in den Satz: „Suche ihm kein Gleichniß, weder auf, noch über, noch unter der Erde!“

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze der Tempelbauten. Laubgänge von Säulen z. B. von vierzig Säulenpaaren führen auf die äußeren Pylonen hin, d. h. auf jene enormen, unzugänglichen

glatten Felsenmassen, welche verjüngt nach oben aufsteigend, wie Riesenriegel quer über den Weg zum Heiligen zusammengeschoben erscheinen und so von der Macht, die das Geheimniß verschließt, wie von der Unfähigkeit des Menschen, ihm ohne Demuth und Ergebung zu nahen, einen bewältigenden Eindruck geben. Der schmale, zwischen den Felsstücken gelassene Eingang führt in einen Hof, dessen Größe, wie bei dem israelitischen Tempelbau, die Dimensionen des Tempels selbst weit überragt, der aber noch keineswegs schon zu diesem hinführt, sondern vielmehr niederwärts wieder durch ein zweites Pylonenpaar geschlossen ist, welches, kleiner als das erste, doch noch an fünfzig Fuß hoch dem Wanderer entgegenstarrt. Dieser aber, wenn er hier Einlaß fand, tritt dann erst in einen offenen kleineren Vorhof hinaus und durch ihn in den bedeckten, mächtigen Säulenwald ein, der diesen Hof nach drei Seiten hin nunmehr umgiebt; hohe Säulen dicht aneinander gedrängt, von sechs Fuß Durchmesser, also achtzehn Fuß Umfang, eine jede mit ewig wechselnden Blumenkapitälern, mit Statuen, Malereien und Hieroglyphen prächtig reich und bunt überdeckt. Diese Säulenhallen erst führen in die aus Quadermassen erhöhten, eigentlichen Tempelsäle, die dem Tageslichte verschlossen, das Allerheiligste, wie bei den Israeliten, zuletzt und in verjüngtem Maßstabe, angebaut enthalten, und welche alle Geheimnisse, Schauer und Erhebung der Gottheit in gedrängtem Reichthum aufzeigen.

Welche Kraft, welche Willensherrschaft, und welche Glorie des Geheimnisses liegt in diesen trotzig festen, ernst in sich selbst abgeschlossenen Bauten! Der zuchtlosen Natur, gleichwie dem rebellischen Menschenherzen gegenüber, ragen sie auf als Denkmale der zwingenden Herrschaft des Erkenntnißgeistes, als die undurchdringlichen Schalen eines unantastbaren Kernes, des Geheimnisses, in welchem der Hauch und der Name der Gottheit lebt.

Das aber vollführte schon und so empfand ein Volk, das von der Erde wenig mehr kannte, als den Boden, von dem es sich nährte und den es auch erobernd nur mäßig überschritt; das die Erde für eine Scheibe, den Himmel für eine Schale hielt — ganz wie das Kind auch unserer Zeiten — und dessen ganze Weisheit in diesem Horizonte der Kindheit gefangen blieb.

Der menschliche Geist offenbart sich in allen Epochen und Entwicklungsstufen als der eingeborene Herrscher der Erde. Auch Aegypten beweist es. Das Geheimniß des höchsten Willens auf den Thron der Gewalt und der Herrschaft erheben, es in Unzerstörbarem bergen — das bedeuten die Göttertempel des Volkes von Aegypten. Er hat die Gebirge seiner Erde nachgeahmt, und die Nachahmungen stehen noch — verwittert wie jene.

Rings um mich her thronen sie verkörpert, die Jahrhunderte und Jahrtausende der Geschichte, stumm und beredt in dem Schutt von Städten, in den Trümmern von Schlössern, von Tempeln, von Kastellen, die Rom und Persis, Alexander, Omar und Napoleon in diesem Grenzstriche des alten Wunderlandes zusammengewürfelt und gesellt haben mit den Tempeln und Burgen der Pharaonen! Dort auf dem Granitfels die römischen Mauern, die Spuren und Zeugen jener welt-einenden Eroberung, welche das vielköpfige Heidenthum wie in eine

einziges Völkerfalter zusammenwarf und zu einem neuen Leben bereitete; hier in der Tiefe die Ruinen der arabischen Paläste, der Herrlichkeit des Islam, welcher eine neue Welt, ein neues Geistesleben und Evangelium von dem alleinigen Gotte über diese Stätten brachte und in sie einpflanzte, der in tausendjähriger Herrschaft selbst das Christenthum zerstörte, und dessen Kraft dennoch verfiel — jenseit in den Felsen die Spuren des neuen christlichen Eroberungszuges, die Trümmer des fränkischen Kastells, das der Keltertretter unseres Jahrhunderts dorthin stellte als eine Marke, daß die erste Regung des erwachenden Menschengewisses sei: die Erde zu umfassen!

Und gegenüber jenen Eindringlingen die Ruinen noch immer der Pharaonentempel, Philä, Bidjche und Elephantine, und in den nahen Steinbrüchen die räthselhaften Hieroglyphen und Skulpturen, die unfertigen Kolosse, die Miesensplitter uralter Arbeit, die der Urgeist des Landes wie Fragezeichen liegen ließ — bis zur Erneuerung des Lebens. Von drüben aber strahlt das Sandgebirge der gelben Iybischen Wüste einen Glanz über das Land aus, wie Zaubergold, aus dem Innern der Erde . . . Ist es ein Fernschein der Vergangenheit? Ist es ein Frühroth der Zukunft? — Beides ist in ihm. Beidem gehört sein Ruhm: Groß wie sobald kein anderes ist es, das ewige Wunderland Aegypten!





Arrogantius Großmund.

Eine moderne Bühnengestalt.

Von Ferdinand Ed. Frey.

Als Knabe schon schwärmte ich für das Theater und den glühendsten Wunsch meiner Seele war: Schauspieler zu werden. Die ersten Eindrücke, welche ich von der Schaubühne herab empfing, sind mir unvergänglich. Ich sah „Preciosa“. Die phantastischen, um das Feuer gelagerten dunklen Gestalten, die Klänge der lieblichen Weberschen Musik, die bunten Lampions, das Feuerwerk zum Schlusse des Stückes, alles das beschäftigte meine Einbildungskraft unaufhörlich und drängte sich in meine Träume. Früh am Morgen erhob ich mich in meinem Bette, sah das schöne Zigeunermädchen vor mir und deklamirte:

„Nein, Preciosa, Du betrügst mich!
Meines Herzens einziger Wunsch
kann nie in Erfüllung gehen, —“

und als mein Vater aus dem Nebenzimmer in meine Stube trat und kopfschüttelnd mich ganz verwundert ansah, barg ich schnell den Theaterzettel unter meinem Kopfkissen, wo er die ganze Nacht geruht hatte; jedoch mein eher père, der meine hastige Bewegung bemerkte, sagte: „Was versteckst Du denn da?“ und als ich ihm zögernd das kostbare Papier hinreichte, er den Kranz und die Krone sah, die ich neben den Namen meiner göttlichen Preciosa-Darstellerin, Luise Ehrenfels, gezeichnet hatte, brach er in ein schallendes Gelächter aus. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen schoß, warf meinem Vater einen entsetzten Blick zu und war tief gekränkt über dieses „furchtbare“ Lachen: ich habe es ihm während des ganzen Tages nicht vergeben können. — Wir wohnten in der Nähe des Theatergebäudes und ich erinnere mich, wie ich auf meinem Wege, wenn ich aus der Schule kam, jede Gelegenheit zu erhaschen suchte einen meiner Lieblinge zu sehen; wie ich ihnen strahlenweit folgte und wenn ich dann an ihnen vorüberging, ehrfurchtsvoll und tief die Mühe zog. Schauspieler erschienen mir eben wie „höhere Wesen“, besonders meine himmlische Preciosa, Luise Ehrenfels und der herrliche Friedrich Devrient, der die ersten

Gelden und Liebhaber spielte; ich konnte es mir gar nicht vorstellen, daß diese „Halbgötter“ essen, trinken, schlafen, kurz, ein Dasein führen sollten wie andere Sterbliche, und Thränen traten mir in die Augen, wenn einer meiner nüchternen Schulkameraden mich deshalb verspottete. Ich wähnte, alles, was mit dem Theater in Verbindung stehe, müsse in „höheren Regionen“ schweben und ausschließlich von den hehren Aufgaben der Kunst erfüllt sein. Ihnen nachzustreben, die erhabenen Gestalten unserer großen Dichter darzustellen, durch sie die andachtsvoll lauschende Menge zur Begeisterung hinzureißen, betrachtete ich als das einzige Ziel meines Lebens und als die Zeit herangenaht, in der ich mich für einen Beruf entscheiden sollte, hatten meine theuren Eltern viele und hartnäckige Kämpfe mit mir zu bestehen, bevor ich meinem Entschlusse, mich der Bühne zu widmen, entsagte, und dem, nach meinem damaligen Bedünken, trockenen Jus mich in die Arme warf.

Habe ich nachher in diesem meinem Berufe auch volle Befriedigung gefunden, so bin ich doch stets ein aufrichtiger Freund der dramatischen Kunst geblieben. — Meine übertriebenen, jugendlich phantastischen Vorstellungen von der Bühnenvelt und ihren Größen sind freilich als Wahngelbilde zerstorben; doch meine Ansichten von der hohen Bedeutung des Theaters und seinem nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das Volk habe ich mir bewahrt. Als Halbgötter erscheinen mir die Schauspieler zwar längst nicht mehr, aber als mir sehr sympathische Menschen, weil sie im allgemeinen für alle geistigen Interessen einen offenen, leicht zugänglichen Sinn und eine gewisse Gutmüthigkeit besitzen. Nur eins ist und bleibt mir auch heute noch unbegreiflich: wie jemand, der der Bühne als ein begabter Darsteller angehört und seiner schönen Kunst wahrhaft ergeben ist, ein Materialist sein kann.

Die Thätigkeit des Schauspielers ist in erster Linie eine geistige und verdankt ihre Existenz der dichterischen Phantasie. Nach den Begriffen der sogenannten rein praktischen Menschen hat sie deshalb zu der uns umgebenden Wirklichkeit nur geringe Beziehung und mithin wenig, oder gar keinen positiven Werth. Diese praktischen, am Stofflichen haftenden Menschen, auch Materialisten genannt, bezeichnen die Schauspielkunst als zu einer Welt des Scheines, der Täuschung gehörig, einer Welt, die in Wahrheit gar nicht existirt, die nur von unpraktischen Köpfen erdichtet, erträumt ist. — Anders allerdings urtheilt schon derjenige, welcher seinen Lebenszweck und Genuß nicht ausschließlich nur im Materiellen sucht, sondern auch geistige Interessen kennt. — Der Aesthetiker, der Kunstrichter und Künstler stellt aber eine dem Materialisten geradezu entgegengesetzte Behauptung auf und ruft ihnen zu: Eure Welt, die stoffliche, die ihr die wirkliche nennt, und die doch in jedem Momente sich verändert, so daß das, was heute besteht, bereits morgen sich verwandelt hat, wenn es nicht sogar schon ganz von der Bildfläche der Erscheinungen verschwunden ist, das ist die Welt des Scheines und nur was hinter den Erscheinungen verborgen liegt, die Triebkraft, welche die Dinge ans Tageslicht fördert, das ist das ewig Bestehende. — Menschen, die es als ihren Beruf betrachten, sich mit diesem Nichtstofflichen zu beschäftigen, also Männer der Wissenschaft und ganz speziell der Kunst, sie vertreten die wirkliche Welt, die sich nicht verwandelt, die nur hier und da im Laufe der

Zeiten die Erscheinungsformen wechselt. Zu den Repräsentanten dieser Welt muß man auch den Schauspieler zählen, der seine Aufgabe im höheren, edleren Sinne erfährt und ausführt, denn durch seine Bühnenkunst stellt er uns nicht das Reich der Täuschung, des schönen Scheines dar, sondern offenbart uns das hinter dem schönen Scheine verborgene Ewig-Wahre.

Mit diesen Gedanken hatte ich mich eben eingehender beschäftigt als ein Besuch bei mir sich melden ließ; die Karte zeigte mir den Namen eines unserer beliebtesten Bühnenmitglieder: Arrogantius Großmund, eines Schauspielers, der vom Komiker zum Charakterspieler und gefeierten Interpreten eines unserer berühmtesten Dialektdichter sich emporgeschwungen hatte. Ich hatte den Mann schon oft auf der Bühne gesehen, aber noch nie seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Ich konnte nicht sagen, daß sein Spiel meine Lachmuskeln jemals erschütterte, daß es mich zu Thränen gerührt oder gar begeistert hätte, aber dennoch gewann es den Zuschauern, und auch mir, ein gewisses Interesse ab: es zeugte von Fleiß, bühnengeschickter Ausarbeitung und einem zwar engbegrenzten aber scharf ausgeprägten Talent: Gestalten aus dem Volke in allem Außerlichen geschult nachzuahmen. Zu diesem Talent gesellte sich noch ein zweites: er verstand es durch seine Persönlichkeit dem großen Publikum immer Stoff zur Unterhaltung zu geben. In den Kunstläden prangten von Zeit zu Zeit stets wieder Photographien, die ihn im Kostüm seiner hervorragenden Rollen zeigten: „Das ist Großmund als Schummerich, das ist er als Dr. Klaus, hier ist er als Narr im Lear“, sagten die Leute und blieben bewundernd davor stehen. Feierte man den hundertjährigen Geburts- oder Todestag eines Dichters, Großmund hielt zum besten eines zu errichtenden Denkmals einen öffentlichen Vortrag; gastirte er an auswärtigen Bühnen, wohl gar vor einem gekrönten Haupte, so brachte der Telegraph an die Tagesblätter der Residenz die Mittheilungen über „sensationelle Ehrenbezeugungen“ und kehrte Großmund dann zurück, da verfehlte er gewiß nicht, in die rechte Ecke eines offenen Wagens gelehnt, durch die Hauptstraßen der Stadt zu fahren und mittags in Begleitung seiner zwei großen Hunde auf dem Paradeplatze zu erscheinen, wo er, mit einigen Kollegen, bei den Klängen der Musik sich unterhaltend, lachend auf und ab promenirte; kurz und gut, Arrogantius Großmund betrachtete es als für seinen Künstlerlauf nothwendig, im Munde der Leute zu sein. Ich war begierig zu hören, welche Veranlassung ihn zu mir führe und ließ ihn bitten einzutreten. Ein hoher breitschulteriger, in einen prächtigen Pelz eingehüllter Herr stand vor mir und verzog, indem er das Haupt leicht zum Gruße neigte, sein starkknochiges bartloses Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln. Nachdem ich einen befremdenden Blick auf seine zwei Ulmer Doggen geworfen, die sich mit ins Zimmer gedrängt hatten, lud ich Herrn Arrogantius Großmund ein Platz zu nehmen, sich jedoch zuvor seines Pelzes entledigen zu wollen, da es in meinem Zimmer sehr warm sei. Mein Gast jagte zunächst seine Hunde hinaus, indem er entschuldigend sagte: „Die Thiere hängen sehr an mir!“ Dann legte er seinen Ueberrock ab, warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, zupfte an seinen Manschetten, richtete die rothe Nelke in seinem Knopfloch auf, ließ

wohlgefällig sein Auge über seinen nach der neuesten Mode gefertigten Anzug gleiten, setzte sich auf's Sopha, und nach einem vorbereitenden Räuspern begann er mit tiefer, harter Stimme und mit bestimmtem Ton: „Sie haben jedenfalls von meinen kolossalen Erfolgen in Moskau gelesen?“

Ich war etwas frappirt über diese naive Einleitung unseres Gesprächs; ich wußte zwar, daß Herr Großmund auf einer Urlaubsreise gewesen, aber wohin sein Weg ihn geführt, blieb mir unbekannt, da ich Wichtigeres zu thun hatte als unsere Mitglieder auf ihren Triumphzügen im Geiste zu begleiten. Doch Herr Großmund ließ mir gar keine Zeit ihm dies zu bemerken, denn er fuhr sogleich in seiner Rede fort:

„Ich habe da auch in einem Stücke gespielt, welches ich nach einer Erzählung unseres beliebten Novellisten Gotthard für die Bühne bearbeitet habe — wissen Sie, wir verstehen ja das am besten — d. h. ich habe es nicht allein gemacht, es hat mir dabei so ein Mensch, ein Schriftsteller, geholfen, und unser Kapellmeister hat ein wenig Musik dazu geschrieben. Nun habe ich speziell mit diesem Stücke einen enormen Succès erlebt, natürlich, weil ich die Hauptrolle darin gespielt, sie künstlerisch ausgearbeitet und mit allen möglichen Nuancen ausgestattet habe. Das Stück ist drei Mal vor ausverkauftem Hause gegeben worden. Da verlangen nun diese beiden Herren, ich soll ihnen ihr „geistiges Eigenthumsrecht“, wie sie es nennen, honoriren. Was sagen Sie dazu? Ich weigere mich selbstredend und nun wird mit gerichtlicher Klage gedroht. Wissen Sie, die Leute schwärzen ja sehr viel; ich lege nicht besonderes Gewicht darauf, aber nöthigenfalls möchte ich Sie um Ihren werthen Beistand bitten, denn ich weiß, Sie lieben das Theater, Herr Doktor, und es wird dieser Fall Sie interessiren?“

Ich konnte dies nicht bejahen; da ich aber nach dem Namen des Schriftstellers mich erkundigte und hörte, es sei der allgemein geachtete Mann, der sich vor kurzem in unserer Stadt niedergelassen, ein Herr Ewald, der jedoch, wie man wußte, mit seiner jungen Frau und zwei kleinen Kindern in dürftigen Verhältnissen lebe, wies ich die Sache nicht von der Hand, denn ich hoffte dem Schriftsteller mich nützlich erzeigen zu können.

„Wie hoch stellen die Herren ihre Honorarforderung?“ fragte ich meinen Gast.

„Ja, die Summe haben sie nicht fixirt“, erwiderte er; „viel werden sie nicht verlangen; aber ich möchte auch das Wenige nicht geben: es ist Ehrensache!“

„Nichts zu geben? Wie meinen Sie das?“

„Ich muß Ihnen sagen, ich habe als Verfasser auf dem Theaterzettel gestanden; wenn ich Herrn Ewald nun honorire, desavouire ich ja meinen Namen. Meinen Namen! Ich bitte Sie, das würde ein fürchtbares Aufsehen machen in ganz Deutschland!“

„Glauben Sie?! — Ja, dann dürfen Sie es nicht zum Prozeß kommen, die Sache nicht in die Oeffentlichkeit dringen lassen. Ich will die Herren um eine Unterredung bitten und versuchen einen Vergleich zustande zu bringen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Eigentlich nicht. Aber wenn Sie meinen, daß es nicht anders

geht, Herr Doktor, dann versuchen Sie es mal mit den Leuten. Aber viel gebe ich nicht!"

"Das werden die Herren auch nicht verlangen", beruhigte ich ihn und, um unsere Unterhaltung zu beenden, erhob ich mich. "Sie haben in Moskau große Einnahmen gehabt?" fragte ich, indem ich meinem Gast beim Ueberziehen seines Pelzes behilflich sein wollte."

"Bitte, bitte, Herr Doktor! — Ja, ich habe die größten Kassen-erfolge erzielt, deren überhaupt ein deutscher Künstler dort jemals sich rühmen konnte. — Sie würden mir eine Freude machen, wenn Sie mir mal die Ehre geben wollten mich zu besuchen, um die kostbaren Geschenke anzusehen, die ich von Rußland mitgebracht habe."

"Ich werde Veranlassung nehmen", sagte ich lächelnd, "vielleicht wegen Ihrer Angelegenheit Sie zu besuchen", und begleitete Herrn Großmund auf den Korridor, wo auf dem Flurteppich die Ulmer Doggen lagerten und beim Anblick ihres Herrn laut bellend an ihm emporsprangen. Er beruhigte die Thiere und auf meine Bemerkung, daß dieselben sehr schön seien, aber ihn doch manchmal geniren müßten, entgegnete mein zartfühlender Gast:

"Mich geniren sie nicht!" und fuhr lachend fort: "Ja, mit denen hat man mich nicht angeführt; aber vordem hatte ich einen schnee-weißen Pudel gekauft, er kostete mich zweihundert Mark, sollte ein Jahr alt sein und zu Hause entdeckt meine Frau, daß dem alten Rötter sämtliche Zähne fehlen. — Ich habe die Ehre, Herr Doktor!"

Bald darauf traf ich in einer Gesellschaft mit dem Kapellmeister des Theaters zusammen und fand Gelegenheit mit ihm unter vier Augen über die Großmundsche Affaire zu sprechen. Der sonst so ruhige, vortreffliche Mann gerieth in eine gewisse Erregung.

"Es ist ein großes Unrecht", sagte er, "was Großmund — nicht gegen mich, denn meine paar Takte Musik will ich gar nicht erwähnen — gegen den braven Ewald begeht. Dieser hat nur auf dringendes Bitten und unter hohen Versprechungen Großmunds die Arbeit, und zwar wirklich talentvoll ausgeführt. Großmund streut der Welt Sand in die Augen, denkt nur an sich und seinen Vortheil, ist neidisch auf jeden Kollegen und jede Kollegin, wenn sie in guten Rollen auf der Bühne stehen, einen Applaus, ein Bouquet oder einen Kranz erhalten; wirft große Summen Geldes bei Gelegenheiten zum Fenster hinaus, die in der Deffentlichkeit viel Staub aufwirbeln, aber weist sehr oft einen armen Kollegen von seiner Schwelle roh zurück, der um eine kleine Gabe bittet, die sein Unglück mildern würde. Und jetzt steckt er zu den bedeutenden Gastspieleinnahmen auch noch das verhältniß-mäßig, wenigstens für ihn doch, geringe Honorar für das Stück in die Tasche und entzieht es dem, mit der Sorge um das tägliche Brod kämpfenden Ewald! Dieser ist eine zu bescheidene und zu nobel denkende Natur, um gegen einen Mann wie Arrogantius aufzutreten, aber ich werde es thun, ich werde die Sache der Deffentlichkeit übergeben, wenn Großmund nicht pater peccavi sagt, denn das hohle, aufgeblasene Wesen und die Insolenz stets ruhig ertragen, sie womöglich noch bewundern und sich vor ihnen bücken, heißt sie selbst groß ziehen."

Ich drückte dem braven Kapellmeister für seine warm empfundenen

Worte die Hand und versprach ihm für seinen Schützling Ewald meinen Beistand.

Einige Tage später hatte ich mit Herrn Ewald gesprochen, in ihm einen jungen Mann mit seinen Manieren kennen gelernt, der für meine Theilnahme an der bewußten Angelegenheit freundlich dankte und das Arrangement derselben mir völlig überließ.

* * *

Nun wanderte ich in die Schellingstraße und stieg in dem Hause Nr. 13 zwei Treppen hinauf, woselbst mir auf einem großen Messing= schild die Namen entgegenleuchteten: „Arrogantius Großmund. Königlich= licher Hofschauspieler“. Indem ich diese Worte las, fiel mein Blick auf eine bereits verwelkte Eichenlaub=Guirlande, welche die Eingangsthüre schmückte, über der das bekannte — hier von einem mächtigen Lorbeer= franz umgebene — „Willkommen“ prangte. Ich zog die Glocke. Ein kräftiges Hundegebell erhob sich, das auf ein gebieterisches „Still! Tiraz! Sever!“ wieder verstummte. Ein dienstbarer Geist, das rothe Gesicht in einen großen grauen Shawl gehüllt, eine grobe Sackleinewand=Schürze um den Leib gebunden, öffnete und fragte in mürrisch kurzem Tone:

„Was wollen Sie?“

„Herrn Arro—“, doch bevor ich ausgeredet, rief eine helle Stimme „Anna!“, die Magd schlug die Thür zu, verschwand und ließ mich ver= dutzt stehen. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück, ohne Kopftuch, über die Sackleinewand=Schürze ein weißes gesticktes Schürzchen befestigt, und in eingelernter Rede sagte sie:

„Wen habe ich die Ehre zu melden?“

Ich gab meine Karte und trat ein. Während die anmuthige Küchenzofe die mich umschmubbernden vierfüßigen Freunde des Hausherrn zurückjagte und alsdann mir voranschritt durch den engen Korridor, gewahrte ich zwei mächtige altdeutsche Kleiderschränke, von denen eine Anzahl übereinandergestapelter vergilbter Lorbeerkränze melancholisch herabschaute; zur Seite des einen Schrankes stand in lebensgroßer Figur eine Burgfrau, ihr gegenüber, als Wacht des Künstlerheims, ein Ritter, die Rechte auf das Schwert gestützt. — Also „Old?“ dachte ich, indem ich die Schwelle des Entrée=Zimmers überschritt. Während Anna dem Herrn des Hauses meine Karte überbrachte, hatte ich Zeit die Einrichtung zu betrachten; diese war hier aber nicht im altdeutschen, sondern im Renaissancestil gehalten, d. h. vermischt mit dem Geschmac= aus verschiedenen Jahrhunderten. Was mir besonders in die Augen fallen mußte, war eine große Photographie von Makarts „Kleopatra“ in kostbarem Goldrahmen, daneben rechts und links, ebenfalls in dicken Goldrahmen, hingen die Bilder von unserem ehrwürdigen alten Kaiser und Bismarck in seiner Kürassieruniform. Doch bevor ich meine Umgebung und die auf den Tischen ausgebreiteten Herrlichkeiten noch genauer in Augenschein nehmen konnte, öffnete sich die Thür und Herr Arrogantius Großmund im braunen Sammet=Morghananzug stand vor mir; er streckte mir vertraulich seine beiden Hände entgegen und rief:

„Ah, mein lieber Doktor! Das ist hübsch, daß Sie so schnell kommen. Bitte, machen Sie sich's bequem, legen Sie ab und spazieren Sie herein zu mir.“

„Ich störe Sie hoffentlich nicht?“ fragte ich.

„Oh, Gott bewahre! Ich repetirte nur ein wenig die Rolle des Falstaff. Aber ich habe sie schon so oft gespielt, bin so vertraut mit dem feisten Sir John, daß von einer Störung in meiner Unterhaltung mit ihm nicht mehr die Rede sein kann.“

Dies sagend, öffnete mein Wirth die Thür des Nebenzimmers und wir durchschritten zwei halbgroße Räume, von denen der erste, wie mir mein Führer sagte, als „Salon“, der zweite als Speisezimmer diene. Bei der Ausstattung des Salons hatte Herr Großmund seiner eigenthümlichen Geschmacksrichtung am unbedingtsten folgen können, denn sie war Rococo-stil. Die mit geblütem Seidenstoff überzogenen Möbel, mit ihren krummen Beinen, waren mit allen möglichen Schnörkeln versehen, welche die ausschweifende Phantasie eines Dekorateurs aus dem vorigen Jahrhundert nur hätte ersinnen können; zwischen und auf diesen Möbeln standen die barocksten Gegenstände, Nippes, Vasen, Stuhuhren u. s. w. bunt durcheinander und mit allem in der lächerlichsten Weise kontrastirte der moderne Blüthnersche Flügel und die Bilder an den Wänden, unter denen ich zu meinem Erstaunen die Schlacht bei Mars-la-Tour gewahrte. Ich war froh, daß der Besitzer dieser unkünstlerisch zusammengestellten, überladenen Möbel-Exhibition nicht nach meinem Urtheile fragte, sondern an der stummen Bewunderung, die ich zollte, sich genügen ließ und alsbald mit mir das Speisezimmer betrat, welches, im schärfsten Gegensatze zu dem eben Gesehenen, eine altdeutsche Einrichtung zeigte: Mit Buzenscheiben versehene Fenster ohne Gardinen; die Decke mit dunkelbraunem Holzwerk getäfelt, ebenso, bis zur halben Höhe, die Wände, an denen sich Bänke hinzogen mit geraden Lehnen, auf deren Gesimse man Trinkgeschirre, Becher, Kannen zc. aus grobem Zinn gestellt hatte. Mit derartigem Geräth war auch das im Hintergrunde des Gemaches postirte mächtige Büffett geschmückt. In der Mitte des Zimmers stand der große eichene Speisetisch, umgeben von hohen, mit gepreßtem Leder überzogenen, mit großen deutschen Nägeln beschlagenen Stühlen. Damit jedoch auch in diesem Raume das Glänzende nicht fehle, bligten an den Wänden große Platten von cuivre poli und dazwischen einige altdeutsche Waffen; neben dem Büffett stand die Figur eines Zwerges im altdeutschen Kostüm als Hofnarr, einen Fuchsschwanz in der Hand; zu seinen Füßen lagerte ein großer ausgestopfter Jagdhund. Herr Großmund machte mich auf alle die hier genannten Einzelheiten mit besonderem Stolze aufmerksam, wobei er den jedesmaligen Eindruck seiner Worte aus meinen Mienen zu lesen suchte.

„Jetzt“, sagte mein Cicerone, „nahen wir uns meinem Heiligthum“, und wies auf eine Thür, die, wie die Eingangsthür zur Wohnung, mit einer bereits verwelkten Guirlande und dem „Willkommen“, hier jedoch mit dem Zusatze „vom Ruhmeszuge“, geschmückt war. „Es ist mein Studirzimmer“, fuhr er fort, „auch „das Herrenzimmer“ genannt.“

Als ich die „geweihte Künstlerstätte“ betrat, erschrak ich, denn ich wähnte in eine Todtenkapelle zu kommen: Eine dicke kräuterduft-ähnliche Atmosphäre erfüllte das Gemach, das nur durch kleine buntfarbige, noch überdies mit schweren Seidenvorhängen verhüllte Buzensenster spärlich erhellt wurde. Eine rothe Ampel hing in goldenen Schnüren

von der buntbemalten Decke des Zimmers herab, dessen Fußboden mit schweren persischen Teppichen bedeckt war. An der Langseite des Gemachs sah man eine Chaise-longue mit schwellenden Polstern, über welche gleichfalls ein persischer Teppich sich ausbreitete; in der Nähe befand sich ein Schaukelstuhl mit Kameeltajchen belegt; eine Stollage mit orientalischen Stoffen drapirt — gegenüber der Chaise-longue — diente als Bibliothek; außerdem standen im Zimmer noch einige kleine mit Perlmutter ausgelegte Tische herum, auf denen Margiles und sonstiger Rauchapparat, sowie Kästchen mit türkischem Tabak, Cigaretten zc. lagen, und an den Wänden weichgepolsterte niedrige Sitze ohne Lehnen. Kameeldecken und schwere türkische Teppiche spielten noch weiter eine wichtige Rolle bei der Ausstaffirung dieses „Herrenzimmers“; was mir hier aber vor allem auffallen mußte, war die außerordentliche Menge von Lorbeerkränzen in riesigen Dimensionen, mit kostbaren Bändern von Seide und Atlas geschmückt, in allen denkbaren Farben und mit gereimten und ungereimten Inschriften verziert. Mit diesen Kränzen waren sämtliche Wände buchstäblich fast bekleidet und sie sahen zum größten Theil schon so bestaubt und verwelkt, so traurig aus, als wollten sie den Beschauer an die schnelle Vergänglichkeit ihres Ruhmes und an ihre verfehlte Bestimmung mahnen. Zwischen ihren gelben Blättern hindurch entdeckte man nur mühsam, trotz ihrer Größe, die Porträts in Stahlstich verschiedener moderner dramatischer Autoren, unter ihnen die Bilder von Moser, L'Arronge und Schönthan. — Mein Wirth hatte mein Befremden beim Eintritt in sein „Heiligthum“ bemerkt, aber es natürlich günstig gedeutet und mit befriedigter Eitelkeit im Antlitz äußerte er:

„Nicht wahr, ein solches Künstlerzimmer haben Sie wohl noch nicht gesehen?“

„Nein“, sagte ich, „ich muß Ihnen gestehen, ich habe mir ein Künstlerheim anders vorgestellt.“

„Ja, lieber Himmel, das Publikum hat überhaupt unklare Begriffe von unserem Dasein. Es denkt sich das Leben eines Schauspielers noch immer als ein halbes Bagabundenthum; meint, so ein Mensch habe wenig oder fast gar nichts zu thun als abends auf der Bühne auswendig gelernte Phrasen und Witze herunter zu plappern, werde dafür aber auch schlecht bezahlt, existire in einer ärmlichen Mansardenwohnung und müsse ein gemüthliches Heim ganz entbehren.“

„Verzeihen Sie“, entgegnete ich, „in diesem Irrthum war ich nie befangen.“ Dann auf ein Delbild älteren Datums deutend, dessen Farben schon etwas verblaßt waren und Risse zeigten, das sich in dieser Umgebung seltsam ausnahm, denn es stellte einen schlichten Mann in der Kleidung des vorigen Jahrhunderts, mit Haarbeutel-Perrücke dar, fragte ich: „Wer ist das?“

„Das ist Echhof!“

„Ah, der Vater der Schauspielkunst?“ rief ich warm. „Das freut mich! Also darf ich annehmen, daß Sie doch eine pietätvolle Verehrung für die alten Meister Ihrer Kunst besitzen?“

„Ach ja“, sagte Großmund, „es ist ja ganz interessant das alte Bild da zu haben; ich bin stolz darauf, denn ich habe sehr viel Geld dafür gegeben. Aber wissen Sie, für einen großen Künstler nach

unseren modernen Begriffen halte ich den Eckhof nicht: es fehlten ihm die Einfachheit, die Natur!"

„Ehrlicher Eckhof“, dachte ich, „vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er spricht, wenn er Dir jene Eigenschaften leugnet, durch die Du Dich besonders auszeichnest und die ihm gerade fehlen. Doch hütete ich mich, meinen Gedanken Worte zu verleihen, denn ich wollte Herrn Arrogantius kennen lernen und mußte ihn deshalb à son aise sich aussprechen lassen. „Haben Sie noch mehrere derartige Schätze?“ bemerkte ich lebhaft.

„Nein! Aber hier —.“ Ich wandte mich um und mein Blick fiel auf eine schlafende Venus, die mit rosa Gazeschleier drapirt war und dem Vater Eckhof gerade gegenüber hing. „Nein, fuhr Großmund fort, das Frauenzimmer meine ich nicht. Hier habe ich noch zwei sehr gute Delgemälde“; und er führte mich vor sein und seiner Gattin Konterfei; „der berühmte Moosgrün hat sie gemacht. Kosten mich auch viel Geld. Aber, sehen Sie, das Bild meiner Frau ist doch famos! Nicht wahr?“

Ich betrachtete es genauer, denn ich wollte gern etwas gutes über geistige Auffassung und seelischen Ausdruck sagen; darauf kam es dem zärtlichen Gatten aber wahrscheinlich nicht an, denn bevor ich noch das, was ich wünschte, in den recht freundlichen aber durchaus oberflächlichen Gesichtszügen der Dame hatte entdecken können, äußerte er, meinem Urtheil zu Hilfe kommend:

„Das Kleid hat er ausgezeichnet gemalt, das sieht man, daß das echter Sammet ist, und dann, bitte, achten Sie mal auf die goldene Kette und die Armbänder, wie fein er den Stein und die Perlen ausgearbeitet hat; ich möchte sagen, daß man sogar auf dem Bilde sieht, daß das ein echter Demant und echte Perlen sind! Was?“

Ich wollte auf die künstlerische Darlegung der Details nicht näher eingehen und mit einem flüchtigen „Ja, ja!“ und den Worten: „Schade, daß der Maler nicht noch ein goldenes Diadem Ihrer Frau Gemalin aufs Haupt gesetzt hat; dieselben werden, wie ich kürzlich in Paris gesehen, auf Bildern Mode!“ richtete ich meine Blicke auf Großmunds Bild: „In welcher Rolle haben Sie sich malen lassen?“ fragte ich.

„Als Dr. Klaus. Den habe ich jetzt 263 Mal gespielt!“

„263 Mal?“ erwiderte ich überrascht. „Muß eine so oftmalige Wiederholung einer solchen Rolle nicht ermüdend wirken auf Ihren Geist?“

„Ermüdend? Nein! Ich mache das alles mit einer gewissen Ruhe ab; bei mir ist alles künstlerisch festgestellt!“

„Ganz recht. So soll es ja auch sein; man lobt Ihren Fleiß, Ihre Gewissenhaftigkeit. Aber ich meine, der künstlerische Schaffensdrang sehnt sich doch nach immer neuen Aufgaben, er möchte sich nicht zu lange gefesselt sehen an hundert und aberhundertmalige Reproduktion ein und derselben Gestalt, zumal wenn diese eine geistige Vertiefung nicht gestattet.“

„Geistige Vertiefung nicht gestattet?“ fragte Großmund erstaunt. „Erlauben Sie mal, Dr. Klaus ist eine psychologische Aufgabe von hoher Bedeutung! Dr. Klaus ist in seiner Art eine klassische Gestalt! Und was die immer neuen Aufgaben für meinen künstlerischen Schaffens-

drang betrifft, daran fehlt es mir nicht! Sehen Sie mal her“, und mit diesen Worten führte mich der Künstler vor sein Repositorium, „dieses Packet!“ und zeigte dabei auf eine große Anzahl Rollen. „Der Intendant glaubt ja ohne mich gar keine Vorstellung mehr geben zu können. Er sagte neulich zu mir: Wenn ich nicht Großmund auf dem Theaterzettel habe, bleibt das Haus leer!“

„Sie besitzen eine reichhaltige Bibliothek?“ fragte ich, das Auge über die vor mir stehende Sammlung gleiten lassend.

„Nein! Für Bücher gebe ich nicht viel Geld aus. Sie müssen bedenken, ich bekomme ja von den jungen Dichtern genug solches Zeug. Die schicken mir alle ihre Werke, um sich mir zu empfehlen; davon lasse ich mir dann dies und jenes Stück, worin ich eine gute Rolle für mich finde, in schönen Einband binden und stelle sie mir hin. D. h. die Klassiker der Gegenwart, z. B. Richard Vosz, die Familie Buchholz u. hab' ich selbstredend in Prachteinbänden! Aber, bitte, setzen Sie sich jetzt! Es freut mich, lieber Doktor, daß Sie nach allem sich erkundigen und so viel Theilnahme für die Einrichtung eines dramatischen Künstlers offenbaren.“

„Kein Wunder!“ entgegnete ich, indem ich mich setzte und Großmund mir gegenüber in den Schaukelstuhl mit Kameeltaschen sich niederließ. „Hatte ich als Jüngling doch einst selbst die feste Absicht, mich der dramatischen Kunst zu widmen, da ich die Schauspieler noch als höhere Wesen betrachtete.“

„Wirklich?“ jagte Herr Arrogantius und drückte auf den Knopf einer Klingel; „Ah, das ist mir interessant zu hören. Darüber müssen wir bei einer Flasche Wein plaudern und Sie müssen mir erzählen, warum Sie nicht mein Herr Kollege geworden sind.“ Die Magd erschien. „Entschuldigen Sie!“ sagte mein Wirth zu mir, dann zu dem Mädchen gewendet: „Anna, bringen Sie mal den frischen Kaviar, den Chesterkäse und eine Flasche Sherry. — „Sie trinken doch Sherry?“ richtete er das Wort wieder an mich. „Nicht? Dann vielleicht ein Gläschen Bordeaux oder Hochheimer Kabinett?“

„Ich danke Ihnen“, erwiderte ich, „ich pflege vormittags fast nie etwas zu mir zu nehmen.“

„Ah, das ist schade! Ich habe ausgezeichnete Sorten im Keller. Ihre Enthaltjamkeit würde schon nicht für einen Schauspieler passen. Dieser muß gut essen und trinken. Das ist er seiner Kunst schuldig!“ meinte Großmund lachend, indem er dem Mädchen winkte sich zu entfernen. „Aber vielleicht eine Papyros oder gute Havannah gefällig?“ Ich acceptirte. „Und nun erzählen Sie, warum Sie nicht zur Bühne gegangen?“

Ich erinnerte Herrn Großmund, daß der Zweck meines Besuches zunächst seine Angelegenheit mit Herrn Ewald betreffe und daß ich später vielleicht Gelegenheit haben würde, ihm einmal von meiner Jugendschwärmerei zu sprechen.

„Ja so, meinte er, diese Geschichte hatte ich schon ganz vergessen; ich glaube, sie wird sich im Sande verlaufen, denn ich habe nichts weiter von diesen Herren gehört.“

„Weil ich mit beiden gesprochen und sie mir das Arrangement dieser Affaire vollkommen überlassen haben.“

„So, so! desto besser! Mit Ihnen will ich schon fertig werden, Herr Doktor!“

„Meinen Sie?“

„Gewiß, Sie lieben ja die Künstler.“

„Das thue ich; doch deßhalb muß ich auch die Partei des Kapellmeisters und des armen Ewald nehmen.“

„Des armen Ewald? Sie scheinen sich ja schon sehr für diesen Skribenten zu interessiren. Ich denke, meine Verdienste um die hiesige Bühne berechtigen mich doch wohl, den Schutz eines gebildeten Mannes gegen Schriftsteller-Pirathenthum in Anspruch zu nehmen?“

Auf diese im geringschätzendem Tone hingeworfene Bemerkung fühlte ich, wie der Zorn in mir aufstieg, doch faßte ich mich und blickte meinem Vis-à-vis scharf ins Auge:

„Auf eine Kritik Ihrer Worte „Schriftsteller-Pirathenthum“ will ich verzichten; als Advokat, als Mann des Rechts muß ich Sie jedoch darauf aufmerksam machen, daß, wenn kein Vergleich zustande käme, wenn Herr Ewald mit seiner Angelegenheit in die Oeffentlichkeit treten und klagbar werden würde, er Sie nicht nur wegen Nichterfüllung einer fest abgeschlossenen Zusage, sondern auch wegen eines Plagiats vor die Gerichte citiren könnte und daß Sie verlieren und die nicht geringen Kosten tragen müßten. Abgesehen aber davon, möchte ich Sie doch auch auf den öffentlichen Eklat und vor allem auf das moralische Unrecht aufmerksam machen, das Sie begehen. Sie haben Herrn Ewald, einen bescheidenen, fleißigen Mann, zu jener Arbeit aufgefordert, die er, wie ich höre, mit vielem Talent ausführte; Sie verdienen auf einer einzigen Gastspielreise — zum Theil mit durch jene Arbeit — Tausende; erwerben sich Beifall und äußere Ehren, leben in glänzenden Verhältnissen, geben große Summen aus, um vielleicht einer aufstauchenden Modelaune zu huldigen, während jener Mann mit all seinem redlichen Streben, seinen Kenntnissen und seinem Talent nicht das Nothdürftigste zur Erhaltung der Existenz für Weib und Kind herbeizuschaffen vermag. Und Sie, der im Wohlleben darsitzende Künstler, wollen jenem armen Schriftsteller eine geringe Summe von einigen hundert Mark entziehen, die er rechtlich verdient hat — und, was schwerer wiegt — wollen ihm die lang erhoffte Gelegenheit, mit seinem geistigen Eigenthum eine öffentliche Anerkennung sich zu erwerben, rauben? Verzeihen Sie, aber das ist mit meinen Begriffen von künstlerisch vornehmer Gesinnung nicht vereinbar.“

Herr Großmund war sichtlich betroffen durch den bestimmten Ton und den Ernst meiner Worte, nach einer kleinen Verlegenheitspause erwiderte er, einlenkend:

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, diesem Ewald sein Honorar — wenn Sie meinen, daß ihm ein solches zukommt — zu entziehen, nur muß ich Sie bitten, gnädig mit mir zu verfahren, denn so günstig, wie Sie zu vermuthen scheinen, sind meine Verhältnisse nicht. Ich habe große Ausgaben (hier warf er einen Blick auf die vielen Triumphzeichen seines Ruhmes), die mit meinem Beruf nothwendig zusammenhängen; Sie glauben gar nicht, was alles das Theater belastet. Kerle, die wie Blutegel an meiner Tasche hängen, besonders an Abenden,

an denen ich eine neue Rolle spiele; die verehrten Chevaliers du lustre —“

„Chevaliers du lustre?“ fragte ich erstaunt, denn ich hatte diese Bezeichnung noch nie gehört; „Was heißt das?“

Herr Arrogantius fühlte, daß er mich zu tief in seine Karten blicken lasse, zögerte deshalb mit der Antwort, die er mir doch nicht vorenthalten konnte:

„Das sind — junge Leute — die — sich fürs Theater interessieren, denen aber das Geld mangelt sich Billets zu kaufen, und die deshalb von den Schauspielern solche erhalten und — sich dafür erkenntlich zeigen —“

„Ah, Sie sprechen von jener verächtlichen Sorte von Menschen“, fiel ich lebhaft ein, „die ihren bezahlten Beifall spenden, die man Claqueurs nennt?! Es ist bedauernswerth, daß die Theatermitglieder nicht sich selbst so hoch achten um den Verkehr mit diesen Kreaturen zu fliehen. Was haben diese mit der Kunst zu thun?“

„Ja, ich finde diese Geschöpfe auch verächtlich“, sagte Herr Großmund und murmelte verlegen: „ich habe sie stets zum Hause hinausgejagt. Aber meine verehrten Kollegen können sie leider nicht entbehren! Sie sind neidisch auf jeden Beifall, den ein anderer erhält, auf jedes Lorbeerblatt und — da muß künstlich nachgeholfen werden.“ (Diese niedrige Empfindung, die Arrogantius in seiner hämischen Bemerkung hier den Kollegen zur Last legte, hatte ich früher schon als seine eigene Gesinnung von unparteiischen Leuten tadeln gehört.) „Ob diese Kreaturen aber nichts mit der Kunst zu thun haben, ist doch eine Frage, lieber Doktor. Vergessen Sie nicht, daß wir in dem Zeitalter der Reklame leben, die zu benützen kein Beruf, kein Stand verschmäht, auch der Künstlerstand nicht; weder der Maler, der mit seinen Bildern eine Tournee durch die Welt macht und dieselben gegen Eintrittsgeld sehen läßt, noch der Bildhauer, der durch die Tagesblätter auf jede seiner Arbeiten im Lapidarstil das Publikum aufmerksam macht. Der Schauspieler, will er nicht wie das Weilchen im verborgenen blühen und verwelken, muß also die allgemeine Mode mitmachen. Dazu gehört, daß man sich Freunde erwirbt, die einem von Zeit zu Zeit kleine Aufmerksamkeiten in Gestalt von Kränzen und Bouquets — natürlich öffentlich — verehren (die Sachen in die Garderobe schicken ist ganz zweckwidrig und dumm), — daß man bereitwillige Hände engagirt — Chevaliers du lustre — die im Zuschauerraum das Publikum zum Applaus animiren, daß man sich erinnert mal wieder sein Jubiläum zu feiern — selbstredend auch nicht in der Stille, im sogenannten trauten Familienkreise — sondern durch einen geschickten Freund in Scene gesetzt, der weitere Freundes- und Bekanntenkreise dafür zu gewinnen versteht, kurz und gut —“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche“, sagte ich, „auch Sie feierten ja kürzlich Ihr Jubiläum; erlauben Sie, daß ich Ihnen noch nachträglich, allerdings nur hier und leider in der Stille, meine Gratulation darbringe.“

„Ah! Ja! Hum! Sehr gütig! Haha! — Uebrigens da wir gerade von meinem Jubiläum sprechen: da hab' ich viel Geschenke bekommen. Sehen Sie, der goldene Pokal da ist vom hessischen Gesandten und

der goldene Lorbeerkrantz ist von meinen Kollegen;" und Arrogantius stand auf und holte beide Gegenstände herbei, damit ich dieselben bewundern sollte — „da haben sich die Kollegen mal angestrengt. Stehen alle die Namen von meinen Glanzpartien darauf.“

„Erlauben Sie?“ sagte ich, indem ich das blaujammetne Kissen, auf welchem der Kranz ruhte, in die Hände nahm. „Ich finde keine Rollen von Ihnen aus Schillerischen oder Goetheschen Stücken darauf?“

„Nein!“ antwortete der Künstler im brüsken Tone, „die Rollen sagen mir nicht zu. Ich bin ein entschiedener Gegner dieser beiden Dichter! Das wissen meine Kollegen auch. Es thut mir leid, aber das ist doch überwundener Standpunkt. Ich bitte Sie, dieser Tell! Spricht denn so ein Bauer? Und dieser langweilige Tasso und diese Iphigenie! Das ist ja alles unwahres, unnatürliches Zeug! Sind das Menschen von Fleisch und Blut, wie sie uns hier und da begegnen? Haben Sie vernünftige Menschen schon in Versen sprechen hören? Denken Sie, wie einfach, wie aus dem Leben gegriffen, ist da z. B. Richard Boß, oder gar V'Arronge! — Ja, was ich sagen wollte, der Akademische Liederkrantz beabsichtigte mir zu meinem Jubiläum einen Fackelzug und ein Ständchen zu bringen; aber ich habe es abgelehnt; jedoch ich könnte es den Schauspielern, die nicht so allgemein beliebt sind, wie ich, nicht verargen, daß sie es angenommen hätten. Reklame ist nothwendig! Es ist nothwendig, daß man alles beobachtet, was dazu gehört, daß die Leute von uns sprechen, namentlich von unseren Vorzügen, die kein anderer mit uns theilt, in welchen wir ganz apart sind, durch die wir als eine Spezialität gelten. Ich ignorire freilich derartige Scherze, aber ich kann sie nicht verdammen. Die talentvollen Künstler, die sich durch dieselben Geltung verschaffen, heben das Interesse für die dramatische Kunst, indem sie das Publikum ins Theater locken und dienen somit der guten Sache.“

„Sie übersehen nur eins bei Ihren Argumentationen“, erwiderte ich, „und bestätigen dadurch eine allgemein anerkannte Thatsache: den erschreckenden Verfall der Bühnenkunst. Sie vergessen nämlich, daß dieser spekulative, niedrige Reklameunfug, wie Sie ihn schildern, von einem wirklichen Künstler nicht ausgeübt werden kann! Einfach deshalb nicht, weil seine Natur sich dagegen auflehnt und empört. „Was gegen die Natur ist, hält sich nicht. Wollte der Künstler es versuchen, diese, seine Natur zu verleugnen, um mit dem großen Strome des Lebens zu ziehen, dann würde er zugrunde gehen oder jedenfalls — gelänge es ihm sich in dem Strudel aufrecht zu erhalten — würde er aufhören eine echte Künstlerseele zu sein. Diese verschmäht es, sich Freunde zu erwerben, in der Absicht durch sie ein Bouquet oder einen Lorbeerkrantz zu erhalten; sie weist mit Entrüstung den Gedanken von sich ihre Freunde zu benützen zum Heroldsruf, damit die große Menge zu irgend einem hervorgeuchten oder erdichteten Gedenktag Geschenke herbeibringe; sie schaudert zurück vor einer intimen Berührung mit jenen schmutzigen Händen Ihrer Chevaliers du lustre, die um eine erbärmliche Summe Geldes den Beifall des Publikums fälschen und zu einem ganz wertlosen Geräusch herabsetzen.“

„Aber, verehrter Herr“, rief Herr Großmund mit mitleidiger, überlegener Miene, „ich gebe Ihnen mein Wort, Sie irren sich! Glauben

Sie mir, alle unsere großen Künstler — d. h. ich thue es zwar nicht — huldigen den von mir geschilderten Reklamekunststückchen. Alle! Alle!"

"O nein, nicht alle! entgegnete ich mit festem, überzeugungsvollem Ton. Ebenso wenig wie der Sinn für die hohe Bedeutung der Kunst aus der Welt je verschwinden kann, ebenso wenig werden wir zu befürchten haben, daß eine Generation je so arm sei, keine echte Künstlernatur aus sich erheben zu sehen; nur wird, nach dem Charakter der Zeitströmung, ihr Streben heute mehr zurückgedrängt, morgen mehr gefördert werden. Ich will Ihnen nicht bestreiten, daß gegenwärtig viele der hervorragendsten Persönlichkeiten der Bühnenvelt leider mit den von Ihnen genannten Mitteln ihren Ruhm sich erworben haben; wir sehen ihre Brust mit Orden, ihren Namen mit Titeln geschmückt und das Publikum überhäuft sie mit Ehrenbezeugungen aller Art; ich bin weit davon entfernt in Abrede stellen zu wollen, daß diese gefeierten Persönlichkeiten reiches Talent für die Bühne besitzen, daß sie bis zu einem gewissen Grade sogar Künstlerisches bieten, aber eines fehlt ihnen unzweifelhaft, diesen modernen Rittern u. des Reklamethums: das ist die vornehm-künstlerische Denkungsart, welche die Sache über alles stellt. Diese Herren aber verwechseln stets ihr kleines Ich mit der großen Sache, die Geltendmachung ihres Ichs ist der Beweggrund all ihrer Handlungen, der kalte Egoismus allein leitet sie und das liebe Ich ist der Gott, zu dem sie beten! Wenn Sie erwägen, wie viel bei den Menschen das Beispiel thut und sich sagen, wie namentlich unsere Jugend durch diese modernen Theatergrößen, der sie als Vorbilder und Lehrer dienen, beeinflusst wird, dann werden Sie mir zugestehen müssen, wie sehr diese Reklamehelden der Bühne an dem Verfall der dramatischen Kunst schuld sind!"

Mein verehrter Zuhörer schien mich nicht zu verstehen oder das Interesse an meiner Unterhaltung verloren zu haben, denn er antwortete ein wenig gelangweilt: „Ja, ja! da haben Sie recht! — Aber, was ich sagen wollte, lieber Doktor, wollen Sie jetzt nicht die kostbaren Geschenke ansehen, die ich aus Rußland mitgebracht habe?“

Wir wäre es unmöglich gewesen der Eitelkeit des Herrn Großmund noch zu fröhnen und seine Trophäen mit bewundernden Ahs und Ohs in Augenschein zu nehmen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten“, sagte ich deshalb und erhob mich, „daß ich Ihre kostbare Zeit schon zu lange in Anspruch genommen habe; außerdem ruft mich meine Pflicht.“

„Ah, das ist schade;“ entgegnete mein Wirth und — indem er wie zufällig nach seiner schweren goldenen Taschenuhr griff und dieselbe repetiren ließ — fügte er hinzu: „ich unterhalte mich gern mit Ihnen, denn Sie scheinen — was sagen Sie zu der Uhr? Hab' ich kürzlich vom regierenden Herzog von Ppsilon bekommen; ist über 350 Mark werth, ich habe mich beim Uhrmacher genau erkundigt. — Ja, was ich sagen wollte: Sie scheinen mir ein Idealist zu sein?“

„O nein“, erwiderte ich, „ich bin Advokat und habe mich mit Realien zu beschäftigen. Deshalb ersuche ich Sie jetzt zunächst um Erledigung der Ewaldschen Angelegenheit: Sie haben eine genaue Abrechnung der Honorarzählung für das betreffende Stück erhalten; zehn

Prozent der Brutto-Einnahme bei einem mehrkräftigen Werke, nicht wahr? Ich bitte, mir diese Abrechnung zeigen zu wollen und alsdann Herrn Ewald zu befriedigen. Der Kapellmeister verzichtet auf jegliches Honorar von Ihnen."

"Sehr anständig von dem Manne!" sagte Großmund mit süßsaurer Miene, ging widerstrebend zum Schreibtische, fragte mich noch einmal, ob man nicht mit einer kleineren Summe den Schriftsteller abfertigen solle; doch da ich mich fest zeigte und Arrogantius sich meiner früheren Rede erinnerte, ordnete er die Angelegenheit zu meiner Zufriedenheit mit mir.

"Sie sind doch ein Idealist", meinte er, "was würde Sie sonst bewegen für eine Sache einzutreten, von der Sie gar keinen Nutzen haben? Sie kannten Herrn Ewald, diesen unbedeutenden Schriftsteller, ja gar nicht, was veranlaßte Sie für ihn sich zu verwenden?"

"Mein Rechtlichkeitsgefühl, verehrter Herr. Diese Eigenschaft aber, die der einfachste, geistig sogar beschränkte Mensch mit mir gemein haben kann, möchte ich nicht als einen Ausfluß des Idealismus bezeichnen. Ich bin kein Idealist nach Ihren Begriffen, ich bin ein schlichter Advokat. Aber ich liebe die Kunst und in ihrem Reiche will ich dem Idealismus begegnen. D. h. einem gesunden Idealismus, nicht jenem krankhaften Sentiment, welches man so häufig mit ihm verwechselt. Ja, ohne diesen gesunden Idealismus ist, nach meinen Begriffen, überhaupt keine Kunst denkbar. Ihm verdankt sie ihr Dasein und jeder Mensch, der sich der Kunst widmet, sollte sich klar darüber zu werden versuchen, ob er fähig ist einer Idee, einem Ideal zu leben und der Verwirklichung dieser Idee alle seine Kräfte zu weihen!"

"Ja, das ist die Hauptsache", sagte Großmund, "zäh und stark an dem festhalt: was man sich einmal in den Kopf gesetzt hat! Da fällt mir ein: ich konzentriere jetzt alle meine Gedanken darauf — Sie müssen mich aber nicht auslachen, Doktor, es liegt auch eine Idee darin; Sie gefallen mir und ich will es Ihnen anvertrauen, Sie können mir auch vielleicht behilflich sein: — ich konzentriere jetzt alle meine Gedanken darauf, einen — Orden zu bekommen."

Ich mußte laut auslachen über die Wichtigkeit, mit welcher Herr Großmund mir dieses Geständniß ablegte.

"Ja, Sie lachen", sagte er, "mir ist gar nicht lächerlich dabei zu Muth. Ich habe, wie ich Ihnen schon mittheilte, die kostbare Uhr vom Herzog von Upsilon bekommen; vom Kaiser von Rußland erhielt ich jetzt ein Paar Manschettenknöpfe mit Brillanten, bei meinem Gastspiel in Wien eine werthvolle Busennadel mit einer großen echten Perle — aber niemals einen Orden! Und ich hätte wirklich gern da was im Knopfloch; ich bekenne es ganz offen: es ärgert mich, wenn ich meine Herren Kollegen So und So mit einer ganzen Reihe solcher Ehrenzeichen in Gesellschaften und Konzerten auftreten sehe und ich erscheine nur mit einer rothen Nelke im Knopfloch. Der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich, läßt mich oft nachts nicht schlafen! Sie sehen, andere Menschen leben auch einer Idee, denn diese Idee einen Orden zu erhalten beschäftigt mich schon seit Jahren und Sie können doch nicht sagen, daß mich dabei der Eigennuß leitet, denn was hätte

ich für praktischen Nutzen von einem Orden? Ein Orden ist eine Idee, der pure Idealismus!"

Mit Ironie im Tone sprach ich Herrn Großmund mein aufrichtiges Bedauern aus, daß er sein Ideal noch nicht erreicht habe und empfahl mich.

Auf der Straße angelangt, athmete ich tief auf und warf noch einen mitleidigen Blick hinauf nach jenem Künstlerheim mit seinem tragi-komischen Besitzer, der trotz seiner prunkvoll luxuriösen Einrichtung, trotz seiner reichen Einnahmen, trotz seiner künstlich gesteigerten Beliebtheit beim großen Publikum sich doch nicht glücklich fühlte, denn sein Herz war erfüllt von Neid, beunruhigt von unbefriedigter Sucht nach äußeren Ehren und Auszeichnungen und das höchste Glück des Künstlers: die reine Hingabe an die herrlichsten Aufgaben seines Berufes, blieb ihm ewig fremd. Arrogantius hatte das Fenster geöffnet und winkte mir ein herablassend-freundliches Lebewohl zu. Er hat deine Ironie nicht verstanden, sagte ich zu mir, wie er deine Bemerkung nicht verstand, daß der Künstler einer Idee leben müsse. Willst du ihm daraus einen Vorwurf machen? Mir fielen die kräftigen Worte Luthers ein: „Was soll der Kuh Muskat, sie friß wohl Haberstroh.“

Kein Mensch kann über seinen Schatten springen. Aber es wäre thöricht zu befürchten, daß durch die Schatten, welche Herr Arrogantius Großmund und Konjorten werfen, das deutsche Theater sollte ganz in Nacht versinken können. Ich habe zu viel Respekt vor dem gesunden Sinne des Volkes (hierunter verstehe ich nicht die große gedankenlose Menge), als daß ich nicht zuversichtlich hoffen sollte: er werde des inhaltarmen, geist- und gemüthlosen Treibens, wie wir es jetzt auf vielen Bühnen sehen, bald überdrüssig werden und seine Anforderungen stellen an Aufgaben, wie sie der hohen bedeutungsvollen Mission der dramatischen Kunst würdig sind. Wir werden Arrogantius Großmund dann freilich nicht mehr in jener Rolle glänzen sehen, die er heute gern und mit Beifall spielt; er und seine Geistesverwandten werden die Hoffnung auf Orden und vielleicht sogar auf Manschettenknöpfe mit Brillanten aufgegeben haben, jedoch es wird zu ihrem und zu — unserem Heile sein.

Ich wanderte vergnügt zu meinem Schützling, Herrn Ewald, um ihm sein redlich verdientes Honorar auszuzahlen und genoß im voraus die Wirkung des Sonnenblicks in dem Dasein eines bescheidenen guten Menschen.

* * *

Aus meiner näheren persönlichen Bekanntschaft mit dem werthgeschätzten Herrn Großmund — die fortzusetzen und zu pflegen ich allerdings keine große Neigung in mir verspürte — erwuchs mir eine Erkenntniß, die ich nicht verschweigen will und die ich als Schlußwort meines kleinen harmlosen Berichtes hier wiedergebe.

Ich habe aufs neue die Bestätigung erhalten, daß es meist gefährlich ist, wenn man seine Schwärmerei für die Bühne sich rein bewahren will, einen Blick hinter die Coulißsen zu thun. Kann man dem Reize aber nicht widerstehen — denn es hat ja einen eigentüm-

lichen Reiz für das Publikum, die Darsteller von Göttern und Helden mit ihren edlen erhabenen Gefühlen, ihrem Herzen voll Haß und Liebe, einmal in unmittelbarer Nähe zu beobachten — dann schärfe man das Auge nun auch recht und bemühe sich gleichzeitig einen etwas höheren Standpunkt zu gewinnen, als derjenige ist, den man gewöhnlich einnimmt und von dem aus man nur seine Neugierde befriedigt, mit vergnügtem Schmunzeln verschiedene pikante Anekdoten sammelt und kolportirt und schadenfroh zusieht, wie Künstler, denen noch vor wenigen Momenten uneingeschränkte Bewunderung gezollt wurde, von ihren erhabenen Piedestalen herabsteigen, um sich sogleich als arme Sterbliche zu betragen, deren Schwächen besser denkenden Menschen nur ein mitleidiges Lächeln oder gar ein verächtliches Achselzucken abnöthigen. Das ist kein Stand-Punkt sondern nur ein Pünktchen, auf dem man schnell den Rest von Liebe, den man für das Theater noch besitzt und bewahren möchte, einbüßt.

Auf dem Standpunkte, den ich meine, erblickt das geschärfte Auge zwar ebenfalls die Schattenseiten der Bühnenwelt, aber zugleich vermag es von hier aus auch in sonnenhelle Gegenden zu dringen, wo das Wesen der dramatischen Kunst wieder in ungetrübtem Glanze erstrahlt, denn wäre dies meinem Blicke nicht möglich gewesen, dann hätte ich die Bekanntschaft mit meinem Freunde Großmund gar nicht gemacht. Jetzt aber war sie mir interessant, denn ich konnte nachdenken über die Beziehung des Arrogantius zur Natur des Schauspielberufes und da fand ich, daß dieser Priester mit der Kirche, d. h. daß dieser Jünger der Kunst im Grunde mit der echten, wahrhaftigen Kunst gar nichts gemein habe. Ich begriff nun, warum sein Spiel — wie ich früher schon gesagt — meine Lachmuskeln weder erschüttern, noch zu Thränen rühren, noch mich hinreißen konnte: weil er nie in seinen Darstellungen einen innigen warmen Herzenston, nie einen Ton edler, schöner Leidenschaft, wahrhaftiger Begeisterung offenbarte. Es wird in den Darstellungen des Schauspielers auch stets der Mensch sich verrathen, und wenn wir nur genauer hinschauen, werden wir gar bald entdecken, wo bei ihm „sein Entenfüßlein steckt.“ Bei Arrogantius hab' ich's ganz deutlich gesehen und es war nicht nur ein „Entenfüßlein“ sondern sogar ein Fuß, ein recht großer und er war nicht schön.

Beim Bühnenkünstler ist neben der Beherrschung des Stoffes die vollständige Hingabe an denselben die Hauptsache, aber Großmund gab sich nie so vollständig seiner Rolle hin, daß nicht sein liebes Ich und die Absicht, mit demselben stets einen Effekt erzielen zu wollen, durchgeguckt hätte. Wäre dieses Ich des Arrogantius aber auch in dem Grade bedeutend und interessant gewesen, wie er sogar in seinen stolzeſten Stunden selbst glaubte, es würde dem Publikum mit der Zeit doch uninteressant erschienen sein. Denn wir wollen auf der Bühne nicht die Einseitigkeit, sondern die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur bewundern, und diese zeigt sich nicht in dem reichen Wechsel der Garderobe, Perrücken und Bärte, nicht in der getreuen Nachahmung von Neußerlichkeiten — und bestünden diese Neußerlichkeiten auch in dem naturwahrsten Zähnefletschen und Tigersprung einer afrikanischen Bestie oder dem geschickten Herabstürzen eines er-

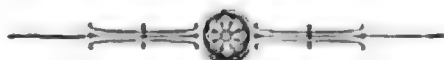
mordeten Tyrannen von einer hohen Freitreppe und was dergleichen gymnastische Produktionen mehr sind — sondern in den Schilderungen des Gemüths- und Seelenlebens, wie es unter den Eindrücken der Außenwelt in den verschiedenartigsten Abstufungen, Schattirungen und Charaktereigenthümlichkeiten sich offenbart. Das ist die Aufgabe der Schauspielkunst. Dadurch gewinnt diese ja erst für den Künstler selbst, wie für das Publikum, ihre höhere Bedeutung und ihr unendliches Interesse; je einfacher, d. h. mit je geringerem Aufwande von Neußerlichkeiten diese Aufgabe erfüllt wird und je mehr sie durch Schlichtheit und Wahrheit in der Darstellung den Zuhörer ergreift, um so bedeutender der Künstler. So ist es mit den Werken des Dichters wie mit denen des Schauspielers und je inniger die beiden Hand in Hand gehen und zu einem harmonischen Totaleindruck sich verbinden, um so gewisser ist der Triumph der dramatischen Kunst. Dieser ist nur da als ein schöner und vollkommener zu betrachten, wo er durch ein vortreffliches Ensemble hervorgerufen wird. Für ein Ensemble jedoch sind Arrogantius Großmund und Konsorten nicht nur nicht zu gebrauchen, sondern geradezu gefährlich.

Die Schauspielkunst beruht — wie ich ähnliches schon anderswo gesagt habe*) auf dem Ensemble, d. h. auf dem künstlerischen Zusammenwirken einer bestimmten Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen zum Zweck eines auf der Bühne, im Geiste des Dichters darzustellenden dramatischen Kunstwerkes. Wenn in einem solchen Kunstwerke, je nach seiner Beschaffenheit und Größe, einige Partien desselben mehr in den Vordergrund gestellt wurden und gestellt werden mußten, als die anderen, so daß ihnen vor den übrigen Rollen vom Autor eine größere Bedeutung scheint beigelegt zu sein und sie deshalb dem Publikum als gewichtigere und als schwerer zu lösende Aufgaben vielleicht vor die Augen treten (was aber nicht stets seine Berechtigung hat), so muß trotzdem und all und überall zu jeder Zeit die Ueberzeugung festgehalten werden: daß nie auf einer einzelnen schauspielerischen Kraft ein künstlerisches Ganze sich basiren kann, sondern daß dieses stets von einer Gesammtheit von schauspielerischen Kräften abhängig ist.

In keiner Kunstgattung — mit Ausnahme in der Musik bei Orchesteraufführungen — ist der Einzelne für eine erfolgreiche Thätigkeit so sehr auf die Mitwirkung und Unterstützung seiner Umgebung angewiesen wie beim Theater. Dies ist nicht ein aus „grauer Theorie“ entnommener Ausspruch, sondern ein auf langjähriger Praxis beruhender Erfahrungssatz. Auf der Bühne kann der anmeldende Diener, der Statist durch eine Ungeschicklichkeit den künstlerisch bedeutendsten Auftritt eines Stückes stören, beeinträchtigen, ja die Wirkung auf das Publikum bis zu einem gewissen Grade vernichten. Deshalb sollte bei jedem Angehörigen des Theaters das Bewußtsein erweckt, gehegt und gepflegt werden, daß er ein nothwendiger Theil einer künstlerischen Gesammtheit sei, aber gleichzeitig sollte man ihn stets — hätten Natur- und Geistesgaben, Talent und Fleiß ihm auch einen der ersten, ja den

*) In „Aus der Werkstatt des Schauspielers.“ Leipzig, 1886, bei Edwin Schömp.

ersten Platz unter seinen Kunstgenossen gewinnen lassen — wo es geboten wäre daran erinnern, daß er doch nur einen Theil des Ganzen, nie das Ganze selbst ausmache. Auf diese Weise würden auf der einen Seite das Selbstbewußtsein, das Pflichtgefühl und das Gefühl der Verantwortlichkeit gestärkt und gehoben und dadurch die Achtung gesteigert werden vor dem Kunstinstitut, dem man angehört und auf das stolz zu sein man volle Berechtigung hätte; auf der andern Seite würde dem Eigendünkel, der unglückseligen Selbstberäucherung entgegengetreten, die Selbstüberhebung und das damit verbundene jämmerliche, nichtsagende Komödiantenwesen auf und außerhalb der Bühne in erträgliche Schranken zurückgewiesen. Dieses Komödiantenwesen, welches mit der dramatischen Kunst absolut gar nichts zu thun hat und ihr in den Augen aller wohlgesinnten, wahrhaft gebildeten, vornehm denkenden Menschen nur Schaden kann; das sich aufbläht, nur von sich und seinen Triumphen zu erzählen weiß, und wie eine Krankheit alles gesunde Kunst- und Naturleben schädigt und untergräbt. Es ist hiermit nicht das alte fahrende Komödiantenthum gemeint, das mit dem Sammetbarett auf der von langen Locken umwallten „Künstlerstirne“ und den weißen Flauschrock um die Schultern gehängt, sich durch das ihm anhaftende Elend in den Scheunen und auf den Landstraßen kennzeichnete; jenes Komödiantenthum, wenn es mit der Kunst auch sehr wenig gemein hatte, war immerhin noch von einem romantischen Hauch umweht, es vermochte wenigstens noch für das, was seine Sippe als Kunst betrachtete, Opfer zu bringen, sein hervorstechender Charakterzug war nicht der nüchterne poesielose Egoismus, sondern eine gewisse Gutmüthigkeit, mit welcher sich die Angehörigen Noth und Sorgen gegenseitig erträglich zu machen versuchten. Jenes Komödiantenthum war der Kunst nicht gefährlich, denn es galt in den Augen des Publikums nicht für Kunst. Das moderne Komödiantenthum, das sich heute auf der Bühne und hinter den Couliissen breit macht, das im Frack und der weißen Binde den Einladungen in die Salons aller Schichten der Gesellschaft folgt, ist aber nicht so unschuldiger Natur, denn es verwirrt die Begriffe über das Wesen der Kunst. Gegen die Repräsentanten desselben, gegen Arrogantius Großmund, seine geschminkte Schwester Arrogantia und seine Verwandten (denn die Familie Großmund ist zahlreich), und gegen etwaige Begriffsverwirrungen, als ob alles, was diese Repräsentanten bieten, Kunst sei und sie selbst edle Künstlernaturen wären, mit heiligem Eifer zu protestiren, ist die ernste Pflicht jedes Kunstverständigen und diesen Protest zu unterstützen, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Presse.





Venus Urania.

Von Dr. Kusekm Kusekm.



In einem Separatzimmer eines eleganten Cafés der Friedrichstraße zu Berlin saß am Abend des 17. Mai 188 . eine Gesellschaft junger Männer versammelt. Es war ein kleiner Kreis von Juristen und Künstlern, der sich hier alle Montag Abend zusammenfand und sich die Vereinigung der „Montägler“ nannte.

Bei den „Montägler“ bestanden verschiedene Gesetze und Verpflichtungen, die streng aufrecht zu erhalten der alle zwei Monate wechselnde Vorsitzende die Pflicht hatte. Eines dieser Gesetze war, daß an jedem Abend einer Zusammenkunft einer der Anwesenden nach bestimmter Reihenfolge zur „Auffrischung des Montaggeistes“ etwas liefern mußte. Diese Lieferung durfte aus einer Erzählung, irgend einer Episode der eigenen Vergangenheit, oder die näher Bekannter bestehen, in einem kleinen Vortrage über eine interessante Tagesfrage, vonseiten der Maler in einer pikanten Karikaturenzeichnung, die im Vereinsarchiv — einem alterthümlichen Schränkchen — aufbewahrt wurde, oder auch nur in dem Zumbestengeben eines guten Wises, einer, alle interessirenden Neuigkeit.

Heute war noch nicht das Einzahlen des betreffenden Schuldners gefordert worden; der Montaggeist war auch so lebendig, denn es war durch die vor einigen Tagen erfolgte Verlobung eines der Mitglieder, das bei jungen, im vollen Leben stehenden Männern nicht seltenes Thema der Liebe in Behandlung.

„Die Liebe ist ein Kapital, das, wenn häuslich solide auf Zinsen angelegt wird, doch verschwindet und nur die oft unangenehme Verpflichtung hinterläßt, für diese Zinsen zu sorgen“, sagte ein Maler, dessen selten verkaufte Bilder ihn vielleicht zu dieser materialistisch-vorsichtigen Anschauung gebracht haben mochte, die er aber behauptete auf Grund Schopenhauerstudiums gefaßt zu haben.

„Nein, die Liebe, die wirkliche ist ewig unergänglich und bleibt die köstliche Quintessenz des ganzen Lebens“, entgegnete ein Kollege mit schwärmerischen Mienen und hellen Locken. Er malte meist mond-

bestrahlte Seegeköpfe, an welchen man bei genauer Prüfung, unter dem tiefen Schlagschatten einer melancholisch alleinstehenden Fichte ein Liebespärrchen entdeckte.

„O, Verehrtester, es dürfte vielleicht doch unvorsichtig sein, Liebe und Unvergänglichkeit so apodiktisch aneinander geknüpft hinzustellen, denn Liebe und Dauer sind eigentlich zwei heterogene Begriffe. Ich für meine Person habe für alles, was in dieses Gebiet spielt, nur den Glauben an eine Macht der Küsse und eine Macht des Geldes; aus diesen zwei Dingen konstruirt sich allerdings ein jeder, mindestens einmal ein Etwas in sein Leben hinein und nennt es Liebe und Heirat.“ So sprach Dr. Eckert, der wegen seiner meist abfälligen Urtheile und zeretzenden Kritiken, der „Skeptiker“ genannt wurde.

„Ei was, wie mephistisch! Da bin ich noch ideal dagegen, denn ich sehe die Liebe für eine Champagnerflasche an“, rief nun ein junger Referendar, dessen lustig blinkende Augen und festes Bärtchen, das die meist von Laune und Spott umlagerten Lippen beschattete, wohl zu seinen Worten paßten.

„Liebe — Champagnerflasche — austrinken — ausschlafen — vergessen — leere Flasche gleich der Erinnerung — keine fünf Pfennig werth.“

„Schweig, Hellrick“, gebot der Vorsitzende, „Du bist der „Frivole“. Der hat nicht mitzusprechen über dieses Thema, das, wie ich die Herrn zu beachten bitte, ein heißes geworden ist, seit uns die Götter „einen der unserigen“ — respektive, seit er verlobt ist, einen der „Zhrigen“ — als Bräutigam in die Reihen setzten. Darum hat auch der, von den Göttern offenbar zum Glück prädestinirte Breithoff — für welchen ich vorschlage ihn als „Glückswurm“ in die Vereinsakte einzutragen — das Wort.“

„Prädestinirt equale Breithoff! Gut, sehr gut!“ rief „Fickel-Fackel“, so genannt wegen seiner häufigen Unterbrechungen eines leeren „Gesackels“ halber. „Er ist ein guter Junge“, fuhr er fort, „der glaubt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden und daß in einem großen Tabellenbuch dort oben schon die betreffenden zwei, die sich „kriegen“, eingezeichnet sind und diese vorher an einem unsichtbaren Draht herummarionettirt werden, bis sie sich finden. Selbstverständlich braucht es dann nur einen einzigen Blick und ihre Seelen liegen sich, für ewig untrennbar, in den Armen — „das Weitere, das Weitere verschweig ich.“

Der Verlobte, Staatsanwalt Breithoff, nahm den Spott gleichmüthig hin; in seinem männlichen, klug und freundlich blickenden Gesichte standen heitere Ruhe und sicheres Wissen „was ich will“ und ruhig hub er an:

„Ich finde den kindlichen Glauben, daß von göttlicher Macht die Ehe geschlossen werde, gerade nicht verspottungswürdig. Daß meine Bertha und ich uns nicht mit dem eben angeführten einzigen Blick, mit dem man sich zum ersten Mal im Leben sieht, verliebt und verlobt haben, sondern unser jetziges Glück erst nach monatelangem Bekanntheit und manchen Zweifeln uns schufen, wißt Ihr alle. Ob also Fickels Ausspruch, daß zwei Menschen nach einem einzigen Blick, tiefe gegenseitige Liebe empfinden können — was übrigens keine schlechtgezogene

Konsequenz der Vorherbestimmung der Ehe sein dürfte — richtig ist, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich glaube auch, es ist klüger sich in dieser Frage an unseren „Sanguiniker“ zu wenden, dem ein solch Einziger-Blick-Verlieben besser zuzutrauen wäre, als meinem Philistertum.“

Der „Sanguiniker“ war ein angehender Herr Amtsrichter, der etwa 26 Jahre sein mochte, klein und wohlbeleibt war, viel trank, davon einen rothen Kopf bekam und dabei sehr viel — wie es die Montägler nannten — geschmortes Kraut schwakte, unermüdtlich verliebt war, kleine Augen hatte, die so kurzsichtig waren, daß er sogar an seiner momentanen Flamme unerkennend vorübertraunte — und eine große, dicke Nase — wohl von des Weines Röthe angekränfelt — also überhaupt ziemlich garstig war, weshalb wohl das Verliebtsein stets ein einseitiges bleiben mochte.

Wenn er aber auch von der „oberflächlichen“ Weiblichkeit übersehen wurde, so war er desto mehr bei den Montägler geschätzt, denn er war stets heiteren Humors auch über sich selbst, und voll lustiger Einfälle.

„Ei, ich bin kurzsichtig und daher in diesem Falle nicht kompetent“, versuchte er schnell die Aufmerksamkeit von sich zu lenken, denn er mochte fürchten, daß bei dieser Gelegenheit in seine bekannten Körbe, die er schon von der „oberflächlichen“ Weiblichkeit erhalten hatte, wieder allerlei schwer zu tragende Wiße gelegt werden könnten. „Freilich“, fuhr er fort, „wenn diese in dem erwähnten Falle sehr hinderliche Kurzsichtigkeit nicht vorhanden wäre, so würde ich Fickels romantischen Ausspruch auch als meine Ueberzeugung dokumentiren und bestimmt für möglich halten, daß, wenn mir das betreffende prädestinirte Objekt — notabene es müßte schön sein — begegnen würde, wir uns bei dem ersten Blick sterblich ineinander verlieben würden. Da aber dieser Hinderungsgrund leider vorhanden ist, wollen wir lieber unsern Don Fernando über seine Ansicht befragen. Er starrt seit unserm Gespräche mit melancholischen Blicken stumm vor sich hin, dem mehr oder minder gutmüthigen Zuschauer überlassend, zu beurtheilen, ob in trübseliger Erinnerung, oder — weil ihm nur nichts einfällt!“

„Meinst Du“, sagte gelassen der als Don Fernando Bezeichnete, während ein eigenthümliches Lächeln über seine schönen Züge flog.

„Ja, ich glaube“, fuhr er fort, „daß ein erster, einziger Blick zünden kann und für ewig unvergeßlich bleiben; aber nur wenn es gegenseitig gleichmäßig in den Augen flammt, was wohl bei unserm Sanguiniker nicht der Fall sein dürfte. Auch ich überlasse es dem „mehr oder minder gutmüthigen Zuschauer“ zu entscheiden, ob bei diesem, meinem Zweifel seine vorhin als Grund angegebene Kurzsichtigkeit oder — etwas anderes Schuld sein könnte.“

Homerisches Gelächter belohnte diese boshafte Replik. Der Sanguiniker jedoch, dessen Temperament durchaus nicht erlaubte, dergleichen Hiebe auf seine Häßlichkeit einzustecken und wohl wissend, daß er diese in der gegebenen Weise nicht pariren könne, entgegnete, sich auf eine neue Seite werfend:

„Ei, seht einmal, der galante Don Fernando will — wo wir doch unter uns Pfarrerstöchter sind und solche Maskerade unnöthig

wäre — die Rolle eines weisen Raben spielen und den doch zu dem Beruf der Maler, besonders Modell benützende, gehörenden Monatswechsel des Verliebtheits ableugnen und uns weismachen, daß er etwas von großartiger, ewiger Unvergesslichkeit wisse!"

Sicher wäre wieder eine ähnliche Erwiderung erfolgt, wenn nicht der Vorsitzende, ein Allzuspizigwerden fürchtend, mit einem kräftigen Faustschlag auf den Tisch — dem eigenthümlich oppositionellen Zeichen von Ruhe — den Befehl allgemeinen Silentiums gegeben hätte.

Nachdem die sämtlichen Gläser ausgewackelt hatten und die beiden Kampfhähne ausgiebigst ihre Hitze hinabgespült hatten, begann er mit obligater Stentorstimme:

„Meine Herren! Kraft meines Amtes hoffe ich durch mein Tischklopfen spiritistische Ruhe herzustellen; um jedoch allen weiteren Seelenthätlichkeiten vorzubeugen, schlage ich vor, daß Fernando, der heute ohnedies an der Reihe ist, durch eine wahrheitsgetreue Schilderung der Umstände, die ihn zu der Ein-mal-eins-Theorie bestimmten, Buße thue für das, was er unserm armen sanguinischen Adonis gesagt hat; wobei ich jedoch nicht verhehlen kann, daß die Zweifel Fernandos nicht ganz unbegründet sein dürften.“

„Gut gebrüllt“, riefen einige, die schon wieder nach Luft schnappende Entgegnung des Sanguinikers unterdrückend, während Kolf, der „Hofmusikus“ der Montagler, mit taftgemäßem Fingerklopfen, wodurch er, wie es hieß, stets darauf aufmerksam machen wollte, daß er ein „konservatoristisch gebildeter Junge sei, sich zu Fernando wendend, intonirte: „Wolfram von Eschenbach, beginne.“

„Hört hört, unser Spanier erzählt einen Schauderroman“, brözelte der Sanguiniker schon wieder.

Man beachtete ihn jedoch nicht mehr, sondern sah gespannt zu seinem Gegner hin, der müde und gleichgiltig die neuen Reibereien überhörend sagte:

„Warum nicht, wenn es Euch Spaß macht, will ich wohl mit der Erzählung jener kleinen Episode die mich heute treffende Verpflichtung gegen den Montaggeist einlösen.“

Ferdinand M. — von den Montaglern Don Fernando genannt, wegen der ihm eigenthümlichen Grandezza, mit der er auftrat — den seit einigen Jahren der Name eines sehr bedeutenden Malers schmückte, mochte Mitte der Dreißig sein. Es war ein auffallend schöner Männerkopf, der sich nur einen Moment, wie in weite Ferne blickend, über das Kelchglas beugte und man sah den jetzt kalt und starr blickenden Augen an, daß sie wohl auch in heller, alles verzehrender Leidenschaft aufflammen konnten.

Ferdinand M. hatte schon seit geraumer Zeit hastig Glas auf Glas geleert und die ihn kannten, wußten, daß dies stets ein Zeichen innerer Erregung war, die man bei ihm fast niemals an Stimme oder Benehmen wahrnahm, sondern nur an einem leisen, nur dem genauen Beobachter sichtbaren Zucken an den Schläfen.

Auch seine Gesichtsfarbe wurde durch das rasche Hinabstürzen des Weines nicht erhöht, sondern blaß. Nur die schönen, fein gezeichneten Linien seiner Züge traten dann schärfer, fast finster abstoßend hervor und die diesen gewöhnlich eigene reservirte Gelassenheit wich dann

häufig einem malitiösen, bittern Ausdruck, dem wiederum nicht selten scharfe, herbe Worte entsprachen.

Rasch mit der weißen, gepflegten „Künstlerhand“ durch das dunkle Haar fahrend, das das Künstlervorrecht — den langen Lockenwald — vermeidend, in kurzen, dichten Wellen die hohe Stirn beschattete, begann er:

„Auf meiner Reise nach Italien, vor mehreren Jahren, machte ich den Heimweg so viel als möglich zu Fuß! Ihr wißt, ich bekenne mich zu der romantischen Schwäche, die die modernen Fahrgelegenheiten und geraden Straßen in schönen Gegenden haßt. Unser Sanguiniker“, fuhr er fort, mit einem ironischen Lächeln auf diesen blickend, „der, wie wir ja wissen, die Liebe aus dem FJ studirt und in eigens dazu bestimmten Behältern aus Weidengeflechte heimgetragen hat, behauptete vorhin, das Verliebtsein gehöre zur Malerzunft. Ich will ihm in so fern Recht geben, als wir den Blick für Frauenschönheit in einem ausgebildeteren Maße als vielleicht andere besitzen und empfänglicher dafür sind, ja Sehnsucht nach ihr empfinden müssen; auch daß dies tiefe, innere Genügen, was das Schönste alles Sichtbaren — das schöne Weib — im Maler hervorbringt und das mit seiner Kunstliebe eng verknüpft ist, oft wie Verliebtsein aussieht, oder dieses auch oft zustande bringt. Aber Liebe, wirkliche Liebe empfindet vielleicht gerade der Maler am schwersten, denn auf ihm ruht, ähnlich einem kassandrischen Fluche, das ewige Sehnen nach Schönheit im Herzen. Er kann nicht das Weib, und wäre es an Herz und Geist das vollkommenste, lieben, wenn es nicht auch einen schönen Körper hat, denn er liebt das Weib auch ebenso glühend mit den Sinnen, wie mit der Seele; und nur wenn er beides kann, vermag er sich ganz hinzugeben, vom höchsten Glück ganz gefesselt sein.

„Um aber wieder auf meine Reise zu kommen“, fuhr er fort, sich aus dem Nachdenken, in das er nach diesen Worten versunken war, reißend und um mich bei diesen Ansichten nicht als Asketiker hinzustellen, was mir bei Gott fern liegt und was der Sanguiniker, wie er sagte, mir doch nicht glauben würde, will ich gern eingestehen, daß ich auf meiner Reise und wohl auch vorher manch schönen Mund geküßt habe und mancher Lockenkopf, der im Skizzenbuche mitwanderte, an meiner Schulter gelehnt hat. Aber zur Liebe, oder auch nur zu einem Verliebtsein länger, als bis ich die nächste Schöne sah, konnte mich auch keine in der Bella Italia bringen; und mag unser lebenswürdiger Sanguiniker sagen, was er will, von unserer Zunft — nahegetreten in Kopf und Herz sind mir im Leben doch nur zwei weibliche Wesen. Die kleine, unschuldige Lil aus dem Nachbarhause im kleinen Städtchen, wo ich aufwuchs, die ich gern gehabt, seit ich zurückdenken kann und die ich mich freute zu sehen, seit sie so hübsch geworden war und die ich doch niemals geliebt habe und — doch verzeiht, Ihr verlangtet ja eine Erzählung zum Opfer des Montagneistes“, sagte Fernando rasch, sich abermals aus träumerischem Sinnen, das man sonst nicht an ihm gewohnt war, reißend.

„Auf meiner Fußtour, zu der ich“, begann er von neuem, „wie gesagt, schon seit einiger Zeit meine Heimreise umgewandelt hatte, verließ ich eines Abends die staubige Landstraße, einen Fußweg ein-



Belaußcht.

Nach einem Originalgemälde von R. Knabl.

Handwritten text, possibly a signature or initials, located in the top left corner.

schlagend, der, wie mir schien, näher zu dem auf meiner Karte mir vorgezeichneten Nachtquartier führen mußte.

„Es war ein drückend heißer Nachmittag gewesen und selbst der einbrechende Abend brachte keine Kühle, bis endlich ein leise heranziehender Gewitterwind eine große Wolkenwand zusammenschob. Niemals erinnere ich mich mit solchem Interesse und solcher Erwartung das schöne Naturspiel beobachtet zu haben, wie jenes Mal; mir war es, als hätte sich die beängstigende Schwüle der Luft auch meinem Innern mitgetheilt, denn ich fühlte mich matt und gedrückt und sah mit erregter Freude die zuckenden Blitze, die mich aus meiner lethargischen Stimmung rissen.

„Ich weiß nicht, wie lange ich so gewandert war, die Augen mehr auf die Wolken, als auf meinen Weg gerichtet. Erst als mit der sinkenden Dunkelheit die fallenden Tropfen mir endlich durch die Kleider gedrungen waren, begann ich, wieder meines Wanderzieles gedenkend, mich umzusehen, wo ich eigentlich sei. Das Gewitter hatte ausgetobt und sich in einen leise rieselnden Landregen verwandelt, der alles in düsteres Grau hüllte und die Dunkelheit rasch eine völlige werden ließ. Ich sah kaum noch, daß der Weg, auf dem ich schritt, zu einem engen, wenig betretenen Pfad geworden war und daß er unmöglich zu meinem Nachtquartier, das ich der Zeit nach längst hätte erreicht haben müssen, führen konnte.

„Weit und breit war alles still und in der flachen, ziemlich eiförmig gewordenen Gegend kein Haus — oder vielmehr der Dunkelheit halber — kein Licht in einem solchen — zu sehen; ich hatte mich offenbar verirrt. Ich bereute jedoch nicht von der sichern Straße abgegangen zu sein und den hübschen Weg im frischen Grünen eingetauscht zu haben, denn das erquickende Wetter hatte auch mich wieder frohen Muthes gemacht. Ich schritt also auf meinem Pfadelein weiter in dem beruhigenden Gedanken: „alle Wege führen nach Rom.“

„Als ich etwa noch eine Viertelstunde gegangen war, kam ich zu einem Wald und ich überlegte, ob ich meine Irrfahrt auch in diesem, bei der inzwischen vollständig eingetretenen Finsterniß fortsetzen sollte. Was sollte ich aber sonst thun? Ich konnte nirgend einen andern Weg entdecken und die Wahrscheinlichkeit, daß der eingeschlagene doch bald zu einer menschlichen Behausung führen müsse, dünkte mich verlockender, als die Gewißheit im Umkehren erst nach mehreren Stunden eine solche zu erreichen.

„Ich schritt also auch im Walde noch ein paar hundert Schritte guten Muthes weiter und erst als in dieser Dunkelheit mein Fuß bald an einen Ast, bald an eine Baumwurzel stieß, begann ich zu murren. Da fühlte ich, daß der bisher schmale, enge Weg zu einem breiten, mit feinem Kies bestreuten geworden war, und an freien Stellen vorüberkommend, die ich als eingehegte Wiesen mit Bosketts erkannte, merkte ich, daß ich in einen gepflegten Park, also auch wohl in Menschennähe gekommen war.

„Der stetig auf mich klatschende Regen und meine Müdigkeit ließen mich über diese Entdeckung herzlich froh sein und mich immer rascher vorwärtsschreiten, nachdem ich durch die Bäume deutlich ein Licht schimmern gesehen hatte.

„Als aber, trotz meiner eiligsten Schritte, der sehnsüchtig erspähte Schein bald verschwand, bald nah, bald ferne für einige Minuten wieder auftauchte, begann ich eben über den offenbar verkehrten Irrgang, in den ich gerathen sein mußte, ernstliche Verwünschungen auszustößen, als ich, hinter einem großen Pavillon, an den ich fast angerannt wäre, hervortretend, verwundert stille stand, denn ich kam mir nun wirklich wie verzaubert vor.

„Nachdem ich stundenlang in todtenstillen Einsamkeit gewandert war, lag nun plötzlich ein glänzend hell erleuchtetes Gebäude vor mir. Unter dem schützenden Vordach brannten riesige Bechpfannen und ließen von dem dunklen Hintergrunde des Parkes die geschweiften Umrisse eines allerliebsten Kokoschloßchens hell sich abheben. Zwei hoch das Dach überragende, reich ornamentirte Erker flankirten die Fassade, die mit vielfachen Gesimsen und Pilastern geziert, aus capriciös geformten Nischen steinerne Figuren hervortreten ließ, die selbst in diesem unfreundlichen Wetter mir freundlich entgegenzuwinken schienen.

„Ich mußte wirklich wähnen, daß ich mit meinem Eintritt in den Wald in eine verzauberte Märchenregion gerathen sei, denn als ich wie im Traum die Stufen zu dem geöffneten Portal hinschritt, schien ich mir in die Zeit zurückversetzt, deren Erinnerung vorhin die Bauart des Schlosses wachgerufen hatte und die nun mit ihrem ganzen lebensfrohen Luxus ein lebendiges Bild vor mir aufrollte.

„Aus dem Hintergrund der Halle, in die ich getreten war, und deren Wände mit Amoretten und Blumen bemalt waren, traten zwei Diener in Kokolibrée mit Wachskerzen. Ihnen folgten unter heiterem Sprechen und Lachen, elegante Herren und Damen, deren Kostüme annehmen ließen, daß sie etwa zu einer Cour, die Louis XIV. auf einem Jagdschlosse hielt, die breite Treppe hinan schreiten wollten. Einer der Pilaster, die die Wände schnitten, war unter dem Kapitäl abgebrochen und durch eine Nische ersetzt; in dieser stand aus weißem Marmor in entzückender Schönheit und göttlicher Hoheit eine Venus von Milo.

„Es schien, als bezwecke das Vorübergehen der Paare nur einen Huldigungsakt für diese Göttin der Schönheit und der Liebe, denn jedes der Kommenden legte Blumen zu den Füßen der Hohen.

„Mon Dieu“, sagte einer der Kavaliere in einem reichgestickten, violetten Atlasfrack, mit einem Gesicht, das ganz gut einem der faden Schmeichler gehören konnte, wie sie auf dem Bilde Vanloos „aus der Kokozozeit“ verewigt sind, „mon Dieu, pour dire la vérité, dieses erinnerungsvolle Opferfest und die steinerne Göttin me font peur; j'aime mieux meine lebende, reizende Aglaja.“ Und damit legte er, ohne nur einen Blick für die hohe Schöne zu haben, seine Spende nieder, die Hand des allerliebsten, zierlichen Kokopüppchens, das er führte, schwachtend an die Lippen drückend. Es folgten noch mehrere Paare, alle die mit Blumen und zahllosen Kerzen geschmückte Treppe hinansteigend.

„Zulezt trat an den Altar ein älterer Herr, dessen wettergebräunte und scharfmarkirte Gesichtszüge, aus denen Sarkasmus und fröhliche Laune sprachen, sowie dessen hastige Bewegungen sonderbar mit der wohlfrisirten Puderperücke, dem eleganten Spitzenjabot und den weißen

Atlasshuhen kontrastirten. An seiner Seite ging eine hohe, imponirende Frauengestalt; sie trug ein dem griechischen Kleide ähnliches Gewand, wie man es auf Bildern findet, welche die zur Rokokozeit beliebten Schäferspiele, bei welchen eine mythologische Figur verherrlicht wird, zum Vorwurf haben.

„Ein weißes, peplonähnliches Gewebe schmiegte sich um den Oberkörper und fiel in weichen Falten über die Hüften, Arm und Nacken frei lassend. Die im matten Dunkel schimmernden Haare waren durch einen goldnen Reif zu einem dichten Knoten aufgenommen, dessen lockige Enden in den Nacken fielen.

Wie sie so stand, die Arme leicht zurückgebogen, um die weiße Rose aus dem Haar zum Opfer der Göttin zu nehmen und dieser das klassisch schöne Haupt zuwandte, dessen fast erkältend stolzer Ausdruck durch das volle, reine Entzücken, das sie der hoheitvollen Schönheit entgegenbrachte, gemildert wurde — schien sie unendlich entzückender, als jenes ewige Ideal griechischer Schönheit. Da plötzlich, als sei es ein Werk der Liebesgöttin, machte das schöne Haupt eine Bewegung und ich sah in dunkel-brennende Augen.

„Ich hatte nicht bemerkt, daß vorhin die Diener mit den Kerzen sich nahe bei mir aufgestellt hatten und ich in voller Beleuchtung stand. Ich wußte es auch jetzt kaum, denn ich starrte — wie mir schien eine süße Ewigkeit — in diese Augen. Da senkten sie sich und die feinen Züge, aus denen sie strahlten, wurden bleich und starr — aber nur einen Moment, dann flog ein heiteres Lächeln um die rosigen Lippen und einen Schritt näher tretend, sagte sie, halb zu ihrem Begleiter, halb zu mir gewendet:

„Ah, sehen Sie, monseigneur, ein Fremder, und seiner Kleidung nach, aus uns fernem, unbekanntem Land, kommt zum Opferfest der Venus.“

„Und ihre holde Priesterin, die göttliche Chloris, hat dies sogleich erkannt; darum sei ihm sein Opfer nicht verwehrt“, sagte lächelnd der Cavalier, galant die Hand an den Degen legend und gegen mich sich verbeugend.

„Ich danke Euch, monseigneur, aber der von ferne kommende Fremdling hat nicht sehnsüchtig und mit schweren Kämpfen gegen Wind und Wetter die Länder durchstreift, um der Göttin von Stein sein verlangendes Opfer darzubringen“, so kamen mir, ich wußte selbst nicht wie, die Worte von den Lippen, sie fest ansehend und ihre Blicke wieder suchend.

„Aber sie sah nimmer auf und nur ein stolzes Lächeln flog um die feinen Lippen, während monseigneur sich freundlich zu mir wandte und auf meine durchnäßten Kleider deutend sagte:

„Dem Fremdling, der, um zu unserm Opferfeste zu gelangen so tapfer den Kampf gegen Himmel und Hölle bestand, zu verweigern sein Opfer darzubringen, wäre grausam“, und damit winkte er einem Diener, zu dem er einige Worte sprach; dann schritt das Paar ebenfalls die Treppe hinan.

„Wieder glaubte ich, als sie verschwunden waren, geträumt zu haben — aber da lag ja die weiße Rose zu Füßen der Göttin, die mit eigenthümlich verheißungsvollem Lächeln auf mich niederblickte.

„Mit Hilfe des Dieners, der mich in ein allerliebste Toilettenzimmer führte, das mit dem ganzen luxuriösen Raffinement der Blüte der Rokokozeit ausgestattet war, wurde ich rasch in einen Cavalier jener Zeit verwandelt, und als ob ich befürchtete, daß ein Wort den ganzen Zauber, der mich zu umgeben schien, zerstören könnte, folgte ich stumm und wie im Traum wandelnd dem Diener, bis ich durch hohe Flügeltüren trat, die er mir öffnete.

„Ich war wie geblendet, denn ich stand nun inmitten meines angefangenen Märchens, d. h. in einem Saale, der auf das Reichste und bis in die kleinsten Details aus der Zeit Louis XIV. genommen war. In hohen, venezianer Spiegeln schimmerten wieder und wieder unzählige Wachskerzen, die in Standelaber von schönen Silberornamenten brannten, prächtige Gobelins hingen in schweren Falten an Türen und Fenstern, Statuen von Coustou zierten die Nischen, während Streublumen und Amoretten à la Fragonard — dem galantesten aller Galanterieenmaler — verschwenderisch auf den Plafond gesät waren und Bilder, die, als wären sie von der Hand eines Vanloo oder Latour gemalt, den ganzen koketten Reiz jener Zeit repräsentierend, die Wände zierten.

„Auch die Gesellschaft, die sich in dem eleganten Raum bewegte, schien den Wahn in jene üppig-heitere Zeit, die vor allem den Luxus und Genuß liebte, versetzt zu sein, nicht Lügen zu strafen.

„Man lachte und scherzte in dem zierlich ausgeführten Menuett, in dem sich eben die gepuderten Paare auf hohen Hackenschuhen bewegten; schlanke Hände regierten den Spitzensächer in bedeutungsvoller Weise und manch zärtlich geflüstertes Wort der galanten Kavaliere, manch begehrlischer Blick flogen zu den Damen in den schweren Brokatgewändern, die die kokett-ceremoniellen Verbeugungen nur noch verführerischer erscheinen ließen.

„In einer Ecke des Saales war unter einem seidnen Baldachin, das ein kleiner goldgeflügelter Amor krönte, eine Art Thron errichtet, auf dem sie saß.

„War sie vorhin die hohe, eben vom Piedestal gestiegene Göttin, so schien sie jetzt, wo ein rosiger Schimmer und ein Lächeln, mit dem sie sich huldvoll zu dem Nebenstehenden neigte, die schönen Züge belebten, die stolze Königin, die vom hohen Throne aus Glück und Leben spendet. Und ganz wie im Märchen nur diese vor mir sehend, sagte ich, als der Tanz beendet war und ich zu ihr treten konnte:

„Holde Herrscherin all dieses Zaubers, Euer Sklave liegt zu Euern Füßen.“

„Nicht doch“, entgegnete sie, auf den Herrn zeigend, der sie vorhin geführt hatte, „hier ist monseigneur, der Oberpriester unseres Opferdienstes der Freude und Herr über diesen, ihren heitern Tempel.“

„Oh monsieur, Chloris beliebt zu scherzen, ich bin nur son humble serviteur, der sich glücklich schätzt, daß die blumige Göttin — la reine de la fête — in sein irdisches Gemach niedersteigen mochte“, sagte monseigneur, dieser mit seiner lockigen Allongeperrücke zurückend.

„Ja, ich mußte wirklich behext sein, denn glühende Eifersucht erfaßte mich plötzlich, als nun bei den ersten Klängen eines Tanzes er auffordernd zu Chloris trat.

„Chloris wird mit mir tanzen“, flüsterte ich, meiner nicht mehr mächtig, mich zu ihr neigend. Ich hätte den Verhassten, der seine Hand nach ihr ausstreckte, erwürgen mögen und heiß fühlte ich es in meinen Augen flammen — bis sie die ihren trafen. Da war er wieder, der Zauber, der mich bannte und der, ich wußte es, mich zum Himmel wie zur Hölle willenlos führen konnte.

„Sie folgte mir zum Tanze ohne ein Wort der Erwiderung und erst als ich heftig ihre Hand drückte, hörte ich sie leise sagen:

„Sie kommen aus einem rauhen Lande.“

„Ja“, entgegnete ich herb, „und man lockt den Barbaren nicht umsonst in Blumen- und Götternähe — er athmet begehrlieh diesen berauscheden Duft der Fremde.“

„Als der Tanz zu Ende war, schritten wir zum Saale hinaus — ich weiß es nicht, leitete sie meine Schritte, oder der holde Märchengott. Wir traten, nachdem wir eine Reihe im pompösen Kokofogeschmack eingerichteter Zimmer durchgegangen hatten, durch schwere Brokatportieren in einen kleinen, nur vom Lichte einer Ampel erhellenen Rundsalon. Fern, fast unhörbar, drang das Geräusch der Musik und der Lärm der Gäste herein. Wieder umgaben uns Gold und Leppigkeit.

„Von den Wänden nickten reizende Amorettenköpfschen; zwischen goldverchnörkelten Rahmen und reichgezierten Guéridons, sahen mit dunklem Glühen stolze Blumenhäupter hervor, süßen Athem spendend und leise führte ich die schöne Gestalt, deren Hand auf meinem Arme ruhte, zu den seidnen Kissen. Und war sie als Göttin und als Königin mir wunderbar schön erschienen, so erschien sie mir jetzt doch noch unendlich schöner, war sie jetzt unsäglich reizender, denn hier sah ich nun mit den still gesenkten Augen das lebensvolle Weib.

„Mein schönheitsstrunkenes Auge konnte sich nicht satt sehen an den edlen Linien des Halses, auf dem das stolze Haupt saß; auf der weißen Stirne lag Strenge und aus den Zügen sprühte unnahbarer Stolz, dessen hinreißend bezaubernder Widerspruch in den tief verschattenden Wimpern, in den halbgeöffneten Lippen, in dem leisen Beben der Finger lag — ein Widerspruch, der das stolz zurückhaltende und doch liebeathmende Weib unendlich anziehender machte, als die lockend-lächelnde Nymphe, oder die unnahbar schöne, kalte Pallas-Athene.

„Wer wird siegen in diesem Widerspruch?“ zog es fragend an mir vorüber, aber nur einen Moment, dann flossen mir Worte von den Lippen, die mir aus tiefstem Herzen kamen und von denen ich doch kaum wußte, daß ich sie sprach: „Meine Seele hat Dich gesucht, viel tausend Jahre lang und sie flog auf ewig zu der Deinen, als ich Dich zuerst erblickte dort unter dem Schutze unserer Göttin, die uns gebannt hat. All die unermesslich lange Zeit habe ich Dich geliebt und habe die Welt durchwandert, um Dich zu finden.“

„Ohne Widerstreben ruhte ihre Hand in der meinen und den Kopf zurücklehrend, antwortete sie, gleich mir gezwungen von einem räthselhaften Zauber, und wie träumend in weite Ferne sehend: „Ach ja, ich weiß es und all die unermesslich lange Zeit hat sich meine Seele nach der Deinen gesehnt und gewartet, daß Du sie endlich fändest.“

„Und wieder warf in das berausched süße Märchen die Wirklich-

feit ihre Schatten und ließ mich fragen, ob die stolze Königin, die göttliche Chloris dem armen Künstler, dessen Heimat wohl an ihrem goldenen Göttertische sei, hinaus folgen werde, weil sie wissen müsse, mit welchen Qualen er die schlimme Welt durchwandert, um, wie sein Sehnen ihn trieb, zu ihr zu gelangen.

„Und wieder sagte sie in einem müden, fast einschläfernden Ton: „Und als Du nun endlich kamst, da wäre ich Dir ja gern zu Füßen gesunken, aber Chloris trägt eine Kette und die hohe Göttin sah so strenge auf mich herab, denn sie heischt nur stolze Opfer. Die thörichten Menschen wissen es nur nicht, sie meinen sie lächle gewährende Liebe, aber ich, ich weiß es besser, Venus Urania nimmt nur weiße Rosen an.“

„War es der matte, einschläfernde Ton ihrer Stimme, der mich reizte, oder die Müdigkeit, die sie zu überkommen schien — ich hörte, ich begriff die Worte von der Kette und der weißen Rose nicht, ich begriff nur einen Wunsch in mir: die bleich gewordenen Lippen roth zu küssen.

„Sie ließ es ruhig geschehen — aber plötzlich richtete sie sich auf und mich leise von sich drängend, ließ sie mich wieder in die dunklen Augen sehen, die räthselhaft wie die einer Sphinx auf mich gerichtet waren. Es griffen ihre schlanken Finger nach einer Karaffe, die auf einer goldnen Konsole vor uns stand und mir war es, als gösse sie Blut in den hohen Kelch. Sie trank und als sie mich das Glas zur Hälfte hatte leeren lassen, warf sie es in Scherben; dann sagte sie, die Hand leicht auf mein Herz legend:

„Der fremde Wanderer wird Chloris nie vergessen und wird nie ein anderes Weib nach ihr küssen, denn Chloris hat noch keinen geküßt vor ihm — wirst Du es schwören?“

„Ich schwöre es“, sagte ich und suchte von neuem sie zu mir zu ziehen. Ein stolzes, fast kaltes Lächeln flog bei meinem Schwur über die zu Marmor erbleichten Züge und durch mein Gehirn zog blitz-ähnlich das Verstehen des Gedankens, daß Venus Urania nicht Gewähren, sondern Stolz und Hohn lächle. Aber als ob sie meinen qualvollen, unruhigen Blick, mit dem ich den kalten Stolz wahrnahm, nicht ertragen könne, legte sie ihre kühlen Finger auf meine Augen.

„Da kam es wie süße, wundervollste Ruhe über mich — ich hörte ein leises Rauschen und blickte auf — sie war verschwunden; die Blumen, die sie an der Brust getragen hatte, lagen neben mir. Ich griff nach ihnen und wie wenn ihr starker, glühender Duft mich betäube, sank ich von neuem zurück und schloß die Augen, in Gedanken den Zauber, der mich umfing, nicht zu stören, auf daß sie wieder komme.

„Da mußte ich von der Anstrengung des Tages, dem Blumenduft und dem Märchenweben, das mich auf die weichen Kissen bannte, eingeschlummert sein, denn ein schwerer, sonderbarer Traum sank auf mich nieder . . .

„Jahre waren vergangen und ich hatte Silberfäden im Bart und Haar und doch durchwanderte ich fort und fort ruhelos die Welt, alles findend, nur das, was ich suchte, nicht: sie oder Vergessen. Da kam ich eines Abends matt und müde an ein kleines Haus und als ich die enge Treppe hinaufstieg, erkannte ich, daß es das

Nachbarhaus sei, in dem ich als Knabe unzählige Male zu der kleinen Lil auf Besuch gekommen war.

„Als ich in das große Wohnzimmer trat, wo wir immer zusammen gespielt hatten, da grüßten mich all die alten Bekannten: der wackelige Lehnstuhl und das Glaschränkchen mit den braunen Kaffeetassen und der liebe Kachelofen; und hinter ihm saß auch noch die schwarze Miezzi; aber sie war recht alt und blind geworden und schnurrte sehr gleichgiltig, als ich an ihr vorüberkam.“

„Ach, Ferdi, da bist Du endlich“, hörte ich eine matte, liebliche Stimme und als ich ihr nachging, fand ich die kleine Lil, die nun ein großes Mädchen geworden war, am Lager ruhen. Das liebe Kind sah bleich und krank aus und blickte mit seinen frommen Augen so kinderrein zu mir auf: „Wie danke ich Dir, lieber Ferdi, daß Du noch gekommen bist“, flüsterte sie, „ich habe mich so sehr nach Dir gesehnt, denn ich kann ja nicht ruhig sterben, wenn Du mich nicht einmal küssest, weil ich Dich so lieb, ach so arg lieb habe und nun, wo ich sterbe, darf ich es Dir auch sagen, gelt, und Du wirst mich küssen?“

„Ich wußte vor Kühlung nichts zu sprechen und beugte mich zu dem kleinen, blassen Mund. Da plötzlich stand die hohe Gestalt aus dem Kokoslosse neben mir; die dunklen, brennenden Augen waren fest auf mich gerichtet und leise legten sich die kühlen Finger auf meine Brust.“

„Lil“, schrieb ich auf, „Lil, ich darf, ich kann Dich ja nicht küssen“, da zog wieder um die halbgeöffneten Lippen der schönen Chloris dasselbe stolze, kalte Lächeln, wie jenes Mal, als sie mir den Schwur abgenommen hatten, nach ihnen keinen Mund mehr zu küssen. Ich wollte flehend ihre Hand fassen — aber es war plötzlich nicht mehr das lebenswarme Weib, das einst in meinen Armen geruht hatte, es war ein starres Bild aus Stein, das auf mich hernieder sah, verlockend schön und unnahbar streng — Venus Urania.

„Ich strich mit der Hand über meine brennenden Augen und als sie niedersank, war das schöne Weib, das steinerne Bild verschwunden und Lil war todt.“

„Ich fuhr auf — — mattes trübes Tageslicht schien zwischen schweren Damastgehängen zu einem Fenster herein auf eine Umgebung von verblaßter Goldzier und farblosen Seidenpolstern. Aus einem Porträt, in blauem Galafrack und der weißen Perrücke gemalt, blickten mich scharf markirte Gesichtszüge an, die ich schon irgendwo gesehen haben mußte. Am Boden lagen die Scherben eines kostbar geschliffenen Pokals und auf dem verblühenen Fußteppich breitete sich ein häßlicher, rother Fleck aus, wie von vergossenem Blut.“

„Wie kam das und wie kam ich hierher? Träumte ich? Nein, es war kein Traum und der Fleck zu meinen Füßen war ja auch nicht Blut, es war der Rest des feurigen Weines, den sie mir kredenzt hatte und hier in der Hand hielt ich auch noch die Blumen — Rosen, volle, rothe Rosen und Syringen, die an ihrer Brust verblüht waren.“

Es war alles Wahrheit, nur Chloris fehlte, die Holde war verschwunden.

„Ich riß die geschlossenen Thürbehänge auseinander und eilte durch die Zimmer, durch die mich gestern ihr Arm geleitet hatte; ich kam

zum Saal, wo wie in vergessener Galanterie die Bilder von den Wänden niedersehen. Dort stand — von todtten Blumen überstreut — auch Chloris Thron, die sammtlenen Stissen lagen am Boden.

„Halbgeleerte Gläser und herabgebrannte Kerzen kennzeichneten das widerliche Bild eines benutzt gewesenen Gesellschaftsraumes am Morgen. Und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die Fadenscheinigkeit und Abgebläptheit der Rokoko-Möbel, denen das grausame, grelle Tageslicht, das Glitter und Schminke nicht duldet, den letzten Rest von Pomp und Glanz nahm, welche sie ehemals besessen haben mochten.

„Alles Vergangenheit, alles still und todt. War ich denn wirklich gestern in eine, nur für Stunden zum Leben erweckt gewesene Vergangenheit veretzt worden, die heute am Morgen wieder in ihre Gräber versunken war?

„Nein, dort stand ja im goldgestickten Atlasfrack, an der Seite die glänzende Degenscheide, noch einer von den galanten Cavalieren, die gestern hier im zierlich ausgeführten Menuett der Dame du coeur zärtliche Worte zugeflüstert hatten. Ich eilte auf ihn zu und stand vor meinem eigenen Spiegelbilde, das mir in dem Maskenkleide fremd und bleich entgegensah.

„Endlich fand ich den Ausgang, der zur Treppe führte, die ich wie erleichtert hinabeilte. Ja alles, was ich gestern hier erlebt hatte und was mit jedem Schritt, den ich in diesen todtstillen Räumen machte, wieder klar und deutlich vor mir auftauchte, war Wirklichkeit gewesen. Hier, neben der reich geschwungenen Treppenausladung waren noch die Wachstropfen der Kerzen, mit welchen die Diener à la reine de la fête avec monseigneur et sa suite charmante geleuchtet hatten, und dort in der Nische stand das weiße Götterbild.

„Ha, wo war im fahlen Morgenschimmer ihr verheißungsvolles Lächeln geblieben? Kalt und starr stand sie auf ihrem Piedestal — und war es süße Liebe, die um die vollen Lippen lag, war es nicht vielmehr kalter Hohn, mit dem sie an mir vorüber in ernster Hoheit und geheimnißvoller Unnahbarkeit dort auf die todtte, weiße Rose sah? Ich fühlte Entsetzen vor Venus Urania und eilte durch das Portal mit seinen räthselvollen Sphinxköpfen die Stufen hinab ins Freie.

„Ich befand mich nun in einem Park mit verschnittenen Taxushecken, zwischen denen bemooste Pomonas und Floras ihre stummen Häupter in geziert verdrehter Haltung emporhoben. Aber wenn auch die sorgfältig gestukkten „boeages“ und capriciösen Linien folgenden Teppichbeete wiederum zwei Jahrhunderte zurückzurufen schienen, so athmeten doch diese Gesträuche und Blumen selbst, die zwitschernden Vögel um mich her, Leben, und nicht alles war wie innen im Schlosse todt und Vergangenheit.

„Die prachtvolle, feingemeißelte Façade des Schlosses im üppigen Rokokogeschmack hätte mir sicher noch mehr Interesse eingeflößt, wenn ich nicht all meine Aufmerksamkeit verbraucht hätte, in diesem Zauberland, in dem das gestern voll und heiter rauschende Leben in unheimliche Stille verwandelt war, doch endlich irgend ein lebendes Wesen zu finden.

„Suchend umschritt ich die Terrasse und fand auf einem Bänkehen,

das sich an eine einarmige Nymphe lehnte, ein altes Mütterchen im Schlafe. Schon glaubte ich die mächtige Zauberin wie im Märchen gefunden zu haben, die mit einem Worte alles wieder zum gestrigen Leben wecken könne, als die Alte, von meinen Schritten erwachend, mich harmlos ansah, weder erstaunt noch erschreckt war und halb zu sich selber sprechend, murmelte:

„Ah so, der fremde Herr ist noch da; ich dachte, er sei auch mit den andern fort.“

„Wer ist fort“, rief ich, sie heftig aus ihrem Nicken reizend, in das wieder zu fallen sie sich anschickte.

„Nun, der Herr Graf und all die Herrschaften“, antwortete sie, erstaunt, daß ich das frage, und erst als ich ihr erklärt hatte, daß ich vor Wind und Wetter Schutz suchend, nur zufällig hierher gekommen sei, hörte ich das angefangene Märchen weiter erzählen:

„Vor ungefähr zweihundert Jahren, als das Schloß neu und prächtig erbaut gewesen war, habe der Eigenthümer all dieser Pracht — Graf Alexis von Serr — ihm den Namen „à ma belle“ gegeben und sich vermält. Aber es war „das alte Liedchen vom armen, alten König, der eine junge Frau nahm“ und bei einem seiner glänzenden Feste am 17. Mai des Jahres 1674 soll der „arme, alte König“ den Günstling seiner „jungen Frau“ vor ihren Augen in dem Rundsalon, in welchem sein Porträt im blauen Galafrack hängt, erstochen haben. Seit diesem Vorgang sei das Unheil in der Familie Serr heimisch geworden und niemals sei ein 17. Mai seit jenem schrecklichen vergangen, ohne daß an ihm nicht ein trüber Vorfall in die Familienchronik zu verzeichnen gewesen wäre. Auch habe von dort an keine der folgenden Familien des alten Geschlechts mehr das Schloß à ma belle als ständigen Wohnort benutzen mögen und niemals habe ein Glied derselben einen 17. Mai in ihm zugebracht, bis es vor acht Jahren an den jetzigen Besitzer gekommen sei. Dieser habe geschworen die abergläubische Furcht vor dem vererbten Familienunglück vernichten zu wollen, indem er jenen Unglückstag im Monat Mai jedesmal durch fröhliche Feste zu einem Freudentage stempelte.

„Er sei ein alter Junggeselle, der seinen großen Reichthum in exzentrischen Passionen und großen Reisen durch alle Länder der Welt ausgabe. Wo er aber auch sei, niemals versäume er den 17. Mai auf Schloß à ma belle zuzubringen und durch glänzende Festlichkeiten zu feiern, welche er ein Opferfest der Venus nenne — denn auch jener Mord seines Vorfahren sei nur ein verlangtes Opfer für die Liebesgöttin gewesen. Der gesammte begüterte Adel der Umgegend und der Hof der nahen Residenz nehme die Einladung des merkwürdigen Sonderlings auf sein Schloß gern an.

„Die Bedingung, die er stelle, sei, daß alle Gäste genau im Kostüm jener Zeit gekleidet seien. Er selbst trage an diesem Tage einen Anzug, der auf das Genaueste dem gleiche, welchen einst an jenem unglücklichen Abend der von seiner Gattin betrogene Graf Serr getragen habe und in welchem der letztere im blauen Galafrack, wie es in der Chronik zu lesen ist, im Rundsalon von à ma belle porträtirt sei. Den Schluß des fröhlich begonnenen Tages müsse jedesmal ein Ball bilden, denn während im Saale die koketten Verschlingungen

eines Menuetts ausgeführt wurden, sei das Schreckliche passirt. — — So erzählte mir das Mütterchen vom alten Grafen und der schönen, jungen Frau, um derer Willen das Verhängniß auf den seidnen Kissen im Rundsalon des todten Schlosses schlummere — schon zweimal hundert Jahre lang; und wehe dem, der es weckt, denn Venus-Urania in jenem todten Schlosse lächelt nicht Gewähren — „sie nimmt nur weiße Rosen an.“

„Der Tag war schwer und wolfig — das Gewitter, das gestern wohl die Luft abgekühlt, hatte trübe Spuren zurückgelassen und trüb und düster war es auch in mir.“

„Ich sprang auf; mich drängte es das Maskenkleid abzuwerfen und nur mit halbem Ohr vernahm ich noch das Erzählen der Alten, daß sie, die ehemals eine treue Dienerin der Familie Serr gewesen sei, nun im Dorfe unten wohne und nur heute hier sei, um alles abzuschließen, nachdem der Graf mit seinen hohen Gästen und aller Dienerschaft im Morgengrauen schon zur Residenz zurückgekehrt sei.“

„Und wer war Chloris?“ brach sich endlich die mich drängende Frage Bahn.

„Das Mütterchen sah mich verwundert an.“

„Chloris? so hat niemals ein Glied in der Familie Serr geheißt, es wird jemand von den vornehmen Besuchern gewesen sein“, sagte sie.

„Auch der Name todt — und wie ein müder Wanderer, der alles verloren hat, einen letzten, scheuen Blick auf das schöne, kalte Steinbild werfend, schritt ich, nachdem ich meinen Anzug gewechselt hatte, die Stufen von Schloß à ma belle hinab —“

Der Erzähler schwieg. Der schöne Kopf, in dessen streng verschlossenen Mienen nichts verrieth, ob ihn die Erinnerung traurig gestimmt habe, oder ob sie gleichgiltig an ihm vorüber gegangen war, sah eine Weile nachdenklich in das halbgeleerte Kelchglas, in dem der perlende Schaum zerronnen war. Dann richtete er die kalten, grauen Augen fest auf den Sanguinifer und nun blitzten entschieden Spott und Mergel aus ihnen, als er zu diesem sich wandte:

„Ich habe meine Aufgabe gelöst und ein Beispiel angeführt für die Annahme der Möglichkeit, daß mit dem ersten Blick die Seele von einer andern Besitz ergreife und daß selbst bei der vorhin so übel beleumundeten Malerzunft dieser Blick nie, niemals wieder vergessen werden könne. — — Die Reihe dürfte nun an unserm Sanguinifer sein, diese Aufstellung zu ergänzen, was ihm in Anbetracht seines kleinen Korblagers nicht schwer fallen kann.“

Keiner der Anwesenden hatte Lust auf diese Plänkeleien wieder einzugehen, vielmehr schienen alle das Interesse den Worten Breit- Hoff's zuzuwenden, der nun fragte, ob Ferdinand die Reise ruhig fortgesetzt habe, ohne den Versuch zu machen, die schöne Chloris wiederzusehen.

„Als ich“, hub der Befragte von neuem an, „auf dem Wege, den mir die Alte gezeigt hatte, ein paar hundert Schritte gegangen war, kam ich auf die Landstraße fast auf dieselbe Stelle, wo ich dieselbe gestern, in den Fußweg einbiegend, verlassen hatte — ich hatte also nur einen kleinen Umweg gemacht.“

„Ich erblickte nun auch in der Nähe das Dorf, von dem die Alte gesprochen hatte und man hätte wännen können, daß ein Zauber mich es gestern nicht hatte finden lassen und in die Irrgänge des Schloßparkes geführt.

„Die Blumen, die Chloris gestern getragen hatte, brannten wie Feuer auf meiner Brust und doch konnte ich sie nicht von mir werfen, ich war gefesselt in der Erinnerung an sie. Als ob ich dieser entfliehen könnte, eilte ich immer schneller weiter, denn im nüchternen, klaren Morgen schien es mir das einzige Kluge, das schöne Abenteuer zu vergessen, nachdem ich gehört hatte, von welch hohem Range die stolze Chloris sein mußte, da ihr, wie ich wohl bemerkt hatte, in dem gestrigen Kreise als der Vornehmsten gehuldigt worden war — und ich war damals noch ein völlig unbekannter, blutarmer Maler. Zehn Tage hielten diese weisen Erwägungen Stand, dann fuhr ich so schnell als möglich in die Residenz und ließ mich bei dem Grafen Serr melden. Er sei auf Monate nach Schweden und Norwegen gereist, hieß es.

„Ich versuchte alles mögliche, um von ihr und ihrem Namen zu hören, aber der Hof und der Adel hatten sich schon in die verschiedensten Gegenden auf das Land zurückgezogen und wer Chloris gewesen, konnte mir niemand sagen, denn es seien an jenem Tage die verschiedensten Festspiele auf Schloß à ma belle aufgeführt worden.

Die hochtönenden Namen, die ich bei meinen Erkundigungen hörte, ließen meine Annahme, daß Chloris absichtlich meine Frage, ob die hohe Göttin dem armen, irdischen Künstler folgen würde, nicht beantwortet habe, immer mehr zur Gewißheit werden.

„Wieder sah ich vor mir das stolze, triumphirende Lächeln, mit dem ich zuletzt das schöne Weib erblickt hatte und ich schwur in diesem Erimern, daß ich sie erst wieder suchen wollte, wenn mein Name vor dem ihren, er sei auch noch so hoch, sich nimmer zu verbergen brauche.

„Jahre vergingen. Das Lächeln der Venus, die Augen der Sphinx hatten mich rastlos in meinem Kampfe und meinem Streben weitergejagt und den ehemals unbekanntem, armen Maler bekannt und reich an Gold und Ehren gemacht.“

„Nun, und hast Du sie dann wieder gesehen?“ drängte Breithoff, als der Erzähler wieder schweigend vor sich niederblickte.

„Ja, ich habe sie wiedergesehen“, antwortete er, während ein bitteres Lächeln um die fein gezeichneten Lippen flog; aber es war nur ein Blick, dann sprach er mit seiner gewöhnlichen, ruhigen und gleichgiltigen Miene weiter: „Ich war im vergangenen Herbst wieder in jene Residenzstadt gereist. Als ich am ersten Morgen einige Schritte aus meinem Hôtel gethan hatte, kamen mir Menschengedränge und eine Wagenreihe entgegen. Ich blieb ausweichend stehen, während eine prächtige Karosse, mit Silber und Wappen geziert, langsam an mir vorüberfuhr. Und nun wiederholte sich der Zauber vom Schloß à ma belle an jenem 17. Mai — ich sah wieder wie festgebannt in die Augen, die mich unter dem Schutze Venus Uranias zum ersten Male und für ewig unvergeßlich angesehen hatten, in die schönen, stolzen Züge, die wie jenes Mal erbleichten.“

„Wieder schien der kurze Moment im Nimmervergessenkönnen zur süßen Ewigkeit zu werden — da zogen die vier Pferde an, der Wagen rollte weiter und zu meinen Füßen lag ein Zweig von weißen Myrthenblüten.

„Wer war das?“ fragte ich einen Nebenstehenden.

„Prinzessin Carola fährt zur Trauung mit dem Prinzen Stefan.“

„Nun ist die Reihe an Dir“, fuhr der Erzähler fort, ruhig und gleichgiltig und niemand hörte die tiefe Ermüdung, die in seiner Stimme lag.

„Nun und dann?“ fragte einer der Zuhörer, abermals drängend, als könnte das Erzählte so nicht schließen.

„Was dann“, wiederholte Ferdinand rauh, mit einem stolzen, verächtlichen Lächeln, „was noch? Das Märchen ist zu Ende.“

„Und Dein Schwur?“

„Ich habe kein Weib mehr geküßt, seit die schöne Chloris meinen Mund berührt hatte.“

Der fröhliche Kreis der jungen Männer war schweigsam geworden und wohl nur um die momentane Stille zu unterbrechen, mahnte Hellric den heftig trinkenden Sanguiniker, lieber durch eine heitere Erzählung, als durch fortgesetztes Trinken seine verlorene Laune wieder zu gewinnen.

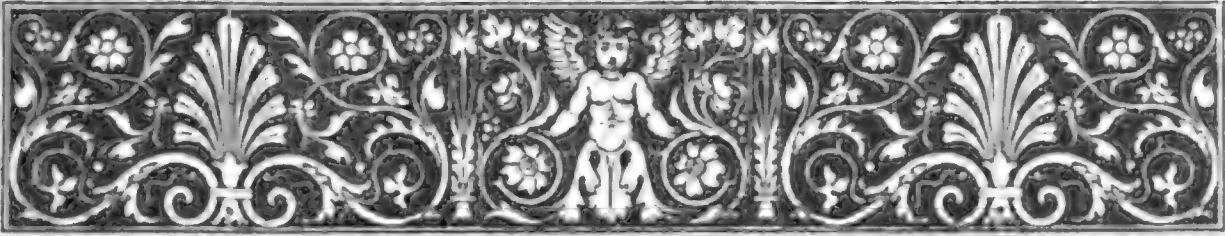
„Nein, dieser muß das nächste Mal bluten, es ist Zeit zum Aufbruch, schon weit über Mitternacht“, entschied der Vorsitzende.

„Weit über Mitternacht“, wiederholte Ferdinand leise, indem er nochmals sein Glas füllte, es an die Lippen setzte und halbgeleert zu Boden warf. Einen Moment sah er höhnisch auf die versprühten Tropfen, auf die splitternden Scherben; dann nahm er seinen Hut und schritt, ohne einen Blick für die Zurückbleibenden, zur Thür.

„Es war der 17. Mai, der Erinnerungstag seines Märchens — hat er der schönen Chloris zugetrunken, oder Venus Urania die Scherben vor die Füße geworfen?“ jagte der Frivole, nachdenklich dem Entschwundenen nachsehend.

„Ich weiß es nicht, aber ich schlage vor, daß hier das zerbrochene Opfer, das Don Fernando offenbar an jedem 17. Mai in dieser drastischen Weise darbringt, auf Vereinskosten bezahlt werde“, meinte der Sanguiniker und nachdem dieser Vorschlag angenommen war, trennte sich für diesmal die Gesellschaft der „Montägler“.





Das Leben der Fische ist ein ewiger Krieg,

ein fortwährendes Würgen oder Gewürgtwerden. Fast alle Fische ohne Ausnahme sind Raubthiere und gefräßiger als irgend eines der mörderischen Geschlechter des Festlandes. „Eine Beute verfolgen oder einem Feinde entfliehen, macht“, wie Cuvier sagt, „die ganze Beschäftigung ihres Lebens aus“. Die Gewässer durchziehend, drohen sie jedem schwächeren Thiere, das ihnen begegnet, mit Vernichtung oder eilen sie, um einem gleichen Loos zu entgehen.

Manche unter ihnen sind außer ihrer Schnelligkeit und Kraft mit den furchtbarsten Angriffswaffen versehen. So hat der Seewolf nicht weniger als sechs Reihen Zähne in jedem Kiefer, womit er Krebse und Hornmuscheln zermalmt, die er sammt ihren Schalen und Gehäusen verschlingt. Wird das Ungeheuer gefangen, so beißt es um sich mit blinder Wuth. Schönfeld behauptet, daß es die Spuren seiner Zähne in einem Schiffsanker zurückläßt, und Steller sah, wie ein an der Küste von Kamtschatka gefangener Seewolf ein Schwert, womit man ihn tödten wollte, anpakte und zerbrach, als ob es Glas gewesen wäre. Die sein Gebiß fürchtenden Fischer suchen ihm sobald als möglich die Vorderzähne auszuschlagen. Oft wird er $1\frac{1}{4}$ und sogar über 2 Meter lang. Gewöhnlich hält er sich in größeren Tiefen auf, doch nähert er sich im Frühjahr den Küsten, um dort unter den Seepflanzen zu laichen. Sein fettes und derbes Fleisch ist eßbar, über den Wohlgeschmack desselben sind jedoch die Urtheile sehr verschieden. Die Schweden und Dänen finden es abscheulich, die Grönländer, die freilich ihre Gründe haben, keine Kostverächter zu sein, finden es delikats und genießen es frisch und getrocknet sammt den Eiern des Fisches. Aus der Haut wird Fischleim, aber auch Chagrin und eine Art von Schuhen gemacht. Die Galle wird als Seife, die Flossen und Knochen als Viehfutter benutzt.

Noch furchtbarer durch seine Größe und Kraft ist der weiße Hai, dessen Kinnladen ebenfalls mit je sechs Reihen scharfer, spitziger Zähne ausgerüstet sind, d. h. also, rechnet man nur 30 Zähne auf jede Reihe, im ganzen mit 400. Dieser Meerestyrann wird an die $9\frac{1}{2}$ Meter

lang und bis zu 15 Centner schwer. Einst, als noch größere Flächen der Erde als jetzt vom Meere bedeckt waren und eine massenhafte Thierwelt das Element erfüllte, übertraf die Zahl dieser räuberischen Fische die der gegenwärtig lebenden Arten, obgleich dieselben noch immer auf Hundert angeschlagen werden. Sie hielten damals, wie heutzutage, die immer neu sich erzeugende Fülle des thierischen Lebens in Schranken. Denn der Hai ist der große Mörder der Tiefe, und gleich den Raizenarten des Festlandes hat die Natur ihm auch eine unwiderstehliche Bewaffnung gegeben. Nur die trügerische Pracht, welche jene schmückt, fehlt ihm; er schreckt selbst durch seine Häßlichkeit. Seine Kühnheit gleicht seiner Stärke und Unerfättlichkeit. Wie der Löwe der Karawane, so folgt wochenlang der Haifisch dem Schiffe nach und, wie jener, faßt er endlich im blißschnellen Sprunge das Opfer. Das Gebiß ist weiß wie Elfenbein und messerscharf, und da die Zähne an den Wurzeln mit elastischen Muskeln versehen sind, so biegen sie sich im Zustande der Ruhe nieder, öffnet sich aber der Kachen, so richten sie sich empor — eine Einrichtung, die an das Gebiß der Schlangen oder an die Krallen der Raizenthiere erinnern mag. Auch das kleine tückische Auge spricht den Raubthiercharakter unverkennbar aus; es ist einzig unter allen Fischen, beweglich, und Furcht ergriff gewiß noch jeden, der seinem rollenden Blicke begegnete. Der Haifisch bewohnt alle Meere, besonders die Tiefen des Atlantischen Ozeans. Geleitet von der Schärfe seines Geruches, schwimmt er aus einer Entfernung von 15, ja 20 Kilometer der ins Meer gesenkten Leiche nach, aber, wie Tiger und Krokodil, ist er am gierigsten nach dem Fleische des schwarzen Menschen. Oft stellen im Antillenmeere die Neger, welche das Boot des Europäers lenken, plötzlich das Rudern ein und deuten entsezt auf den hinterherschwimmenden Hai, der nur auf einen unvorsichtigen Ruderschlag zu warten scheint, um sein Opfer zu fassen. Noch regelmäßiger aber erschien er im Gefolge der Sklavenschiffe, gleichsam als wüßte er, daß der Gefangene verzweifelnd oft genug den Tod in seinem Kachen der Qual der Knechtschaft vorzöge. Die Kühnheit, zu welcher seine Mordlust ihn fortreißt, ist unglaublich. Commerson erzählt, daß ein Haifisch die mehr als 6 Meter über dem Wasser aufgehängte Leiche eines Negers vor den Augen der Schiffsmannschaft herabriß. Will er solche Sprünge ausführen, so krümmt er sich, indem er sich zugleich seiner eigenthümlichen Kachenstellung wegen, auf den Rücken wirft.

Wo immer der Hai sich zeigen mag, wird er vom Schiffer mit grimmiger, ja grausamer Wuth verfolgt. Man erlegt ihn mit Harpunen oder fängt ihn mittels großer, an langer Kette befestigter Angelhaken. Aber diese Jagd wird nie gefahrlos sein. Nur erst, wenn es gelungen, den Schweif des auf Deck gewundenen Ungethüms zu fesseln, mögen die Matrosen es wagen, ihn von hinterher mit Beilen und Haken anzugreifen. Denn ein einziger Schwanzschlag würde hinreichen, einen Mann zu tödten oder ihm mindestens den Schenkel zu zerschmettern. Und auch gebunden noch erschreckt das gewaltige Geschöpf die Umstehenden nicht selten durch seine Kraft und Lebensfähigkeit. Vom Bord eines Walfischfängers wurde ein Hai harpunirt. Man holte ihn auf Deck, hakte ihm den Schwanz ab,

schneid ihm den Bauch auf und warf ihn dann wieder in die See. Aber kaum war der Fisch in seinem Elemente, als er wild hin und her schoß, obgleich außer den vier Harpunen ihn mehrere tiefe Messerstücke in den Leib gedrungen waren, obgleich er den Schwanz verloren und die Eingeweide ihm klasterlang hinten nach schleppten.

Wie groß seine Gefräßigkeit ist, geht aus der Thatsache hervor, daß man bei Margarita einen Hai von 15 Centnern fing, „in dessen Magen sich die Leiche eines Pferdes fand, die wahrscheinlich aus einem Schiffe geworfen war.“ Wenn das gelbe Fieber auf einem Schiffe wüthet, so vermehrt der Anblick der den Lauf des Fahrzeuges begleitenden Haie die allgemeine Entmuthigung. Sie mahnen den Zuschauer, daß auch für ihn der Augenblick nicht mehr fern sein möchte, wo seine ins Meer versenkte Leiche im Magen der gefräßigen Ungeheuer ein lebendiges Grab finden wird.

Als ich meine Fahrt auf dem Hamburger Passagierschiff „Guttenberg“ von Hamburg nach New-Orleans machte, hatten wir stets Haie zur Begleitung, die alles, was vom Schiffe ins Meer geworfen wurde, aufschnappten. Von den 350 Passagieren an Bord starben auf hoher See drei und wurden in sargähnliche, von dem Schiffszimmermann aus rohen, ungehobelten Brettern hergestellte Kisten gebettet. An letztere wurde mittels eines Taues ein mit Steinkohlen gefüllter Sack befestigt. Unter Gebet der gesammten Mannschaft und einiger Passagiere wurden die Kisten nachts 12 Uhr ins Meer geschoben. Kaum waren dieselben im Wasser, als man auch ein gewaltiges Rauschen und Plätschern hörte: unsere Begleiter, die Haie, stürzten den Kisten in die Tiefe nach, sie witterten in ihnen Beute.

Des Haiischen Fleisch ist kaum genießbar, seine Flossen bilden aber einen Leckerbissen, wenigstens für die Chinesen; sein Fett giebt ein werthvolles, stearinreiches Del, seine raue, schwarze Haut ein brauchbares Leder. Merkwürdig ist ein klebriger Stoff, welchen die letztere absondert. Er umgiebt den Fisch mit einer Art phosphorescirenden Schimmers, welcher in stürmischen Nächten, wenn um das stöhnende Schiff die Hyänen des Meeres sich sammeln, den Matrosen ihre Nähe verräth. Bei Tage meldet den Hai gewöhnlich ein Fisch von der Gestalt und Farbe einer Makrele. Die Seefahrer nennen ihn den „Lootsen“ und wissen allerlei von ihm zu erzählen. Indessen scheint nur so viel wahr, daß er dem Hai folge, um dessen Exkremente zu verzehren, was denn an ein ähnliches Verhältniß zwischen Tiger und Pfau erinnert.

Zum Glück für die Freunde eines erquickenden Seebades an den europäischen Küsten verirrt sich höchst selten ein Hai in unsere gemäßigte Zone. Der Norden hat zwar ebenfalls seine Haiische, doch sind sie theils gutmüthiger Natur, wie der große Hai, der sich von Seepflanzen und Medusen nährt, theils, wie der gefleckte Hai oder Hundsfisch zu klein, als daß sie dem Menschen, trotz ihrer Gefräßigkeit, gefährlich werden könnten.

Mit besonders furchtbaren Waffen sind auch der Sägefisch und die Schwertsfische versehen. Die Schnauze des ersteren verlängert sich zu einer langen, fast handbreiten, flachen, an den Rändern mit großen Zähnen besetzten Klinge; bei der letzteren tritt ein eben so mächtiges

Schwert aus dem Oberkiefer hervor. Einst war der Kiel eines Ostindienfahrers von einem Schwertfische auf eine solche Weise durchbohrt, daß das Schwert bis an die Wurzel eingedrungen und der Fisch durch die Gewalt des Stoßes getödtet worden war. Der Schiffsbalken mit der eingetriebenen Waffe wird im brittischen Museum aufbewahrt und giebt dem Beschauer einigen Begriff von der ungeheuren Kraft der Leviathane des Ozeanes.

Nicht an Größe, wohl aber in Hinsicht seiner Gefräßigkeit ist unser Hecht mit diesen Meeresriesen zu vergleichen. Des Hechts Bewaffnung ist die vollkommenste; der ganze krokodilähnliche Rachen starrt von Spizen, und zählt man auch die kleinen Zähne, so mag sich eine Gesamtsumme von 700 ergeben. Hierzu gesellt sich eine seltene Schnelligkeit und zugleich eine List und Tücke, welche ihn jedem Wasserthiere gefährlich machen. Langhinziehend ergreift er die Ratte, die junge Ente, besonders den Fisch; ja es ist thatsächlich, daß er, von Hunger getrieben, auch den Menschen nicht scheut.

Dabei wird der Hecht sehr alt. Im Jahre 1497 wurde im sogenannten Kaisers Bog bei Kaiserslautern ein Hecht gefangen. Merians topographisches Kupferwerk vom Jahre 1645 jagt über diesen Fang: „Und ist in solcher Kaisers Bog im November Anno 1497 ein Hecht 19 Schuh lang gefangen, nach Heidelberg gebracht, auf Pfalzgraf Philips Churfürsten Tafel gebracht und gessen worden, als er in solchen See von Keyser Friederico II. Anno 1230 gethan worden und sich darin 267 Jahre aufgehalten; wie die Historie allhier im Schlosse zu Lautern abgemahlt und beschrieben; auch von Anderen erzehlet wird. Hat viele schwarze Streimen gehabt. Der mössene Ring, vergült, mit kleinen Kettlein und eingezten oder gedruckten Griechischen Buchstaben oder Schrift, so er am Hals gehabt, ist vor der Zeit zu Hoff zu Heidelberg in der Schatzkammer aufgehoben und dabei geschrieben gewesen: dieß ist die Form des Ringes oder des Kettleins, so der Hecht an seinem Halse 267 Jahre getragen. Die Griechische Schrift aber des Ringes lautet auf Teutsch also: Ich bin der Fisch, so am allerersten in den See kommen durch des Keyser Friedrich des Andern Händ, den 5 Weinmonat im Jahre 1230.“

Viel kleiner, als der Hecht, aber wo möglich noch gefräßiger und blutdürstiger ist der Caribe. Er gleicht an Gestalt (nicht an Farbe) einem feinsten Goldfischchen, nur daß er einen tückischen Bullenbeißerkopf hat, indem die untere Kiefer über die obere etwas vorsteht. Mit seinen dreieckigen oder sägensförmigen Zähnen, die wie bei dem Hai geordnet sind, zerschneidet er selbst Stahl- und Kupferdrähte. Wie den Hai zieht ihn der Geruch des Blutes von weitem herbei. Er lebt in den venezuelanischen Gewässern. Selbst die gepanzerten Krokodile sind hier nicht sicher vor ihm, vor dieser Plage jener Gewässer. Wenn bei den Kämpfen der Krokodilmännchen Blut fließt, so kommen die Cariben herbei, um die Wunden gefräßig zu erweitern.

Während die meisten Fische nur ihrer physischen Kraft oder ihrer Schnelligkeit zum Angriff oder zur Vertheidigung vertrauen, sind einige unter ihnen mit geheimnißvollen Waffen begabt und betäuben ihre Opfer oder ihre Feinde mit elektrischen Schlägen. Beim Bitterrochen, der sich besonders im Mittelländischen Meere aufhält, ist diese

Kraft weniger stark ausgebildet als beim Zitteraal des Orinoco-Gebietes, und der Zitteraal des Nil und Senegal wird wegen einer ähnlichen Fähigkeit von den Arabern „Kaasch“ oder der „Blig“ genannt. Der Zitteraal, aus A. v. Humboldts meisterhafter Skizze bekannt, ist der bedeutendste unter allen elektrischen Fischen und erreicht eine Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter und die Stärke eines Mannesarmes. Olivengrün und mit gelben Flecken gezeichnet, ähnelt er der Muräne, unterscheidet sich aber von ihr, wie von dem Aale, durch den Mangel einer langen Rückenflosse und der sie bewegenden Muskeln. Ueberdies fehlt dem Gymnoten, wie sein wissenschaftlicher Name lautet, die Ausbildung des Vorderleibes; denn der größte Theil seiner Körperlänge gehört dem Schwanz. Aber diesen Mangel ersetzt mehr als hinreichend jene Kraft, welche ihre erschütternden Schläge, gleich einer Wetterwolke, aus jedem Theile des Körpers zu entsenden vermag und das scheinbar wehrlose Geschöpf zu einem Schrecken der Thiere und selbst der Menschen macht. Sie sammelt sich an der Unterseite des Schwanzes in einem Organ von eben so großer Ausdehnung als kunstvoller Zusammensetzung. Zahllose Zellen, mit einer gallertartigen Masse erfüllt, verbreiten sich dort, indem sie fast vier Fünftel der Körperlänge einnehmen. Allenthalben werden dieselben von Nervenästen durchzogen, und mit diesem wunderbaren Bau stehen zuletzt noch die großen Schwimmblasen in hilfreicher Verbindung. Der eigentliche Quell der elektrischen Spannung aber liegt nicht hier, sondern im Gehirn. Von da aus pflanzt sich vermittels jener Nerven, wie auf leitenden Drähten, die Erregung fort; von da aus kann nach völliger Willkür das unsichtbare Geschöpf auf jedes nicht allzuferne Ziel gerichtet oder auch sparsam zurückgehalten werden. Denn wie die Giftschlange durch öfteres Beißen ihrer Waffe auf eine Zeit lang verlustig wird, so erschöpft sich auch der Zitteraal durch wiederholtes Entladen seiner elektrischen Batterien bis zur gänzlichen Ohnmacht. Mit halbem Leibe hervorragend, treibt er dann auf dem Wasser und bedarf langer Ruhe, ehe die verlorene Kraft sich neu gebiert. Darauf begründen die Indianer den Fang der Gymnoten. Sie jagen Maulthiere und Mustangs in den Sumpf und umzingeln ihn eng, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. „Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letzteren unterliegen unter der Stärke der unsichtbaren Schläge. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter; aber die Indianer, mit laugen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmählich läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Die Schläge werden schwächer und schwächer. Zuletzt, ermüdet und vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nähern sich die Gymnoten dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden.“*)

*) Fast 80 Jahre sind jetzt verflossen, seit A. v. Humboldt die Gymnoten in den Gewässern Venezuelas untersuchte. Um neue Forschungen, dem neuen Stande der Wissenschaft gemäß, darüber anzustellen, sandte die Berliner Akademie der Wissenschaften 1876 einen jungen Gelehrten, Karl Sachs, nach Südamerika, der ein prächtiges Buch: „Aus den Planos“ (Leipzig 1879) darüber herausgab. Das Erscheinen

Wie der Gymnot, besitzt der Zitterrochen elektrische Kräfte und an ihm hat man die sorgfältigsten Beobachtungen und Untersuchungen angestellt. Geoffroy St. Hilaire, ein Theilnehmer der französischen Expedition unter Napoleon I. nach Aegypten, war einer dieser Beobachter. Wie Archimedes im Kriegslärm der belagerten Vaterstadt sich in Probleme der Wissenschaft verlor, so studirte Geoffroy beim Sausen der Kanonenkugeln und vom Feuerbrande von Alexandria. Er selbst schreibt darüber: „Trotz der Betäubung bei diesem Schauspiel und der Besorgniß über den möglichen schmerzlichen Ausgang, blieb ich unter dem Eindrucke, ja ich glaube sagen zu können, unter dem Zauber der mannigfachen elektrischen Erscheinungen, denen ich meinen ganzen Fleiß widmete.“ Der fast kegelförmige Kopf des Zitterrochens entbehrt des Schutzes jener festen Hautdecken und Stacheln, mit denen die Oberfläche der meisten Rochenarten bedeckt sind, auch sind seine Brustflossen minder entwickelt. Dieser Fisch ist daher kein behender Schwimmer, sondern liegt gewöhnlich ruhig auf dem Boden des Gewässers. Aber für diesen Mangel hält ihn eben seine magische Armatur vollkommen schadlos, vermittels deren er auch die schnellsten Mitbewohner seines Elementes, wenn sie ihm an Größe nicht zu sehr überlegen sind, zu lähmen vermag. Jene gewaltigen Wirkungen, welche der Zitteraal hervorbringt, sind ihm freilich nicht möglich. Das elektrische Organ erstreckt sich bis an den Vorderrand des Kopfes, stößt in seiner oberen Fläche an die Rücken-, in seiner unteren an die Bauchhaut und stellt, gleich den Wachswaben der Bienen, ein aus tausend und mehr sehnigen Zellen zusammengesetztes Gehäuse dar. In diesen von Gallert erfüllten, von Nerven durchzogenen Kammern ist der Sitz der geheimnißvollen Kraft. Aber auch beim Zitterrochen liegt der eigentliche Ursprung der elektrischen Spannung im Gehirn. Daher kann der Fisch willkürlich von seinen Waffen Gebrauch machen oder dieselben sich erhalten. Wie man aus seinem wissenschaftlichen Namen, theils aus dem Lateinischen, theils aus dem Griechischen entlehnt: *Torpedo Narke* ersieht, kannten auch schon die Alten die lähmende Kraft des Rochens und Dioskorides, der Leibarzt der Kleopatra, empfahl bereits die Berührung dieses Fisches als Mittel gegen gichtischen Kopfschmerz: muthmaßlich das erste Beispiel von der medizinischen Anwendung der Elektrizität.

Anderer Fische, denen die Natur alle übrigen Angriffs Waffen versagt hat, suchen ihre Beute durch List zu erhaschen. Im Schlamm versteckt, läßt der Sternseher oder Pfaffenfisch nur die Spitze seines Kopfes, wo seine Augen sehr nahe bei einander liegen, zum Vorschein kommen und bewegt die langen Fühlfäden seiner Oberlippe hin und her. Auf diese Weise täuscht er die kleinen Fische und Crustaceen, welche jene Organe für Würmer halten, und belehrt sie bald eines besseren.

Der Angler oder Seeteufel, ein langsamer Schwimmer, der übel daran wäre, wenn er allein auf seine Schnelligkeit für das Stillen

des Werkes sollte er leider nicht mehr erleben, da er auf einer Reise in den deutschen Alpen bei Besteigung des Monte Cevedale am 17. August 1879 verunglückte. Das Hauptresultat der Reise besteht in der anatomischen und physiologischen Untersuchung der Zitteraale, die übrigens nicht mehr mit Pferden gefangen werden.

seines Hungers zu rechnen hätte, liegt auf gleiche Weise im Hinterhalt, unter den Seetangen oder im schlammigen Meeresboden versteckt und lockt manches Opfer an sich heran, indem er die wurmartigen Prozesse, die seinem Vorderkopfe entspringen, im Wasser hin und her spielen läßt. Der Seeteufel ist der widerlichste der Gruppe der Armflosser oder Froschfische, obwohl sich seine Verwandten, die Seekröte und die Seefledermaus, ebenfalls durch Häßlichkeit auszeichnen. Der Körper des bis zwei Meter langen Seeteufels ist fast scheibensförmig, von schleimig dunklem Braun. Auf dem Gipfel der Scheibe gloßen die hellgrün schimmernden Augen; ringsum an der Peripherie hängen kurze, wie zerlumpte Hautfransen, aber fast die ganze vordere Hälfte des Körpers nimmt der Rachen ein, in dessen weitgespaltener Oeffnung der Kopf eines Menschen verschwinden könnte. Der Unterkiefer bildet einen vollständigen Halbkreis und steht mit seinen spitzen Hakenzähnen weit über den Oberkiefer hervor, so daß die vielfachen Zackenreihen des Gebisses selbst bei geschlossenem Maule sichtbar bleiben.

Sogar der große europäische Wels, ein Fisch, der eine Länge von 3 bis $4\frac{1}{2}$ Meter erreicht und an die 250 Kilogramm schwer wird, verschmäht es nicht, durch ähnliche List zu ernähren. Wie ein wahrer Lazzarone liegt er ruhig im Schlamm der Flüsse, den Mund halb offen und mit seinen langen Bartsajern angelnd.

Doch fängt kein Fisch seine Beute auf eine merkwürdigere Art, als der Schütze. Dieses kleine, 15 bis 20 Centimeter lange Thier, dessen Mund sich zu einem cylindrischen Rüssel verlängert, bewohnt die ostindischen Flüsse und lebt vorzüglich von Fliegen und anderen kleinen geflügelten Insekten. Erblickt es einen solchen Braten an irgend einem über dem Wasser hängenden Zweige, so nähert es sich mit äußerster Behutsamkeit, bis es gerade darunter zu stehen kommt. Nun faßt der Schütze das Insekt einen Augenblick scharf ins Auge und schleudert ihm dann aus seiner röhrenförmigen Schnauze einen Wassertropfen mit solcher Kraft und Sicherheit entgegen, daß, wenn die zu erhaschende Beute sich auch $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter vom Wasserspiegel entfernt ist, er sie höchst selten verfehlt.

Wenn alle übrigen Fische nur für ihre eigene Rechnung jagen und fangen, so verdankt die indische Remora ihrem merkwürdigen oberen Kopfschilde, durch dessen gezähnte und bewegliche Anorpelplatten sie sich an die Gegenstände festsaugt und heftet, die seltene Auszeichnung, von Menschen als Jagdfisch benutzt zu werden.

Zu Columbus' Zeit bediente sich das Küstenvolk von Jamaika und Cuba dieses $\frac{3}{4}$ bis 1 Meter langen Fisches, und besonders in den „Gärten des Königs und der Königin“*) Schildkröten zu fangen, indem

*) Die südlich von Cuba liegenden Cayos haben von Columbus diesen Namen (Jardines y Jardinillos del Rey y de la Reyna) erhalten, und zwar auf seiner zweiten Reise, im Mai 1494, weil das anmuthige Gemisch prachtvoller Blattpflanzen mit schönen Blüten diese Korallen-Eilande als einen Archipel von schwimmenden Gärten erscheinen läßt. „Son Cayos verdes y graciosos, llenos de arboledas“, sagt der Admiral. Die Eilande ragen kaum 17 bis 34 Centimeter über dem Meeresspiegel hervor, und der obere Rand besteht nicht etwa bloß aus abgestorbenen Polypenstöcken, sondern wird vielmehr von einem wirklichen Konglomerat gebildet, in welchem sich edige Korallenstücke, in verschiedenen Richtungen mit Quarzkörnern zu-

sie an seinen Schwanz eine lange, starke Schnur von Palmenbast befestigten und ihn dann später, sammt seiner Beute, wieder aus dem Wasser zogen. Mit Hilfe der Remora waren sie imstande, centnerschwere Schildkröten aus der Tiefe emporzuheben — „denn sie ließe sich eher in Stücke zerreißen“, sagt Columbus, „als daß sie ihre Beute aufgäbe.“ Durch Dampier und Commerson wissen wir, daß diese Jagdlist, der Gebrauch eines fischenden Saugfisches, an der Küste von Afrika, bei Kap Natal und Mozambique, wie auf der Insel Madagascar sehr gebräuchlich ist. Bei Völkerstämmen, die keinen Zusammenhang miteinander haben, erzeugen Bekanntschaft mit den Sitten der Thiere und ähnliches Bedürfniß dieselben Jagdlisten.

Beiläufig sei bemerkt, daß über den kleineren im Mittelländischen Meere häufig vorkommenden Schiffshalter sehr viel gefabelt worden ist. Er verdankt sogar seinen Namen der angedichteten Fähigkeit, ein Schiff im vollen Segeln durch seine Saugkraft anhalten zu können, und da man von dieser außerordentlichen physischen Kraft auf einen ebenso erstaunlichen moralischen Einfluß schloß, so wurde behauptet, daß sein Genuß die leidenschaftlichste Liebe vollkommen dämpfen und bewältigen könne. Gelang es einem Delinquenten oder einem Prozeßführenden, dem es darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, dem Richter etwas Remorafleisch beizubringen, so war er sicher, daß das Urtheil noch lange ausbleiben würde.

Die meisten Fische retten sich durch ihre Schnelligkeit von einem übermächtigen Angriff; einige Arten hat aber die Natur besonders begünstigt und mit eigenthümlichen Vertheidigungsmitteln versehen. So sind die Rückenflossen des Petermännchens, eines kleinen, silberglänzenden Fisches, der sowohl im Mittelländischen Meere, als auch in großer Anzahl an den Küsten der Nordsee vorkommt, mit spitzen Stacheln versehen, die ihn gegen das Verschlucktwerden trefflich schützen. Die Stiche, die er damit versetzt, verursachen einen sehr empfindlichen Schmerz, doch scheint es nicht, daß die Stacheln eine giftige Materie enthalten, wie die Fischer allgemein glauben.

Daß es übrigens — nebenbei bemerkt — auch giftige Fische giebt, d. h. daß deren Fleisch beim Verzehren auf den Menschen nachtheilige Folgen ausübt, ist noch wenig bekannt. An den japanischen Küsten lebt ein solcher Fisch, Fugu genannt, auch am Kap der Guten Hoffnung, in der Simons-Bay. Die Engländer nennen den letzteren toadfish. Er schwimmt an der Oberfläche und stürzt sich gierig auf die ausgeworfene Angel, so daß die Fischer sich seiner kaum erwehren können. Er gilt für sehr giftig und der Genuß desselben soll in wenigen Minuten den Tod herbeiführen. Schiffsbesatzungen werden stets vor ihm gewarnt.

Auch unser kleiner Stichling wird von stärkeren Fischen seiner Stacheln wegen gemieden. Er gehört zu den schlimmsten Räubern

sammengesittet, eingebaden finden. Die Cayos, sowie mehrere andere der westindischen kleinen Korallen-Eilande, haben süßes Wasser — eine Erscheinung, die überall, wo sie sich darbietet, z. B. um Madag in der Südsee, umständlicher untersucht zu werden verdient, da sie bald einem hydrostatischen Drucke, wirkend von einer fernen Küste her (wie in Venedig und in der Bai von Laguna, östlich von Batabano), bald der Filtration von Regenwasser zugeschrieben wird.

unserer heimischen Gewässer. Er lebt mit mehreren seiner Genossen fast stets zusammen oder mehrere Stichlinge vereinigen sich, um eine größere Beute anzugreifen. Sie fressen zuerst die Flossen des aus-
ersehenen Opfers ab, bis dasselbe sich nicht mehr rühren kann und fallen dann über dasselbe her.

Die Tetrodons und Diodons oder Stachel- und Igelfische sind über den ganzen Körper mit Stacheln bewehrt. Es sind plumpe Geschöpfe in locker umhängender Haut, die sie zur Kugel aufblähen können. In diesem Zustande treiben sie, einer riesenhaften Stachel-
frucht ähnlich, den Bauch nach oben gefehrt, auf der Fläche des Wassers. Sie dürfen sich ruhig der Strömung überlassen, denn die nach allen Seiten emporstarrenden Spizen schrecken auch stärkere Feinde. Ueberdies vermag, wie Darwin beobachtete, der Fisch selbst in dieser Lage beliebig seine Richtung zu ändern, und zwar lediglich vermittels der kräftigen Brustflossen.

Die fliegenden Fische bewohnen hauptsächlich die tropischen Gewässer, doch werden sie zuweilen auch in höheren Breiten angetroffen. Der Mensch ist nicht das einzige Geschöpf, den das Schicksal oft weit von seiner ursprünglichen Heimat verschlägt. Diese schönen Fische sind bekanntlich mit so langen Brustflossen versehen, daß, wenn sie vor den Verfolgungen ihrer Feinde aus dem Wasser springen, sie wohl 100 bis 150 Meter weit damit fliegen können. Ich habe sie oft beobachtet; es war ein überraschender Anblick, wenn sie zu beiden Seiten des Schiffes hervorkamen, oft in Schwärmen zu Hunderten. Silberglänzend, stäubten sie nach allen Richtungen hin und schlangen sich in langen, flachen Bogen über die Wellen, bis sie ermattet in das gewohnte Element zurückfielen. Wenn auch die Ansichten anderer darüber noch auseinandergehen, was diese Thiere aus der Tiefe hervortreibe, ob Furcht vor ihren Verfolgern, ob ein lebhafteres Athmungsbedürfniß, ob eine — dem Geschlechte sonst fremde — Lebenslust, so kann ich nur konstatiren, daß der Vortheil, den ihnen ihre flügelartigen Flossen gewähren, nur ein scheinbarer ist, denn während die, welche ich beobachtet habe, durch ihren Flug den Boniten, Doraden und Delfinen entgingen, fielen sie Möven und Fregatten zur Beute, die wie losgeschneelte Pfeile sie ereilten, ehe sie sich wieder im Ozean verbergen konnten.*)

*) Ueber die Art der Bewegung will ich kein Urtheil abgeben. Nach Cuvier und Burmeister gebrauchte der Fisch die großen Brustflossen nur als Fallschirme, nicht als Flügel. Er hält sie ruhig ausgespannt, und es ist sonach allein die Luft, welche ihn hebt. Daher sei es zu erklären, daß die fliegenden Fische nie an Tagen der Windstille, sondern stets nur bei hohlgehender See erscheinen. Durch einen kräftigen Schweifschlag sollen sie sich emporschnellen, die Luft trüge sie weiter, bis die treibende Kraft des ersten Stoßes erschöpft sei, und nur die Schwere des Körpers sie wieder hinabziehe. Allerdings kommt ihre Schwimmblase (die A. v. Humboldt in einem 16 Centimeter großen Flughechte über 8 Centimeter groß fand) dieser anomalen Bewegung sehr zu statten. Man hat mehrere Arten von fliegenden Fischen, doch wird keiner über ein Drittel Meter lang. Ihre zierliche Gestalt, das große, klare Auge, das sich von dem bleifarbenen Gesichtorgane anderer Fische so sehr unterscheidet, und die durchsichtigen, flügelartigen Brustflossen, welche fast die Länge des ganzen Körpers haben und unmittelbar hinter dem Schädel heraustreten, machen diese kleine Gazelle des Ozeans zu einem der schönsten und merkwürdigsten Thiere.

Wahrlich, weder Vierfüßler, noch Vögel sind so vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, als die Fische, die unter allen Thierklassen ihre unverföhnlichsten Feinde haben.

Zahllose Mollusken und Zoophiten nähren sich von ihren Eiern oder verschlingen ihre junge Brut*); Myriaden von Seevögeln warten ihrer an den Küsten oder erhaschen sie auf hohem Meere; Robben und Eisbären stellen ihnen nach; unbekanntem tödtlichen Ursachen sind sie unterworfen, welche in einem Augenblicke ganze Schaaren dahin rafften**); mit Waffen und List, mit Angel, Netz, Harpune, Pfeil, Lanze, Spieß zc. wüthet endlich der Mensch in ihren Reihen. Es möchte eine schwere Aufgabe sein, die Anzahl der Fische anzugeben, welche über den ganzen Erdball verbreitet sind; wenn wir aber bedenken, daß auf den brittischen Inseln allein, nach einer mäßigen Schätzung, wenigstens eine Million Menschen vom Fischfang lebt, und dann einen Blick auf die ungeheure Ausdehnung der Küsten werfen, die den ganzen Ocean begrenzen und die man auf 34,000 Meilen veranschlagen kann, so dürfen wir ohne alle Uebertreibung behaupten, daß wenigstens der dreißigste Theil des Menschengeschlechtes vom Fange der gefloßten Meeresbewohner sich ernährt. Bedenken wir ferner, daß die Fische nicht nur eine Hauptspeise des größten Theils aller Küstenbewohner ausmachen, sondern auch in welchen Massen sie frisch, getrocknet, gesalzen, geräuchert, gepökelt, einmarinirt, zu Del versotten zc., weit und breit verschickt werden, so überzeugen wir uns, daß die ungeheure Fläche des Ozeans nur scheinbar der Bewohnbarkeit der Erde Grenzen setzt, denn wie viel tausend Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens

Daß der fliegende Fisch eine sehr angenehme Speise bietet, kann ich aus eigener Erfahrung konstatiren, ebenso daß er, welcher hauptsächlich bei den westindischen Inseln vorkommt, häufig durch die laue Temperatur des Golfstromes in höhere Breiten verlockt wird. Pennant führt Beispiele an, daß man ihn sogar an den brittischen Küsten gesehen habe.

*) Gmelin bemerkt, daß die Schwimmvögel, z. B. wilde Gänse, Enten zc. auf Wanderzügen von Fischlaich leben, und daß oft, wenn sie den Laich ausleeren, zwei oder drei Tage nachher die Eier ihre volle Lebenskraft wieder gewinnen. Es ist häufig — dies nebenbei bemerkt — die Frage aufgeworfen worden, wie es möglich sei, daß Gebirgsseen, die in verschiedenen Höhen und weit von einander entfernt liegen, ohne eine Verbindung zwischen sich zu haben, gleichartige Fische beherbergen könnten; und man hat erwidert, daß die kleinen Eier dieser Thiere sich zuweilen in den Federn der Wasservögel verwickelten. Diese mögen, wenn sie sich im Wasser reinigen und waschen, oft dazu beitragen, Schwärme von Fischen fortzupflanzen, die ihnen, zur gehörigen Jahreszeit, Futter liefern. Einige Schwimmkäfer, wie das Geschlecht *Ditiscus*, leben auf dem Wasser und in der Luft, indem sie abends ihre Seen und Teiche verlassen und ebenfalls die kleinen Fischeier nach entfernten Wassern tragen mögen. Auf diese Weise erklären einige Naturforscher auch die Erscheinung des Fischroagens, der zuweilen auf kleinen, von starkem Regen verursachten Pfützen wahrgenommen werde.

***) Dussumier bemerkte an der Küste von Pega auf einer Strecke von 60 Meilen eine ungeheure Menge von Schnepfensfischen, die todt waren, und ebenso sah Salt, 112 Kilometer von der Küste Zanzibars, nicht weit vom Kap del Gado, bei frischem Winde, eine Bank von vielen tausend todtten Fischen, die auf dem Wasser schwammen. Nach der Lebhaftigkeit ihrer Farben und der Röthe ihrer Kiemen zu urtheilen, schienen sie erst kürzlich ihr Leben eingebüßt zu haben. Am folgenden Tage bemerkte Salt eine andere Bank von Fischen, aber diese waren schon in Verwesung übergegangen.

würden wohl dazu gehören, um so viel Nahrungsstoff hervorzubringen, als die grünen Meeresgefilde darbieten! Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Schätze des Ozeans noch sehr unvollständig ausgebeutet werden; daß, je mehr die Kommunikationsmittel auf dem Festlande vermehrt und verbessert werden, ein desto größerer Markt für die Produkte des Fischfanges sich eröffnet; daß diese Industrie nach dem Urtheil der kompetentesten Richter überall noch auf eine sehr rohe, unvollkommene Weise betrieben wird; daß, mit einem Worte, das Meer, ohne sich im geringsten zu erschöpfen, leicht das zwanzigfache geben könnte von dem, was es uns gegenwärtig bringt. „Gütige Mutter!“ „*alma parens!*“ nannten die Alten die feste, Korn und Gras hervorbringende, Vieh ernährende Erde; aber mit wie viel größerem Rechte verdiente die See diese Benennung, sie, die, ohne daß man sie pflügt und besäet, ihre Gaben in so reichlichem Maße spendet!

Dr. A. Berghaus.





Friedrich der Große über seine italienische Oper.

Von Ed. W. Deulschmann.

Ich bin der Opern-kanaillen-bagage müde!“
Hätte der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm der Erste diesen Ausspruch gethan, so würde sich niemand darüber wundern, da die Abneigung dieses Fürsten gegen die Kunst bekannt ist. Aber der Mann, der jenes derbe Wort gebrauchte, war der kunstsinzigste König auf dem Preußenthron: Friedrich der Große!

Was freilich die künstlerischen Leistungen der italienischen Oper zu Berlin — denn auf diese bezieht sich die obige Aeußerung — anbelangt, so hatte wohl der große Herrscher kaum so viel auszufehen; wirkte doch neben andern Größen der damaligen Musikwelt die berühmte Giovanna Astrua seit 1747 in der Hauptstadt Preußens. Aber die Herren und Damen der Bühne machten ihm sonst gar viel Unannehmlichkeiten und Verdruß. Da hatte sich bald eine Künstlerin mit der andern überworfen; bald drohte dieses oder jenes Mitglied im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit mit dem Abschiede, wenn man ihm nicht Zulage gewähre — und so kam es denn, daß der König sich manchmal mit einem unfeinen Ausdrucke Lust für seinen Aerger verschaffte.

Die gedachte Aeußerung Friedrichs des Großen über seine italienische Oper, sowie die in den folgenden Zeilen mitgetheilten andern Bemerkungen über dieselbe Materie sind sämmtlich den eigenhändigen Briefen des Monarchen an seinen Kammerer Fredericksdorf entnommen. Dieselben scheinen zwischen den Jahren 1745 und 1754 geschrieben zu sein und wurden im Jahre 1834 von Burchardt in einer Auswahl herausgegeben und dem russischen Kaiser Nikolaus zugeeignet. Da der Verfasser dieses Aufsatzes mit gutem Grunde vermuthen zu dürfen glaubt, daß jenes Büchlein dem heutigen Publikum wenig bekannt und zugänglich sein dürfte, so giebt er die auf die Oper bezüglichen Stellen wörtlich und zwar in des Heldenkönigs eigener Orthographie. Nur hat er zum leichteren Verständnisse des Textes den Satzzeichen, welche in den Briefen Friedrichs entweder überhaupt fehlen oder an unrichtige Stelle gesetzt sind, ihr Recht zukommen lassen.

Der erste unsere Materie berührende Brief enthält nur Allgemeines:

„Wegen der Oppera So Gabe ich zu Kleider vor Sänger und Dänzer 5000 Thlr.; aber die Ersten Acteurs Müssen Guht gekleidet werden: die Casparini in Silber und Magnifique, der Salimbeni auch 2c.“

Das folgende bezüglichliche Schreiben enthält nur Engagementsangelegenheiten, bekommt aber ein besonderes Gepräge durch den Humor des Königs, der sich in der Schreibweise ausdrückt. Schreiber dieser Zeilen hält es nämlich für offenbar, daß Friedrich vom zweiten Satze ab das gebrochene Deutsch eines Franzosen seiner Umgebung nachahmen wollte, wodurch nun freilich die ohnehin fragwürdige Korrektheit seines Umganges mit der Muttersprache noch problematischer wird. Der Brief lautet:

„ich habe in Baret mit Messanio abgeredet, er Sol mir einen Jungen Buben Kaufen in Rohm, der eine schöne Stimme hat; mache ihn doch dorten Credit und schreibe ihm darum. dan so ist ein Sänker in Neapoli, der heißet Menzoni, den Mus man Skreibe, ob er ist Wil engagir vohr Künftig jar; den der Monsieur Amador mir nit gefal, und der andere Sol Sink wie ein enkel, und ich liebe Was guhtes; Schlekt mir nit gefal. Gott bewahre ihre Hofwol gebor und gebe Kesundheit und Kreften, auf Schlaf und fiel andere Kute sak. Ich.“

Bis hierher beziehen sich die Schreiben noch nicht auf die einzelnen Sängler und Darsteller persönlich; sobald dies aber geschieht, hören wir von fortwährenden Mehrforderungen der Künstler und dem in gleicher Weise sich steigenden Nerger des Königs. Fredersdorff hatte ihm folgenden, etwas unverständlichen Brief geschickt:

„Ew. Majestät. Die Madame Vestris hat Humelln im Leib, Ihr Bruder ist ein Schön figur als Dupres; und Sie ist auch schon alt; es Kostet viel; sollten aber der Loria Ihr 600 Thlr. zum Intermesso Emploiret werden, so bleiben doch von Bella vitra und Knobelsdorff 1900 Thlr. Die Denis will agimentation haben. ich Ersterbe Ew. Königlichen Majestät Unterthänigster treuer Knecht Fredersdorff.“

Darauf antwortet folgendes königliche Ungewitter:

„ich gebe keinem einen groschen Mehr, wie er hat; die Denis und Ihr Mann müssen von Keiner agimentation reden, oder ich jage sie zum Teufel, und Solche Canaillen Strigt man doch wieder. Ich.“

Gleich darauf muß der Kämmerer einen Brief der Madame Loria an den König einreichen, in welchem sie wahrscheinlich ihren Abschied verlangt; denn Friedrich schreibt in der Antwort an Fredersdorff ärgerlich, daß es ihr frei stehe, zu gehen. Nach einem Briefe, der überhaupt nichts vom Theater spricht, muß sich der König im nächsten Schreiben gegen die dreiste Forderung eines andern Künstlers wenden.

„Monsieur Westris“, heißt es, „ist nicht Klug; wer wirdt einen Tänzler 4000 Thlr. geben: der Schwester 3000 und den Bruder 1000 Thlr.? Das müsten Naren Seindt; sage Man dem Denis, der Westris wolte Sich hier engagiren; ich wolte ihm aber lieber behalten, wan er noch einen accord machen wolte; oder man mus sehen,

ihm vohr beständig zu engagiren; dan Ménagire ich das Reise geldt hin und zurücke, was auch viehl macht —“

Aber die Herren und Damen von der Oper lassen den König nicht zur Ruhe kommen; und schon nach einiger Zeit schreibt er:

„zulage kann ich weder an Denis noch an feinen anderen geben; darzu bin ich weder reich genug, noch Seindt die Leute mehr Werth; wan sie durchaus vohr ihr Tractement nicht bleiben wollen, mus man andere kommen lassen, die guht Seindt und vor den Selbigen preis Capriolen Schneiden.“

Eine Zeit lang hat Friedrich Ruhe vor den italienischen Quälgeistern. Nur eines der folgenden neun Schreiben spricht von den Leuten der Kunst, und gleich ist es ein ärgerlicher Ton, in dem der König äußert:

„Was sol ich mit alle Castraten machen; der Luini ist genug. Wegen der Sengerin aus Wien ist 500 Ducat zur Reise viel zu Teuer, und höre ich Sie lieber ganz nicht.“

Aber dann muß er in anderer Weise reden:

„Man Saget in Berlin, die Astrua währe Wieder rapelköpisch; sie hat aber ihren accordt, und den Mus sie ein mahl halten. Die Opern Leute Seindt Solchen Canaillen bagage, das ich sie Thausendtmahl müde bin.“

Und der nächste Brief spricht womöglich noch weniger höflich:

„Die astrua und Caristini haben nun Hendel und fordern den abscheit; es ist Teufels Crop; ich wolte, das sie der Teufel alle holete; die Canalien bezahlet man zum plaisir, und nicht, um feesirerei von ihnen zu haben.“

Unter dem 18. August 1754 berichtet Frederzdorff an den König:

„Mons. und Madame Denis seindt auf Keine Arth zu persuadiren; Sie bitten unterthänigst, daß Sie in Octobr Könen forth Kommen; wan aber Ewr Königl. Maj. jeden 1000 Thlr. Zu Lage geben wollen, so wollen Sie sich Noch Auf einige jahr Engagirn. Baron Suerts rühmt ein . . . Commediantin und fragt an, ob Er Sie sol Kommen lassen.“

Der nächste Brief Friedrichs, welcher zugleich den Schluß der Sammlung von Burchardt bildet, enthält die Antwort:

„Es thut mihr leidt, Das das Denische geschlecht So Intretabel ist; aber Geldt Krigen Sie nicht einen groschen mehr von mihr, und wirdt ihnen Nirgendt einer so viehl geben, als sie hier haben. An Schwarzen wegen der Commediantin, so Weis er ja Wohl, das mihr, umb die Troupe zu Completiren, mehre Subjecte Nöthig haben; eine Meadmesehle ist ganz guht; aber es Müßen noch 3 Schurken dazu.“

Soweit die Aeußerungen des großen Friedrich über die italienische Oper zu Berlin. Trotz der herben Kritik des Gebahrens einzelner Künstler, welche in denselben enthalten ist, zeigt sich auf der anderen Seite gerade in den Worten des Unmuthes der große Antheil, den der König an dem „Teufels Crop“ nimmt.

Und ist nicht zu vermuthen, daß der Zorn des Monarchen, welcher die Sängerin Astrua „rapelköpisch“ nennt, gar bald entschlummern wird, wenn sein kunstsinziges Ohr sich ergöht an den süßen Weisen ihrer tönereichen Kehle?

Der moderne Jupiter.

Blüthe von Hans von der Vogelweide.

Die Pflege der Kunst und ihre Schönheit ist die wahre Stufenleiter zur irdischen Glückseligkeit. Wenn sie aber einen profanischen Rückhalt hat, so — doch wir wollen nicht vorgreifen.

In dem Salon des Bankier Leo Werner war ein junges Mädchen mit dem Ordnen der verschiedenen Gegenstände beschäftigt.

Da that sich langsam eine Flügelthür auf, und ein elegant zum Ausgehen gekleideter Herr trat herein. Etwas überrascht blieb er stehen, und betrachtete das junge Mädchen mit auffälligem Interesse.

„Alle Wetter!“ murmelte er, „schon wieder eine neue Zose! Gar nicht übel! Meine kleine Frau entwickelt ohne Abweichung entschieden einen ganz süperben Geschmack! Wir wetteifern förmlich miteinander: gefällt mir die eine gut, so gefällt ihr eine andere noch besser! Wirklich malerische Figur!“

Das Mädchen hatte jetzt den Eingetretenen bemerkt; es schaute fragend auf.

„Lassen Sie sich nicht stören, liebes Kind! Ich bin der Herr vom Hause!“ Mit diesen Worten schritt der Herr weiter im Salon vor, das Mädchen unausgesetzt fixirend.

„Welche Gleichmäßigkeit der Glieder!“ sprach er halblaut weiter; „welcher Rhythmus in den reizenden Bewegungen! Als ob ein Marsartsches Bild aus seinem Rahmen trete! Ich muß gestehen, Concordia hat wieder eine allerliebste Acquisition gemacht.“ Und zu dem Mädchen gewandt, fragte er freundlich: „Wie heißen Sie denn, Herzchen?“

„Nanette Dumont!“ sagte diese schüchtern.

„Sieh da, eine Französin!“ rief Werner erregt. „Hm! wir haben also auch einmal in der Nationalität gewechselt! Die letzten sechs waren sämmtlich aus Deutschlands verschiedensten Gauen; die Letzte, wenn ich nicht irre, aus Neuß jüngerer Linie. Sie sprechen doch aber auch das Deutsche, mein Kind!“

„Gewiß, gnädiger Herr!“

„Das ist mir sehr angenehm; denn ich finde, daß sich das Mädchen einer kleinen Französin beim Ausprechen unserer harten deutschen Worte auf die ansprechendste Weise verzicht. Die rothen Lippen des schwarz umlochten Köpchs scheinen alsdann die verführerischsten Stußfinger handvoll wegwerfen zu wollen! Aus welcher Gegend Frankreichs sind Sie denn, Netchen?“

„Aus Schivelbein, gnädiger Herr.“

Werner machte eine bestürzte Miene.

„Schivel —? Dies ist allerdings etwas überraschend! Warum denn nicht aus dem schönen Frankreich? Wie man eigentlich erwarten müßte.“

Nanette hielt etwas in ihrer Arbeit inne.

„O ja, doch! Mein seliger Großpapa kam als Kammerdiener einer polnischen Gräfin von Paris nach Posen, und heiratete ein junges Mädchen aus Pomst, worauf mein Vater nach Schivelbein zog, und dort Schneider wurde, wovon ich noch zwei Schwestern habe, die aber noch jünger sind, als ich, und —“

„Kurz und gut!“ unterbrach Werner den Redefluß mit einer Handbewegung; „also vermischtes Blut! Leider keine reine Rasse mehr! aber Nettchen! Sie sind deswegen doch nett, und lassen Sie sich dadurch nicht in ihrer Arbeit stören! Ich sehe junge Mädchen sehr gern in Bewegung. Die todten Bilder können mir gar kein Interesse mehr abgewinnen!“

Verlegen nahm Nanette ihre Arbeit wieder auf, während Werner vor ihr auf und ab ging, und laut weiter vor sich hin sprach: „Mir ist, als wäre ich damit bereits vollständig gesättigt! Die Bewegungen des Körpers sind seine Sprache! sagte mir einmal ein alter Kunstprofessor, und ich finde diesen Satz insofern richtig, als verschiedene Empfindungen viel besser durch die Mimik, wie durch die störende Sprache ausgedrückt werden können. Nicht wahr, Nettchen?“

„Der gnädige Herr sind sehr spaßig!“ flüsterte diese.

„Ei, ei, Nettchen! Darf ich denn das nicht sein?“ Dabei streichelte er ihr leicht die Wange.

Nanette bückte sich erröthend: „Ich meine nicht so!“

„Ja, Kindchen! Ich meine es immer so! Besonders wenn ich mich in eine Naturstudie vertiefe, die mir die Augen eines muntern Kindes“, er guckte beim vorbeigehen Nanette in die Augen, und lachte dabei in kurzer heiterer Weise, „hahaha! gerade solch tolle Augen, wie diese hier im vorübergehen bieten! Im Auge liegt ja das Herz, Nettchen!“

„Sie scherzen, gnädiger Herr!“ wandte sich Nanette ab.

„Aha! Wir kommen schon vom Spaß zum Scherz! — Spaß? Ist dies nicht auch ein recht vulgäres Wort? Während der Scherz gleich leichtgeflügeltem Humor ist, dem nur noch der Ernst mangelt. Nettchen! Sie selbst sind ein rosigter Scherz, eine lebendige Skopie der leichtgeschürzten Aphrodite!“

„Die kenne ich nicht!“

„Ich habe diese Person leider auch nie gesehen; nur unsere Künstler schufen eine Ahnung dieser antiken Schönheit, welche die Natur allein am Menschen formen kann. Seltsam! daß die wahre Schönheit so ängstlich ihre Schätze verbirgt; nur eben diese liebreizende Seejungfer, welche wir beide leider nicht kennen, warf die kindliche Scheu über Bord, und sprang selig in die dunkelblauen Meeresfluten!“

Verwundert schaute Nanette von ihrer Arbeit auf.

„Ich denke, dabei konnte sie sich den Tod holen!“

Werner wehrte mit der Hand ab: „Nein, bewahre! Sie fand in den kofenden Wellen ihren schilfumrankten Geliebten, und weder sein wassertriefendes Schilf, noch ihr feuchtes, langhinwallendes Haupthaar störten irgendwie die köstliche Harmonie ihrer überirdischen Schönheit.“

Das Mädchen schüttelte das Köpfchen: „Solche schreckliche Geschichten habe ich noch nie gehört.“

„Daran hat nur Ihr Papa Schuld, liebes Nettchen! Warum hat er Sie nicht eine höhere Töchterschule besuchen lassen! Ja, ja! Mein herziges Kind! Der wahre Begriff der Schönheit in ihrer Wechselwirkung zur seelischen Empfindung bietet dem menschlichen Herzen einen unsagbaren Hochgenuß, welcher durch keinerlei unreine Gedanken entweiht werden kann. Nicht so, mein kleines Nettchen!“ er faßte sie dabei leicht am Kinn.

Manette wich schalkhaft einen Schritt zurück.

„Ich verstehe Sie ja gar nicht, gnädiger Herr!“

„Nicht möglich, Herzchen! Mein Schönheitsbegriff ist auch so ein eigener, eine noch so wenig verbreitete Auffassung des natürlichen Liebreizes, daß man wohl leicht verletzende Gedanken da vermuthen könnte, wo nur das reinste Gefühl verwandte Anklänge sucht. Wie oft habe ich vor den reizendsten, aber auf todte Leinwand gekleckten Gestalten verweilt, und meine höchste Bewunderung in ihre sich immer gleich bleibenden Augen gesenkt. Keine Wimper zuckte in diesen Bildern; keine Phantasie konnte einen Gegengruß hervorzaubern! Welch köstlichen Genuß bieten Sie mir dagegen, mein herziges Kind! Wie die farminglühende Morgenröthe ergießt sich die helle Flut des Herzens in immer größeren Intervallen über die zarten Wangen, und taucht Stirn und Hals in bewältigenden Zauber. Hier sehe ich doch endlich das Ueberfluten der unser ganzes Sein durchdringenden Seligkeit natürlich dargestellt!“ Werner verschränkte die Arme, indem er den Kopf zurückwarf. „Zu Boden fällt die Kunst, wo die Natur in die Schranken tritt! Nettchen! Du bist wirklich schön!“

Manette wich noch einen Schritt zurück.

„Ach, gnädiger Herr! Sie machen mich ja ganz verlegen!“

Lebhafter fuhr Werner fort: „Wie Eos auf Rosenschwingen zwischen dunkelblauen Wolken hinaufsteigt, so stiehlt sich das Roth Deiner Wangen in das unerforschliche Blau Deines Auges! Hier ist Leben! volles pulsirendes Leben! Nicht getödtet durch kalte Kunst, die nur kalte Herzen entzücken kann. Ungestört —“

„Ich störe Dich doch nicht in Deinem Kunststudium?“ erklang eine Frauenstimme plötzlich von der Thür her.

Frau Concordia Werner schritt langsam vor, während Werner sich schnell abwandte, und seitwärts vor einen Spiegel stellte, verlegen am Schnurrbart drehend.

„Manette! Lege mir doch meinen gelben Anzug zurecht!“ mit diesen Worten sandte Concordia das Mädchen aus dem Zimmer.

Erregt schritt die junge Frau dann auf und ab, und blieb mit gefalteten Händen vor ihrem Manne stehen: „Leo! Willst Du mich denn aus Deinem Hause treiben?“

Werner wandte sich verlegen um: „Aber Cordchen!“

„Sage es selbst: Kann dies so fortgehen? Umsonst bleiben meine bewegten Bitten; umsonst sind meine Thränen gewesen! Du treibst mich ohne Erbarmen zur Verzweiflung!“

„Cordchen!“

„So umsonst wie meine vernünftigen Vorstellungen, waren auch meine Klagen! Unberührt davon folgst Du Deinen Verirrungen!“

„Du siehst dies alles nur durch ein trübes Glas!“ lenkte Werner ein, und versuchte die Hand seiner Frau zu ergreifen.

„Laß mich!“ wehrte diese, und sank auf einen Fauteuil, ihre Augen mit einem Tuche bedeckend.

Der ertappte Schwärmer ging mit kurzen Schritten vor ihr auf und ab.

„So ist es recht, Cordchen! Beruhige Dich vor allem, und nimm dasjenige nicht so tragisch, was bei mir nur reines Sehnen nach dem Heiligthume der alles verschönernden natürlichen Kunst sein soll!“

„Allerdings ein erhabenes Kunststudium!“ mußte Concordia hinter ihrem Tuche sagen.

„Gewiß, Cordchen! Du hast vollkommen recht! Erhaben wie die göttliche Natur selbst.“

„Und dabei steigst Du zu den natürlichsten Modellen herab.“

„Ganz recht!“ nickte Werner eifrig; „ein jeder muß von unten anfangen! Was früher Kunststudium war, hat sich bei mir nach und nach zum Dienst der alles besiegenden Natur umgewandelt.“

„Und zeigt Dir den Weg, auf welchem Du Deine Frau fortgesetzt beleidigt! Denn nicht die Kunst, meine Rosen betest Du an! Natürlich!“

„Nicht doch, Cordchen! Nichts liegt mir ferner, als eine solche, nur gewöhnlichen Menschen eigene Verflachung; solcher Menschen, welche wie eine Uhr im gleichmäßigsten Schnurren ihr Leben ableiern und durch ihre Einförmigkeit alle langweilen, mit denen sie in Berührung kommen. Welche diese Langeweile auch in ihr Haus, in ihre Familie tragen! Denke Dir das Loos, die Frau eines solchen Mannes zu sein! An dem Anblick des ewigen Zifferblattgesichtes wird das Herz der lebenslustigsten Frau erkalten müssen; still und unheimlich wird es im häuslichen Kreise, trübe und bleich huschen die Gestalten durch lautlose Räume, und endlich erstickt in diesem Uebermaß unnatürlicher Seelenqual der letzte heitere Augenaufschlag der unmerklich mit einschlafenden Gefährtin. Die Poesie trägt für diese Menschen ein Medusenhaupt, und vor der göttlichen Kunst verhüllen sie ihre das Sonnenlicht nicht mehr ertragenden Augen. Die ewige Nacht des Nordpols ist ein Sternenglanz gegen solche antediluvianische Finsterniß! Ein Stix ohne Lethe!“

Die junge Frau schaute fragend auf: „Sollen diese Tiraden Dich entschuldigen?“

„Meine kleine Abweichung war absolut nothwendig, Cordchen! Greife ich denn fehl, wenn ich an solch traurigem Bilde vorbei nach dem Born der uns stets von neuem ergößenden Natur strebe?“

„Laß die eine Uebertreibung; dann fällt auch die andere.“

„Also wähle ich die Mitte, liebes Cordchen! Von den steifen Formen der kalten Kunst übersättigt, dem Absterben allen geistigen Lebens nahe, winkte mir die Natur mit ihren erlösenden Offenbarungen —“

„Die möglichst prosaischer Natur sind!“ schaltete Concordia ein. Werner holte von neuem Athem.

„Verzeihe! Dieser Wechsel meines inneren Menschen ist das rettende Prinzip zu neuem erfrischendem Leben, woran auch Du Dein Theil haben wirst.“

„Der mich tödten wird!“

„Liebes Cordchen! Wie oft hast Du mir selbst gesagt, daß Dich dies oder jenes Kunstwerk vollständig kalt ließe! Haben wir nicht das ganze Italien bis auf die Maccaroni genossen, und kamst Du nicht auch gelangweilt zurück? Hatte nicht auch Dich die Kunst überjättigt? Nun, die Erfahrungen und Thaten berühmter Muster jagen dasselbe! Entsinnt Du Dich, was unser Altmeister Goethe aus seinen Erinnerungen darüber schreibt? Selbst das herrliche Bild einer goldberegneten Danae ließ den strebsamen Jüngling kalt; erweckte vielmehr die Sehnsucht in ihm, solche Schönheit lieber in ihrer natürlichen Vollendung beschauen zu wollen. Kurz, der große Goethe warf sich von den kalten Kunstwerken hinweg frisch an den Busen der wahrheitsliebenden Natur! Er suchte und fand die Wahrheit!“

„Ich danke für Deine berühmten Muster!“

„Sieh, Cordchen! Dies sollte nur eine kurze Erläuterung meiner Wandlung sein! Was Du an mir für Kunststudium hieltest, ist nur mein eifriges Streben nach den Geheimnissen der Natur!“

„Dies habe ich eben längst erkannt!“

„Du überraschest mich mit Deinem Zugeständniß! Und nun wirst Du auch begreiflich finden, wenn ich als Anfänger zuweilen in meinen Forschungen etwas unbedachtsam experimentiren sollte.“

„Und mich dabei zwingst, alle vier Wochen ein anderes Mädchen in meine Dienste zu nehmen; womit freilich, wie ich erkenne, nichts gebessert wird.“

„Aber Cordchen!“

„Wenn ich nicht selbst Deine Forschungen im eigenen Hause begünstigen will.“

„Sie ist nicht davon abzubringen! Ich muß noch weiter aus-holen!“ dachte Werner, und holte von neuem aus: „Liebes Cordchen! Wenn ich vorhin von berühmten Mustern sprach, so habe ich vergessen, mein höchstes Vorbild anzuführen, welches in seiner unvershüttelten Kraft mir den sichersten Beweis liefert, wie der Mensch nur mit unerschütterlicher Ausdauer den lohnenden Weg zur Erkenntniß der Natur in allen ihren Einzelheiten beschreiten soll.“

Concordia mußte halb lächeln.

„Erlasse mir Deine weiteren musterhaften Vorstellungen!“

„Unmöglich, Cordchen! Mein bester Vorwurf für künftige Bestrebungen wird der unsterbliche Jupiter, der längst entschlafene Gott der alten Griechen, sein! Was hat sich nicht dieser göttliche Held sein langes Leben hindurch gequält, der eigentlichen Menschennatur auf den Grund zu kommen! Was hat er dabei nicht alles werden müssen, um sich darüber klar zu werden, daß die Schönheit der menschlichen Natur derjenigen eines griechischen Gottes mindestens gleich sei. Bedenke seine riesigen Fahrten über die Meere und durch die Lüfte; alles nur der lieben Menschennatur zu Liebe!“

„Höre auf! Du willst doch nicht einen neuen Jupiter spielen?“

Was meinst Du wohl, wenn ich aus Deinen Intentionen eine Parallele zöge, und meinerseits —“

„Die Juno spielte? Bitte! Diese war immer eine sehr sittsame Hausfrau, sah mit ihrer göttlichen Hoheit dem mühevollen Streben ihres Gatten zu und, lebte dabei wie im Himmel! Sie kann daher ohne jede Gefahr zum Muster genommen werden!“ Werner erwischt endlich glücklich die Hand seiner Frau und küßt sie.

„Leo!“ rief diese vorwurfsvoll.

Eraltirter fuhr ihr Gatte fort: „Welch reiner Genuß, die Geheimnisse der menschlichen Schönheit in ihrer Gesamtwirkung in sich aufnehmen zu können. Wie ungehörig wird z. B. jeder niedrig Denkende von den Einzelheiten der weiblichen Schönheit hingerissen. Ein reizender, kleiner Fuß, die graziöse Bewegung der Hand, ein geschickter Augenaufschlag — dies und andere Kleinigkeiten genügen dem Bescheidenen zur Beurtheilung des Ganzen. Wie anders dagegen Jupiter! Großartig überschaut der wahre Kenner menschlicher Schönheit diese in sich geringen Bestandtheile einer Macht, wo ein Paris zum Richter nöthig war! Seine vollständige Vertrautheit mit dem Ganzen läßt ihn gegen solch kleine Zauberbilder kalt. Ihm gehört die Wissenschaft, wo andere laienhaft sündigen!“

Schade, daß jetzt der Bediente in der Thür erschien; Freund Werner war so schön im Zuge.

Friedrich präsentirte eine Karte.

Werner nahm sie ihm ab, und las mit innerster Freude den Namen seines Freundes, des Bankier Schröder.

„Kommt mir wie gerufen!“ dachte Werner und sagte dem Bedienten: „eintreten lassen!“

„Du verzeihst doch!“ wandte er sich zu seiner Frau; „wenn ich Dich auf einen Augenblick von hier vertreibe. Schröder bringt mir jedenfalls eine wichtige Nachricht.“

„Wirfst Du ausgehen?“ fragte Concordia; sich erhebend.

„Es kommt ganz darauf an, was mir Schröder für Neuigkeiten mittheilt. Sonst auf baldiges Wiedersehen, Cordchen! Er begleitete sie an die zu den innern Gemächern führende Thür, und küßte ihr mit herzlicher Galanterie die Hand.“

Als sich die Thür hinter Concordia wieder geschlossen, seufzte Werner von neuem Athem holend ihr nach. „Gott sei Dank, dem Ungewitter wären wir einstweilen entronnen!“

Durch die gegenüberliegende Thür ließ der Bediente den Bankier Schröder eintreten.

„Morgen, alter Freund! Nun, Du gehst heut wohl nicht zur Börse?“ Er bot Werner die Hand.

„Willkommen, lieber Schröder! Nein! Ich wollte heut auf die gewöhnliche Tour verzichten. Es liegt ja nichts vor.“

„Es liegt nichts vor? sagst Du so ruhig. Weißt Du nicht, daß Franzosen wüthend gefragt werden! 333 $\frac{1}{3}$! Unerhört!“

„Bitte! Nimm Platz!“ mahnte Werner; „Du machst Dich dabei nur wärmer!“

„Ich mich setzen?“ rief Schröder; „nein, alle Augen muß ich auf=



Großvaters Friseur.

Nach einem Originalgemälde von Ad. Neegg.

1103

halten, damit ich stehen bleibe! Eine Armee von Italienern auf dem Halse! Brief 222^{1/2}. Gemein! Und Du bist so ruhig!"

Werner zuckte gleichmüthig die Schulter: „Ich mache weder in Italienern, noch in Franzosen!"

„Glücklicher Mensch! Wirklich, Dein Glück hat keine Grenzpfähle!" Schröder schaute sich vorsichtig um, und fuhr dann in etwas gemäßigterem Tone fort: „Weißt Du, lieber Freund! Gestern Abend hatte ich ein köstliches Souper! Kleine Gesellschaft! Die wilde Baleska mitten drin!" er küßte seine Fingerspitzen, „verteufeltes Frauenzimmer! Augen wie Herzkirichen! Meine Frau hat mir heute früh eine ziemlich nette Morgenpredigt gewidmet, denn sie kleidete sich gerade an, als ich nach Hause kam. Und dabei Italiener 222^{1/5}."

„Mein guter Freund!" replicirte Werner; „ich mache solch kleine Soupers nicht mehr mit, wie Du weißt, und doch, nun ja, doch —"

„Na, Du alter Tugendheld! Ist Dir etwa trotzdem ein kleines Gewitter am rosigen Haushimmel heraufgezogen?"

Werner nickte.

„Ja, ich habe entschieden's Pech! Deine wilde Baleska ist eine Nachteule gegen das neueste Zöfchen meiner Frau! Du kennst ja meinen ausgeprägten Kunstsin!"

Schröder lächelte verständnißvoll.

„Ich begreife vollkommen! Du beliebst jetzt Deine früheren Geschmacksrichtungen durch ein künstliches Glas Deinem Auge wieder näher zu bringen."

„Spotte nicht, lieber Freund! Wie nur die Natur uns zur wahren Kunst führen kann, so war auch ich vorhin dabei, an dem wirklich netten Zöfchen den Uebergang von der rohen Wirklichkeit zum Idealismus zu erforschen — da läßt auch der Teufel gleich meine Frau zum Zimmer herein reiten, und, nun kannst Du Dir das Uebrige denken: große Störung, Verzweiflung, Thränen, meine Vertheidigung mit allen Mitteln! Ich bin noch ganz matt davon! Wo bleibt da Dein Mergel mit den Italienern!"

„Ja, Freundchen!" drohte Schröder; „das ist eben Dein alter Fehler! Nur keinen Affront im Hause! Außerhalb, Du lieber Himmel! Außerhalb kann man ja machen, was einem beliebt!"

„Du weißt ja, daß ich mich von dem verführerischen Außenleben seit meiner Verheirathung vollständig zurückgezogen habe!"

„Ja, Du suchst Dein Glück nur zu Hause, und findest nun, daß dies Deiner lieben Frau auch nicht konvenirt. Die meinige schickte ich heut Abend nach dem Schauspielhaus, damit sie sich dort „Die Frau ohne Geist" ansehen kann, und ich speise zu vieren; das heißt, wir sind zwei und zwei! Ich mit der sanften Paula, der naïvsten aller Soubretten, welche augenblicklich Gastrollenurlaub hat. Sieh, alter Freund! Wenn Du mit Deinem Zöfchen das dritte Paar machtest, dann könntest Du doch auch ein ungestörtes Stündchen haben; aber so, hier zu Hause? Keine Minute!"

„Lieber Schröder!" fiel Werner ärgerlich ein; „Du hast gut reden! Fange erst einmal Deine Ehe als häuslich gesinnter Gatte an!"

„Aber wenn Du durchaus gar nicht dafür inclinirst! Wozu dann das Bierchen? Kommst Du mit zur Börse?"

„Nein! — Ja! Ich weiß selbst nicht! Vielleicht hülfte es meiner verschobenen Stimmung etwas auf.“

„Also komme mit! Wir machen nachher noch einen kleinen Abstecher, spülen unsern Neger hinab, und lachen ein wenig über die alten Zeiten. Erinnerst Du Dich noch, wie Du der falchlockigen Hortensia das reizende Halsband umbandeist, und sie damit zwei Tage darauf glücklich verduftete. Oder an die violetten Weilchenaugen der verrückten Agnes, welche uns im Tempeln so oft aufs trockene setzte!“

Werner mußte lachen.

„Du bleibst einmal der Alte und Unverbesserliche! Bei mir ist dies alles längst vergessen und begraben!“

„Natürlich! Du hast Dich wirklich sehr verändert!“

In der Thür erscheint wieder der Bediente und bringt eine neue Karte.“

„Oh!“ las Werner; „der Professor Schulze? Frik! sage ihm doch, ich sei ausgegangen, und melde ihn meiner Frau!“

Friedrich verschwand, und Schröder fragte: „Du kommst also mit?“

„Gewiß! Wäre es auch nur, um diesem langweiligen Kunstästhetiker aus dem Wege zu gehen!“

Kaum waren die beiden Freunde durch die eine Thür verschwunden, als der Doktor Schulze in der zweiten erschien. Seine lange Figur besaß ziemlich lange Beine; dieserhalb blieb er wohl erst mit dem rechten, dann mit dem linken Fuß an der erhöhten Thürschwelle hängen, und stolperte auf diese Weise mehr, als er ging, in den Salon.

Indem er sich bemühte, das herabgefallene Augenglas wieder aufzusetzen, wandte er sich langsam um, und beschaute das genommene Hinderniß unter einem halblauten Selbstgespräch. „Jegliche Unebenheit im menschlichen Leben ist nur dazu da, um Anstoß zu erregen! Ich finde deßhalb jede Unebenheit unschön.“

Er wandte sich nun mehr nach vorn: „Schade, daß mein junger Freund ausgegangen ist; mit Frauen spreche ich über Kunstgegenstände nicht gern. Wie sie immer mehr der Natur zuneigen, und nach einem innern Gefühle handeln, sind ihnen Logik und Regeln absolut unnöthige Gegenstände, während sie der Mann als Stufenleiter betrachtet, und sich damit zur ungeahnten Höhe empor zu schwingen vermag. Das Weib kann natürlich wahr und schön ihrem Gefühl nach handeln; es trifft vielleicht instinktiver, unbewußt das Rechte, während der Mann sich scheinbar von der Natur entfernend, durch die Kunst zur höchsten Schönheit und Wahrheit gelangt, und als nun veredelte Natur bewußt die Gesetze der Natur befolgt. Der männliche Geist ist ferner fähig, sein Interesse nicht nur einem einzigen, sondern oft sehr vielen Objekten zuzuwenden, und bleibt dabei doch vermögend, alle zugleich in sein Herz einzuschließen. Diese Vielseitigkeit des männlichen Gemüthes ist der Kunst sehr förderlich; wir suchen auch diese Stücke bei den Frauen vergebens, da dieselben, wenigstens in der Regel, ihre Aufmerksamkeit stets nur dem einen Objekt zuwenden, welches ihrem Herzen gerade am nächsten liegt. Diese Einseitigkeit ist meines Erachtens nach nicht nothwendig, aber sie liegt doch einmal im weiblichen Charakter!“

Schulze bleibt vor einem Bilde stehen und betrachtet dasselbe aufmerksam, dabei bedächtig den Kopf schüttelnd. „Was hat denn mein Freund Werner da wieder für ein Gemälde erworben, ohne mich vorher um Rath gefragt zu haben! Sehr, sehr erotisch! Hm, hm!

Das Klauschen eines Kleides beendete das Selbstgespräch Schulzens.

Die Frau vom Hause schwebte mit freundlichem Gruß auf ihn zu „Sehr willkommen, mein werther Herr Professor!“

Schulze verbeugte seinen langen Körper: „Ihr ergebenster Diener, gnädigste Frau! Man sagte mir —“

„Daß mein Gemal ausgegangen sei! Sehr wohl; sein Freund Schröder hat ihn vor kurzem entführt. Aber — gestatten Sie, daß ich Sie dafür auf ein Viertelstündchen in Beschlag nehme. Kommen Sie, machen Sie es sich ein wenig bequem.“

Und die anmuthige Hausfee geleitete den alten Herrn zum weich gepolsterten Sopha.

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau!“ machte Schulze verlegen, denn Concordia selbst blieb vor dem Sopha stehen.

„Aber, lieber Herr Professor!“ nöthigte Concordia; „bei uns immer sans gêne, wie es einem alten Hausfreunde gebührt.“

Schulze mußte sich gerührt verbeugen, und setzte sich nunmehr sans gêne, aber sehr bescheiden, in die eine Ecke des weichen Polsters.

„Ich fürchte nur!“ begann er wieder, „Sie mit meiner Unterhaltung ein wenig zu langweilen!“

„Sie meinen, verehrter Herr Professor, daß die Richtung Ihrer geschätzten Konversation bei mir, als einer Vertreterin des schwächeren Geschlechtes, wenig Anklang finde! Ist es nicht so?“ Concordia drohte schelmisch.

„Allerdings — wenn ich dahin lenken darf — jedoch — nun so etwas ähnliches könnte ich wohl aussprechen, wenn ich mich dabei auf das allgemeine Urtheil — Sie verzeihen — stütze.“

„Ei, ei! Ein solches Urtheil lautet also sehr ungünstig hinsichtlich unseres Kunstsinnes.“ Concordia kreuzte die Arme; „wenn ich nun aber diese Auffassung durch meine eigenen Bestrebungen zu modificiren gedächte?“

„Höre ich recht, gnädige Frau!“ fuhr der Professor überrascht auf; „Sie wollten —“

„Mich der Kunst widmen! Gewiß! Wie wir ja in allem unsere Männer als Vorbild betrachten, warum sollten wir es nicht auch hierin thun?“

Schulze wurde warm.

„Sie entzücken mich, gnädige Frau! Nie hörte ich eine treffendere Aeußerung aus einem Frauenmunde!“

„Darum beherrscht mich der Wunsch, auch in dem Dienste der Kunst meinem Gatten nachzustreben, soweit ich es vermag. Die Begeisterung dafür scheint ihn täglich mehr zu erfassen, und droht, ihn mir zu entfremden, weil ich ihn nicht mehr zu verstehen scheine. Wo aber die Ehegatten kein gegenseitiges Verständniß mehr finden, muß nothwendig über kurz oder lang ihr eheliches Glück zerrinnen. Wollen Sie, hochverehrter Herr Professor, mein Lehrer sein?“

Schulze legte begeistert die Rechte auf das Herz: „Ihr herrlicher

Entschluß erfüllt mich bereits mit höchster Freude. Ihre Begeisterung für die Wissenschaft der Kunst wird sich mit jedem neuen Fortschritt mehren, welchen Sie in derselben machen!"

Ernsthaft fragte Concordia: „Ist denn das Studium der Künste sehr schwer?"

„Die Kunst im generellen, gnädige Frau“, pathetisirte Schulze, „beginnt mit dem realen Verständniß des Schönen. Die höchste Schönheit ist die höchste Wahrheit! Nur muß sie recht verstanden, und in keiner Weise gemißbraucht werden. In guten Händen dienen die Reize des Schönen nur zu löblichen Zwecken; aber leider widerstrebt es ihrem Wesen auch nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun.“

Concordia nickte lebhaft.

„Und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und für Unrecht zu verwenden.“

Concordia nickte wiederholt.

„Es ist ebenso fehlerhaft, wenn der Geschmack nur auf die Form, und nie auf den Gehalt achtet; wie es verwerflich ist, wenn das Prunkfen mit Schönheitsfimmel zum Deckmantel irgend welcher niedrigen und von der Kunst vollständig abweichenden Leidenschaften dient!“

„Sehr wahr! Sehr wahr!“ schaltete Concordia lebhaft ein.

„Das erstere giebt dem Gemüth die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern; während das letztere eine vollständige Verleugnung jedes Kunstsinnes in sich schließt!“

„Das ist es!“ rief die Zuhörerin erregt.

Schulze schaute fragend auf, und sprach dann ruhig weiter: „Darum prüfen Sie vorher, gnädige Frau, ob auch unverfälschter Drang Sie an die Pforten der Kunst führt. Die Gesellschaft selbst krankt daran, daß jetzt die äußere Schönheit dem Umgange Gesetz giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß alsdann der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt sein sollte! Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster eine Rolle spielen, welche sich mit einer schönen Hülle vertragen! Im übrigen empfehle ich Ihnen zuvörderst noch Lessings Laokoon zu nutzbringender Lektüre, da auch ich mich dessen gewichtigen Anführungen im allgemeinen anschließe.“

Die junge Frau warf sich plötzlich in die andere freie Ecke des Divans.

„Sagen Sie doch, geschätzter Herr Professor! Die Juno hat wohl viele galante Abenteuer gehabt?“

Zurückfahrend rief der Professor nur ein mattes: „Wie?“

„Nun ja! Bitte, erzählen Sie mir davon!“ nickte Concordia.

Schulze legte sich höchst reservirt noch weiter zurück: „Damit fängt die Kunst nicht an, gnädige Frau!“

„Verzeihung, lieber Professor! Als junge Schülerin im Tempel der Kunst kommt mir nur die Erinnerung, daß Jupiter, dieser Liebling der Dichter und Maler, in den verschiedensten Abenteuern dar-

gestellt worden ist. Sollte nun die Juno, seine Gemalin, damit so auffallend verschont worden sein, weil man vielleicht fürchtete, etwas wie eine Indiskretion zu begehen?"

Der Professor wurde zusehends frostiger: „Es dünkt mir, als lege sich bereits der Schleier des Irrthums über Ihre Augen!"

„Nicht doch, verehrter Professor! Ich versuche nur, den Schleier zu lüften, welcher mich augenblicklich noch von den Wissenden scheidet."

„Aber in ganz eigenthümlicher Manier!"

Concordia lächelte: „Sagen Sie immerhin, in Laienmanier! Ich fühle wirklich den aufrichtigen Drang in mir, dies Laienthum von mir zu werfen! Die citirten Schleier beängstigen mich, darum weg mit ihnen!" Sie steht auf und geht langsam auf und ab.

„Gnädige Frau!" fröstelte Schulze weiter, „ich habe allerdings bisher noch keine Dame in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht: Nach Ihren Anfängen zu urtheilen, muß dies jedoch mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft sein."

Auf einem Seitentischchen sieht Concordia die jedenfalls vergessene Briefftasche ihres Mannes liegen. Ein schneller Gedanke fliegt durch ihren Kopf: Das Portefeuille, welches er sonst nie aus seinen Händen läßt! Er muß jeden Augenblick zurückkommen! Daher — schon jetzt auf ins Gefecht! Spielen wir das Wendant zu seinem Jupiter!" Sie legte die Briefftasche auf ihren Platz und nahm wieder auf dem Sopha Platz: „Herr Professor! Verzeihen Sie meinem verworrenen Auftreten! Doch, wenn — Sie wüßten —"

Der belagerte Professor betrachtete sein Gegenüber unruhig.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau!"

Concordia seufzte auf: „Wenn Sie wüßten, wie unglücklich mich schon die Kunst gemacht hat!"

Schulze räusperte sich und sah nach der Uhr.

„Gnädige Frau! Ich habe noch einen wichtigen Besuch vor mir! Darf ich — im Vorbeigehen — Ihren Arzt benachrichtigen? Sie scheinen ein wenig nervös zu sein!"

„Bleiben Sie, Professor!" flehte die junge Frau ängstlich; „ich fühle, daß ich zu jemanden sprechen muß!"

„Aber, gnädige Frau!"

Die Gnädige rückte näher.

„Sehen meine Augen nicht trüb und angegriffen aus?"

Schulze wurde verlegen.

„Hm, hm!"

Seine Nachbarin wurde dagegen etwas heftig: „So sind sie alle, die Jünger der Kunst! In gemalten Augen finden sie die Regungen des Herzens in allen Schattirungen auf; in wirklichen Augen — nichts! Und wenn sie vor Schmerz brechen müßten." Sie legte beide Hände vor das Gesicht.

Es kam wie ein ernstlicher Aerger über den geplagten Gelehrten.

„Ich verstehe Sie immer noch nicht! Sie sind unglücklich! Sagen Sie. Kann es Sie erleichtern, wenn Sie mir Ihr Leid anvertrauen, nun so sprechen Sie! Meiner Diskretion sind Sie gewiß! Und steht es in meiner Macht, Ihnen zu helfen, so ist dies keine Frage!"

Concordia rückte ihm noch näher und reichte ihm beide Hände.

„O, Sie wollten mir wirklich helfen?“

Dem Professor wurde immer unbehaglicher.

„Ich sagte, wenn dies in meiner Macht stünde, gnädige Frau!“

„O, Sie werden es können! Ich habe das gleiche Vertrauen zu Ihnen, als wären Sie mein Vater!“ Die scharfen Ohren der jungen Frau hören draußen eilige Schritte nahen; und schnell läßt sie ihren Kopf wie müde auf Schulzens Schulter fallen.

In höchster Verwirrung sitzt der Professor da.

„Aber ich weiß ja noch nichts — — beruhigen Sie sich — — welchen Weg wir einzuschlagen haben — —“

Diesen Gipfelpunkt der sonderbaren Verlegenheit des alten Herrn unterbrach das plötzliche eilige Eintreten Werners. Auf dem halben Wege durch das Zimmer blieb letzterer wie verdukt stehen, und schaute mit großen Augen auf die sonderbare Stellung der beiden auf dem Divan. Die letzten Worte des Professors mußten dabei von ihm aufgefangen sein.

„Welchen Weg wir einzuschlagen haben! Welchen Weg? Hahaha!“

Die beiden fuhren bei diesen unvermutheten harten Lachen auseinander; Concordia hielt sich das Taschentuch vor die aufmerksam beobachtenden Augen, und Schulze fühlte sich augenblicklich etwas wie gelähmt.

„Teufel und Hölle!“ schrie Werner weiter; „habt Ihr Euren Schlund aufgethan? Pakt mich ein berückender Traum, mir solch elendes Trugbild hervorzuzaubern? Himmlische Mächte! Welche Fügungen sendet Ihr einem Sterblichen! Durch einen Zufall lenkt Ihr meinen Fuß nach hier zurück, um mir das Schändlichste zu entdecken! Deffne Dich, Hölle! verschlinge die Ungeheuer! Zum Teufel mit dem Geschöpf, das sich Weib nennt!“ Der Wüthende ist vor den zusammengeknickten Schulze getreten, und schüttelt ihn derb: „Heuchler! Verführer! Du grauer, vorweltlicher Sünder! Ist das Deine Aesthetik! Satisfaktion muß ich haben! Einer von uns muß zur Hölle! Diese Jammergestalt besudelt mein Haus, stiehlt meine Ehre! Und diese da ist mein Weib? Hahaha! Welchen Weg wir einzuschlagen haben?“

Der Professor hat sich endlich ermannt; er erhebt sich langsam, wankt zu dem wieder auf- und abstürmenden Werner. „Bester Freund! Mäßigen Sie sich! Ein sonderbares Mißverständnis!“

Doch Werner stieß ihn funkelnden Auges zurück.

„Zum Teufel mit Euch! Es ist Euer Tod und der meinige! Und mein Weib! Mir das? Mit frevelnder Hand unser Glück zu zerstören!“ Er faltet die Hände, und seine Worte brechen sich im tragischen Tonfall: Leichtsinzig alles zu vernichten, was unser Leben ausmachte! Glück! Was bist Du für zerbrechliches Ding! Ein Augenblick schlägt Dich in Stücke! Wie habe ich mein Weib geliebt! Sie war mein alles! Ich dachte doch nur an sie! Habe ich nicht Gleiches von ihr zu verlangen? Ich —“

Concordia drückte die kleine Hand leise an das glücklich klopfende Herz, denn diese tolle Eifersucht machte sie glücklich, und trat ihrem Gatten mit würdevollem Ernst entgegen.

„Leo!“

„Schweige!“ fuhr dieser auf; „bei —“

„Leo! Ja, wir haben uns beide gelobt, nur in uns das höchste Glück finden zu wollen!“

Sie machte eine kleine Pause, während welcher Leo finster brütend vor sich hinstarrte. „Verzeihe mir!“ fuhr sie dann fort; „Leo! es hat sich in letzterer Zeit ein bedenklicher Kunstsin in Dir entwickelt, der Dich diesem Gelöbniße untreu zu machen droht.“

„Soll dies etwa eine Entschuldigung für Deine Handlungsweise sein?“ grollte es tief zurück.

„Nein doch! Laß mich ausreden! Nicht, daß ich die Kunst als eine Rivalin betrachtete; o nein! Sie selbst ist eine Fee, die nur unser Glück mehren konnte, unser Heim zu einem Zauberpalast hätte verwandeln können, wenn sie recht empfangen wurde! Doch Du verhöhnst sie bereits, als sie die Schwelle überschreiten wollte; denn mit der Erkenntniß, daß das Ideal der Kunst die Schönheit sei, begannen Deine Verirrungen. Ich glaube, es ist wohl nicht nöthig, Dir darüber weitere Aufklärungen zu geben.“

Werner starrte noch immer finster vor sich hin; aber der kurze Seitenblick, den er auf seine Frau warf, war sehr unsicher.

Concordia sprach dagegen herzlicher weiter: „Wie tief ich unter diesem Deinem Kunstenthusiasmus gelitten und noch leide, vermag ich nicht zu sagen; meine Bitten und Vorstellungen, meine Thränen, alles blieb fruchtlos; und schon halb verzweifelt, Dich je zur Umkehr bewegen zu können, kam mir ein rettender Gedanke, dessen Ausführung Du vor Dir sahst, Dir ein kleines, lebendiges Spiegelbild zu geben! Warum soll ich nicht statt der mir vorgetragenen schönen Gedanken lieber den Träger derselben als den verkörperten Gedanken verehren?“

Der seitwärts auf- und abschreitende Professor nickte still vor sich hin, und schmunzelte: „Ah! hm! Sehr gut!“

Werner wagte ein leises: „Concordia!“

„Ja, Leo! Wo Du den Jupiter Dir zum schönsten Vorbild wähltest, wollte ich nur sehen, ob Du mit göttlicher Ruhe billigen würdest, daß ich das Studium der Kunst nach Deinem Beispiel übe. Aber beruhige Dich: es war, wie gesagt, nur ein kleines Spiegelbild!“ Sie reichte dem nickenden Schulze die Hand. „Und Sie, verehrter Professor, vergeben mir eine kleine Komödie gewiß! Nicht wahr?“

Während Schulze noch lebhafter nickte, sank Werner vor seine Frau auf ein Knie und hauchte nach ihrer Hand.

„Concordia! Dein Mittel hat gewirkt! Kannst Du mir verzeihen? Du allein sollst meine Priesterin im Heiligthum der Kunst sein!“

Die junge in ihrem Glück jetzt doppelt reizende Frau reichte dem wiedergefundenen Gatten beide Hände.

„Mein Leo! Könnte ich dem Verzeihung vorenthalten, welchen ich nur auf den rechten Weg zurückkehrend sehnte.“

Werner sprang glücklich auf, aber jetzt drängte sich Schulze mit seiner ebenfalls wiedergefundenen Ruhe zwischen die beiden.

„Kinder! Bei Eurem Spiel habt Ihr mir am übelsten mitgespielt! Ich habe quasi Eure Unebenheiten wieder glatt machen müssen! Freundchen! Lassen Sie sich dies Spiel eine Lehre sein! Denn —“

eine der heut sehr modernen Figuren des antiken Jupiter ist bekanntlich diejenige des Stieres mit den zierlich gewundenen . . ." Schulze machte mit beiden Händen eine krummlinige Bewegung von seiner Stirn aus in die Luft.

Werner umarmte seine Frau, und Schulze vollendete: „Mit den zierlich gewundenen — — Insignien des modernen Jupiters!“

Paris von heute.

Paris ist zwar immer noch Paris und äußerlich in vielfacher Beziehung noch genau dieselbe Stadt wie vor zwanzig Jahren; und doch wie viele Punkte giebt es doch auch wieder, in Bezug auf welche das kaiserliche Paris in dem republikanischen von heute durchaus nicht wiederzuerkennen ist. Die Republik hat ihrer Hauptstadt nicht nur an allen Straßenecken ihr marktchreierisches *liberté, égalité, fraternité* eingehauen, sondern ihr auch sonst mancherlei Stempel ihres siebenjährigen Waltens aufgedrückt, der Stadt an sich wie auch allen Zweigen ihres öffentlichen Lebens. In gesellschaftlicher Beziehung fehlt die eigentliche tonangebende Führung, zu der man unter dem Kaiserreich aufzuschauen gewohnt war. Heute thut jedermann mehr oder weniger, was ihm gerade gut bedünkt. Der Präsident und Madame Grévy könnten Kraft ihrer öffentlichen Stellung auch in Bezug auf gesellschaftliches Leben bis zu einem gewissen Grade eine tonangebende Rolle spielen, aber ihnen mangeln beiden die nothwendigen persönlichen Eigenschaften sowie auch wohl die Lust dazu; und überdies würden gerade die vornehmsten und reichsten Klassen der Bevölkerung ihre Edikte nicht anerkennen. Ist es doch unter ihnen geradezu Mode geworden, die Familie des Staatsoberhauptes als eine Familie von *Barvenüs* zu betrachten. Und so hat die Frau Präsidentin ihres Gemahls Theorie der konstitutionellen Neutralität von der Politik längst auch auf das Gesellschaftsleben und die Mode übertragen, ein Weg, den auch ihre Tochter, Madame Wilson, nach einigen vergeblichen, nach etwas höherem fliegenden Versuchen, wieder einzuschlagen für gut befunden.

Da hat denn der Ehrgeiz der einzelnen selbstkonstituirtten Größen ein um so freieres Feld. Jede große Dame thut ihr möglichstes für ihre Partei, ihren persönlichen Anhang und — für sich selbst; und einzelne „große Damen“ sind zu diesem Zwecke eigens erst zu solchen gemacht worden. Die Herzogin de la Rochefoucauld-Bisaccia ist das gesellschaftliche Haupt der Royalisten und bildet mit den Léons, den Mailles, den d'Haussonvilles und den du Broglies die große orleanistische Gruppe; während die Salons der Madame Floquet, Madame de Freycinet und Madame Lockroy, wie ihre Namen zur Genüge andeuten, auf der republikanischen Seite in letzter Zeit Bedeutung erlangt haben. In Madame Aubernons Salon finden wir die besten Vertreter der Literatur und Kunst, und bei Madame Adam — alles. Ihr Haus war vormals der Politik offen gehalten, aber das hat sich jetzt geändert. Sie ist ehrgeizig genug und sähe gewiß nichts lieber, als wenn sie den Staat oder auch die ganze Welt von ihrem Bou-

doir aus regieren könnte, aber ihre Herrschaft ist die reine Diktatur. Sie verachtet bloßen Einfluß. Aber da ihr Wille in der Politik nicht jedermann unbedingt Befehl sein konnte, da so allmählich ihr Salon vernachlässigt zu werden drohte, öffneten sie denselben hervorragenden Geistern auf allen möglichen Gebieten des öffentlichen Lebens, so daß die Liste ihrer Besucher gemischt aussieht, wie ein Dictionnaire des Contemporains. Uebrigens erinnert sich Madame Adam stets mit besonderer Vorliebe, daß ihr früherer Name für das Publikum „Juliette Lamber“ gewesen; und als „Juliette Lamber“ hat sie in der That alles mögliche über alles mögliche geschrieben.

Bieten aber die vereinigten Kräfte dieser Frauen zusammen wohl etwas ähnliches wie unter dem kaiserlichen régime, zu Compiègne, stattfand? Ich erinnere nur an die großartigen Jagden zu Pferde, wo alles in grünen, mit Silber gestickten Kostümen erschien, die Thee-Gesellschaften der Kaiserin, die soirées intimes, wo Edmund About und Prosper Mérimée die Literatur besorgten und Viollet-le-Duc die Orgel drehte, nach deren Musik die Gesellschaft in den herrlichen Parkanlagen tanzte!

Weniger große Veränderungen haben in dem Klubleben stattgefunden, nur daß dasselbe eine größere Ausdehnung angenommen. Die Franzosen fangen an für die Klubs eine nicht minder große Verehrung an den Tag zu legen wie die Engländer. Der Grund dafür dürfte zum guten Theil gewiß in dem Streben der Herren aus den höheren Ständen liegen, in diesen Tagen der alles auf ein und dasselbe Niveau stellenden Republik, Klubs zu begründen, die mehr exklusiv sind als die Restaurants und Cafés, die aber ihrerseits durch das Emporblühen der zahlreichen Klubs naturgemäß großen Schaden erlitten haben.

Eine Folge davon ist es denn auch wohl gewesen, daß die französische Küche nicht mehr in jenem hohen Ansehen steht wie einstmals. Die Klubs geben gute Speisen für einen mäßigen Preis, aber es liegt ihnen fern, in der Kochkunst das höchste zu leisten, als es bei jenen erlesenen Restaurants der Fall war, die gerade darin ihren Ruhm und ihren — Verdienst suchten. Männer wie Baron Brisse, der sich ruinirte, nur um andere Leute zu einem tadellosen Diner laden zu können, haben keine Nachfolger in Frankreich gefunden. Brisse vergeudete sein ganzes Vermögen an solchen Dinern und als er schließlich nicht viel mehr zu vergeuden hatte, da erbat es sich seine Freunde als eine besondere Gunst, wöchentlich einmal ein Diner bei ihm einnehmen zu dürfen, das unter seiner Aufsicht zubereitet, von ihnen aber bezahlt werden mußte. Wurde von diesen Kontributionen auch nur das Material angeschafft, so beliefen dieselben sich doch stets auf drei bis vier Louisd'or für jede Person.

Gerade behufs gemeinsamen Dinirens sind aber viele dieser modernen Pariser Klubs begründet worden. Freilich gerade an der Tafel entfaltet sich leicht die größte Gemüthlichkeit und Vertraulichkeit, in der die Berufsgenossen der verschiedensten Stände einander rasch näher gebracht werden. So giebt es Speiseklubs von Künstlern, Schriftstellern, Kritikern, von Dramatikern — und einer insbesondere selbst von solchen Dramatikern, die nachweisen können, daß wenigstens eins ihrer Stücke regelrecht ausgepiffen worden. Zahlreiche Klubs der

Art giebt es auch, zu denen nur solche, die aus einer gewissen Provinz stammen, gehören können. Solche sind der Normandieklub, der Klub der Bretagne, derjenige der „Pariser aus Paris“ und andere. Auch Damen haben ihre Gelage der Art, z. B. die „Blaustrümpfe“ und „die lachenden Damen“ — les Rieuses. Die hervorragendsten Männer von Paris gehören zu derartigen Vereinigungen. So ist Renan, auf Grund seiner Geburt in der Bretagne, Präsident des keltischen Dinervereins.

Das Künstlerleben in Paris hat sich verändert, wie alles andere und wie überall. Künstler sind jetzt alle große Herren und leben auf großem Fuße. Ein ganzer Distrikt von Palästen ist in Monceau von ihnen erbaut worden. Das Meissonierpalais, das Jacquet-, das Bonnat-Palais — das letztere indessen in den Champs Elysées gelegen — gehören zu den allerprächtigen Neubauten von Paris. Schauspieler und Schauspielerinnen stehen in Bezug auf großartigen Aufwand gegen niemand zurück. Die große Sarah gab das Beispiel — bis der Krach kam. Coquelin lebt gleich elegant, aber — weiser; er kauft Gemälde, die — sich wieder verkaufen lassen; ist ein Liebhaber von seltenen Büchern und gestattet sich zuweilen den Luxus, die Welt durch ein literarisches Machwerk zu bereichern, was einem Manne von seinem Namen — kaum theuer wird zu stehen kommen! Sehr verschieden von dem verstorbenen braven Got, dem einfachen bourgeois der früheren Generation, ist Coquelin ein homme du monde und sehr wählerisch in seinem Verkehr. Doch fern sei es von mir, ihm irgend etwas von alledem zum Tadel anrechnen zu wollen. Ist es doch sein Talent allein, Kraft dessen er zu einer solchen Stellung gelangt ist.

Madame Judic hat sich in der rue Nouvelle ein erstaunliches Palais errichten lassen, das wie das sechzehnte Jahrhundert aussieht — oder doch aussehen soll. Ein Theil der dazu gehörigen Stallung ist so tief gelegen, daß Wagen und Pferde mittelst eines besonderen Mechanismus auf und ab bewegt werden müssen — ganz wie auf dem Theater. Unter den zahlreichen Räumen des umfangreichen Gebäudes, das auch eine große Gemäldegalerie und einen feenhaften Wintergarten enthält, verdient noch eine Art Museum besonders hervorgehoben zu werden, worin Madame Judic alle Kostüme aufbewahrt, in denen sie jemals aufgetreten. Das ist ihre Art, ein Tagebuch von ihrer Bühnen-Carrière zu führen.

Der Sport, der einen besondern Aufschwung unter dem Kaiserthum nahm, ist, obschon von der Republik auch wohl gepflegt, noch immer sehr aristokratisch. Die Stadt Paris, mit ihren radikalen Stadtverordneten, hat gedroht, die jährliche Subvention zu dem grand prix zurückzuziehen, aber der Jockeyklub hat der Stadt zu verstehen gegeben, daß die Wettrennen auch den Verlust überleben würden.

Der Jagd wird jetzt fast von allen Klassen der Bevölkerung nachgegangen. Schaarenweise zieht man mit Hund und Büchse in das Feld. Und wenn jedermann, der die Büchse trägt, sie auch zu handhaben wüßte, es wäre längst nichts mehr zu schießen in Frankreich übrig geblieben. Meilenweit in der Runde von Paris giebt es schon so wie so fast gar kein Wild mehr und man behauptet sogar, die spießbürgerlichen Jäger von Paris haben allesammt, ohne es zu wissen, seit

Jahren auf einen und denselben Hasen Jagd gemacht. „Wir haben heute traurige Nachricht zu bringen“, heißt es in einem Pariser Journal, „der Hase, der seit vielen Jahren die Umgebung von Paris unsicher gemacht, der den Ehrgeiz von mehr als einer Generation Pariser Jäger angefeuert und indirekt mehreren achtbaren Inhabern von Läden für articles de chasse zu großem Wohlstande verholfen hat, er ist todt. Wie sein Ende herbeigeführt worden, wird ein Geheimniß bleiben. Niemand schoß ihn — das ist gewiß.“

Der Wassersport ist, wie überall, so auch in Paris in großem Aufschwung begriffen. Doch müßten es nicht Pariser sein, die die französische Hauptstadt bewohnen, wenn in dieser Hinsicht nicht weniger Gewicht auf den Sport selbst als auf die begleitenden Nebenumstände gelegt würde, auf den Scherz, der sich dabei anstellen läßt, auf amüsante Picknicks, auf Entfaltung eleganter Toiletten und auch wohl gar auf die Schaustellung wohlgeformter Gliedmaßen. Wie könnte das leichtlebige Völkchen aber auch jemals dergleichen Dinge hintenan setzen!

W. F. Brand.

Nippfaden.

Wie Lord Beaconsfield zu einem Vermögen kam. Es ist nicht unbekannt, daß der vor mehreren Jahren verstorbene englische Minister und Schriftsteller Lord Beaconsfield-Disraeli ein bedeutendes Vermögen besaß, welches ihm von einer Verehrerin seines Genies vermacht worden war. Doch wenige nur werden wissen, daß diese Dame eine Jüdin war und noch wenigeren dürfte die Umstände bekannt sein, unter welchen dieses seltsame Vermächtniß stattfand.

Während der Zeit der großen Londoner Ausstellung im Jahre 1851 schrieb eine ihm unbekannt Dame mehrmals an Mr. Disraeli und bat ihn um eine Zusammenkunft. Doch, als einer der königlichen Kommissonäre bei der Ausstellung beschäftigt, fand er keine Zeit, den Wunsch der Brieffschreiberin zu erfüllen und gab ihr nur durch eine kurze Notiz zu wissen, daß er ihre Briefe erhalten. Doch die Dame war durch diese Nichtbeachtung seitens des großen Staatsmannes nicht abzuschrecken und schrieb an dessen Gemalin, diese um eine Zusammenkunft bittend. Sie fügte mit echt weiblichem Takt und kluger Vorsicht bei, daß ihrem lebhaften Wunsch kein unwürdiges Motiv zugrunde liege, da sie sechzig Jahre alt und daher dem Ende ihrer Erdenlaufbahn nahe sei.

Frau Disraeli gab eine zustimmende Antwort und bei der Zusammenkunft der beiden Damen erklärte jene, sie sei die Wittwe eines Offiziers, der mit Auszeichnung in Indien gedient, und da sie jüdischer Konfession, kinderlos und glühende Verehrerin des politischen und literarischen Genies des Mr. Disraeli sei, so sei sie entschlossen, denselben zum Erben ihrer Hinterlassenschaft einzusetzen.

Mr. Disraeli sagte die Sache, als sie ihm von seiner Gemalin mitgetheilt wurde, als Scherz auf, schrieb aber doch in diesem Sinne einen Brief an seine Verehrerin, in welchem er erklärte, daß er durchaus nichts dagegen habe, ihr Erbe zu werden, wenn sie es so wünsche.

Als Mr. Disraeli einige Tage später im Begriff stand, seine Wohnung zu verlassen, um sich ins Unterhaus zu begeben, händigte ihm sein Kammerdiener einen Brief ein, den er in die Tasche seines Ueberrockes steckte, um ihn bei geeigneter Zeit zu lesen. Doch durch aufregende politische Debatten in Anspruch genommen, vergaß er den Brief vollständig, dieser blieb mehrere Wochen uneröffnet in seiner Tasche, bis sein Kammerdiener ihn dasselbst fand und nochmals seinem Herrn überreichte. Dieser öffnete nunmehr den Brief und fand ein Billet von der Dame darin, in welchem sie schrieb, daß sie sein Zögern, einer Unbekannten ein Zwiesgespräch zu gestatten, begreiflich finde, doch zum Beweis, daß sie ihren Vorschlag ernstlich meine, lege sie einen Chec auf 1000 Pfd. Sterl. (20,000 Mark) bei, welche ihm jedenfalls

bei Gelegenheit seiner nächsten Wahl zur Deckung der Unkosten gute Dienste leisten würden.

Mr. Disraeli stattete nun seiner liebenswürdigen Korrespondentin einen Besuch ab, um ihr zu danken, bei welcher Gelegenheit sie ihm ihr Testament zeigte, in welchem sie ihm ihr ganzes Besitztum unter der Bedingung vermachte, daß Mr. Disraeli ihr zweimal des Jahres einen Feiertagsbesuch in ihrem Hause in Torquai abstatte. Vier bis fünf Jahre später starb die Dame und nach ihrem Tode befand sich ihr Erbe im Besitz von 50,000 Pfd. Sterl. (10,000,000 Mark) in baarem Gelde, einer großen Menge werthvollen Geschirrs, Juwelen, einer schönen Bibliothek und eines wohl eingerichteten Hauses. Mit dem Gelde zahlte er seine Schulden ab und befand sich nun, von allen pekuniären Sorgen und Bedrängnissen befreit, in der Lage, sich ganz und völlig seinen literarischen und politischen Bestrebungen zu widmen, die seinen Namen berühmt gemacht.

Sie ist einzig. Konversation zwischen Sarah Bernhard und einem Reporter des „New-York-Herald“. „Also, Madame, Sie haben großen Erfolg gehabt?“ — „Ueberall. Ich wurde mit Jubel begrüßt, beklatscht, auf den Händen getragen in jedem Lande, wo ich gewesen bin.“ — „Welchem Umstande schreiben Sie diese Triumphe zu?“ — „Meinem ungeheuren Talente.“ — „Glauben Sie, daß andere Menschen vor Ihnen gleiche Erfolge aufzuweisen hatten oder nach Ihnen werden aufweisen können?“ — „Unmöglich!“ — „Warum?“ — „Weil kein Mensch so viel Talent hat wie ich.“ — „Aber vielleicht in einem andern Fache als Sie. Zum Beispiel in der Malerei? Die „Quelle“ von Ingres, die „Schöne Gärtnerin“ von Raphael, die „Madonna“ von Murillo.“ — „Ich habe Bilder gemalt, die nach meinem Tode in den Louvre kommen werden.“ — „Sie haben in Frankreich große Plastiker, berühmte Bildbauer.“ — „Wir haben . . . nur einen.“ — „Der ist?“ — „Ich.“ — „Und die Literatur? Große Schriftsteller fehlen doch nicht? Man spricht doch von Bala, Daubet, George Sand?“ — „Meine Schiller.“ — „Was Sie sagen! Sie sind es . . .“ — „Ich diktiere — sie schreiben. Gerade so machte es Napoleon mit seinen Generälen.“ — „Und die Theaterdichter? Sardou, der jüngere Dumas, Augier, Meilhac?“ — „Was wären die ohne mich? Was sind die ohne mich?“ — „Sprechen wir, wenn ich bitten darf, von Ihren Kollegen.“ — „Ich habe keine Kollegen.“ — „Ja, was sind denn die Künstlerinnen, die Liebhaberinnen, die Tragödinne, die Schauspielerinnen und die Schauspieler von Paris . . .“ — „Sie meinen die Statisten!“ — „Ich glaubte doch, daß die Damen Barlet, Reichenberg, Judic, Brandes, Pierjon zc. . .“ — „Ich habe sie gesehen und kenne sie.“ — „Und?“ — „Ich ging nach Hause, besah mich in meinem Spiegel und sagte mir: Kleine, Du bist einzig!“ — „Hat man dennoch einige Mal an Ihnen Kritik geübt?“ — „Leute, denen ich meine Gunst versagte.“ — „Haben Sie nicht immer dem Publikum gefallen?“ — „Ja, ja — immer. Das Stück faßt nie; denn man kam ja auch nicht wegen des Stückes, sondern meinetwegen.“ — „Könnten Sie mir sagen, wo das schönste Weib des Weltalls ist?“ — „Ich.“ — „Die Beste?“ — „Ich.“ — Die Geistreichste?“ — „Ich.“ — Das war die Konversation zwischen Sarah und dem Reporter. Gewisse Pariser Plätter haben sie in ungenauer Weise übersezt. Aber wir können versichern, daß wir Wort für Wort die Erzählung gewissenhaft übersezt haben, wie sie das Hanke-Journal bringt, und das unser Text buchstäblich die Gedanken der großen Schauspielerin und Reklameheldin wiedergibt. — Fügen wir mit dem Reporter hinzu, daß Sarah in diesem Augenblicke einen starken Schnupfen hat und daß sie immer während des Plauderns in mehrere Schnupftücher Blut spuckt. Diese Schnupftücher, von dem kostbaren Naß geröthet, wurden von der dankbaren Künstlerin dem historischen Museum der Stadt New-York geschenkt. Das letzte Wort der Unterhaltung kommt uns im Augenblicke durch ein Spezialtelegramm zu. — „Welches Weisen“, fragte der Reporter im Fortgehen, „hat den stärksten Schnupfen und spuckt am meisten aus im Weltall?“ — „Ich“, sagte Sarah, und befeuchtete ein letztes Taschentuch. (Figaro.)

Die Kultur des Sumachbaumes in Italien. Die Blätter des Sumachs (*Rhus coriaria*) finden in ganz Europa ausgedehnteste Anwendung in Gerbereien, und große Sorgfalt und Aufmerksamkeit wird in Italien auf seine Kultur verwendet, welche eine Quelle beträchtlicher Einnahmen bildet. Am besten gedeiht der Baum auf südlich gelegenen Standorten und in heißer Temperatur; je nach Boden, Klima

und Pflege dauert sein Leben 25 bis 50 Jahre. Er sprießt durch Schößlinge am Fuße des Baumes, weshalb zwei- bis dreijährige Exemplare zum Verpflanzen ausgewählt werden. Der Preis ist in Italien 50 Centimes für 100 Stück.

Zur Anlage einer Sumachpflanzung werden in den Boden etwa einen Meter von einander entfernt Gräben gezogen mit einer Tiefe und Weite von gegen 48 Centimeter. In steinigem Boden werden die Pflanzen in Löcher gesetzt, die Schößlinge etwa einen Meter auseinander, so daß eine Hektare 10,000 Bäume enthält. Beim Ausheben der Gräben und namentlich der Löcher ist stets große Sorgfalt nöthig, um Wasseransammlung am Boden derselben zu verhüten und wenn dagegen kein anderes Mittel hilft, wird der Boden über quer aufgegraben.

Der Baum gedeiht nicht in schwerem, feuchtem Boden, besonders wenn der Untergrund undurchlässig ist.

Die Anlage einer solchen Plantage geschieht im Dezember, während des ersten Jahres wird der Boden vier- bis sechsmal umgegraben, um ihn von Unkraut frei zu halten; Dünger wird nur wenig angewandt. Das erste und tiefste Umgraben geschieht im Januar, die andern Male im März, Mai, Juni, August und Oktober.

Im September des ersten Jahres werden die Blätter mit der Hand abgestreift, kurz vor dem herbstlichen Blattfalle. Besser ist es ferner, die junge Rinde nicht zu berühren, sondern sie von selbst abfallen zu lassen.

Bisweilen werden junge Bäume zu voreilig entblättert und verdorben; die erste Ernte bringt nur den halben Preis derjenigen des nächsten Jahres, in welchem der Boden häufiger umgegraben ist; dies geschieht im Dezember, Januar, März und Mai, wobei die Erde zur Zeit des ersten Umgrabens um den Stamm gehäuft und später geebnet wird.

In Sicilien häuft man die Erde zwischen den wie Weitreben kultivirten Pflanzen auf, befördert durch diese Hügelchen die Ventilation des Bodens, den Abfluß des Wassers und erleichtert zukünftige Anpflanzungen.

Zu Zeiten großer Dürre wird der ganze Boden eingeebnet. Im zweiten Jahre werden durch Absterben von Pflanzen entstandene Lücken ergänzt.

Die Ernte beginnt, wenn alle Blätter vollständig entwickelt sind, ihre ganze Stärke erlangt haben und die Farbe zu ändern beginnen. Dies tritt zwischen Juli und August ein, doch schon vor Mai werden die Blätter der untern Zweige gelb und fallen ab, werden indeß ebenfalls gesammelt. Gewöhnlich werden bei der Ernte die Mitteläste entfernt, so daß der bloße Stamm des Baumes für die nächste Knospung bleibt. Manche Pflanzler streifen die Blätter im Juli mit der Hand ab und verschneiden die Bäume im Dezember, aber dies hat den Nachtheil, daß die neuen Knospen zu weich und die Blätter zu schlaff werden.

Man läßt die Zweige entweder in Bündeln zwei bis drei Tage am Boden liegen und bringt sie alsdann auf die Dreschtenne, oder sie werden sogleich hierher geschafft, zwei bis drei Tage liegen gelassen, je nach der Witterung, und dann mit Dreschflegeln oder mittels Pferden ausgedroschen.

Bei dem Dreschen mit Flegeln bleiben die Zweige in besserem Zustande und werden in Ballen verkauft; werden sie durch Pferde ausgetreten, so werden sie in kleine Stücke zertrümmert. Sollen lange Blätter zur Verpackung kommen, so geschieht das Dreschen morgens, bevor die Tageshitze die Blätter trocknet; zum Mahlen müssen jedoch die heißesten Stunden gewählt werden, in welchen auch die schon einmal gedroschenen Zweige noch einmal gedroschen werden. Feinene Tücher von 2 Meter im Quadrat und mit einem Ringe in jeder Ecke, um Laine durchziehen zu können, dienen zum Transport der trockenen Zweige und Blätter nach den Magazinen.

Die in Ballen zu packenden Blätter gelangen in die Vorrathshäuser, der Rest in die Mühlen, welche denen zum Zerkleinern von Oliven ähnlich sind. Nach dem Mahlen werden die größeren Stücke abgeseibt, die Zweige und Unreinigkeiten fortgeworfen und etwa vorhandene Blätter noch einmal gemahlen. Hierbei verlieren sie ein Siebentel ihres ursprünglichen Gewichts. Die Dreschtenne wird stets in gutem Zustande erhalten, gepflastert oder mit Ziegeln und Cement bekleidet, und die Magazine sind gewöhnlich der Sonne ausgesetzt.

Wird ein Baum alt und seine Belaubung gering, wird eine neue Pflanzung vorgenommen, zu welcher die Plantage durch vorherige Behandlung besonders vorbereitet ist.

Auch in Amerika wird ziemlich viel Sumach kultivirt, das erst dann ein marktwertber Artikel wird, wenn er die nöthige Zubereitung erfahren hat. Dies besteht im Einsammeln der Blätter nebst den kleinen Zweigen im Juli, im bedeckten Trocknen, Dreschen mit Flegeln, Absieben, Pulvern der kleineren Theile unter einem vertikal rollenden Mühlsteine und Verpacken in Kolli zu je 100 Kilogrammen. Zur rechten Zeit gesammelt und sorgfältig präparirt, ist selbst in nördlicheren Landstrichen gewachsener amerikanischer Sumach nach Aussage der Gerber ebenso gut wie der beste italienische. Bis jetzt aber wird er weder angemessen zubereitet, noch zu einer Zeit gesammelt, wo seine Eigenschaften gerade die rechte Entwicklung haben, so daß das Leder eine dunkle Farbe erhält, wenn es rein weiß sein soll. Aus diesem Grunde erzielt bester Virginia-Sumach nur den halben Preis des fremden, und New-York-Sumach ist völlig unverkäuflich, da die Gerber sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, ihr Leder zu verderben. Würde dieser Sache vom landwirthschaftlichen Departement in Washington Aufmerksamkeit zugewendet, so würden sich schätzbare Resultate ergeben.

Salon-Büchertisch.

Schatzkästlein fürsorglicher Frauen. Herausgegeben vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österr.-ungar. Monarchie. Wien 1886. Manz'sche Hofbuchhandlung. — Das Büchlein hat den Zweck, denkenden Hausfrauen das Verständniß für den großen Werth der Lebensversicherungen zu erwecken, und die Art, wie dies der zwanglose Inhalt des Schriftchens erstrebt, kann nur gebilligt werden. Glücklicherweise sind auch die Frauen solchen Dingen gegenüber zugänglicher geworden, und so dürfte denn auch dieses Werk auf freundliche Theilnahme unter den Leserinnen rechnen. Wir möchten es warm empfehlen! Dr. J. S.

Viel G'fühl. Gedichtln und G'schichtln in altbayerischer Mundart von Josef Feller. 2. Aufl. Leipzig 1886. J. G. Fintel. Wir haben unsere Freude an dem Büchlein, so oft wir es in die Hand nehmen. Der altbayerische Dialekt ist von allen Mundarten, die poetisch verwerthet werden, einer der lebenswürdigsten und angenehmsten, und der Verfasser hat ihn wirklich hier mit „viel G'fühl“ angepackt. Kann man den Vegetarianer reizender schildern als:

„Die san dir Ent wirkli net recht g'scheit,
 „Weil s' eppas Fleischernes net essen derfa
 „Und die ganz' Esserei überu Haus'n werfa;
 „Die essen nix weiter als Smilas und Brod,
 „Drum san s' aa so mager als wie d' liebe Noth.“

Wir müssen es uns versagen, noch weitere Proben zu geben, aber wir raten jedem, der sich gern ein Büchlein wünscht, das er bei sich tragen kann, um gelegentlich sich an paar lustigen Worten zu erquiden, sich „Viel G'fühl“ anzuschaffen.

Dr. J. S.

Aus der Brandung des Lebens. Fahrten zu Wasser und zu Lande von Helene Pichler. München. Verlag von Georg D. W. Callwey. 1887. Helene Pichler schreibt fein und interessant. Es ermüdet uns nicht, daß der Hintergrund der Gemälde immer derselbe bleibt, denn die Staffage ändert sich stets, sie ist immer neu und immer aufs neue interessant. Es befriedigt uns andererseits, daß da, wo uns die Natur in den kräftigsten Zügen entgegentritt, der Mensch in seinen Schranken bleibt, daß er es hier unterläßt, sich zu den Extremen zu versteigen, von denen uns ja heutzutage unter hundert Büchern neunzig zu berichten wissen. Wenn auch die Verfasserin gerade das Hin- und Herwogen im Menschenleben uns schildert, so ist doch stets ein versöhnendes Moment vorhanden, das uns inmitten der Brandung sympathisch berührt. Dr. J. S.

Richard von Meerheimb, Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag. Monodramen neuer Form. (Psycho-Monodramen.) Neue Folge, 4.—6. Hest. Dresden. S. Jaenicke. Die eigenartigen und bedeusamen Dichtungen des feinsinnigen Verfassers sind längst von der Kritik ihrem entschiedenen

Werth nach gewürdigt. Wir legen die neue Folge seiner Monodramen mit großer Befriedigung aus der Hand. Der gewählte Stoff, die Situation und die Diktion sind durchweg trefflich. Von den großen Gefahren, die unserer Ansicht nach für den Schriftsteller in diesen dramatischen Dichtungen liegen, nämlich sehr leicht unwahrscheinlich und lächerlich zu werden, hält sich der Verfasser vollständig fern, es dürfte nicht einer unter den lebenden Schriftstellern zu finden sein, der es ihm in dieser Beziehung gleich thäte. Wir empfehlen die Dichtungen als fesselnde Lektüre solchen, die abseits von der Heerstraße der Romane, Novellen und Gedichte nach etwas gutem suchen! Von geradezu erschütternder Wirkung müssen bei entsprechendem Vortrag die Monodramen „Ko-Ke-Le“ und „Shakespeares Beichte in der Westminster-Abtei“ sein.

Dr. J. S.

Bildertisch.

Der Maler auf Reisen.

(Mit Illustration.)

Der liebste Bursch' war's, den ich kannte:
Das Hütchen saß ihm fest und schief,
Und jede alte Kosinante
Benannt' er strahlend: ein Motiv!

Ein Kirchenbach, versteckt in Flieder,
Ein Hirte, ein gefleckter Hund,
Ein Bauernkind in buntem Mieder,
Ein kleiner Fuß, ein rother Mund:

Zerfall'ner Hütten morscher Plunder,
Der Steppe graue Wüstenei,
Sahen ihm das Wunder aller Wunder,
Die stimmungsvollste Zauberei. —

Das war's, wofür sein Herz entbrannte,
Das ließ ihm Aug' und Wangen lob'n,
Dem liebsten Burschen, den ich kannte,
Dem farbenfrohen Musesohn!

Frida Schanz.

Der Glaube.

(Mit Illustration.)

Es hat die Welt ihr heiß' Verlangen
Nach Glück und Frieden nicht erhört,
Da ist ins Kloster sie gegangen,
Vom frommen Wahn zu schnell bethört.

Doch, nun vernarbt die schwere Wunde
Im immergleichen Tageslauf,
Wacht allgemach in mancher Stunde
Die Lust zum Leben wieder auf.

Jetzt, bei dem dumpfen Bußgesange,
Denkt sie zurück an jenen Tag,
Da einst am grünen Waldehange
Er selig ihr zu Füßen lag.

Dann flüchtet zum Marienbilde
Die schwergeprüfte Dulderin:
„Maria, werde mir zum Schilde
Und wandle meines Herzens Sinn.“

Ach! Da es anders dann gekommen
Als sie gehofft, geträumt, ersehnt,
Da hat den Schleier sie genommen
Und nie zu hoffen mehr gewähnt.

Umsonst! Es lockt mit tausend Banden
Die Welt voll Leben, Licht und Lust,
Und keine Heilung ist vorhanden
Für solchen Drang in junger Brust.

Hans Eisenträger.

Belauscht. (Mit Illustration.) Der Toni wollte in der mond hellen Nacht, die sich auf die Berge gesenkt hatte, zum Liebchen fensterln gehen. Unterwegs auf dem steilen Wege, der ihm aber nimmer beschwerlich werden konnte, klang es halblaut von seinen Lippen:

„Koa Nacht is mir z' dunkel,
Koa Weg is mir z' weit,
Koa Fenster z' hoch drob'n,
Wenn mi's Dienstl recht freut.“

Auf fast unzugänglicher Stelle hatte er ein blühendes Edelweißpflänzchen entdeckt, das er mit Gefahr seines Lebens von der steilen Felsenwand herunterholte, um seine Liebste damit zu schmücken.

„Schätzle, Deinetweg'n
Wag i mei' Leib und Leb'n,
Wag i mei' Hab und Guet
Und mei' junges Blut!“

so sang er, während er im Weiterwandern die holden Edelweißblüten sorgsam in seinen Hut legte. Endlich langt er bei der Alm des Schazes an. Noch ein kurzer Aufstieg und er ist unter dem Fenster der Leni! Da, was muß er hier sehen und hören? Bei der Leni ist schon ein anderer Buab! Deutlich laun er durchs Fenster die verrätherische Spielhahnsfeder auf seinem Hute erblicken und — schau, jetzt kommt auch das Gesicht der Leni zum Vorschein, das sich dem andern eben bedenklich nähert! Horch, jetzt klingt sogar ein Bussel deutlich vernehmbar durch die stille Nacht. Also, untreu ist ihm die Leni geworden, die Falsche, die Schlechte! Berathen hat sie ihn an einen andern! Er kennt ihn wohl; es ist der Martl! Reiß wird es dem armen Toni im Gesicht, sein Herz klopft ihm hörbar und wilde Wuth will ihn ergreifen, wenn er auf die Zeugen seiner Schmach, die Edelweißblumen herabblickt! Aber schließlich wird der Toni ruhiger und während er seinen Lauscherposten leise verläßt, sagt er sich:

„'s Diendl hat mir d'Lieb aufg'sagt
 Beim Niederleg'n
 Und i hab wohl g'sollt trauern,
 Bring's aber nit z'weg'n!“

Denn am gebrochenen Herzen stirbt man im Gebirge nicht so leicht. Mit dem Martl wird das nächste Mal im Wirthshaus tüchtig geraust und die Sache ist zu Ende, der Leni aber wird mit einigen Spottliedeln lustig heimgezahlt; während der Toni hinabsteigt, singt er mit lauter Stimme, daß es die droben in der Almhütte noch hören können:

„Du hast mir versprochen
 Dei' Lieb und Dei' Treu
 Und jetzt hast schon an andern
 Schmarotzer dabei!
 Dei Herz, wann's a Farb hat,
 So bild i mir ein,
 Weil Du gar so viel Buebn hast,
 Mueß ganz schecket sein!“

Großvaters Friseur. (Mit Illustration.) Einen so geschickten lieben Kleinen Friseur, wie der Großvater, hat niemand im Haus. Drum ist der alte Mann auch kreuzvergnügt, weint nicht, wie die Grete, wenn ihr die Mutter den dicken Blondzopf strahlt, sondern schmunzelt beim Frisiren, als ob ihm Engels Hände über den greisen Kopf strichen. Engels Hände sind's auch im Grunde, wenn auch rechte kleine, dicke, mit Grübchen versehene und nicht immer mit übertriebener Sauberkeit behandelte, die Händchen der Kleinen, braunen Lori, des jüngsten Enkelchens des Alten. Gründlich thut das Krausköpfchen sein gutes Werk; mit der großen Kleiderbürste, mit der der Vater Sonntags den blauen Kirchenrock putzt, fährt sie über des alten Mannes kahlen Schädel und über die wenigen silberweißen Fäden, die ihm als letzter Ueberrest seines einstigen, kräftigen Haarwuchses verblieben sind. Als ihm vor fünfzig Jahren die Hand seiner jungen Liebsten bewundernd und kosend über den glänzenden Hauptschmuck strich, lächelte er auch; aber ob mit so freundlichem Behagen, wie heute bei Lorchens Friseurversuchen? — Ich glaube nicht!





Neueste Moden.

Ar. 1. Anzug für Mädchen von 6 bis 7 Jahren. (Rückansicht.)

Das aus cremefarbigem, punktirtem Zephir angefertigte Kleid hat einen vier-eckigen Ausschnitt mit eingesehten Achseltheilen. Diese Theile sowohl, wie auch das Vorderteil und der Rücken sind eingereicht und mit einem kleinen Kopf versehen. In der Taille sind diese Blousentbeile ebenfalls in der Mitte zusammengereicht. Der Rock besteht aus zwei Falbeln, deren Ränder mit rother Stickerei verziert sind.



Ar. 1. Anzug für Mädchen von 6 bis 7 Jahren. (Rückansicht.)

Um die Hüften schlingt sich eine breite Schärpe vom Stoff des Kleides und bildet hinten zwei große Schlupfen. Die kurzen Ärmel bilden zwei Puffen und werden durch einen längeren Ärmel aus einfarbigem Zephir verlängert und mit einem gemusterten Bündchen abgeschlossen. Ebenso ist das kleine Unterhemdchen, womit der Halsanschnitt gefüllt ist, aus einfarbigem Zephir mit einem punktirten Bündchen versehen. Stoff ist erforderlich zu diesem Kleid: 4 Mtr. besetzte Falbel, 4 Mtr. punktirter Zephir, 1 Mtr. 75 Centm. glatter Zephir.

Nr. 2. Faltentaille mit Einsätzen.

Die Vordertheile dieser Taille sind durch ein, in kleine Falten gelegtes Laytheil, welches spitz nach unten hin ausgeht, getheilt. Ein Collertheil aus genähter Spitze verlängert sich an den Seiten dieses Laytheiles und reicht, spitz zulaufend, bis zur Taille herab. An diese Theile nun schmiegen sich die am Collertheile in Doppelfalten angelegten Stofftheile der Blouse und werden in der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten. Ein Schoosstheil, in gleiche Falten gelegt, fällt auf die Hüften glatt herab. Die Ärmel sind dementsprechend angefertigt. Von der Schulter herab in Doppelfalten werden diese unten am Schluß mit einer Spitzen- und Quersaltenverzierung abgeschlossen. Der hohe Stehragen ist aus Spitze gefertigt und schließt das in Längsfalten herabgehende Laytheil oben mit Quersalten ab.

Nr. 3. Taille „Trionon“.

Die Taille aus Eglantine ist anliegend und im Rücken mit kleinem Schoos



Nr. 2. Faltentaille mit Einsätzen.

versehen. Die Weste, welche vorn herab zum Schnüren eingerichtet ist, sowie die Aufschläge auf den Vordertheilen und den Ärmeln sind von schwarzem, mit rosa Seidenfäden durchzogenem, schillerndem Sammet. Ebenso sind die Knöpfe der Taille mit gleichem Sammet überzogen. Fischül, Lay und Stehragen, sowie die Verzierung an den Ärmelaufschlägen sind aus Surah angefertigt.

Nr. 4. Anzug für Damen.

Der erste Rock zu diesem Kleide ist aus heliotrop- und goldfarbig larrirtem Seidenstoff angefertigt. Derselbe ist nur an der linken Seite frei und geht dort bis an den Gürtel herauf. Da, wo dieser Rock von dem zweiten Rock aus weichem heliotropfarbigem Wollenstoff bedeckt wird, geht dieser in einen schmalen Streifen aus. Die Tunika bildet vorn eine spitze Schürze, welche links nach dem Puff zu drapirt und auf der rechten Seite in Falten an den Gürtel gesetzt ist. Der übrige Rock ist an der Taille eingereicht und bildet hinten herab Windungen. Auf der linken Seite ist das bis am untern Rand des Rockes herabreichende Theil dem

ersten Rock aufgekнопft. Die glatt anliegende Taille ist schräg geschlossen und ebenfalls geknöpft. An der Taille befindet sich eine aufgeknapfte Patte als Gürtel aus heliotropfarbigem Seidengalon. Der Stehkragen, der Taillenschluß, sowie sämtliche Ränder des oberen Rockes nebst Schürze sind damit besetzt. Die halblangen Ärmel haben unten eine gleiche Verzierung. Zwei Fangschnuren gehen quer über die Taille, von einer Schulter zur andern. Lackschuhe mit großen Schnallen und farbige Strümpfe. Der Hut mit hohem Kopf ist vorn weit aufgebogen und mit einer Spitzenrüsche und Mohublumen gefüllt. Diese Blumen wiederholen sich auch hinter dem Schirm auf dem Kopf des Hutes und stehen dort hoch empor. Der Schirm ist vollständig mit Spitzenfalbeln bedeckt. Zur Anfertigung dieses Anzugs bedarf man: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet für den untern Rock. 5 Mtr. 30 Centm. karrirte Seide zu dem Rock. 6 Mtr. 40 Centm. Wollstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite zur Tunika und Taille.



Nr. 3. Taille „Trianon“.

Nr. 5. Anzug für junge Damen.

Dieser sehr hübsche Anzug ist aus grau- und rosaglacirtem Taffet angefertigt. Auf einem kurzen falschen Rock befindet sich ein zweiter, vorn völlig glatter Rock, welcher am untern Rande eine breite, in Zacken geschnittene dicke Rüsche als Verzierung hat. Dieses glatte Vordertheil des Rockes wird an den Seiten von einer glatt angelegten Spitze begrenzt. Die Rückentheile des Rockes sind zu einem Puff erhoben und an den Seiten mit rosa Bandrosetten gerafft. Auf dem Vordertheile des Rockes befinden sich außerdem noch zwei, vorn vom Gürtel ausgehende Faltentheile, welche nach unten bis auf die Rüsche fallen und, sich theilend, in der Gegend der Knieen mit Bandrosetten auf dem Rock zusammengefaßt und befestigt sind; die unteren Enden dieser Theile fallen lose herab. Die Taille, welche an den Seiten glatt anliegend ist, hat von den Schultern ausgehend nach dem Gürtel zu Faltenlagen, welche sich mit denen auf dem Vordertheile des Rockes verbinden. In der Mitte, zwischen diesem Faltentheile, befindet sich ein herzförmig ausgeschnittenes



Fig. 4. Mantel für Damen.

Fig. 5. Mantel für junge Damen.





Nr. 6. Promenaden-Anzug.

Fastheil aus rosa Sammet. Den obern Theil füllt ein Spitzenlay. Im Rücken ist dieselbe Faltenverzierung angebracht. Der Stehkragen aus rosa Sammet ist an der Seite geschlossen. Den kurzen Ärmeln ist eine Spitze glatt aufgenäht, sowie unten eine Stoffverzierung mit Spitzen angefügt. Von den Seitentheilen der Taille ausgehend sind zwei Stofftheile angebracht, welche vorn übereinandergehend einen Gürtel bilden und der auf der einen Seite in einer Bandrossette endigt. Der schwarze Hut mit hohem Kopf ist vorn in eine Schnebbe gebogen, welche emporstehend eine dicke Bandschleife, die am Kopfe des Hutes befestigt ist, hält. Ein Bausch Maackliebchen füllt den Schirm des Hutes und ragt über den Kopf desselben. Schuhe mit Rosetten und farbige Strümpfe. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mr. 20 Centm. Tasset zum untern Rock. 14 Mr. 50 Centm. Tasset glace von 60 Centm. Breite zu den übrigen Theilen.

Nr. 6. Promenaden-Anzug.

Derselbe ist aus holzfarbiger schillernder Faille hergestellt. Das glatte Vorder-



Nr. 7. Nachthemd für Damen.

theil ist unten mit einer Stoffrüsche begrenzt. Die Seitenkante ist mit gleichfarbigen Perlen besetzt. Das Rückentheil des Rockes ist an der Hüfte zurückgeschlagen und mit spanischer Spitze bedeckt. Ein freibleibendes, mit gleicher Spitze bedecktes Theil wird unten mit gleichfarbigen Sammetstreifen verziert; ebenso wie die Vordertheile der anliegenden Taille einen viereckigen Spitzenlay, mit gleichem Sammetstreifen besetzt, zeigen. Der Stehkragen, sowie die anliegenden Ärmel haben die gleiche Verzierung. Die sehr breite, auf der linken Seite aufgeschlagene Krempe des ziemlich niedrigen Hutes ist mit Sammet belegt und mit hochstehenden Bandschlupfen an dem Kopfe des Hutes befestigt.

Nr. 7. Nachthemd für Damen.

Dasselbe ist aus Batist angefertigt. Die Vordertheile haben Einsätze von schmalen Fältchen. Der Ueberschlagkragen und die ähnlich geschnittenen Manschetten der ziemlich weiten Ärmel sind am Rand mit Stickerei verziert, sowie mit einem kleingefalteten Streifen, welcher auch am Vordertheile von oben bis zum Ende der Falteneinsätze herabreicht, versehen. Den Hals und Ärmelschluf zieren buntfarbige Bandschleifen. Am untern Rand ist ein einfacher Saum angebracht.

Nr. 8. Collier „Séfika“.

Dasselbe ist aus einem schwarzen, mit weißem Seidenfutter versehenen Sammetband und kleinen und großen Perlen angefertigt. Die großen Perlen sind auf der Mitte des Bandes angebracht und jede einzelne Perle mit kleinen Perlen umgeben. Diese Perlenreihe wird zunächst oben und unten mit kleinen und dann



Nr. 8. Collier „Séfika“.

größeren Perlen begrenzt. Den unteren Rand umgeben längere und kürzere Strähne, welche aus kleinen Perlen bestehen und zuletzt mit größeren endigen. Das Collier ist im Nacken mit einer Bandschleife geschlossen.



Nr. 9. Taghemd.

Nr. 9. Taghemd.

Dieses Taghemd wird aus Batist angefertigt und am Hals und den Ärmeln mit Languetten und Pindelöchern versehen. Ein rosa Seidenband wird unterhalb dieser Verzierung eingezogen. Die offenen Schultern werden vermittels Bandschleifen geschlossen. Auf der linken Seite ist der Namenszug eingestickt. Am unteren Rand erhält das Hemd einen breiten Saum.



Die erste Lüge.

Nach einem Originalgemälde von Prof. Rudolf Jordan.



Ein reines Herz.

Von Olga Hammerstein.



In einem geräumigen Gemache eines vierstöckigen Hauses, im Quartier Latin in Paris, stand in der ersten Etage ein stattlicher Mann am Fenster und schaute erwartungsvoll auf die Straße hinab.

Soeben hatte er einen kleinen Tisch in die Mitte des Zimmers gerückt, einige Bücher darauf gelegt und einen Strauß von Veilchen und Rosen, geschmackvoll geordnet, als Zierde in die Mitte gestellt.

Jetzt lächelte er selbstgefällig vor sich hin, als sei er seiner Erlolge sicherer denn je. Er schaute auf die Uhr und trat dann vor den Spiegel, um Gesicht und Anzug einer sorgfältigen Kritik zu unterwerfen.

Marquis d'Orsay war etwa vierzig Jahre alt. Sein Aeußeres, eine hohe, kräftige Gestalt von militärischer Haltung, hatte etwas imponantes; man glaubte im ersten Augenblick einen zeitig pensionirten Oberst in ihm zu erkennen. Das Gesicht war von regelmäßiger Schönheit, nur lag bisweilen ein müder Zug darin, der von mancher Erfahrung Zeugniß gab. Die dunkeln Augen hatten einen stechenden, beobachtenden Blick, der dann und wann jedoch einem Ausdruck gutmüthigen Wohlwollens wich. Die braunen Haare ließen die hohe Stirn ganz frei und waren an den Schläfen leicht ergraut. Auf einen wohlgepflegten Bart à la Henry quatre schien viel Sorgfalt verwendet zu sein.

In der ganzen Erscheinung des Mannes lag etwas ritterliches, vornehmes, mit großem Selbstbewußtsein gepaart.

Die Ausstattung des Zimmers entsprach der eleganten Haltung seines Bewohners. Das Gemach war mit hohen Topfgewächsen, daraus hervorschimmernden Büsten von leuchtendem Weiß und interessanten Bildern eigenartig, man konnte fast sagen, malerisch geschmückt. Die schweren Fenstervorhänge und Portièren stimmten mit den rothen Sammetmöbeln überein. Die ganze Einrichtung schien aus alter Zeit zu stammen und Zeugniß zu geben von entschwendener Größe und

Herrlichkeit; ja selbst die Person des Marquis, so wohl erhalten sie war, trug denselben Stempel, wie alles, was ihn umgab.

D'Orsay runzelte die Stirn und schaute wieder ungeduldig auf die Uhr; gleich darauf hörte er im Vorzimmer, statt des erwarteten leichten Damenschrittes, schwere Männertritte sich der Thüre nahen.

Man klopfte, er öffnete und schaute halb verwundert, halb erfreut, in das Gesicht eines Kameraden aus der Jugendzeit.

„Alter Freund“, rief ihm eine frische, wohlklingende Stimme entgegen, „hier finde ich Dich wieder, nachdem ich Dich Ewigkeiten nicht gesehen; hier hat er sich in seine Bücher vergraben, der vergötterte Ritter aus vergangener Zeit! Was thust und treibst Du im Gelehrtenviertel von Paris? Wo sind die Tage hin, da wir bei glänzenden Festgelagen auf Deinen Gütern geschwelgt!“

„Du kommst und bringst die Erinnerung mit Dir“, antwortete der Marquis.

„Ist sie doch eng verbunden mit Deiner Person“, fiel der Freund ihm ins Wort. „Ja, berauschend schöne Zeiten haben wir miteinander verlebt! Doch ich lasse Dich gar nicht zu Worte kommen; gewiß kann man auch in Paris trefflich leben und glücklich sein.“

„Wie man's nehmen will“, sagte achselzuckend der Marquis. „Manch' noble Passion ist mir auch hierher gefolgt, der Wein und die Frauen obenan, doch es sind eben nur die Ueberreste der Vergangenheit, die Hauptsache fehlt, Vermögen und Stellung, vor allem aber fehlt mir die Jugend.“

„Stattlich genug siehst Du noch aus! Doch erzähle mir Deine Erlebnisse und auch, wie Du hierher gekommen bist.“

„Ich berühre ungern eine Zeit, die von Verfall und Erniedrigung spricht. . . Als meine Güter sequestrirt waren, die Zeit des Glanzes und der Pracht dahin, habe ich mir aus den Trümmern vergangener Größe ein neues Leben aufgebaut, ich sage Dir, Freund, ein Leben, das mir gefällt. Du kennst meine sogenannten noblen Passionen mannigfachster und dabei kostspieligster Art; die wollte ich beibehalten um jeden Preis; aber um das ferner thun zu können, mußte Geld verdient werden, und zwar möglichst mühelos.“

„Ich bin doch neugierig, wie Du Geld verdienst.“

„Das mache ich sehr einfach; Paris ist gerade der geeignetste Ort dafür. Stelle Dir vor, ich bin zum Professor avancirt und gebe Unterricht; ich habe meist junge und schöne Schülerinnen, wohl zwölf an der Zahl. Warum siehst Du mich zweifelnd an? Du wirst Dich bald von der Wahrheit meiner Worte überzeugen! Ich habe jetzt zwei Stunden zu ertheilen; gleich wirst Du meinen ersten Zögling erscheinen sehen. Es ist eine eckige, hagere Deutsche mit markirten Zügen und spitzer Stimme, aber gelehrt, sage ich Dir, ist sie, ein Blaustrumpf, wie er im Buche steht! Die halte ich mir warm, denn sie führt mir viele Schülerinnen zu. Wenn sie fort ist, kommt eine reizende Amerikanerin, lebhaft, kokett; kurz, es ist alles mit ihr zu beginnen. Wundere Dich nicht über meinen ungenirten Verkehr mit ihr!“

„Aber ich kann ja doch nicht zugegen sein.“

„Ich will Dir folgenden Vorschlag machen: Du bleibst im Vorzimmer, ich öffne die Thür und lege die Portiäre vor, so daß Du

alles hörst, und Dich niemand sieht. Nur mußt Du Dich zurückziehen, sobald die Damen kommen und Dich ganz still verhalten, damit sie Deine Nähe nicht merken; ich aber, Alter, genire mich nicht vor Dir. Wenn meine Stunden aus sind, bin ich frei und widme mich Dir. Gehst Du auf meinen Vorschlag ein?"

"Es bleibt mir nichts anderes übrig; wenn ich die Zeit doch todtschlagen muß, amüsire ich mich lieber dabei. Sage mir nur, auf welchem Wege bist Du zu diesen Damen gekommen?"

"Das ist die ureinfachste Geschichte, Freund. Ich habe die Bekanntschaft einer Pensionsvorsteherin gemacht, einer alten Jungfer, die noch sehr die Jugendliebe spielen will, ein unschönes Frauenzimmer, ziemlich leichtgläubig und bornirt. Der habe ich in einer Weise geschmeichelt, die ich Dir kaum schildern kann und habe sie mir geneigt gemacht. Sie vergöttert mich und sendet mir eine Schülerin nach der andern zu, und da sie stets das Haus voll junger Mädchen hat, wird es ihr leicht, mir diesen Dienst zu erweisen. Daß ich bis jetzt immer versorgt gewesen bin, ist ein besonderes Glück. Wenn ich nicht Gelegenheit hätte, Fremde zu unterrichten, ginge es mir schlecht; denn unsere französischen Damen dürfen nicht einmal allein auf der Straße gehen, viel weniger schicken man sie zu einem Lehrer ins Haus. Auf Anstand hält man in Paris sehr streng; aber die Deutschen und Amerikanerinnen, die sich in Fremdenpensionen aufhalten, sind an eine für französische Begriffe große Selbstständigkeit gewöhnt, die hier zu Lande sogar Anstoß erregt. Warum siehst Du mich staunend an?"

"Welch seltsamen Beruf hast Du Dir gewählt!"

"Ist es nicht ein interessanter und wenig mühevoller Beruf?!"

Kaum war der Satz vollendet, wurden leichte Schritte gehört, der Freund versteckte sich, und die erwähnte Deutsche trat, nach hastigem Klopfen ein.

Der Marquis machte ihr einen Vorwurf, daß sie so spät gekommen sei.

"Der geschichtliche Vortrag im Collège de France hat heute länger gedauert, als sonst", antwortete sie.

Nun forderte d'Orsay die Dame auf, einige interessante Stellen daraus wiederzugeben, was sie mit vieler Gewandtheit, in elegantem Französisch, that.

"Sie sind bei weitem die Vorgesrittenste und Geistreichste meiner Schülerinnen", sagte der Marquis und sah bewundernd zu ihr auf; „wer weiß, wohin Ihr Ehrgeiz Sie noch einmal führen wird.“

Ein befriedigtes Lächeln umspielte die feinen, fest auf einander gepreßten Lippen der Dame.

Sie mochte in den dreißiger Jahren sein, war von großer, hagerer Gestalt, hatte ein spitzes, scharf ausgeprägtes Gesicht mit klugen, grauen Augen und etwas spärlichem blondem Haar, welches sie auf der Stirn künstlich gekräuselt trug. Es lag viel Geist in dem Gesicht, doch störte ein affectirter Zug darin, und sobald der Mund sich öffnete, wurde man durch ein hohes, schrill klingendes Organ verletzt.

Fräulein Korn war morgens im „Louvre“ gewesen und knüpfte ein Gespräch über Kunst mit ihrem Lehrer an, worauf der Marquis wenig einging, sich aber geschickt das Ansehen verliet, als besäße er

die eingehendsten Kenntnisse auf diesem Gebiet. Sehr lebhaft wurde er, als Fräulein Korn anfang, sich über ihre Pensionsdame und ihre Mitpensionärinnen lustig zu machen.

„Welche scharfe Menschenkennerin Sie sind“, rief er entzückt, „und wie humoristisch Sie zu schildern verstehen! Wenn ich eine Bitte wagen darf, wäre es die, mir in Ihrem nächsten Aufsatz ein Bild Ihres Pensionslebens zu entwerfen, so eine phantastische kleine Skizze, gute Zeichnung der Charaktere dabei; ich weiß, Sie machen dergleichen hochinteressant.“

„Damit Sie Stoff zu boshaften Bemerkungen haben, Herr Marquis“, erwiderte die Angeredete; „nein, das Thema ist mir nicht geistvoll genug.“

„Weil Sie nicht aufgelegt sind, sonst wäre das Thema höchst originell. Eine so kluge Dame, wie Sie, würde die köstlichsten Beobachtungen einzuflechten wissen. Nach meiner Ansicht haben Sie von allen den Damen das beste Theil erwählt, wenn Sie auch ein bißchen eigensinnig sind.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie und lächelte fast verächtlich. „Wo so viel Jugend und Schönheit vereint ist, hätte ich das beste Theil erwählt?“

„Was frage ich nach Schönheit ohne Geist! Die blühende Frische der Jugend ist nicht das Dauernde, Fesselnde; wo mir Klugheit und Humor aus interessanten Zügen entgegenleuchtet, da finde ich den bleibenden, wahren Reiz. Und diesen Reiz, mein Fräulein, hat Ihr Gesicht; man wird nie müde es anzuschauen.“

Bei diesen Worten erlaubte er sich, ihr lange und tief in die Augen zu sehen.

Sie erröthete mit fast jugendlicher Schüchternheit, dann sagte sie etwas gedehnt: „Sie schmeicheln wieder, Marquis, Sie wissen, ich liebe das nicht.“

Ein Zug um ihren Mund aber bewies, daß ihr das Kompliment angenehm und erwünscht gewesen war.

„Ich weiß, daß Sie über jede Schmeichelei erhaben sind. Wie anders angelegt sind die Mädchen unseres Landes, die keinen andern Gedanken haben als Toilette, Vergnügen und Schwärmerei; die Heirat bildet den ersehnten Schluß.“

„Die Unglücklichen, ich beklage sie!“

„Die falsche Erziehung, der Mangel an Unterricht ist an allem Schuld. Wohlthuend berührt es, Damen kennen zu lernen, die aus edlerem, besserem Stoffe gebildet sind. Wie schnell vergeht mir die Stunde, die ich Ihnen widmen darf; leider ist das Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern, vorbei.“

Mit einer tiefen Verbeugung erhob sich der Marquis und gab der Dame ihren Mantel um. In graziöser, aber etwas vertraulicher Weise umfaßte er sie dabei und sagte: „Wie hübsch dieses neue Gewand Ihre schlanke Taille umschließt; Sie haben da ein kleidsames Kostüm gewählt.“

Sie drohte ihm mit dem Finger und rief in affectirtem Ton: „Marquis, geh'n Sie nicht zu weit!“

Er lachte.

„Wir wissen, wie wir mit einander stehen“, antwortete er, trat zurück und öffnete mit ritterlicher Verbeugung die Portière für sie.

„Die weißt Du Dir um den Finger zu wickeln“, rief jetzt lachend der Freund aus seinem Versteck hervor. „Es ist eine wahre Komödie! Wie Du dem eingebildeten Wesen zu schmeicheln verstehst!“

„Sie glaubt mir jedes Wort“, erwiderte d'Orsan und lachte laut, „auch daß sie schön ist, glaubt sie — und wie gern. Die Frauen hören niemals auf, eitel zu sein. Jetzt kommt eine, die hat Grund dazu.“

Der Freund zog sich zurück, und die junge Amerikanerin trat ein.

Sie war in der That anmuthig und hübsch, wenn auch nicht sehr groß; eine üppige Fülle war mit zarter Schmiegsamkeit der Glieder gepaart. Die weichen braunen Haare hatten einen leichten röthlichen Schimmer, es war eine leichte Nuance von Kastanienbraun; auf der Stirn trug sie dieselben tief in das Gesicht gekämmt. Das weiß und rosige Antlitz bildete ein rundliches Oval, in den braunen Augen lag ein Ausdruck von Schelmerei, durch den lächelnden Zug um den Mund und die Grübchen in den Wangen verstärkt.

Miss Johnfield trat mit Hut und Mantel an den Tisch und setzte sich nieder, indem sie die Augen mit herausforderndem Blick erhob.

„Was für ein neuer Einfall ist das!“ rief er aus, indem er ihr, mit komischem Eifer, den Mantel auszog und den Hut abnahm, was sie lachend geschehen ließ. „Ist Ihnen kalt? In Hut und Mantel fühlt man sich nicht zu Haus! Warten Sie, Kind, es soll Ihnen bald warm werden bei mir!“

„Mir ist nicht kalt“, sagte sie mit schelmischem Blick; „man legt in Amerika während der Unterrichtsstunden niemals ab.“

„Mir gefällt diese Sitte nicht; ich sehe Sie gerne mit möglichst wenig Umhüllungen vor mir.“

Sie erröthete und sah reizend aus in ihrem blauen Sammet-Kostüm.

„Haben Sie meinen letzten Brief erhalten?“ fragte der Marquis.

„Ja, aber warum schreiben Sie mir? Ich habe Sie gebeten, es nicht zu thun; Ihre Briefe erregen das Aufsehen des ganzen Pensionats! „Was nur der Marquis immer mit Dir zu verhandeln hat?“ werde ich von allen Seiten gefragt. Bitte, lassen Sie es; es bringt mich in Verlegenheit.“

„Aber doch der Inhalt meiner Zeilen nicht?“

„Das wäre zu viel gesagt, aber zum Vorlesen eignen sich Ihre Briefe nicht.“

„Und Sie haben den „Figaro“ studirt, den ich Ihnen geschickt, vor allem die Geschichten, die ich bezeichnete?“

„Ja“, antwortete sie zögernd, „— aber sie haben meinen Beifall nicht; ich finde sie etwas frivol.“

„Warum nicht gar!“ lachte der Marquis, „eine frei erzogene, liberal denkende Amerikanerin findet das?! Seien Sie doch nicht so prüde; das steht Ihnen nicht. Nun erzählen Sie mir, in gutem Französisch, die Geschichten wieder, die ich mit rothem Kreuze versehen.“

„Das kann ich nicht“, sagte sie mit bittendem Blick; erlassen Sie es mir, und beginnen wir mit dem Diktat.“

„Das Diktat kommt nachher; erst wird eine Geschichte erzählt. Ich bin ganz Ohr.“

Miss Johnfield fand die Situation pikant und sträubte sich nicht länger. Sie erzählte die leichte, unpassende Geschichte möglichst decent, zögerte aber dabei zuweilen verlegen und erröthete oft; doch sie that das alles mit einer gewissen feinen Koketterie, die ihr trefflich stand.

Ueber die schlüpfrigsten Stellen half ihr der Marquis mit leichter Grazie hinfort; was sie ausließ, vervollständigte er. Jeden Sprachfehler, jede mangelhafte Aussprache verbesserte er gewissenhaft, auf elegante Wendungen wies er sie hin, dabei schaute er sie mit sichtlichem Vergnügen an und weidete sich an ihrer anmuthigen Verlegenheit.

Dann ließ er sie lesen. Trotzdem ihm ein zweites Buch zur Verfügung stand, sah er mit in das ihrige ein, rückte nahe zu ihr und lehnte sich auf ihren Stuhl.

Das schien der jungen Dame nicht sehr behaglich zu sein, denn sie wechselte häufig die Farbe; aber sie fand sich auch in diese Situation und wendete ihm sogar den Kopf mit den schelmischen Augen zu.

Wenn sie ein Wort falsch aussprach, mußte sie es wohl dreißig Mal wiederholen; dabei sah sie ihn natürlich an und lachte schelmisch dazu, bis ihr endlich vor Ungeduld eine Thräne im Auge stand. Sie so zu quälen, hatte einen besonderen Reiz für den Marquis.

Schließlich schrieb Miss Johnfield nach dem Diktat, in das er unzählige Bemerkungen über ihre schönen Augen, die Grübchen in ihren Wangen und ihren kleinen, häufig schwellenden Mund einzuflechten verstand.

An diese Bemerkungen war sie gewöhnt; sie senkte wohl bisweilen den Blick und erröthete leicht, aber sie wehrte seinen Worten nicht. Daß sie in gewissem Sinne fein und gut erzogen war, fühlte man heraus, aber auch, daß sie Gefallen an seinen Schmeicheleien fand.

Daß die Amerikanerinnen frei und unabhängig erzogen werden, wußte der Marquis.

Wenn sie Fehler machte, schalt er sie mit Ostentation, und sie schmolte einige Zeit, was ihm über alles gefiel.

Kurz er spielte den Lehrer und den Anbeter zugleich.

Sie saß mit hochrothen Wangen da, als die Stunde sich dem Ende zuneigte, und der Marquis zuletzt noch ein Gespräch über Musik begann.

„Wie lange schon versprochen Sie mir ein kleines Lied“, sagte er, „und nie halten Sie Wort. Wir haben noch fünf Minuten Zeit; kommen Sie, mir zu Liebe, ans Klavier.“

Er fragte nicht, sondern ergriff ihren Arm und zog sie an den Flügel, der im Hintergrunde des geräumigen Gemaches stand.

Sie mochte schon lange auf seine Bitte gefaßt gewesen sein, denn sie zog ein Notenheft aus ihrem Muffe hervor, während er einige Akkorde anschlug. Sie sang mit anmuthigem Vortrage ein kleines Volkslied, dann machte sie das Klavier zu und griff nach ihrem Hut.

„Welche Eile, Miss Johnfield“, rief mit leuchtenden Augen der

Marquis; „Sie sollen mir keinen Augenblick früher, als nothwendig ist, Ihre süße Gegenwart entziehen. Darf ich meinem Dank in jeder mir zusagenden Weise Ausdruck verleihen?“

Sie verstand ihn nicht gleich und sah fragend zu ihm auf. Dann öffnete sie die Lippen, aber ehe sie eine Antwort fand, schloß er dieselben mit einem feurigen Kuß.

„Miß Johnfield erschrak heftig und wurde dunkelroth.“

„Wie können Sie das wagen, Herr Marquis?“ stieß sie heftig hervor und stand in höchster Verwirrung da.

„Ihr sirenenhafter Gesang war Schuld, kleine Zauberin; verzeihen Sie mir, es soll nicht wieder geschehen.“

Er half ihr mit ritterlicher Höflichkeit den Mantel um, küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand und gab ihr dann in völlig ernstem Ton Anweisungen über ihre Aufgaben mit auf den Weg.

In ihrer Verlegenheit machte sie nun gegen ihr bis dahin elegantes Französisch manchen Verstoß und erhielt noch an der Thür einen tüchtigen Verweis, der von ausdrucksvoller Miene und Drohen des Zeigefingers begleitet war.

Der vertraute Ton, den er anschlug, wirkte beruhigend auf die erregte junge Dame ein; sie reichte ihrem Lehrer die Fingerspitzen hin, sah verschämt zu ihm auf und eilte hinaus.

„Ist sie nicht allerliebst?“ rief der Marquis dem Freunde zu, noch ehe die nächste Schülerin erschien.

„Sehr niedlich! Aber, alle Wetter, Du gingst weit! Der Kuß hat sie höllisch in Erstaunen gesetzt.“

„Schon möglich, aber Du hättest sehen sollen, wie sie mit Blicken lockte und mit den Augen sprach. Meine Schmeicheleien hörte sie mit Vergnügen an, aber ich sehe, daß sie bei aller Koketterie zart besaitet ist, und man in Zukunft vorsichtiger sein muß.“

„Wenn sie nur den Unterricht nicht aufgibt und Dir Schaden bringt!“

„Sei ohne Sorge, die ist in meinem Bann. Des Kußes zu erwähnen, schämt sie sich, und das Kokettiren mit mir ist ihr ein Genuß. Die kommt wieder, dessen bin ich gewiß.“

„Du scheinst Dich trefflich auf ihre Gedanken zu verstehen. Geht es jede Stunde ähnlich zu?“

„Gewiß, das gerade amüßirt sie ja; die Amerikanerinnen lieben den freien Ton. Die jungen Damen wollen nichts anderes von mir, verlasse Dich darauf. Wenn ich ihnen den Hof mache, thue ich ihnen den größten Gefallen damit, und ich habe ein scharfes Auge für jede Individualität und weiß genau, wie weit ich gehen darf. Das ist ja das Hauptmittel, um den Frauen zu imponiren, daß man sie richtig nimmt und zu behandeln versteht. Ich übe auf das weibliche Geschlecht einen gewissen Zauber aus und bin mir dessen bewußt.“

„Ei, wenn Dich eine mal gründlich abblißen ließe, zur Veränderung! Ich muß sagen, daß Du ein überaus gewissenhafter Lehrer bist; die Vorsteherin thut gut, Dir ihre jungen Damen anzuvertrauen; Du bildest in der That Deiner Zöglinge Geist und Herz! Ha, ha, ha! Mein, Scherz bei Seite, alter Freund, Du solltest so weit nicht gehen

Schmeichle den Damen meinetwegen, so viel Du willst, aber bleibe harmlos dabei."

"Wie zahm Du geworden bist, seitdem Du das Joch der Ehe trägst; bei den Junggesellen tobt sich die Leidenschaft nicht so schnell aus. Ich möchte wissen, ob Du Dich wie ein Cerberus verhalten würdest, wenn Du an meiner Stelle wärest. Predige mir nicht Moral mein Freund; ich bin ein alter Sünder, der nicht mehr zu Kreuze kriecht."

"Dir einen Vorwurf zu machen, liegt mir fern; mich soll's nicht drücken, wenn Du Thorheiten begehst. Komm' nun auf die Boulevards hinaus, und plaudern wir von der Vergangenheit. Wo sind die Zeiten hin, da Du Herzoginnen und Prinzessinnen zu Deinen Füßen sahest?! Du hast von jeher einen merkwürdigen Einfluß auf die Frauen geübt! man kann's Dir nicht verdenken, daß Du mit Deinen Erfolgen nicht abschließen magst."

"Mein neuer Beruf ist dazu angethan, mir ewige Jugend zu verleihen", lachte der Marquis.

"Mich wundert's nur, daß Du noch in gutem Rufe stehst", antwortete der Freund, "und daß Dir die Pensionsdame nicht schon lange ihre Gönnerschaft entzogen hat."

"Was fällt Dir ein, Kamerad! Glaubst Du, meine Schülerinnen erwähnen von ihren kleinen Abenteuern bei mir das leiseste Wort?! In so zarten Angelegenheiten pflegen junge Damen diskret zu sein."

"Wie wohl Du alles überlegst! Du bist mir über, was Schliche und Ränke anbetrifft."

"Was würde Dein Weibchen sagen, wenn sie wüßte, daß Du mit einem solchen Manne verkehrst. Nun, vielleicht schlägt die Stunde der Umkehr auch für mich."

"Die Fesseln der Ehe erträgest Du nie."

"Sei unbesorgt; mir liegt der Gedanke an Liebe und Ehe fern!"
So sprechend, hatten sie die Boulevards erreicht.

In der Fremdenpension, Rue St. Honoré, war die Mittagsmahlzeit vorüber, man hatte den Tisch abgeräumt, und eine zahlreiche Gesellschaft war im Speisesaal versammelt. Ueber dem großen Esstisch brannte eine Hängelampe, und viele Handarbeitkästchen, Näh- und Stricketuis waren darunter aufgereiht.

Dicht unter der Lampe saß eine Französin mit dunklem Lockenkopf vor einem aufgeschlagenen Buche, sie war als Vorleserin und Beistand der Vorsteherin engagirt worden, nahm aber, den jungen Damen gegenüber, eine wenig angenehme Stellung ein.

Der Inhalt des begonnenen Buches war nicht fesselnd und interessant, auch las die Pariserin undeutlich und schlecht, so daß die Lektüre wenig Anklang fand.

Mit ungeduldiger Miene schaute das Fräulein umher und bemühte sich, das laute Stimmengewirr zu durchdringen, gab es aber nach wiederholten vergeblichen Versuchen auf. Man saß in Gruppen beieinander, plauderte und lachte laut, oder spielte ein lustiges Gesellschaftsspiel.

Wohl zwanzig Damen waren in dem Saal versammelt; die Amerikanerinnen und Deutschen bildeten das vorherrschende Element.

Dem Lichte so nahe wie möglich hatte eine Malerin ihre Staffelei aufgestellt und zeichnete eine reizende Norwegerin mit blauen Augen und blondem Haar. Sie stand in ihrem Malerhemde da und ließ die zahllosen Rathschläge oder Lobsprüche, scheinbar ungehört, an sich vorübergehen. Ihre Ruhe imponirte den ausgelassenen jungen Damen sehr, umsomehr wurde die Norwegerin die Zielscheibe ihres Spottes.

„Sieh mir, wie sie die Augen aufreißt“, sagte die eine.

„Wie malerisch sie sich drapirt hat mit dem koketten Sträußchen an der Brust“, rief lachend eine andere.

„Das Kostüm habe ich gewählt“, antwortete ruhig und ernst die Malerin. „Geht mir aus dem Licht, und macht keine dummen Bemerkungen; wer schroff urtheilt, wird nicht porträtirt.“

Nun liefen die Spötter eilig davon, denn von der jungen Künstlerin gezeichnet oder gemalt zu werden, wurde als eine hohe Ehre angesehen.

Allgemeiner Liebe und Bewunderung in diesem Kreise erfreute sich Fräulein Korn. Jede hatte ein freundliches Wort für sie, die als die Klügste und Einflußreichste unter ihren Genossinnen galt, während sie die ihr gezollte Verehrung gleichgiltig hinnahm, wie einen ihr gebührenden Tribut.

Eifrig plaudernd, stand sie vor einem anmuthigen Mädchen, das, in grazioser Stellung, in einem Schaukelstuhle lag, und das sie vor allen andern auszuzeichnen schien.

„Liebe, süße Sophie“, sagte die kleine Blondine schmeichelnd zu Fräulein Korn, „sei gut und freundlich, wie immer und führe mich zu Deinem Marquis!“

„Quäle mich nicht, Hilda“, antwortete Fräulein Korn; „muß ich Dir immer wieder sagen, daß es kein passender Lehrer für Dich ist.“

„Warum bist Du heute unerbittlich, Sophie? Du hast mir sonst so viel zu Liebe gethan.“

„Um so mehr solltest Du Vertrauen zu mir haben und glauben, daß ich Dein bestes will. Hast Du Deiner Mutter beim Abschiede nicht versprochen, fügsam zu sein, und schon heute lehnt Du Dich gegen meinen Rath auf.“

„Weßhalb darf ich nicht zu dem Marquis?“

„Du bist noch zu jung, um Nutzen aus seinem Unterrichte zu ziehen.“

„Miß Lizzy ist nur zwei Jahre älter, als ich, und hat Stunden bei ihm.“

„Sie ist viel reifer, als Du.“

„So bin ich nicht klug genug, um ihn zu verstehen? Ist denn die Dänin, über die wir immer lachen, klüger als ich?“

„Hilda, sprich nicht so laut; ich wette, sie hat Deine Worte gehört und fühlt sich verletzt. Die Klugheit kommt hier nicht in Betracht. Du bist ein Kind, und Kinder unterrichtet d'Orsay nicht.“

„Du hast mich nicht lieb“, schmollte die Kleine.

„Weil ich Dich lieb habe, bin ich für Dich besorgt“, lautete die Antwort.

Mehrere junge Damen, meist Schülerinnen des Marquis, hörten dem Gespräch zu; sie standen kleinlaut da, als wagten sie nicht, eine Ansicht auszusprechen, oder ein Wort der Fürbitte einzulegen.

Als Sophie Korn der Unterhaltung eine andere Wendung gab, zogen sie die reizende Blondine an den Tisch, um sie auf andere Gedanken zu bringen, diese aber sprach noch einmal von dem Marquis und wiederholte ihren Wunsch mit kindlicher Beharrlichkeit.

Die Vorstandsdame war unbemerkt hinzugetreten und hatte Hildas Bitte gehört.

Das Mädchen wurde, ihrer zarten Jugend und Unschuld wegen, von allen wie ihr Kind behandelt und jetzt, unter einem unbedeutenden Vorwande, von Mademoiselle Ergotin hinaus geschickt.

„Haben Sie Ihre Ansicht über den Marquis plötzlich geändert, Fräulein Korn?“ fragte die Dame in geschraubtem Ton. „Sie waren bisher für denselben eingenommen, wie es mir schien. Habe ich nicht manchen warmen Lobspruch über seinen Unterricht aus Ihrem Munde gehört?“

„Gewiß“, antwortete Sophie gereizt; „ich nehme meine Worte nicht zurück; aber was für einen paßt, paßt nicht für alle.“

Hierauf wendete sie Mademoiselle Ergotin den Rücken zu, als verspüre sie keine Lust, auf weitere Gespräche einzugehen.

Die Pensionsdame war allgemein sehr unbeliebt; niemand aber wagte es, ihren Wünschen so vollkommene Gleichgiltigkeit entgegen zu setzen, ihr so ausgesprochene Abneigung und gänzliche Nichtachtung zu zeigen, wie Fräulein Korn, die sich ihres geistigen Uebergewichtes bewußt war, denn sie wurde stets mit Respekt von Mademoiselle Ergotin behandelt, häufig sogar um Rath gefragt.

Genannte Dame trug ihre Schwächen offen zur Schau. Sie war über vierzig Jahre alt und keineswegs schön, wählte aber eine Toilette, die nur für die jüngsten Mädchen passend war. Ihre Gespräche waren von gesuchter Naivetät, und ihre Bemerkungen taktlos und affektirt. Ihr Wunsch, die Jugendliche zu spielen, artete bis zur Lächerlichkeit aus; es war wirklich ein komischer Anblick, wenn sie mit kurzem Kleide und Tanzschuhen umherging und ihr zartes Füßchen bei jeder Gelegenheit bewundern ließ.

Mehr aber noch als durch ihre Taktlosigkeit war Mademoiselle Ergotin ihrer Launen wegen verhaßt; sie brauste auf und nahm dann eben so schnell ihr Wort zurück; durch diese Hestigkeit aber büßte sie viel an Achtung und Vertrauen bei ihrer Umgebung ein.

„Die Angelegenheit mit dem Marquis scheint einen Haken zu haben“, sagte sie jetzt, „warum hält man Hilda von so trefflichem Unterricht zurück?“

Die Damen warfen sich verständnißvolle Blicke zu; einige sahen verlegen aus und errötheten, andere lachten leise und stießen sich an, nur Fräulein Korn faßte Muth und sagte in pointirtem Ton: „Wie kommen Sie auf so merkwürdige Vermuthungen, Mademoiselle; ich weiß nicht, was Sie unter dem Haken verstehen.“

Mademoiselle Ergotin war gänzlich aus der Fassung gebracht.

„Es ist Ihre Pflicht, meine Damen, mir zu sagen, ob der Unterricht des Marquis nach jeder Richtung hin zu empfehlen ist“, rief sie

in höchstem Grade erregt; „Sie sind mir Offenheit schuldig in diesem Punkt. Ich bin für Ihr Wohl verantwortlich und muß wissen, ob Sie in guten Händen sind. Miß Johnson, ich bitte um Ihre Meinung, liebes Kind; ist das Benehmen Ihres Lehrers stets fein und ritterlich?“

„Gewiß“, lautete die Antwort, „Marquis d'Orsay ist höflich und angenehm, ein vollendeter Gentleman und ein vorzüglicher Lehrer zugleich.“

„Ein Ritter ohne Furcht und Tadel“, spottete Sophie Storn und drehte sich lachend auf dem Absatz herum; „sein Französisch ist von ausgesuchter Eleganz. Wie wichtig sie wieder thut“, sagte sie gleich darauf halblaut vor sich hin, „und dabei liegt ihr so wenig an unserm Seelenheil; nur Phrasen und dummes Geschwätz hört man von ihr.“

Zu der Vorstandsdame gewendet, sagte sie dann spitz und decidirt: „Sie wissen, Mademoiselle, daß mir die Sorge für Hilda speziell anvertraut ist; bemühen Sie sich daher weiter nicht in dieser Angelegenheit.“

Mademoiselle Ergotin zog sich beleidigt zurück, die jungen Damen suchten ihre Handarbeit, und die Lektüre begann.

Am folgenden Tage sprach Fräulein Storn nachmittags unerwartet bei dem Marquis vor.

„Ich bin im Begriffe, in das Collège de France zu eilen, werther Freund, gestatten Sie mir, falls ich nicht störe, vorher ein kurzes Wort. In wenigen Stunden stelle ich Ihnen eine neue Schülerin vor, die ich Ihnen besonders empfehle, und deren Wohl ich Ihnen besonders ans Herz legen muß.“

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Interesse, Verehrteste“, antwortete d'Orsay und küßte der Dame ehrfurchtsvoll die Hand. „So manche Schülerin führten Sie mir zu, und Ihnen einen Gegendienst zu leisten, war mir leider noch niemals vergönnt. Wenn Sie je einen Wunsch haben sollten, den ich erfüllen könnte, verfügen Sie über mich.“

„Von meinen Freunden verlange ich Dank und Wiedervergeltung nicht, und daß Sie mein Freund sind, habe ich Ihnen stets durch mein Vertrauen gezeigt.“

„Auf Ihr Vertrauen, wie auf Ihre Freundschaft bin ich stolz.“

„Darf ich das Recht der Freundin in Anspruch nehmen und frei und offen sein?“

„Bedarf es der Frage? Wären Sie es nicht, ich würde untröstlich sein.“

„Ich höre jetzt eine geschichtliche Vorlesung an und begeben mich dann in den Literaturvortrag des Professor Deschanelles, dort holt meine kleine Freundin mich ab, und ich führe sie Ihnen zu.“

D'Orsay verbeugte sich mit ausgesuchter Höflichkeit.

„Und Ihre Wünsche in Betreff des Schütlings, Verehrteste?“

Sie zögerte und erröthete leicht.

„Die, bester Marquis, sind ganz besonderer Art. Wie ich Ihre Lehrmethode bewundere, Ihr elegantes Französisch zu schätzen weiß, wie sehr Sie mir als Mensch sympathisch sind, Sie wissen es; aber

für das Kind, das ich Ihnen anvertraue, sind Sie zu sehr Cavalier. Wie Sie mit der Jugend verkehren, wie Sie zu schmeicheln verstehen durch Wort und Blick, ist mir bekannt. Viel schöne Redensarten zu machen, wurde Ihnen zur zweiten Natur, und Sie entwickeln eine besondere Grazie dabei, aber wenn man Ihnen nicht energisch entgegentritt, gehen Sie leicht zu weit. Sie in gewisser Entfernung zu halten, ist schwer."

Sie warf ihm einen schmachttenden Blick zu, den d'Orsay nicht zu beachten schien, obgleich er auf das Ende des Gespräches sehr gespannt war.

"Haben Sie sich je über mich zu beklagen gehabt? Hatten Sie nicht stets Gewalt über mich?"

"Mir stand das Alter und die Erfahrung bei."

"Vor allem die Reife Ihres Wesens und Ihr hoher Geist."

Ohne scheinbar auf diese letzten Worte zu achten, fuhr sie fort: "Das Wohl des Kindes, das ich Ihnen anvertraue, ist mir von seiner Mutter auf die Seele gelegt. Ihnen die Verhältnisse zu schildern, die Hilda's Trennung von ihren Eltern nothwendig machten, führt zu weit, nur eines muß ich Ihnen offen gestehen: ich habe lange gezögert, ehe ich Ihnen Hilda von Brunek zugeführt. Sie selbst sprach den Wunsch und die Bitte, Ihre Schülerin zu werden, beharrlich aus und schmeichelte so lange, bis ich meine Einwilligung gab. Den Jahren nach ist Hilda erwachsen, dem Gemüthe nach ein Kind.

Im Norden Schwedens wuchs Hilda heran, wo ihr Vater ein Rittergut besitzt.

Die Natur ist in jenem Lande wunderbar schön, großartig, romantisch und wild, aber es ist eine Schönheit eigenster Art, hehr, erhaben und ernst.

Hilda verlebte eine glückliche Kinderzeit, sie wurde von ihren Eltern vergöttert und geliebt; man erzählte ihr Märchen, und wie eine Prinzessin im Feenlande kam sie sich vor. Aber da sie keine Geschwister hatte, war sie inmitten aller Schönheit, die sie umgab, allein.

Das Gut ihres Vaters lag in tiefster Einsamkeit; außer den Eltern, einer Erzieherin und dem Dienstpersonal hatte sie wenige Menschen gesehen, denn Herr und Frau von Brunek lebten fern von allem Verkehr. Freundinnen und Gespielinnen hatte das Mädchen nicht, und da sie dergleichen niemals kennen gelernt hatte, empfand sie den Mangel nicht und schloß sich innig und rückhaltlos den ihr Nahestehenden an. Wie ein ungetrübter Spiegel lag ihre Seele vor denen, die sie liebte, da; was sie dachte und fühlte, sprach sie aus; keine Falte ihres Herzens war den Ihren fremd. Noch nie hat Hilda einen Roman berührt, Herr Marquis, von der Liebe des Mannes zum Weibe hat sie keinen Begriff; nur Märchengestalten leben in ihrer Phantasie, nur die keuscheste Empfindung, die Liebe zu den Eltern, kennt sie. Seit sie von den Ihren fern ist, bin ich ihre Freundin, und alle ihre Gefühle sagt sie mir, in jedem Wort und Gedanken aber offenbart sich ein reines, kindliches Herz. Hilda traut allen das Beste und Edelste zu, von dem Elend der Menschen, von Unrecht und Schlechtigkeit weiß sie nichts. Jedem kommt sie freundlich entgegen mit innigem, liebe warmem Gemüth. Dabei hat sie einen offenen,

klaren Verstand, unbegrenzten Wissensdurst, mit feurigem Eifer gepaart. Was ich nicht zu schildern vermag, ist der Zauber ohne Gleichen, der sie umgiebt; sie ist wie das verkörperte Märchen aus einem wunderbaren Zauberland.

„Warum lächeln Sie, Marquis?“

„Es kommt mir seltsam vor, Sie schwärmerisch und in Ekstase zu sehen. Wie alt ist die junge Dame? Ich kann es kaum mehr erwarten, sie zu sehen.“

„Hilda von Brunck ist siebzehn Jahre alt; daß sie trotzdem ein Kind ist, fühlen Sie aus jedem Wort und Blick. Ihre Pflicht ist es, in jedem Augenblick ihrer zarten, ungetriebten Jugend eingedenk zu sein. Wenn Sie je etwas sagten, das Hilda verletzte, wären Sie mittheils- und erbarmungslos, und ich entzöge Ihnen für immer meine Freundschaft und mein Vertrauen.“

Mit fast theatralischer Miene und Haltung sprach Fräulein Korn diese letzten Worte aus und verabschiedete sich eiligst von dem erstaunten Marquis.

Wenige Stunden darauf erschien sie wieder und stellte dem Lehrer die neue Schülerin vor.

Mit anmuthigem Lächeln reichte ihm Hilda die Hand und redete ihn ohne jede Schüchternheit an.

„Ich möchte viel von Dir lernen, Meister“, sagte sie; „lehre mich eine Sprache kennen, die ich stets schön und harmonisch fand; ich werde gewiß fleißig und eifrig sein.“

Sie sprach diese Worte eigenartig und gebrochen, aber sehr wohlklingend aus.

Was der Marquis so eben über Hilda gehört, das „Du“ und „Meister“, mit dem sie ihn anredete, alles kam ihm wunderbar vor, und fast um eine Antwort verlegen, stand er da.

Fräulein Korn lächelte unwillkürlich. „Mein kleiner Schützling hat eigenthümliche Einfälle“, sagte sie dann. „Wundern Sie sich nicht, Herr Marquis, Hilda nennt alle Menschen Du und wünscht, ebenso genannt zu sein. Ich habe sie schon unzählige Male verbessert, aber sie fällt immer wieder in denselben Fehler zurück.“

Nun hatte sich d'Orsay gefaßt, sah das junge Mädchen aufmerksam an und sagte in gutem Ton: „Das Wohl meiner Schülerin ist mir so warm ans Herz gelegt worden, und ich habe so viel gutes von ihr gehört, daß ich hoffe, wir werden bald die besten Freunde sein.“

„Ich habe Vertrauen zu Dir“, sagte sie und lächelte ihm zu.

Sie war aufgestanden und schaute neugierig im Zimmer umher; seine halb erstaunten, halb bewundernden Blicke folgten ihr.

Hilda hatte ein edles, klassisches Profil, doch vergaß man über dem geistigen Leben des Gesichts seine regelmäßige Schönheit fast; es lag ein Ausdruck darin, den Raphael bisweilen seinen Madonnen gab. Die Hautfarbe war blendend weiß, von rosigem Schimmer angehaucht; bei jedem Worte, das Hilda sprach, sah man das zarte Roth kommen und gehen, was dem Antlitz einen eigenen Reiz verlieh. Die fein geschwungenen Lippen waren leicht getheilt, so daß man die glänzenden Zähne durchschimmern sah. Der größte Schmuck des Mädchens war das hellblonde Haar, das in reicher Fülle, in Wellen

zurückfallend, den reizenden Kopf umgab und im Nacken in einen griechischen Knoten verschlungen war. Hilda trug ein schlichtes schwarzes Sammetkleid und eine Schnur echter Perlen um den Hals. Sie war zart und schlank gebaut; ihre Bewegungen waren von weicher, graziöser Schmiegsamkeit.

Tag und Stunde des Unterrichtes wurde bestimmt, doch man sprach wenig, da Fräulein Korn Eile zu haben schien.

Beim Abschied sah der Marquis sie mit bedeutungsvoller Miene an: „Ihr Wunsch ist mir Befehl“, sagte er leise und drückte ihr die Hand.

Sie schaute verständnißinnig zu ihm auf.

Schon an der Treppe fiel ihr Hilda um den Hals: „O meine süße Sophie“, rief sie entzückt, „wie freundlich und herzig ist er; so lieb hätte ich ihn mir nimmer vorgestellt!“

Während sie ihrer Bewunderung in lebhaften Worten Ausdruck verlieh, stand der Marquis am Fenster und runzelte die Stirn: „Alle Wetter, die Kleine ist schön“, sagte er halblaut vor sich hin, „aber sie ist wirklich ein Kind, und der Gedanke, Kinder zu unterrichten ist mir neu und fremd; ich fürchte, ich werde mich nicht darauf verstehen.“

D'Orsajs Befürchtungen rechtfertigten sich nicht; die Stunden mit Hilda wurden ihm leichter, als er gedacht, wenn auch die gänzlich veränderte Methode, deren er sich bedienen mußte, ihm anfänglich unbehaglich erschien. Die Bücher und Zeitungen, die er sonst als Leitfaden seines Unterrichtes angewendet hatte, erfüllten ihren Zweck bei Hilda nicht, da sie nur die reinste, gewählteste Lektüre verstand. Er ließ sich nun eine Anzahl Jugendschriften kommen, las dieselben durch und prüfte auf das Sorgfältigste, was er seiner Schülerin in die Hände gab. Wenn ihm bisweilen das richtige Urtheil fehlte und das Verständniß für ein zartes Gemüth, half Hildas ahnungslose Unschuld über etwaige Verlegenheit hinweg. Wie konnte sie durch Worte verletzt werden, die sie nicht verstand!

Sie lasen zusammen, und er erklärte ihr das Gelesene, wie man es einem Kinde erklärt, dann mußte sie ihm wiedererzählen, was sie behalten hatte, und wenn sie mit ihren Gedanken schüchtern zurückhielt, lockte er dieselben in Vertrauen erweckender Weise hervor.

Später gab er seiner Schülerin ihren Fähigkeiten entsprechende Aufsatz-Themata, die sie mit großem Eifer bearbeitete, und die er dann in anregendster Art mit ihr besprach. Er machte ihr die eigenen Gedanken lieb und klar; es war, als wenn er in ihrer Seele las.

Ohne müde zu werden, hörte er zu, wenn Hilda von ihrer nordischen Heimat sprach; wie ein Märchen aus einem unbekanntem Zauberreiche kamen ihre Erzählungen ihm vor. Sie wußte anschaulich zu schildern und er durchlebte das Geschilderte mit ihr.

Wenn in den innersten Falten seines Herzens noch eine klare, lichte Stelle blieb, war es, ohne daß er es ahnte, die Achtung vor einem reinen, kindlichen Gemüth; doch kein ideales Gefühl ruhte in seiner Seele ungetrübt.

Wäre Hilda reifer gewesen, hätte das Gift, das er in ihr Herz

träufelte, nach und nach gewirkt, aber sie verstand seine Schmeicheleien nie, und wenn sie es that, faßte sie dieselben nicht als solche auf. Wenn er von dem köstlichen Lichteffect auf ihren schimmernden Haaren sprach, fragte sie ihn unschuldig, ob er ein Maler sei; wenn er ihr recht tief in die blauen Augen sah, erröthete sie vor Freude über seinen gütigen Blick; wenn er ihr unverhohlen sagte, wie schön sie sei, lächelte sie und antwortete von jeder Verwirrung frei: „Bei den Kindern des Nordens findet man die blauen Augen und das lichte Haar; für mich hat gerade das Fremde Reiz; ich bewundere die Frauen des Südens mit ihren schwarzen Augen und ihrem dunklen Haar.“ Ein anderes Mal sagte sie in unbefangenster Ton: „Ich weiß, daß ich schön bin, Meister, warum sprichst Du davon? Die Mutter hat mir oft gesagt, daß Schönheit eine Gabe sei und kein Verdienst.“

Solche Antworten verschlossen der Schmeichelei endlich den Mund, und erkünstelte Strenge trat an ihren Platz. Gerade diese Strenge aber erschloß ihm rückhaltlos das junge Herz. D'Orsay behandelte seine Schülerin wie ein Kind, und wenn sie den kleinsten Fehler machte, schalt er sie nach Herzenslust, weil es ihm Vergnügen machte, zu sehen, wie reizend sie seinen Tadel anhörte und sich denselben zu Herzen nahm, wie sie an seinen Lippen hing und jedes Wort für lautere Wahrheit hielt. Sie konnte gar lieblich abbitten und versprechen, nie wieder denselben Fehler zu begehen. Mit Stolz und Freude war er sich seines Einflusses auf das Mädchen bewußt; ein gewisser Zauber lag, weil sie so hold und schön war, in dem eigenartigen Verkehr mit ihr.

„Der heutige Aufsatz ist nicht gut bearbeitet“, sagte er ernst, und mit gespanntester Aufmerksamkeit horchte sie auf; „es ist alles so lau behandelt, ohne Saft und Kraft; man sieht, daß Dir das Thema nicht gefallen hat.“

Hilda schwieg beschämt.

„Du läßt Dich gehen, wenn man Deinen Geschmack nicht trifft. Und welche Fehler Du gemacht hast! Nein, Hilda, es ist nicht zu verzeihen! Woran hast Du gedacht, als Du diesen Unsinn schreibst?“

„Ich weiß es selbst nicht“, antwortete sie erröthend und schaute ihren Lehrer traurig an. „Verzeihe mir; ich will nie wieder zerstreut sein.“

Er strich ihr leicht über die glühenden Wangen und lächelte.

„Du bist eine Träumerin“, erwiderte er; „Du hältst doch nicht, was Du versprichst.“

Da trat sie näher zu ihm, schaute ihn mit ihren süßen Kinder-Augen an und fragte in bittendem Tone: „Warum hast Du so wenig Vertrauen zu mir?“

Jetzt hatte sie sich ganz nahe zu ihm gebeugt, ihr Athem streifte seine Stirn; da neigte er sich zu ihr herab und berührte ihren lieblichen Mund.

Hilda fuhr erschrocken zurück und weinte bitterlich, ohne zu wissen warum.

Kaum hatte d'Orsay ihre Lippen berührt, so schlich sich ein Gefühl von Reue in sein Herz.

„Warum weinst Du, Kind?“ fragte er in weichem Ton. „Du hast mir Deinen Mund zum Kusse gereicht.“

Sie sah ihn an mit fragendem, ernstem Blick. Schlich sich eine Ahnung in ihr Herz?

„Gewiß nicht!“ sagte sie endlich und schaute mit großen, verwunderten Augen zu ihm auf. „Wie konntest Du mich so falsch verstehen!“

„Sei nicht mehr traurig, Hilda“, fuhr er fort; „ich gewährte Dir, was Du zu begehren schienst; der Kuß sollte ein Zeichen meiner Vergebung sein.“

Wieder sah sie fragend zu ihm auf; heute zum ersten Mal verstand sie ihn nicht; aber kein Schatten von Argwohn schlich sich in ihr reines Gemüth; sie klagte sich selbst an, ihm aber hatte sie geglaubt.

„Unschuldiges Kind“, sagte er halblaut vor sich hin, als sie das Zimmer verließ; „sie glaubt an mich wie an ihren Gott; so rührendes Vertrauen zu erschüttern, vermag ich nicht. Sollten die bösen Lüste in mir riesengroß wachsen, so werde ich den Kampf mit der Versuchung bestehen; das Kind soll mich so rein verlassen, wie es vertrauend zu mir kam.“

„Du siehst heute bleich aus, Hilda“, sagte d'Orsay, als das Mädchen am folgenden Tage zur Stunde kam; „ich fürchte, Du hast zu viel studirt.“

„Das ist's nicht“, antwortete sie traurig, „ich konnte nicht schlafen in dieser Nacht.“

„Hatte die Unruhe, die Dich quälte, einen bestimmten Grund?“

„Es ging mir so viel im Kopfe herum — ich fand so manches Räthsel in mir selbst.“

„Da habe ich gleich ein passendes Aufsatz-Thema für Dich. Du schilderst ein junges Mädchen, auf dem See fahrend, bei Mondenschein, malst ihre Gedanken aus, indem Du Deiner eigenen Träumereien gedenkst.“

„Das kann ich nicht; es sind keine Gedanken, die für ein Aufsatz-Thema geeignet sind.“

„Woran hast Du gedacht?“

„Nur an Dich, Meister“, sagte sie leise, „nur an Dich habe ich gedacht!“

„Hilda, verwechsle meinen Unterricht nicht mit meiner Person“, antwortete er streng.

„An Deinen Vorwurf, an Deine Worte dachte ich, die Eindrücke der letzten Stunde haben mich bis in den tiefsten Traum verfolgt.“

„Hilda, ich erkenne Dich nicht; warum nimmst Du einen leichten Vorwurf so schwer?“

„Ach, Meister“, antwortete sie und sah mit Thränen gefüllten Augen zu ihm auf, „ich kenne mich selbst nicht mehr; ich bin seltsam erregt. Dst könnte ich in den Himmel fliegen vor lauter Seligkeit, und dann wieder möchte ich weinen, nichts als weinen, Tag und Nacht. Vielleicht bin ich krank; o, habe Geduld mit mir!“

Er faßte nach ihrer Hand.

„Dein Puls ist unruhig, Hilda; Du bist fieberhaft erregt. Ich finde Dich in der That verändert in letzter Zeit; Du giebst Deinen romantischen Ideen zu sehr nach. Gehe heim, ruhe aus und kehre als verständiges Kind zu mir zurück.“

Erleichtert athmete er auf, als sie das Zimmer verließ.

Nun schaute er lange vor sich hin, versunken in düstere Träumerei. Plötzlich tauchte eine ferne Vergangenheit vor seinen Blicken auf, die Zeit, da er ein Jüngling, fast noch ein Knabe war. Unter hohen Linden lustwandelte er in einem Park am See, an seinem Arm ein schönes schlankes Kind. Gesungen, gelacht und gespielt hatte er mit ihr in tollster, harmlosester Art. Ein köstlicher Frühlingsabend war's, da schlang sie ihren Arm um seinen Hals, sah seltsam ernst und sinnend zu ihm auf und sang, in berauschem Lindenduft, ein wunderbar schönes Lied:

„Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt“,

so kretete der Schluß. Jauchzend schmetterte sie die Töne hinaus, dann weinte sie und reichte ihm weich und wehmüthig die Hand. Kurze Zeit darauf zog sie von dannen, mit Kranz und Schleier geschmückt.

Warum wurde die Erinnerung an jenen Abend plötzlich in seiner Seele wach?

Damals hatte er erfahren, wie, unter Jubel und Weh, in einem jungen Mädchenherzen die Liebe erblüht.

„Hilda!“ sagte er leise vor sich hin, „ist es möglich, daß Du mich liebst? Armes Kind, wohin hast Du Dich verirrt aus Deiner Märchenwelt?!

Hüte Dich vor unerwidelter Liebe Weh!“

Fortan suchte der Marquis Hildas feurige Schwärmerei in ruhigere Bahnen zu lenken; er behandelte sie freundlich aber kühl und beachtete ihr verändertes Wesen nicht. Sein aufrichtiges Bestreben jedoch blieb ohne Erfolg; es war, als steigerte seine Kälte ihre Leidenschaft.

Monate gingen dahin; die Zeit des Studiums war vorüber, und die Abschiedsstunde schlug.

Es war ein Morgen im Mai.

Ehe der letzte Glockenschlag der nahen Thurmuhre verhallt war, klopfte es an die Thür und Hilda trat hastig ein. Ohne ihr Mäntelchen abzunehmen, legte sie ihre Bücher auf den Tisch und sah mit stummer Frage zu ihrem Lehrer auf.

„Wir wollen zum letzten Mal fleißig miteinander sein“, sprach d'Orsay in freundlichem Ton.

Hilda öffnete ihr Buch, aber sie zitterte heftig, und ein Blick wilder Angst flog über ihr blasses Gesicht. Sie begann ihre Aufgabe zu erzählen, aber sie stockte bald, und Thränen verdunkelten ihren Blick.

„Was hast Du, Kind?“ fragte der Marquis, „warum bist Du so weich gestimmt?“

„Weil ich Dich verlassen soll“, rief sie bebend, - „und nicht von Dir scheiden kann. O, wüßtest Du um meine Seelenqual! Ich kann nicht leben ohne Dich, Meister; ich habe Dich so lieb!“

„Du sprichst Worte aus, deren Bedeutung Du nicht verstehst“, sagte er faust. „Es ist eine Jugendschwärmerei, die schnell verweht; Du bist ein Kind und weißt nicht, was Liebe ist. Nun gehst Du in die Heimat zurück, und neue Eindrücke verwischen die vergangenen; glaube dem erfahrenen Mann, in Deinen Jahren vergißt man schnell.“

„Ich bin kein Kind!“ rief sie in leidenschaftlichem Ton — ihre Glieder zitterten, und sie war bleich wie der Tod — „Ich kann Dich nicht vergessen, denn ich liebe Dich. O Meister, laß mich ewig bei Dir sein!“

„Hilda, halt ein! Du bist durch den Abschied erregt. Komm zu Dir, Kind, und überlege, was Du sprichst.“

„Warum auch jagen, was sich nur empfinden läßt; mein ganzes Sein ist Liebe zu Dir.“

„Unselige, verlasse mich!“

„Ich verlasse Dich nicht; denn ich liebe Dich. Du bist so edel und gut; wer kommt, o Meister, Dir gleich! Ich bete zu Dir wie zu meinem Gotte. Nimm mich hin, habe mich lieb, o stoße mich nicht zurück!“

Der Marquis war aus der Fassung gebracht; jedes Gefühl von Mitleid und Schonung verließ den erbarmungslosen Mann, und er entrollte sein vergangenes Leben vor Hilda in schauerlich düstern Bild. Er schilderte seinen Leichtsinn und seine Verschwendungssucht, seine zügellose Leidenschaft, sein schamloses Denken und seinen gottlosen frivolen Sinn.

Entgeistert starrte sie ihn an und schüttelte das Haupt: „Es kann nicht sein“, murmelte sie tonlos; „es ist ein Wahn, ein Traum...“

„Bei Deinem und meinem Seelenheil schwöre ich Dir, Hilda, meine Worte sind wahr; ich bin ein elender, schlechter Mensch. Reiß die Liebe zu mir mit ihren Wurzeln aus; selbst der Gedanke daran befleckt Dein Herz. Fliehe, fliehe, und tilge jede Erinnerung an mich!“

Regungslos, einer Statue gleich, stand sie da, die Arme von sich gestreckt, die Augen weit geöffnet, die Glieder wie zu Eis erstarrt. Es war, als zöge eine unsichtbare Hand ein Leichentuch über ihre warme, blühende Gestalt; ihr äußeres wie ihr inneres Leben erstarb. Einen Augenblick klammerte sie ihren verzweifelten Blick an ihn, dann wankte sie lautlos hinaus.

„Was habe ich Unseliger gethan!“ schrie d'Orsay auf.

Von einer unsichtbaren Macht getrieben, stürzte er der Thüre zu, als wollte er Hilda zurückhalten; unausgesprochene Worte schwebten um seinen Mund. Da wurde die Thür von außen geöffnet; der Briefträger trat ein und überreichte dem Marquis einen schwarz veriegelten Brief. Inzwischen waren des Mädchens Tritte verhallt.

Hastig erbrach d'Orsay das Siegel und starrte auf eine ihm unbekannte Schrift. Der Tod seiner einzigen Schwester wurde ihm angezeigt.

„So mußt auch Du von mir gehen!“ rief er, schmerzlich bewegt, „das einzige Wesen, das sich nie von mir abwendete, das mich

mit hingebender Treue geliebt hat. So verläßt mich Liebe und Glück, und ich stehe einsam da."

Diese Schwester hatte ihm von frühester Jugend an alles geopfert, das sie besaß, ihr Vermögen, ihre beste Kraft. Sie war stolz auf ihren Bruder gewesen, hatte seine Schwächen nicht empfunden, sondern verehrend zu ihm emporgeschaut. Nun traf ihr schwerer Verlust denselben in einem Augenblick, da eine Ahnung unaussprechlichen Weh's sein Herz beschlich.

Seltjam — ein Schlag löste den andern ab. Vor dem unerbittlichen Tode trat der Gedanke an Hilda zurück. Aber bald kehrte er wieder mit verdoppelter Kraft.

"Hilda, mein Genius", rief d'Orsay aus, "warum ließ ich Dich gehen, warum ließ ich Dich in den Abgrund meines Innern schauen?! Es war Wahnsinn — nein — nein, es war der letzte Strahl edlen Empfindens in mir!"

Lebhaft stand sie in all ihrem Liebreiz vor ihm, ihr Vertrauen und ihre Unschuld, ihre rührende Liebe zu ihm und der unsägliche Schmerz, mit dem sie schied.

Wieder schwebte das Mädchen seiner Jugendträume vor seinem Blick; heute trug sie Hildas Gestalt.

"Wahnsinniger, Du hast Dein Glück zerstört!" rief es plötzlich mit furchtbarer Gewalt in ihm. "Wehe Dir, Du hast dieses Kind geliebt!"

Tiefe Furchen durchzogen seine Wangen, aus denen jeder Blutstropfen gewichen war; Angstschweiß stand auf seiner Stirn, und unsäglicher Jammer lag in seinem Blick. Es war ergreifend, das Erwachen der Liebe in einem Herzen zu sehen, das nie an Liebe geglaubt.

Die Qual der Reue verwebte sich mit dem Gefühl hoffnungsloser Liebe und verzweifelnden Schmerzes. Der starke, stolze Mann schien plötzlich alt geworden zu sein; seine Kraft hatte sich unter dem erschütternden Schlage gebeugt.

Nach einigen Tagen erfuhr d'Orsay durch Fräulein Korn, daß Hilda am Nervenfieber schwer erkrankt und die Hoffnung, ihr junges Leben zu erhalten, gering sei.

Fräulein Korn kannte ihrer Freundin Herz; sie allein vermochte, den Mann zu trösten, der, an Leib und Seele gebrochen, vor ihr stand.

Hilda wurde gesund und sehnte sich nach der Heimat zurück. Wenige Tage vor ihrer Abreise brachte Sophie der Genesenden einen Brief des Marquis, in welchem er ihr in kurzen, aber erschütternden Worten seine Liebe gestand.

"Ich danke Dir für Deine Liebe, Meister", schrieb Hilda noch an demselben Abend mit zitternder Hand. "Die Worte, die Du scheidend zu mir sprichst, haben mir eine neue Welt erschlossen, eine Welt voll Jammer und Weh, und doch danke ich Dir, daß Du mir die Wahrheit enthüllt. Die Deine zu werden, vermag ich nicht; wenn ich Dir Kummer bereite, vergieb! Die Liebe, die ich einst für Dich

empfundener, schwand in jener unheilvollen Stunde auf ewig dahin, mein Herz ist todt Lebwohl, Meister, vergiß mich und verzeihe mir!"

Zur Jungfrau erblüht, kehrte Hilda in das Feenland ihrer Kindheit zurück; doch die Märchenträume ihres Lebens waren für immer dahin.

Rippoldsau.

Anmuthig Thal, weltfern und still,
Umrahmt von dunklen Tannen,
Wer mag den Zauber, Du Idyll,
Der um Dich webt, zu bannen?

Durch üppig grüne Matten führt
Ein Bach, ein reißend wilder,
Wohin das Auge sich verliert,
Entzücken tausend Bilder.

Sei mir begrüßt, Du muntre Quell,
Hab' Dank für all' Dein Rauschen,
Denn manches Wörtchen, klar und hell,
Wußt' ich Dir abzulauschen.

Sei mir gepriesen, Waldesdom,
In Deinem Schatten fühle
Ich weit vom bunten Menschenstrom
Ganz Deine frische Kühle.

Vom Felsenhang in breitem Schwall,
Ein rastlos Nimmermüder,
Weiß schäumend stürzt der Wasserfall
Wildbrausend sich hernieder.

Du feder, fröhlicher Gesell',
Dich hab' ich oft bewundert,
Denn spurlos über Dir und schnell
Zerrann schon manch' Jahrhundert.

Geschlechter sahst Du kommen und gehn,
Du unbefiegter Streiter,
Unwandelbar, verjüngt und schön
So rauschst Du ewig weiter!

Alfred Bod.





Aus Nikolaus Lenaus Herzensleben.

Von Max Vogler.

„Es ist Dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde.
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er.
Der Passflöre gleich's, ein Kreuz umschwantend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blüh'n zum Bilde.
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rantend.“
Anastasius Grün, „An Nikolaus Lenau.“

Der Name Nikolaus Lenaus ist nicht nur für alle Zeiten mit goldenen Lettern in die Annalen der deutschen Literatur eingeschrieben, auch in der großen Leidensgeschichte der Menschheit steht ihm ein Grabstein errichtet, von Cypressen und Trauerflören umweht. Ein Dichter von höchstem idealen Drang, seltener Tiefe der Gedanken, üppigem Reichthum der Phantasie, hinreißendem Feuer empfindungsgewaltiger Leidenschaft und einem innerlichst geheimen Reiz und Zauber der dichterischen Stimmung und Sprache wie kaum ein zweiter von allen, die vor und nach ihm in deutschen Landen die Leier gerührt, hat ihm auch sein tragisches Lebensgeschick eine schmerzlich-wehmüthige Theilnahme gewonnen, die immer wieder in unseren Herzen rege wird, so oft uns das Andenken des edlen Niembösch von Strehlenau in Wort und Schrift entgegentritt.

„Nikolaus Lenau ist der Welt nicht allein durch seinen Genius, er ist ihr auch durch sein grauenvolles Sterben schmerzlich theuer geworden“, sagt mit vollem Recht sein österreichischer Landsmann Ludwig August Frankl, dessen kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Erinnerungen an Lenau *) uns hier als willkommenener Anlaß dienen sollen, uns mit einer der bisher dunkelsten Episoden in dem Leben des unglücklichen Dichters zu beschäftigen und sie nach Möglichkeit auf-

*) „Zur Biographie Nikolaus Lenaus.“ Von Ludwig August Frankl. Zweite vermehrte Auflage, mit dem Porträt des Dichters. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

zuhellen. Die vorliegende zweite Auflage der Frankl'schen Schrift bietet nämlich gegenüber der ersten nicht nur dadurch ein erhöhtes Interesse, daß der Verfasser darin neben Selbsterlebtem auch interessante Mittheilungen von Freunden und Zeitgenossen Lenaus, wie Joh. Gabriel Seidl, Justinus Kerner, Konstantin von Wurzbach, Leopold Kompert (dem unlängst verstorbenen vortrefflichen Verfasser der „Ghettogeschichten“), Eugen Obermayer und andere, giebt, sondern vornehmlich durch Briefe Lenaus, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden und an jene Frau gerichtet sind, welche wie vielleicht keine andere sein Herz in Fesseln schlug und auf die Entwicklung seines Seelenlebens nicht minder wie auf einen hervorragenden Theil seiner poetischen Schöpfungen von durchgreifendem Einfluß gewesen ist. Wenn man diese Briefe liest, so kann man kaum noch zweifeln, daß die gewaltigen inneren Erregungen, welche die Liebe Lenaus zu diesem Weibe mit sich brachte, einen großen Antheil an der geistigen Zerrüttung des Unglücklichen und der im Zusammenhang mit anderen Umständen allmählich eingetretenen völligen Umnachtung desselben gehabt haben. Es liegt hierin in der That eine Tragik, die uns im Innersten ergreifen und das verhängnißvolle Loos des so sehr begnadeten Dichters auf das schmerzlichste betrauern lassen muß.

„Eine anmuthige, klare, poetisch anempfindende, durch natürliche, nicht angelernte Bildung bevorzugte Frau“, so kennzeichnet Frankl den Gegenstand dieser Liebe, und nach allem, was wir aus seinem Buche über sie und von ihr erfahren, muß sie allerdings ein in vieler Beziehung ausgezeichnetes, verständnißvolles und edles Weib gewesen sein, der ihr von dem großen Dichter entgegengebrachten Verehrung und Liebe durchaus werth.

Sie wohnte in Penzing, einem überaus freundlich gelegenen Vororte Wiens und war vermählt an einen Freund Lenaus, der in dessen Hause häufig die ehrenvollste, herzlichste Gastfreundschaft genoß. An der Donau hatte auch des Dichters Schwager, der ebenfalls nicht gewöhnlich poetisch begabte Hofbuchhalter Anton Xaver Schurz, in weiten Kreisen bekannt als späterer Biograph des unglücklichen Miembsch, sein Heim aufgeschlagen und die innige Zuneigung Lenaus zu seiner Schwester Therese und deren Kindern waren der Grund, aus welchem er in jenen Jahren, da sich die hier berührte Herzensgeschichte abspann, unaufhörlich zwischen Stuttgart, wo er im Hause des Hofraths Keimbeck und seiner Familie eine zweite Heimat gefunden und mit seinem Verleger Cotta freundschaftlich verkehrte, und der schönen Kaiserstadt an der Donau hin und her wanderte.

Lenau war damals noch nicht lange aus Amerika wiedergekommen, wohin ihn die fortwährende Ruhelosigkeit und unbestimmte Sehnsucht seines Herzens getrieben, aber nur um ihn bald schon „amerikamüde“ zur Heimat zurückzuführen, und es dürfte zunächst nicht uninteressant sein, etwas über seine äußere Persönlichkeit zu jener Zeit zu hören, wie sie uns Frankl schildert. „Lenaus Gestalt war kurz und stämmig“, erzählt der Lektore, „sein Gang fast träge, das Haupt vornüber gebeugt, als ob er auf der Erde etwas suche. Sein Haupt war edel geformt, die hohe weiße Stirn breit, von nicht zu reichem braunem Haare glatt umgeben, auf dieser konnte sich in erregtem

Momente die Zornader plötzlich herabschlängeln . . . Sein Auge war braun, groß, im bewegten Augenblicke voll geheimnißvoller Blut, dann ruhte es wieder schwer und weich auf dem, mit dem er eben über wichtige Fragen des Lebens und der Kunst sprach. Der etwas breite, mehr sinnlich als edel geformte Mund war vom Bart überschattet, das Kinn mußte stets „glatt wie Sammt“ sein. Die fast schroff sich ablenkende Nase war edel geformt, im ganzen der magyarische Typus zu erkennen. Die Kleidung war eine stets einfache und sehr reinliche . . . Lenau war es kein Bedürfnis zu reden, wie dies bei Menschen, die Geist besitzen und in irgend eine Kunstform ihrer Gedanken gießen können, oft der Fall ist. Angeregt durch einen ihn tiefer interessirenden Gegenstand, sprach er oft lange und dann mächtige Gedanken in frappanten Bildern in origineller, scharf zeichnender Form langsam und klar aus. Er liebte Pausen, wenn er Gedanken entwickelte; dann blies er Tabakwolken von den Lippen, ehe er wieder begann, und begleitete seine Worte mit absonderlichem Auf- und Zusammenziehen der Brauen, mit rollenden Augen, als wollte er die Wichtigkeit dessen, was er sagte, mimisch anschaulich machen. Man nennt im gewöhnlichen Leben diese Weise „Gesichterschneiden“. Er verstand dieses vortrefflich; doch reizte es bei ihm nie zum Lachen, seine Gedanken fielen dabei oft hart wie Schollen auf einen Sarg, oder tönnten wie Drakelsprüche, oder leuchteten als logische Blitze. Er sprach rein Deutsch, weder schlug der ungarische Accent, noch der österreichische Dialekt vor.“

Diese Schilderung bezieht sich auf die Persönlichkeit Lenaus, wie sie im Jahre 1834 (der Dichter war damals 32 Jahre alt) erschien und Frankl bemerkte weiter, daß er sich in dem Kreise, in welchem er damals verkehrte, „bald durch sein einfaches, würdiges Benehmen, dem ein ethisches Selbstbewußtsein, eine jedem gleich fühlbare Achtung vor sich selbst nur einen erhöhten Reiz gab, alle zu Freunden gewann.“ Jenem Kreise, welcher sich im sogenannten „silbernen Kaffeehause“ täglich zusammenfand, gehörten die namhaftesten damaligen Schriftsteller, Gelehrten und Künstler Wiens an, von denen wir beispielsweise Grillparzer, Eduard von Bauernfeld, Christian Zedlig, Ferd. Kaimund, Drärler Manfred, Joh. Nep. Vogl, Ernst von Feuchtersleben, L. A. Frankl, J. F. Castelli, Ant. Schurz, Fr. Stelzhamer, Uffo Horn, J. J. von Littrow, Dr. Görge, Otto Mikolai, Fr. von Schwind nennen. Oft gesellten sich zu ihnen auch Gäste aus der Ferne, Freunde und Bekannte der Einheimischen, wie: Anastasius Grün, Alexander Graf von Württemberg, Eduard Duller, Karl von Holtei, der schwedische Dichter Böttiger und noch andere. Lenau, dessen „Gedichte“ 1831 erschienen waren, saß hier bald bei seiner Tabakpfeife, die er sehr liebte, einsam vor sich hinträumend in einer Fenster niche des Zimmers, bald pflog er die Kurzweil des Billardspiels, in welchem er Meister war, oder er mischte sich unter die andern zahlreich anwesenden Kunstjünger, ihren jetzt heitern, dann ernstern Gesprächen zuhörend, zuweilen auch, gesellig angeregt, selbst erzählend, was er in dem reichen Schatze seiner Erinnerungen angesammelt oder was die muntere Laune des Augenblicks ihm gerade eingab.

Die dreizehn Briefe Lenaus an jene Dame, die Frankl in der zweiten

Auflage seiner Erinnerungen mittheilt, und welche ihm von der letzteren selbst für diesen Zweck überlassen worden — es sind noch nicht alle — stammen aus den Jahren 1834 bis 1836, sie sind sämmtlich gleich interessant und wir geben hiermit den wesentlichsten Theil derselben wieder.

„Es thut mir wohl“, heißt es in dem ersten Briefe, der ohne Datum ist, „daß ich einen Stoff gefunden, wie Zizka, der Held des Hussitenkrieges (nachmals bekanntlich in ausgezeichnete Weise von Alfred Meißner dichterisch behandelt). Da kann ich meinen Unmuth doch austoben lassen und wild sein. Die lang verhaltene Furie wird dann losbrechen, und eine Menschenverachtung will ich ausprägen, daß mancher wünschen soll, seine Seele leibhaftig vor sich zu haben, damit er sie anspießen kann. Ich habe diesen Abend vom Theater gesprochen und der Viederlichkeit desselben. Den . . . möchte ich in diesem Augenblicke hauen, daß er sein nächstes Stück gewiß im Bette schreiben müßte. Könnt' ich nur Dich herausfangen aus dem Schenarin und mit Dir leben, wie der Graf Albert mit seiner Helene im Grafenschloß.“

Der zweite Brief, welcher den Leser schon einen tieferen Blick in des Dichters aufgewühltes, schwermuthsvolles Innere thun läßt, ist datirt: „Februar, 1834, Nachts: Mit schwerem Herzen ging ich heute in die Gesellschaft, mit einem schwereren kam ich nach Hause. Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir Deine letzten Zeilen wieder recht vor's Auge gebracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als Dich und die schreckende Möglichkeit, Dich zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müßte ich von Dir scheiden. Ich sah immer nur Dein Antlitz, Dein schönes heiliges Auge. Hatte Martensen (Dr. theol., nachmals Bischof in Dänemark, der eine von Lenau sehr beifällig beurtheilte Abhandlung über „Faust“ geschrieben, und mit welchem der Dichter während jenes Winters in Wien viel verkehrte) eine Ahnung meines Seelenzustandes, als er mir die Worte von Gemüthsruhe schrieb? Ich glaub' es fast. Meine Gemüthsruhe findet sich wieder in der Truhe. Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgethan, ohne jeden Rückhalt, er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt. Doch war das gut. In dem entlaubten Hain scheint die Sonne herein. Wenn ich Dich liebe, steh' ich bei Gott, denn er ist in Dir. O, Du liebes herzliches Herz!“

„Morgens.

„Hat sich all mein Sehnen und Drängen an Dich geheftet? Du liebes zudringliches Bild, find' ich keine Rettung vor Dir? Die ganze Welt wird mir zu Deinem Rahmen, und würde mir Dein Anblick entrisen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts. Mit heftiger Sehnsucht nach Dir bin ich heute erwacht.“

Wie wir aus dem nächsten Briefe ersehen, hatte sich der Dichter inzwischen nach Stuttgart begeben, um die Korrektur seiner daselbst bei Cotta erscheinenden epischen Dichtung „Savonarola“ selbst zu besorgen. Er lautet:

„Stuttgart, 10. Juli, 10 Uhr Abends.

Gotte Hartmann spielte diesen Abend einige Melodien von Bellini auf dem Klavier. Ich sollte die Musik fliehen (Lenau selbst war ein vortrefflicher Geigenpieler und besaß die große musikalische Begabung vieler seiner ungarischen Landsleute), wenn ich von Dir getrennt bin, denn sie erweckt in mir eine Sehnsucht und einen Gram von verzehrender Heftigkeit. Ich spüre, wie mein Herz sich traurig in sich zusammenzieht und nur ungern weiter schlägt. Es lastet wieder recht schwer auf mir. Beim Abendessen sagte der alte gute Hartmann mit seiner eigenen Herzlichkeit: „Heut ist unser Niembich ganz ungut“, während ich eben an Dich dachte. Dieses schreibe ich, während Du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist. Gute Nacht liebes Herz! Ich liebe Dich sehr.“

Den folgenden Brief schreibt er aus Eßlingen, 11. Juli, 10 $\frac{1}{2}$ Uhr abends, wo er sich bei dem ihm befreundeten Prinzen Alexander von Württemberg befindet. Er sei den ganzen Tag traurig gewesen und „sehr unmutig“, aber „die liebe Täuschung“, daß er auf der Reise nach Eßlingen „Benzing zugin“, habe ihn plötzlich heiter gestimmt. „Ich kann die Freundschaft nicht recht pflegen, seit mich die Liebe hat“, gesteht er dann noch, und ehe er am andern Tage zu Justinus Kerner nach Weinsberg zurückreist, wirft er noch, morgens 6 Uhr, die flüchtigen Zeilen auf ein Billet: „Bevor ich aufstehe und abreise, will ich noch ein Wort mit meiner Liebe schwätzen. Du hast heute gewiß schon an mich gedacht, bist auch schon in Deinem Schlafrock, von dem ich nur den Saum möchte küssen können.“

In dem Briefe aus „Weinsberg, 13. Juli“, heißt es: „Alexander ging nicht von meiner Seite, ich konnte Dir gestern nicht mehr schreiben, weil Abends wegen seiner heftigen Kopfschmerzen wir das Licht auslöschen mußten, heute besuchte uns Marie. Nach Tisch gingen wir auf die Jagd, fanden aber nichts; morgen gehen wir nach Stuttgart zurück. In diesem Augenblick, den ich für Dich raube, Du mein tiefstes, liebstes Leben! ist Kerner bei uns auf dem Zimmer. Es ist 10 $\frac{1}{2}$ Uhr. Ich muß schließen. O, Geliebte!“

Auf dem Rückweg von Weinsberg waren die beiden Freunde am nächsten Tage mittags in Besigheim eingekehrt, und während der Prinz sich aufs Bett gelegt hat und schläft, benutzte Lenau „die halbe Stunde alexandrinischer Pause“, um der geliebten Frau abermals zu schreiben. Der Dichter hatte in Weinsberg seinen ganzen „Savonarola“, dieses hervorragende epische Gedicht, in welchem Lenau den edlen christlichen Märtyrer feiert, vorgelesen. „Bei der letzten Romanze fing Kerner an unruhig zu sein und brach zuletzt in heftiges Weinen aus“, bemerkte er, während er fortfährt: „Die Tage auf meiner Seereise bei windstillem Wetter mitten im weiten Meer sind noch lustige Tage gegen meine jetzigen. Ich habe alles Vergnügen verloren, mich an anderen Menschen zu freuen ohne Dich. Wärist Du dagewesen in Weinsberg! Selbst die Aeolsharfen (die sich auf dem alten Thurme in Kerners Garten in Weinsberg, in welchem Lenau einen Theil seines „Faust“ dichtete, befanden, und deren Saiten er oft stundenlang stimmen konnte) wirkten nicht wie sonst auf mich.“

Da hier oben erwähnt wurde, daß Lenau in Weinsberg eine sei-

ner Dichtungen zum Vortrag gebracht, so fügen wir in diesem Zusammenhang die interessanten Bemerkungen Ludw. Aug. Frankls über die originelle Manier, in welcher der Dichter seine Poesien selbst wiederzugeben mußte, ein. „Die Art und Weise, wie Lenau las“, erzählt sein Biograph, „war ganz eigenthümlich. Nicht weil er die ungarischen Haiden und die braunen Geigenspieler und Cymbalschläger auf ihnen oft besungen hat, auch ohne diesen Umstand hätte sein Vorlesen an eine melancholische Zigeunermusik erinnert. Das ging in wehmüthig weich klingenden Wolltönen, bis zuweilen ein scharfer greller Laut, einige wilde Akkorde emportauchten aus der monotonen Flut. Das edle Nuttliß des Dichters war der belebteste Kommentar seiner Dichtung, seines Vortrags. An der Stirn zog es in mannigfachen Bildungen, das Auge sah zuweilen groß auf, um für längere Zeit sich wieder unter die zusammengezogenen Brauen zu verbergen.“

Was sonst keineswegs im allgemeinen seine Richtigkeit hat, wäre also auf Lenaus Vortragsweise selbst zutreffend gewesen — wir meinen den Ausspruch, den des Dichters Faust zum Minister thut:

„Kein and'rer spricht wie der Poet
Ein Lied, das ihm vom Herzen geht . . .“

Am Abend des 14. Juli war Lenau mit Prinz Alexander von Württemberg wieder in Eßlingen angekommen. „Wirst Du mir auch bald schreiben, o, thue es, Liebe!“ bittet er in den wenigen Zeilen, die er von hier nach Penzing richtete, und kaum am andern Tage nach Stuttgart zurückgekehrt, schreibt er:

„Der Ausflug nach Weinsberg war kurz. Ich sitze wieder auf meinem schwarzen Divan und bin verdrießlich. Cotta zieht noch immer herum. Ich werde meinen S. („Savonarola“) nicht selbst corrigiren, weil es mir lange dauern würde. Ganz korrekt will ich ihn nun noch einmal abschreiben, mit Cotta abschließen und dann abreisen. Hole der Teufel die Druckfehler! oder vielmehr: bringe er sie meinerwegen! Wenn meinem Dominikaner auch ein wenig Umrath auf der Rutte sitzt oder kriecht. Lieber das, als daß ich so lange ohne Dich bin. Liebste ! Ich komme, sobald ich kann, zu Dir. Mein Herz ist vermauert nach allen Seiten hin, wenn Du mir fehlst. Häßlich ist meine Verstimmung.“

„16. Juli, 10 Uhr Abends.“

Cotta ist verreist und noch ist nichts geschehen. Der Teufel soll alle Geschäfte holen. Ich bin so mürrisch, daß ich nicht einmal Dir was Angenehmes sagen kann. Ich fürchte, daß Du bei meiner Zurückkunft mich unangenehmer finden wirst. Doch, wenn ich Dich wiedersehe, werden nur alle Quellen der Freude springen. Alexander will nach Lauf ins Bad und mich mitnehmen. Er ist übel dran. Ich kann aber nicht mit. Wenn ich die Schweiz ohne Dich sehen soll, mag ich nichts davon. Wäre ich lieber schon in der S gasse.“

Auch während der nächsten Tage ist der Dichter noch in der schwäbischen Hauptstadt festgehalten, wo er in der Familie des Hofraths Reinbeck still und einsam dahinlebt. „Ich habe wenigstens ungestört Muße, an Dich zu denken und bin nicht genöthigt, mich zu einem gesellschaftlichen Treiben zu schrauben, das mir nie so lästig

war, als in diesen Tagen“, schreibt er unter anderem am 17. Juli, abends 7 Uhr. Und dann weiter: „Ich beschäftige mich mit der Revision meiner Gedichte. Noch manches fand ich drin zu feilen. Wenn nur mein „Savonarola“ bis zu Deinem Geburtstag fertig würde! Er freut sich schon sehr, in Deine liebe Hand zu kommen, denn er verdankt Dir wohl das Meiste von dem, was allenfalls gut ist an ihm. Mir geht es jetzt schlecht mit dem Dichten. Treibt auch hier und dort ein Gedanke in mir, so welkt er doch bald und bevor er gereift ist. Ich werde einen dürrn Strauß frühwelter Gedankenblüten mit zu Dir bringen und werde sie in Deiner Nähe wieder aufleben lassen, wie es warme Quellen giebt, in welche getaucht welke Blumen wieder aufblühen.“

„Besonders viel habe ich an das Waldgedicht gedacht, weil Du es haben willst. Doch kann sich in meinem Unmuth nur alles flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne Dich geht's nicht!“

Wie aus dem folgenden Brief hervorgeht (datirt 18. Juli, abends 10 Uhr), hat er inzwischen auch eine Zuschrift von ihr erhalten, und sie muß ihm darin empfohlen haben, öfter Spaziergänge zu unternehmen, um seine üble Laune zu bannen. Denn er ist bei seinem kranken Freunde Karl Mayer, dem trefflichen Lyriker, in Cannstatt gewesen und verspricht, auch weiter „den Geboten seiner lieben Herz-, Kopf- und Füßebeherrscherin folgen“ zu wollen. „D,“ läge ich jetzt vor Dir auf dem Boden! Ich wollte das letzte Stäubchen Staub wegfüssen von Deinen schmucken, schmalen, herzigen Sohlen, und Dir bis spät nach Mitternacht in einem fort sagen, daß ich Dich liebe, Dich, Dich, nur Dich“

Die nun folgenden Briefe sind aus dem Jahre 1836 und wir finden den Schreiber derselben zunächst wieder in Stuttgart. Es klingt sehr düster und schwermüthig, wenn er sich im Juli des genannten Jahres gegen die von ihm über alles geliebte Herzensfreundin so ausspricht: „Mein Leben hier ist ungeachtet der großen Liebe, mit welcher mich meine Freunde und Hausgenossen in ihrer Mitte halten, nur ein halbes. Es hat eine wehmüthige Wirkung auf mein Herz, daß ich unfähig bin, die Freude meiner Freunde zu erwidern. Meine Liebe neigt sich hinaus in die Ferne nach Dir, sie lauscht und horcht nach Dir und starrt nach Dir in die Ferne, und achtet aller Liebe nicht, von der sie umgeben ist in der Nähe. Ich bin wahrlich krank. Ich denke immer nur an Dich und den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Muth, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich über nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an Dich denken und an den Tod. Neulich schrieb ich Dir, Du möchtest Deine Gesundheit pflegen und habe selbst so wenig Lebensmuth. Ich kann Dir einen Gedanken nicht verbergen, der seit einiger Zeit dunkel und immer dunkler meine Seele überschattet. Es drängt mich zu juchen, was ich wünsche. Doch das wird vorübergehen. Wenn ich Dich nur erst wiedersehe, o, Du mein Liebste.“

Wie aus diesen Zeilen hervorzugehen scheint, senkten sich sogar damals Selbstmordgedanken in die Seele des Dichters — oder hatte er schon ein dunkles Vorgefühl seines späteren unsäglichen Looses, das seine Seele mit der finstern Nacht des Wahnsinns überschattete

sollte? In seinen geheimen Sinnen beschäftigte er sich durch sein ganzes Leben oft mit diesem entsetzlichsten Schicksal, das den Menschengeist treffen kann, und er dachte daran, daß es sein eigenes werden könnte, wie wir später sehen werden.

Auch der nun von Frankl mitgetheilte Brief drückt eine überaus traurige und melaucholische Seelenstimmung aus:

„6. August, Abends 10 Uhr.

„Den Tag über arbeitete ich, schrieb an M. und Dich, und um 8 Uhr ging ich spazieren in den Schloßpark. Der Himmel war trüb und schwül, die Schattengänge des Gartens waren dunkel und einsam und mein Herz war traurig. Wie ich so fortschritt, rollte mein ganzes vergangenes Leben vor meinen Füßen hin als ein dunkler Knäuel, den ich immer weiter stieß, bis er wo an einem Strauche hängen blieb. Meine liebsten Stunden, die mit Dir gelebten, wo sind sie? Kommen sie wieder? Meine Arbeiten, was sind sie? Blutige Tethen eines schlechten Verbandes. Schlaf wohl. Ich fühle mich elend . . .“

„8. August, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends.

„O wie geht es Dir, Du mein liebes Leben in dieser garstigen Ferne? Ich sehe Dich in diesem Augenblicke wieder recht klar und schön, wie Du mit Deinen Kindern meinem Wagen folgst. Heute spazierten wir Abends mit Reinbecks und kamen an einem Minimum von Hütte vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte zu wohnen. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht' ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, daß ich es mit einer verrätherischen Lebhaftigkeit gesagt hatte. Meine Begleiter haben aus meinen Worten Deinen Namen herausgehört, wenn ich ihn auch nicht nannte. Ich merkte das genau. . . . ! Du bist und bleibst mein innerstes, süßestes und schmerzlichsstes Leben, so lange ich lebe. Da fällt mein Blick auf Deinen Brief:

„Leben Sie recht wohl und vergnügt!“ In dieser Zeile liegt mein ganzes Mißgeschick. Hättest Du mir lieber gar nichts geschrieben. Liebe! Liebe . . . !“

Im Oktober von 1836 weilt der Dichter wieder in Penzing und befindet sich dort in unmittelbarem Verkehr mit dem Gegenstande seiner tiefschmerzlichen Liebesneigung. Ein Gespräch, das er mit ihr geführt, und von dem er sagt, daß man ein solches nur bei wenigen Frauen wagen dürfe, giebt ihm den Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Ich finde es in unserm Falle gut und recht, den Gedanken nachzuspüren bis an ihren Ursprung, denn noch jedesmal traf ich auf die reinste Quelle, daraus sie geflossen Gefährliche Streifzüge für andere, sind solche Gespräche für uns nur neue Befräftigungen des Vertrauens und der Hingebung. Scheue Dich ja nie, mir Dein Inneres aufzuschließen, ich habe mir aus der Tiefe Deines Gemüthes jedesmal Freude und erhöhte Liebe geholt. Auch heute erging es mir so.“

„Penzing, 4. Oktober 1836.

„Es ist mir nicht mehr möglich, diese lustige Tanzmusik zu hören, die mich anklingt, wie aus einer verlorenen Welt. Mein Herz versteht die Freude nicht mehr, ja es glaubt nicht einmal mehr recht an die Freude, und so ein Ball kommt mir zuweilen vor, wie eine tan-

zende Heuchelei. Je lauter sie sich freuen da draußen — denn sie freuen sich doch — desto trauriger wird es hier innen, und ich muß mich davon schleichen mit dem, was ich im Herzen trage, und was niemand kennt und versteht als Gott, Du und ich. Aber wir drei wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise, schützend in unsere Mitte nehmen, unsere Liebe. Ich bin in meiner Stimmung auf den Punkt gekommen, daß eine Einsamkeit noth thut. So lange ich mit Anderen noch still und finster bin, steht es mit meiner Stimmung noch nicht so schlecht; kann ich aber bei innerem Verdrusse heiter und gesprächig sein, dann ist es der Schmerz, der sich einsperret wie ein Falschmünzer und den Leuten, wenn sie an seine Thüre kommen wollen, seine gesprächigen Kinder entgegenschießt, die den störenden Besuch von der Pforte ablocken, während der finstere Alte drinnen sitzt und hämmert. O meine Geliebte, was schrieb ich Dir da wieder für dumpfes Zeug zusammen. Werde nicht traurig, es geht ja auch vorüber. Das arme Kind, die weinende Waise hat mich heute gar zu sehr erbarmt. Doch es wird ja wieder lächeln, habe nur Geduld mit ihm. Bleibe Du heute nicht lange auf, liebes Herz, geh' zur Ruhe, sobald Du abkommen kannst, ich werde mich auch bald legen. M. . . ist sehr gut und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben. Schlafe wohl, mein Liebstes, und träume Dich in eine Welt, wo unsere Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte. Gute Nacht!"

Einzelne Wendungen des vorstehenden Briefes rufen uns unwillkürlich eines der schönsten Lieder Lenaus — „Einsamkeit“ — in die Erinnerung, aus welchen uns die gleiche Stimmung herzumklammernd entgegenklingt. Wir glauben dieses Gedicht daher passend hier einzufügen:

„Wild verwach'ne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für Dein schmerzliches Verzichten!"

Grauer Vogel in den Zweigen!
Einsam Deine Klage singt,
Und auf Deine Frage bringt
Antwort nicht des Waldes Schweigen.

Wenn's auch immer schweigen bliebe,
Klage, Klage fort; es weht,
Der Dich höret und versteht,
Stille hier der Geist der Liebe.

Nicht verloren hier im Moose,
Herz, Dein heimlich Weinen geht,
Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose . . ."

„Den 22. Oktober 1836, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Penzing, abends“ ist der folgende Brief überschrieben, welcher uns ebenfalls einige tief empfundene Verse des Dichters wiederklingen läßt. Dieser Brief wohl der schönste und für diese innige Herzensbeziehung charakteristischste lautet: „Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm, als wollte der

heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume aushauchen. O, es war ein schöner Tag! Ich habe ihn beschlossen, als ich im Garten von Dir ging. Mir ist es fast lieb, daß ich Dich später nicht mehr allein gesehen habe. Die Ungestörten waren einmal doch schon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Fahr wohl, Du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer besseren Welt! Ich möchte weinen um Dich. O, liebe Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich Dein Herz klammern soll; ich werde ihn feiern jedes Jahr wie Deinen Geburtstag. Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verbürgen mir seine Ewigkeit. Ich habe heute in Deinem schönen Auge die ganze Fülle des Göttlichen erblickt. Recht deutlich ward mir heute wieder, daß im Schwellen und Sinken des Auges die Seele athmet. In einem so schönen Auge wie das Deinige zeigt sich uns der Stoff, aus welcher nicht unser ewiger Leib gemacht sein wird, wie in einer prophetischen Hieroglyphe. Wenn ich sterbe, so geh' ich reich aus diesem Leben, denn ich habe das Schönste gesehen. Das Abschiedsröslein duftet so angenehm, wie ein: Gute Nacht! von Dir! — Schlaf wohl, liebes Herz! Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war ein schöner Tag. Ich liebe Dich grenzenlos."

Wer müßte bei diesem enthusiastischen Preis der Augen der Geliebten (vergleiche dazu übrigens den oben mitgetheilten zweiten Brief, datirt „Februar 1834, Nachts“) nicht sogleich des herrlichen Lobgesangs, in welchem der Dichter seine volle Seele ausströmt, gedenken:

„Nicht über den Wellen
Des Ozeans,
Nicht über den Sternen
Und nicht im Lande
Der Phantasien
Ist meine Heimat;
Ich finde sie nur
In Deinem Auge!
Was je mir freudig
Beseelt das Leben,
Was nach dem Tode
Mir weckte die Sehnsucht:
Entschwund'ner Kindheit
Fröhliche Tage
Und meiner Jugend
Himmliche Träume,
Von meinen Todten
Tranliche Grüße
Und meiner Gottheit
Stärkenden Anblick:
Das alles find' ich
In Deinem Auge,
O meine Geliebte! . . .“

Frankl theilt nun noch zwei Briefe mit, die der Dichter von Wien aus im Oktober nach Penzing richtet. In dem ersten derselben bekennt Lenau unter anderm: „Ich bin Melancholiker; der Kompaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären. Doch wisse, daß einem solchen Menschen die Augenblicke einer wahren heiligen Liebe tiefe Einschnitte zurücklassen. Hier wird nichts obenauf gemalt, sondern alles eingeprägt, gegraben und geschnitten. Dein Bild aber und unsere schönen Stunden sind meinem Herzen eingezeichnet mit der Schärfe und Treue des Unglückes, denn unsere Liebe ist unglücklich.“ Und im letzten Briefe: „Als ich in Penzing meinen Koffer packte, war mir zu Muth, als ging es auf eine weite Reise fort von meinem Liebsten. Ich habe vor fünf Jahren mit leichterem Herzen das Schiff bestiegen, das mich übers Meer tragen sollte, als diesmal den Wagen, der mich aus der Schmiedgasse trug. Die schöne Zeit ist vorüber. Gestern that mir das heitere Wetter fast weh, weil ich nicht mehr bei Dir war . . . Ich kann mich über nichts mehr freuen, als über Deine Gegenwart . . .“

Aus solcher schwermüthigen Abschiedsstimmung heraus, in welcher der Dichter, wie er bemerkt, „und von mancherlei traurigen Gedanken besucht“ wird, ist das ergreifende, Lenaus damaligen Seelenzustand aufs beste widerspiegelnde Lied geboren:

„Die dunklen Wolken hingen
 Herab so bang und schwer,
 Wir beide traurig gingen
 Im Garten hin und her.
 So heiß und stumm, so trübe
 Und sternlos war die Nacht,
 So ganz wie uns're Liebe,
 Zu Thränen nur gemacht.
 Und als ich mußte scheiden
 Und gute Nacht Dir bot,
 Wünscht' ich bekümmert beiden
 Im Herzen uns den Tod.“

Und ein an Verzweiflung grenzender Groll und Schmerz gelst aus folgenden Strophen, welche der Dichter „An *“ überschrieben hat, und die sich nachgewiesenermaßen auf dieses unglückliche Liebesverhältniß beziehen:

„Ach, wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!
 So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
 Nur ein verlor'nes Grollen und Bedauern;
 Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben.
 Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
 Ja! meine Freund' in Särgen, Reich' an Leiche,
 Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
 Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde . . .“

Aus Versen dieser Art geht wohl genugsam hervor, wie tief diese Liebe ihre Wurzeln in sein Herz eingeschlagen hatte. Der Dichter ließ

es nicht an Bemühungen fehlen, sich von einer Neigung, deren Hoffnungslosigkeit sich mit jedem neuen Tage seinem Bewußtsein qualvoller aufdrängte, frei zu machen — aber es konnte ihm nicht gelingen, selbst durch andere Herzensbeziehungen nicht, die er inzwischen anknüpfte oder nachher fortsetzte. Weder seine leidenschaftlichen Gefühle für die einst berühmte Opernsängerin Karoline Unger in Wien, welche ihn zuerst durch ihr künstlerisches Talent und ihren Geist gefesselt hatte, und mit der er während dieser Zeit eine einsame Fußwanderung durch das Salzkammergut unternahm, noch seine vorübergehende Hinnneigung zu einem jungen Mädchen — Lotte Hartmann, die er in dem Briefe vom 10. Juli 1834 erwähnt — in Stuttgart, die ihn gleichfalls durch ihren Gesang, noch mehr aber durch ihre Gestalt anzog, vermochten den Empfindungen des Dichters dauernd eine andere Richtung zu geben. Seine Beziehungen zu der weder jungen, noch schönen Sängerin, die, wie ein Freund Lenaus gegen Frankl äußerte, die Gefühle Lenaus nicht gleich stark erwiderte, fanden einen sehr unliebsamen Abschluß, indem der Dichter die an sie gerichteten leidenschaftlichen Briefe in höchst drastischer Weise zurückforderte und auch zurückerhielt — Lenau verbrannte sie sofort, trotzdem sie zu dem Bedeutendsten und Interessantesten gehört haben sollen, was er überhaupt geschrieben — und auch seine Neigung zu der Stuttgarter Schönen verslog wieder, unter erfreulicheren Umständen aber, insofern nämlich, als eine dieser Liebesempfindung Lenaus die unvergleichlich schönen „Schilflieder“, wahre Perlen unserer lyrischen Dichtung, zu danken haben.

„Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke Dein!

Wenn sich dann der Busch verbüffert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise Deiner Stimme Klang
Und im Weiber untergehen
Deinen lieblichen Gesang . . .“

Die letzte Strophe ist für diese Liebesneigung des Dichters charakteristisch — sie selbst verwehte, wie der süße Klang eines Liedes leise unter den Wassern verhallt.

Als der arme Niembich vollends daran dachte, sich ein Weib für das Leben zu nehmen und sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, sollte das die Klippe werden, an der sein wechselvolles, ruheloses Dasein Schiffbruch litt. Das soeben gebrauchte Bild erinnert uns übrigens an jene symbolische Einkleidung, welche außerordentlich schön und zutreffend, keiner anderen, als die von ihm angebetete Freundin in Penzing in einem Briefe an Lenau einmal dem Leben desselben giebt:

„Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte“, schreibt sie. „Ein armer Kroat oder Slovake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze



Um Apfel.

Nach einem Linienschnitt von W. H. J. J. J.

10 2 22

Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken ist, trieb in einem kleinen Rahne auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos und schaute mit seinen dunklen, schweremüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in seinem Rahne, nur einen vollen grünen Kranz, den er an seinen Pilgerstab am Vordertheil des Schiffchens, wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembich? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Rahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blüten, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmückten die Stirne nur, sie behüteten sie nicht, sie halten die Unbilden dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“

Eine Frau, welch' einen so ausgeprägten poetischen Sinn, ein so volles, feines Verständniß des Dichters mit dem wärmsten Herzensantheil an dem letzteren, wie sich das alles in diesen Zeilen offenbart, vereinigte, mußte freilich, ganz abgesehen von körperlicher Schönheit und dem Zauber äußerer, seelisch verklärter Anmuth, einen berückenden Eindruck auf das einsame, verwaisete Herz des unglücklichen Niembich hervorbringen, und wir brauchen uns nicht zu wundern, daß die Ausichtslosigkeit des sehnüchtigsten Verlangens, sie zu besitzen, sein ganzes Leben mit Trauer erfüllen mußte. Die Schreiberin vorstehender Zeilen wußte übrigens auch selbst gelegentlich poetisch zu schaffen, wie ein von Frankl erwähntes Gedicht von ihr beweist, worin sie „tiefenummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen“ aussprach, und welches Lenau zu einer schriftlichen Erwiderung veranlaßte, in der es heißt: „Diesem Liede verdank' ich meinen Savonarola . . .“

Obgleich Lenau einmal jagte: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit immoralisches Institut“, sowie öfter äußerte, wenn von dergleichen die Rede war: „Das habe ich verpaßt“ und insbesondere hinsichtlich der Frauen bemerkte: „Unbegreiflich leichtsinnig heiraten die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen“, *) faßte er also doch den Ent-

*) Ueber das Verhältniß der Frauen zu den Dichtern und die nach seiner Ansicht zwischen beiden bestehende seelische Verwandtschaft sprach sich Lenau einmal so aus: „Die Frauen sollten die Dichter mehr lieben, denn abgesehen, daß sie ihnen süßes, schmeichelhaftes zu sagen und nachzuerzählen wissen, haben sie, die Dichter nämlich, eine mehr als schwesterliche Verwandtschaft zu den Frauen, denn jeder echte Dichter hat viel weibliches in seinem Wesen. Er könnte nicht zeugen, wenn er nicht

schluß zu heiraten und sich in der Nähe Wiens einen häuslichen Herd zu gründen. Zu seiner zukünftigen Frau hatte er sich eine Dame aus Frankfurt-am-Main ausersehen, die er im Sommer von 1844 in Baden-Baden kennen lernte, und mit der er sich auch verlobte. Seine Freunde hatten diesen Schritt sogleich für bedenklich gehalten, und es sollte derselbe in Verbindung mit genugsam bekannten äußeren Umständen, die hier nicht erzählt zu werden brauchen, allerdings der unmittelbare Anlaß zum Ausbruch jener gefährlichen Geisteskrankheit werden, welcher der Dichter schließlich zum Opfer fiel. Der Keim der letzteren hatte allerdings schon längst in Lenaus Seele gelegen. Die verhängnißvolle Weiterbildung desselben mag ihren Grund nicht zuletzt in der ungesunden Lebensweise des Dichters gehabt haben, welcher den stärksten Kaffee und Wein, sowie die kräftigsten Cigarren liebte, in den Nächten, die er einsam lesend und schreibend verbrachte, keinen Schlaf fand, wenig in Gesellschaft ging und für gewöhnlich sich nur selten die Erholung erfrischender und zerstreuernder Spaziergänge gönnte.

Wir haben schon gesagt, daß dem Dichter, der nicht selten auch von Todesahnungen befallen wurde, schon längst zuweilen der unheimliche Gedanke, in die Nacht des Wahnsinns zu versinken, nahe trat. In dieser Beziehung äußerst merkwürdig ist aber folgender, von Frankl in seinem Buche erzählter Vorfall. Als Lenau eines Tages mit dem Arzte Dr. Görden aus dem silbernen Kaffeehause nach dem Kahlengebirge bei Wien einen Ausflug unternahm, hielt dieser vor seiner Irrenanstalt in Döbling, wo Lenau später — am 22. August 1850 — endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten. „Nein, nein!“ sagte Lenau lachend, aber nicht ohne Aengstlichkeit, „ich warte im Wagen. Da sind die Narren drin! Das ist gefährlich, man könnte selbst ein solcher Narr werden.“

Unsere Leser kennen wohl alle das eigenthümlich ergreifende letzte Lied Lenaus: „Blick in den Strom“, aus welchem uns — es gilt dies auch von dem am 18. September 1844 geschriebenen Gedicht: „Eitel nichts!“ — gleichsam schon das stiere, schwermuthumschleierte Auge des Wahnsinnigen entgegenblickt. Der Dichter brachte es nur wenige Tage vor dem Ausbruch seiner traurigen Krankheit, am 25. September 1844 im Reinbeck'schen Hause zu Stuttgart auf ein Blatt. „In Geist und Gemüth empfangen“ hatte er es schon am 15. September während seiner unvollendeten Brautsfahrt von Wien nach Frankfurt, als ihn von Wien aus ein Dampfschiff der Stadt Linz entgegentrug, und es ist interessant, aus Frankls Werkchen zu erfahren, daß sich Lenau, noch einer Mittheilung seines Schwagers Schurz selbst über diese Strophen in einem lichten Augenblick brieflich äußerte: „Wenn man von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorene träumt, so ist es gut, in einen Strom zu schauen, wo alles wogt, rauscht und schwindet, wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zur bitteren Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst auch so verrauschen würde

auch empfangen könnte. Es ist ein beneidenswerther Moment, als in einer Damengesellschaft, in der sich auch Mickiewicz befand und seine Theetasse zu Boden fallen ließ, die Damen hastig hinstürzten und die Scherben sammelten als ein Andenken . . .“

und vergehen!“ Und Schurz fügt hinzu, daß dem Dichter dieses Lied, welches „die deutsche Leservelt wie ein heiliges Vermächtniß mit Andacht aufnehmen“ solle, vor allem anderen selbst theuer war, weil es, wie er sich darüber aussprach, „eine gar süß schmerzliche Träumerei hat!“

Nahezu sechs Jahre lang siechte der Dichter — zuerst dritthalb Jahre in der königlichen Heilanstalt Winenden in der Nähe von Stuttgart und dann in dem schon erwähnten Orte Döbling bei Wien — in der schrecklichen Nacht seines Wahnsinns dahin. Welch' eine Tragik, tritt vor unser Auge, wenn man sich den begnadeten Dichter vergegenwärtigt, einen Sessel schwingend und dabei ausrufend: „Ich bin stark, ich erobere die Welt“, im Tanze oder stolz aufgerichtet seiner Geige irre Töne entlockend oder nachts still vor sich hinweinend und dem ärztlichen Freunde auf dessen Frage die trostlose Antwort gebend: „Niembich ist sehr unglücklich“, die letzten Worte, die dem liederreichen Munde des Kranken auf Erden entfloßen! Mit tiefer Ergriffenheit müssen wir das dem Frankl'schen Buche beigegebene Bild des Unglücklichen betrachten, welches „zum Sterben ähnlich“, der Wiener Maler Josef Migner in Döbling von dem Wahnsinnigen aufnahm, der niemand mehr kannte und auf dem Sopha sitzend, hörbar athmend, auf keine Frage antwortend, vorgebeugt immer vor sich hinstarrte. Ach, es war umsonst, daß Anastasius Grün für den Freund sang:

„Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle:
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund und seine Stirne kühle.
Das Schönste Deiner Flur sollst Du erlesen,
Aus Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.“

„Genesen“, der unheilbarer Krankheit Verfallene konnte es nicht und — „der Rest ist Schweigen“ endete Heinrich Laube seine Trauerrede, als die Freunde des Dichters ihn, eigenem Wunsche nach, eines schönen Sommernachmittags auf dem stillen Dorfkirchhofe des berg- und waldumfriedeten Dertchens Modling bei Klosterneuburg zur letzten Ruhe bestattet hatten — an weltferner, bald nach seinem Tode mit einem edelschönen Granitdenkmal geschmückter Stätte, bis zu welcher nachts das Rauschen der Donau hinübertönt und auf der dicht neben Lenau innerhalb des Eisengitters auch des unsterblichen Todten liebste Schwester Therese und sein treuer Freund und Pfleger Schurz, in dessen Armen er seinen Athem aushauchte, sowie der große Orientalist Hammer-Burgstall, dieser in neunsprachigem Sarkophag, zum ewigen, traumlosen Schlummer gebettet worden sind.

„Der Rest ist Schweigen“ — mit diesen ernstesten Worten schließen wir auch unsere Skizze — aber daneben gehen uns, im Hinblick auf das tragische Geschick des unglücklichen Dichters, noch die anderen durch den Sinn, welche dieser selbst einmal einem Freundesherzen anvertraute: „Du kennst die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können.“



Im Hochgebirge.

Rings Eis und Schnee und tiefes Schweigen,
Kein Vogelschrei in öder Luft —
Gespenstlich weiße Nebel steigen
Empor aus tiefer schwarzer Kluff,
Starr ist das Sein und stumm das Weben,
Es wird hier jede Kraft zum Spott
Und außer Dir das einz'ge Leben,
Mit Schauern fühlst Du es, ist Gott.
Er ist auf diesem Schneegefilde
So greifbar Dir, so furchtbar nah,
Ob nie Dein Aug' ihn aus der Milde
Des blauen Himmels lächeln sah.
Wie in des Lebens schwersten Stunden —
Wenn selbst die Liebe Dich vergift —
Du als ein Etwas ihn empfunden,
Was wirklich, was unleugbar ist;
Wie Du da, magst Du sonst ihm lassen
Kein Plätzchen auch im Weltenraum,
Als letzte Rettung mußt'est fassen
An seines Mantels fernsten Saum:
So hebst Du hier auch Deine Hände
Zu ihm, dem einz'gen Schutz, empor,
Da sich an aller Weisheit Ende
Der letzte Halt für Dich verlor.
Damit ich nicht ganz einsam bleibe,
Du siehst, ich ging zu weit hinaus,
Flehst Du dann, breite ew'ge Liebe
Die Vaterarme nach mir aus!

Marie Tyrol.





Almensang.

I.

Durch das Hochgebirg irrt einsam ein Wanderer. Er hat den Bergstock in der Hand und derbe, nägelbeschlagene Schuhe an den Füßen, aber seine Kleidung ist nicht diejenige der Bewohner dieser Gegend. Auf seinem Gesicht lagert bange Sorge, sein Blick irrt suchend die Steinriesen entlang, die ihn umgeben, gleitet schein über die Abgründe weg, die hier und dort aufgähnen, und bleibt endlich augitvoll an der Sonne haften, die eben ihre letzten Strahlen über den Horizont herauf sendet. Nach einer Minute ist sie verschwunden und mit ihr sein letzter Wegweiser in diesem Felsenlabrynth. Eine Weile noch liegt ihr Schein rothgolden auf den Gletschern, höher und höher an ihnen empor kriechend, bis er an der höchsten Kuppe verglommen; dann dämmern die Schatten des Abends herein und hüllen die Landschaft in ihr einförmiges Grau, und Todesstille liegt über der Felsenöde. Rings kein Pfad, soweit das Auge irrt, kein Ton, soweit das gespannte Ohr lauscht, kein lebendes Wesen bis auf den Steinadler, der hoch droben im Blau seine Kreise zieht . . .

Verlassen! Verloren!

Der Wanderer sinkt auf einen Stein, sein Auge folgt unwillkürlich dem mächtigen Vogel, trübe Ahnungen durchzittern sein Gemüth. „Du harrst auf Beute!“ murmelt er, „vielleicht liefere ich Dir bald ein Mahl, wenn ich zerschmettert in diesen Schluchten liege.“

Minuten verrinnen, lange bange Minuten. Sie dehnen sich zur Ewigkeit für den Einsamen, der hier die Nacht durchwachen soll, die lange bange Nacht, in dieser grauensvollen Wildniß, wo ein unvorsichtiger Schritt, eine im Halbschlummer unbewußt gemachte Bewegung den Tod bringen kann . . .

Verlassen! Verloren!

Da . . . horch! Ein Laut in der Grabesstille! ein Ton aus Menschenbrust! ein glockenheller Zodler, weithin durch die reine Abendluft schallend, von den Felsen rings in vielfachem Echo zurückprallend,

ans Ohr des Verirrten schlagend wie Sphärenmusik, die ihn aus Nacht und Qual zu Licht und Erlösung ruft!

Er springt auf, zieht dem Tone nach, der sich wiederholt, lauter, näher — ein sicherer Führer aus der Steinwüste zu einem Menschenheim. Eine viertelstündige Wanderung an den Abgründen hin, die sein Auge in der wachsenden Dämmerung gerade noch erkennt, und er blickt auf grüne Almweide, auf eine Sennhütte, auf die schmucke Sennerin, die vor der Thür sitzt und ihre fröhlichen Weisen in den Abendfrieden hinaus jubelt:

Auf der Alm is kei Trauer,
Is der Himmel viel blauer,
Thuet der Sauchzer an Hall
Bis zum Bueben im Thal.¹⁾

Da steht der Fremde vor ihr und drückt ihr beide Hände: „Ich bin nah' daran gewesen, die Engel im Himmel singen zu hören, aber Dein Gesang, Diendl, war mir tausendmal willkommener!“

„Ja, ja“, nickt sie lachend, „'s is a g'fährliche Fuchsfall'n da droben, und ihr seid's nit der erste, der mein Suchezen um die ganze himmlische Musi nit g'rathen²⁾ hätt' mögen.“ Damit verschwindet sie in der Thür, um alsbald mit Brod und Milch zurück zu kommen, die sie dem Gaste bietet: „Damit 's Euch nit gar z'viel verdriekt, daß i Euch in dies irdische Sammerthal z'rück g'jodelt hab! Im Himmel hätt' ma Euch freilich an andere Mahlzeit vorg'setzt“, fügt sie entschuldigend hinzu, „müßt's halt vorlieb nehmen!“

„Wer weiß, ob mir's dort so gut geschmeckt hätte“, erwidert er, „und ob mich dort ein so freundlicher Engel bedient hätte!“

Sie antwortet mit heiterem Scherzwort und so fließt die Unterhaltung fröhlich fort, bis sie plötzlich durch Gesang in der Nähe unterbrochen wird. Ausblickend gewahrt der Fremde zwei Mädchen, die rasch herankommen und von Kesi, seiner freundlichen Wirthin, herzlich bewillkommt werden: „Das is recht, Loni, das freut mi', Everl, daß Ihr in Hoamgarten kommt.“

„Nu freilich“, erwidert Loni, „heut' is ja Samstag . . .“

„Ja“, fällt Kesi ein, „Gottseidank!“ und laut schmettert sie ins Thal hinab:

Heut is schon Samstagnacht,
Hat mir mei' Herzle g'lacht,
Heut geht's no' lustig zue,
Heut kommt mei' Bue.

Und als hätte das Lied und der ihm folgende Fodler einen Wiederhall geweckt, kommt von unten ein langgezogener Fuchschrei zurück, und während Kesi freudig zusammen zuckt, tönt es herauf:

¹⁾ Die meisten der hier mitgetheilten „Schnaderhüpfeln“ sind der Sammlung von L. v. Hörmann (Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchhandlung) entnommen.

²⁾ Entrathen, entbehren.

Und geh i' zum Diendl,
So richt' i' mi' z'samm',
Und an Suchezer mueß i'
Als Vorreiter hab'n. —

Inzwischen taucht auf dem Felsensteig, der zur Alm führt, die Gestalt eines Mannes auf, der sich rasch nähert, während er zu singen fortfährt:

Mei Diendl is a Blümle
Hoch droben auf der Alm,
Thuet ihr G'sichtl und ihr Herzl
Schier jedem Buebn g'fall'n.

Sein Todler erstirbt in dem Ruß, den er von Kestl zum Willkommen erhält. Hierauf begrüßt er die übrigen Anwesenden, während Kestl in die Hütte eilt und eine Zither holt, die sie auf den rohen Holztisch vor der Bank stellt, den Geliebten dabei auffordernd:

Zither liegt auf'm Tisch,
Spiel nur glei landlerisch,
Spiel nur und sing dazue,
Lustig mei Bue!

Er läßt es sich nicht zweimal sagen, bald klingen die Zithertöne in den Abendfrieden hinaus, während alle mit Entzücken lauschen, bis nach einer Weile Kestl wieder zu singen beginnt:

Wann so schön Zithern spielt
Mei lieber Bue,
Weiß i, daß die Engel drob'n
Tanzen dazue.

In diesem Augenblick mischt sich in den Gesang eine neue Stimme, die einem jungen Förster angehört, der sich mit einem noch jüngeren Gehilfen eben nähert:

A Büchserl am Ruck'n
Und a Federl auf'm Quat
Und a Diendl am Herz'n
Das macht a frisch Bluat.

Sofort schmettert ihm Toni spöttisch entgegen:

Mei Schatz is a Jager,
A ganz a verdrahter,
Er geht aus mit der Büchs,
Aber hoam¹⁾ bringt er nix.

Der „Jager“ schien dadurch keineswegs beleidigt, denn fröhlich

¹⁾ Heim.

umschlingt er die Spötterin und küßt sie derb auf den rothen Mund.
Doch sie entwindet sich ihm rasch:

Bübl was denkst D'r denn?
Hast gar koa Hirn?
Hast g'moant, i liebet Di?
Thua Di' nur verir'n.

Und zur Erklärung ihres Verhaltens fügt sie hinzu:

So g'wiß als seit Adam
Die Messeln ha'm brennt,
So g'wiß sein die Bueben falsch,
Bald man sie kennt.

Der Jäger steckt diese Anschwärzung seines Geschlechts nicht ruhig ein, sondern revanchirt sich:

'n Diendl ihr' Treu
Is schwarzer wie 's Blei,
Is ihr selb a diem¹⁾ z'schwar,
Sie legt s' weg und geht lar²⁾.

Loni weiß darauf nicht sofort zu antworten und wendet sich mißmuthig ab. Er aber macht sich triumphirend über die Schüssel mit Milch und Brod her, die Kestl aus der Hütte geholt. Sein junger Begleiter hat sich unterdessen damit beschäftigt, Everl, die jüngste der Seenerinnen, mit verliebten Blicken anzugucken, ohne den Muth zu finden, seinen Gefühlen lauten Ausdruck zu geben. Everl hat sich bisher mit heimlichem Vergnügen an dieser schüchternen Schwärmerei geweidet, nun aber kann sich der Schalk nicht länger zurückhalten und übermüthig kommt es über ihre Lippen:

Da geht er, da steht er,
Da loahnt³⁾ er in der Sunn,
Wenn i ihn anschaug,
Vor Lieb fällt er um.

Alle lachen; der schüchterne Liebhaber jedoch wird dadurch noch verlegener und kleinlaut gesteht er ein:

Zum hal'su bin i z'langsam,
Zum lieben viel z'still,
Wie soll's mi denn wundern,
Daß mi koane will?

Everl giebt ihm zu verstehen, daß er in seinen Befürchtungen zu weit gehe; leise summt sie vor sich hin:

¹⁾ Selbst manchmal. ²⁾ leer. ³⁾ lehnt.

Er schaut so verliebt,
 Nachher wieder betrübt,
 I hätt' aber gern,
 Wenn er fecker thät' wer'n.

Da faßt er sich ein Herz und nähert sich der Geliebten; doch im letzten Moment gewinnt die Verzagttheit wieder die Oberhand — er wagt sein Vorhaben nicht auszuführen. Da flüstert sie ihm leise ins Ohr:

Und Du darfst mi schon lieb'n,
 Und Du bist schon mei Bue,
 Und i schenk Dir mei Herzel
 Und Bußl'n grad gnuua.

Nun schließt ihr endlich ein schüchterner Kuß den Mund. Der Jager-Hans mag von dem guten Beispiel des neuen Liebespaares einen günstigen Einfluß auf den spröden Sinn seiner Angebeteten erwartet haben, denn er unternimmt einen neuen Annäherungsversuch, leider mit keinem besseren Erfolg wie früher, denn sie hat auf seine Liebesbetheuerung nur die schnippische Abfertigung:

Was nußt's aa¹⁾, wenn d' Lieb sitzt
 In jeder Falt'n,
 Dei Herz is a Sieb,
 Kann die Lieb nit halt'n.

Mißmuthig brummt er darauf:

Wenn d' Muck'n²⁾, die d'hast,
 Alle flieg'n kumt'n,
 Nachher wär's Sunnelicht
 Auf a Weil verschwund'n!

Voni hat inzwischen die beiden jungen Liebesleute betrachtet, die in stummem Glücke abseits sitzen, und kann sich nicht enthalten, ihrer Spottlust die Bügel schießen zu lassen:

„Ja ja“ und „na³⁾ na“
 Und „i mag“ und „i muetz“,
 Das is oft der ganze
 Verliebte Diskurs!

Martl leitet nun den poetischen Strom aus dem Gebiet der Liebeslyrik in ein anderes Bett hinüber. Lebhaft gehen alle darauf ein und im fröhlichen Wechselgesang fliegen alsbald die „Stückeln“ hinüber und herüber:

Du himmlischer Vater,
 Auf der Welt wär's wohl z'bleib'n,
 Wann's nur einmal a halbe Stund
 Zwanz'ger⁴⁾ thät schneib'n⁵⁾.

¹⁾ Auch. ²⁾ Mücken = Launen, Wortspiel. ³⁾ nein. ⁴⁾ eine Münzsorte. ⁵⁾ schneien.

Der Schildhahn im Wald
 Hat an Schwoaf¹⁾, an krump'n²⁾,
 Wann i drei Diendln hätt',
 Könnst i zwoa verlump'n!

Der Mensch hat an Geist,
 Hat der Schullehrer g'sagt,
 Und daß der Wein aa oan hat,
 Han i selber derfragt.
 Und wann die zwoa rauf'n,
 Da hat's fast 'n Schein,
 Als wann halt der Weingeist
 Thät der stärkere sein.

Daß 's geit³⁾ alte Her'n,
 Kann glaub'n, wer will,
 Aber junge die geit's,
 O da kenn i gar viel!
 Und hast damit z'schaffa,
 So thoan's⁴⁾ Dir was an,
 Und Du kannst nimmer schlafa,
 Denkst alleweil dran.

Mei Herz is a Uhr,
 Bleibt mir dann und wann stehn,
 A Bußl vom Diendl
 Macht's glei wieder gehn.

Mei Herz is a Spiegel,
 Bua da schau di nei,
 Magst schau, so lang d' willst,
 Wirst drin alloan sei.

Und so ging's fort in uner schöplicher Mannigfaltigkeit, bis der Mond hoch am Himmel stand und Loni und Everl Abschied nahmen, um auf ihre Almen zurückzukehren. Der junge Jägerburisch begleitete sie. Sein älterer Gefährte bot ebenfalls sein Geleite an, wurde aber von Loni schnippisch zurückgewiesen. Da blieb er noch eine Weile stumm und verdrossen sitzen, dann brach auch er auf. Der Fremde saß mit Kesi und Martl allein, über dies und jenes plaudernd und von dem ungekünstelten Wesen dieser beiden Naturkinder im Innersten erquickt. Endlich verabschiedete er sich von der Sennerin, dankte herzlich für die freundliche Aufnahme und begann, von Martl geführt, thalwärts zu steigen. Hinter ihnen drein tönte noch Kesi's helle Stimme:

Pfüt Di Gott, lieber Bua,
 Hast g'nommen mei' Ruah,
 Und wie lieb mir bist g'weist,
 Sag i jez erst, woßt gehst.

1) Schweif. 2) krummen. 3) giebt. 4) thun sie.

Hierauf ein schmetternder Jodler, in den Martl feurig einstimmt, dann tiefe, feierliche Stille, nur vom Geräusch unterbrochen, das die Schritte der nächtlichen Wanderer verursachen. Aber es währt nicht lang, so erklingt unfern von ihnen wieder eine Stimme, die dem Fremden merkwürdig bekannt erscheint:

Diendl, geh hör' amal,
Wie der Biglvoogl schön singt im Wald,
Diendl, mach's Fensterl auf,
Mir is scho kalt beim Stehn,
Diendl mach auf!

„Ist das nicht . . . ?“ fragt er.

„Freili, der Jager-Hans!“ nickt Martl. „Da drüben haust¹⁾ ja fein' spröd's Diendl. Er moant g'wiß, daß er jek' bei ihr mehr ausgericht't als droben. Hihi!“

Da hub die Stimme wieder an, weicher, flehender:

Heunt scheint der Mond so schön,
Thuen die Bابلen²⁾ rausch'n,
Geh her mei' lieb's Schappel,
Thuen m'r Herzl tauschn.

Nun erfolgt eine schalkhafte Antwort:

I möcht' gar nit tauschn,
I b'halt grad das mei',
Möcht' nur oans bekömma,
Möcht' no fälischer sei!

Worauf er versichert:

Schau her wie das Bacherl
Vom Berg abirinnt³⁾,
Schau her auf mei' Herzl,
Wie d' Lieb außser brinnt!

Das erweichte endlich das spröde Herz Voni's. Man hörte ein leises Geräusch wie vom Oeffnen eines Fensters und dazu die vielverheißenden Worte:

Wann Du mei Bue willst sein,
Mueßt Du aufrichtig leb'n,
Mueßt Dei Herzl zusperr'n
Und mir's Schlüssele geb'n.

Hierauf noch ein siegestrunkenes Lachen des Burschen, dann lag wieder nächtliche Stille über der Gegend. Die Wanderer stiegen tiefer hinab. Bald erreichten sie das Dorf, wo der Fremde übernachten wollte. In den meisten Häusern war das Licht erloschen. Im Wirthshaus aber herrschte noch reges Leben und schon unter der Thür schallte es den Ankommenden entgegen:

¹⁾ Wohnt. ²⁾ die Blätter, das Laub. ³⁾ hinabrinnt.

Lumpen sein Lumpen
 Und Lumpen sein Leut,
 Und die Wirth die thuen beten,
 Daß 's Lumpen aa geit¹⁾.

Martl trat mit seinem Begleiter ein und sang lustig zur Begrüßung:

Und wo's lustig zuegeht,
 Da fehr i gern ein,
 Drum muuß i aa d' meist Zeit
 In Wirthshäusern sein.

Worauf einer der zechenden Bursche schwermüthig bestätigte: „Ja, ja!“

Wenn foa Wirthshaus nit stand',
 Und foa Stellnerin aa,
 Wär's 'n Beutel a Nutzen
 Und der Seligkeit aa.

Da trat ein neuer Gast ins Zimmer, ein kleiner, untersehter Bursche, der nicht aus dieser Gegend zu sein schien, denn die Anwesenden betrachteten ihn mit neugierigen Blicken. Er erwiderte dieselben keck, schlug an seinen Hut und schmetterte ihnen die Herausforderung entgegen:

A Federl han i auf,
 In der Mitt' hat's an Bog'n,
 Wenn a frijcher Bua da wär',
 Nachher ließ er's nit ob'n.

Die jungen Bursche lachten geringschätzig und Martl entgegnete höhnisch:

Hör auf a so z' singen,
 Du spannlange Wurz',
 Wenn d' abbrechen thätst,
 Wärst zum Anknüpfen z' kurz.

Darauf der andere:

Daß i gar so kloan g'wachs'n bin,
 Hat mi' nie g'reut,
 Hat der Davidl aa wohl
 'n Goliath bläut!

Martls Geduld war erschöpft. Er trat dem Stecken gegenüber und bat nur noch ironisch:

Bliebl, wenn d' schlagit,
 Schlag grad nit auf d' Augen,
 Daß i no sehen kann,
 Deine Scherben z'jamn z'klauben!

Dann begannen sie den Ringkampf, der mit dem kunstgerechten

¹⁾ Auch giebt.

„Werfen“ des Kleinen endete. Martl hob ihn auf, reichte ihm gutmüthig die Hand und lachte: „Mit dem Bläuen is 's zwar diesmal no nix, Davidl, aber Schneid hast, und schau, das freut mi alleweil!“ Er bot ihm seinen Maßkrug und bald saß der Kleine bei den andern Burschen und erfreute sie durch die zahllosen neuen „Stückeln“, die er zu singen wußte. Der Fremde lauschte denselben eine Weile, dann suchte er sein Lager auf und entschlief mit froher Genugthuung über das sangesfreundige Völklein, dem ein so reicher Quell naturfrischer Poesie sprudelt. Noch in seinen Halbschlummer hinein tönte der rauschende Chor:

Zuheirajasa,
 Weil ma 's-Leben no ham,
 Und seid's lusti, wir femma
 So jung nimmer z'samm!

II.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
 Böse Menschen haben keine Lieder.“

Wenn dieser Ausspruch Seumes wahr ist, dürfte es auf der weiten Welt wenige Gegenden geben, die mehr zum behaglichen Verweilen einladen, als die bayerischen und österreichischen Alpen, denn wohl nirgends wird mehr gesungen als hier. Das Singen ist dem Hochländer ein Bedürfniß wie Athmen und Essen. Wer hätte nicht selbst schon auf hoher Bergeskuppe gefühlt, wie der Athem leichter, der Herzschlag lebhafter, das ganze Empfinden freier und größer wird? Ein Gefühl erhöhter Lebensthätigkeit durchströmt alle Adern und macht sich unwillkürlich in einem Tachezer Lust, als müßte man seine Wonne in alle Welt hinausrufen, und fast gebieterisch drängt das überquellende Empfinden zum Gesang. Wir modernen Kulturmenschen verfügen in solchen Momenten über ein unerschöpfliches Repertoire berühmter Lieder-Komponisten und bedienen uns desselben bequemerweise, wie wir uns beim Sprechen so häufig der Gemeinplätze bedienen, die uns der Mühe eigenen Denkens überheben. Dem Sohne der Berge ist es nicht so leicht gemacht, ihm hat kein Schubert, kein Schumann, kein Franz gelebt, aber er besitzt tiefes Gefühl, schalkhaften Humor, eine seltene Gabe sinnigen Vergleichs und ein außergewöhnlich feines Gefühl für Rhythmus und Reim, was ist natürlicher, als daß er sich sein Repertoire selbst schafft, wobei er ja nur den Mund deß' übergehen zu lassen braucht, weß' das Herz voll ist? Und so entstehen jene „Vierzeiligen“, die nicht nur häufig als Perlen volkstümlicher Dichtung von hervorragendem ästhetischem, sondern als unmittelbarster Ausdruck der Volksseele gewöhnlich auch von hohem kulturhistorischem Werth sind.

Dem wie der Aelpler denkt und fühlt, wie sich Liebe und Ehe, diesseits und jenseits in seinem Kopfe darstellen, dafür giebt es keinen sichereren Wegweiser als das Schnaderhüpfel, das — aus seiner innersten Eigenthümlichkeit heraus geboren und seinen ganzen Daseinskreis von der Wiege bis zum Grab, in Lust wie in Leid umspannend — als sein treuester Biograph betrachtet werden darf. Es dürfte kaum ein Ereigniß im Bauernleben geben, das nicht durch ein Schnaderhüpfel

poetifch verherrlicht worden wäre, aber auch umgekehrt kaum ein Schnaderhüpfel, das nicht einem wirklichen Ereigniß oder Gefühl feine Entftehung verdankte. Der alpine Dichter dichtet nicht wie fo mancher feiner ftädtifchen Kollegen, um zu dichten, fondern um dem, was ihn gerade lebhaft bewegt, den prägnanteften, feinem angeborenen poetifchen Sinn entfprechendften Ausdruck zu geben. So find auch die Schnaderhüpfeln nicht, wie fo viele moderne lyriſche Gedichte, gekünftelte Gebilde, denen man die mühsame Erzeugung im Treibhaus der Phantafie anfieht, fondern gefunde, in lebhaftem innern Drang und wirklich fchöpferifcher Stimmung erzeugte wilde Sprößlinge der Muſe, die vielleicht manchmal weniger manierlich und gepußt einherſchreiten als jene, dafür aber auch den durch keine andere Eigenſchaft zu erzielenden Vorzug naturwüchſiger Kraft beſitzen. Es gilt von ihnen, was Goethe von feiner Dichtung ſagt: daß ſie Gelegenheitsdichtung ſei, und daraus, aus ihrem engen Anſchluß an das reale Leben, aus der ſtrengen Beſchränkung auf Wiedergabe des nur wirklich Erlebten und Empfun denen quillt ihre naive Unmittelbarkeit, ihre ſinnliche Anſchaulichkeit, ihre herzerquickende, von des Gedankens Bläſſe nicht angefränkelte Natürlichkeit.

An Gelegenheit aber, an poetiſcher Anregung fehlt es ja den Kindern der Alpen niemals. Iſt doch ihre großartige Heimat mit den tannendunklen Wäldern, den ſchneebedeckten Bergrieſen, den kryſtallklaren Seen und den ſchäumenden Wildbächen an ſich ſchon ein Gedicht, eins der herrlichſten, die der große Weltendichter geſchaffen! Und in Uebereinstimmung damit bewegt ſich ihr Leben in jener beneidenswerthen Einfachheit und Natürlichkeit aller Verhältniſſe und in jener individuellen Freiheit, die der Ausbildung urſprünglicher und origineller Gefühle um ſoviel günſtiger iſt als das ſtädtiſche Leben, deſſen konventioneller Zwang der ärgſte Feind der Originalität iſt und das außerdem mit ſeiner raſtloſen Beſchäftigung ſo ſelten Zeit und Stimmung zu Ausflügen auf den Helikon bietet. Am Buſen der Natur zu hängen, iſt uns ja faſt nie gegönnt, während der Alpenſohn ſich ſtändig daran laben kann, und daß unſer Leben zwiſchen den dumpfigen Stadtmauern, in den dunklen Bureaux und rauchigen Gaſthäuſern weniger Ausbeute an poetiſchen Stoffen bietet als das feine, das mit ſeinem ungebundenen Almef- und Liebesleben, ſeinen Jäger- und Wildererabenteuern, ſeinem ſtetem Verkehr mit der wundervollſten Natur ein unerſchöpflicher caſtaliſcher Quell iſt: das bedarf ja keiner weiteren Darlegung. „Jede mondhelle Nacht“, ſagt Ludwig von Hörmann in ſeiner Sammlung von Schnaderhüpfeln aus den Alpen, die bereits in dritter Auflage erſchienen iſt*), „jede mondhelle Nacht, die den Bueben aus Fenſter des Diendls lockt, jede Hochzeit und luſtige Kirchweih bringt ein ganzes Schock dieſer Kinder des Augenblicks zur Welt. Vorzüglich ſind es die Dorfburſchen, die ſolchen Steggreifgeſang pflegen und als Dolmetſch ihres übermüthigen Kraftbewußtſeins und herausfordernden Wiſes, ihrer Lebens- und Liebesluſt, ihrer Spott- und Neckſucht verwenden. Manche dieſer „Liedelfinger“ beſitzen im

*) Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Univerſitäts-Buchhandlung, Preis broſch. 2 Mark, geb. Mark 2,80.

„Reimen“ eine ftamencswerthe Gewandtheit und find imftande, ihren Mutterwitz Abende lang in ftets erneuter Abwechslung fpielen zu laffen. Aber auch die Diendln leiften in diefer angeborenen Fertigkeit großes und manche fchnippiſche Dirne, die gut „fezen“ kann, weiß ihren fpottenden Widerpart meifterlich abzutrumpfen und befchämt heimzufchicken. — Am lebhaftesten erklingt es, wenn zwei gute „Reimer“ im gefungenen Wettkampf an einander gerathen. Stundenlang hüpf da Liedchen um Liedchen, urfprünglich derb und doch nadelfpizig, im neckenden und höhncnden Wechfelgefang aus den heißen Kehlen, umjauchzt vom Beifall und Gelächter der Tifchgenoffen. Hier werden alle jene merkwürdigen und lächerlichen Dorfvoorfälle, die der Heimgarten und der Brunnenklatsch ausheckt, in treffenden Spottreimen verrathen, mißglückte Liebesabenteuer der Mürfchen, Schwächen der Mädchen ſchonungslos gegeißelt, wahre oder erdichtete Valenbureereien der Nachbargemeinden in beißende Paſquille umgefetzt und fingend ausgeſpielt. Dieſe letzteren Sticheleien find nur zu häufig Veranlaſſung und gewiffermaßen Vorſpiel zu ernfteren Kämpfen, bei denen Maultrommel und Zither mit dem Schlagring, der gefürchteten Waffe des Roblers und Raufers, vertauſcht werden.“

Daß ſich bei ſo maſſenhafter Produktion unter dem Waizen auch viel Spreu einſchleicht, liegt auf der Hand, thut aber hier wenig Schaden, denn die Väter dieſer ungerathenen Kinder find glücklicherweise keine druckeſchwärzſüchtigen Stadtpoeten und verſpüren keinen ſo leidenschaftlichen Drang, ſie unter dem Deckmantel von Goldſchnitt und Prachteinband vertrauensvollen Leſern in die Hand zu ſchmuggeln. Die Schnaderhüpfeln pflanzen ſich gleich den Heldengefängen der alten Griechen mündlich fort und das iſt das radikalſte Mittel gegen die Verbreitung der mittelmäßigen und ſchlechten Stücke, denn kein Diendl, kein Bue nimmt ſich die Mühe, ſolche auswendig zu lernen. So müſſen ſie in der Regel ſo raſch als ſie entſtanden wieder verſchwinden. Die Schnaderhüpfeln zu ſammeln und ſchön gedruckt der Menſchheit des Tieflandes zugänglich zu machen, war den Städtern vorbehalten. Unter den verſchiedenen Sammlungen empfiehlt ſich beſonders die bereits erwähnte von Ludwig von Hörmann, der wir die meiſten der hier mitgetheilten „Stückeln“ entnehmen, durch ihre Reichhaltigkeit und überſichtliche Anordnung allen Freunden dieſer Volkspoeſie.

Wenn derartige Sammlungen in der Abſicht veranſtaltet werden, denen, die nicht durch eigene Anſchauung das Dichten und Trachten des Gebirgsvolkes kennen, ein reichhaltiges Bild davon geben, ſo kann man ſie nur willkommen heißen. Wenn ſie aber damit den Zweck verbinden, dem Schnaderhüpfel eine Heimſtätte in unſern Salons zu bereiten, ſo dürfte derſelbe gründlich mißglücken. Denn ſo wenig unſern Hochländern jemals die Lieder Schumanns oder Franz' vertraut werden können, ſo wenig uns Tiefländern die Schnaderhüpfeln. Sie ſind zu ſpezifiſch nationale, im Boden ihrer Heimat wurzelnde Erſcheinungen, als daß ihnen die Verſetzung in die Treibhausſtemperatur unſerer Salons zuträglich ſein ſollte; ſie bedürfen zum Gedeihen friſcher Alpenluft. Was im Munde des derben Alplers ſo kernhaft natürlich klingt, wird im Munde des zierlichen Städters zur unausſtehtlich gekünſtelten Phraſe. Man wird dabei unwillkürlich an jene

Karikaturen erinnert, die im Sommer in Aniehosen und Lodenjoppen unsere Berge unsicher machen, in unbarmherzigster Weise den Dialekt mißhandeln und ihre schamhaft weißen Kniee als willkommene Zielscheibe für die beißenden Witze der Mummerinnen darbieten. Ein schnaderhüpfelndes Fräulein aber wird stets an die Schäserinnen der Schäferspiele mit seidenen Kleidern und Fächern erinnern.

Ähnlich verhält es sich, wenn städtische Poeten Schnaderhüpfeln dichten wollen. Gelingt es ihnen auch zuweilen, die äußere Form, den Dialekt und Rhythmus zu treffen, so mißlingt ihnen umso häufiger das Wichtigere: der Inhalt. Sie vermögen es nicht, sich aus dem complicirten Empfinden und Denken des hochcivilisirten Kulturmenschen in die einfache Empfindungs- und Denkweise des naiven Naturjohnes zurück zu versetzen und werden gewöhnlich weichlich, süßlich und unwahr, wo sie kräftig, derb und natürlich sein sollten. „Wie häufig stellt es sich nicht heraus“, sagt Karl Stieler, „daß der Poet Ideen, die nur in seiner eigenen Bildungssphäre möglich sind, in den Ideenkreis des Bauers hineinträgt und sie als dessen Gedanken dargiebt, weil er sie mit dessen Worten ausdrückt. So entstehen die zahlreichen Salongedichte, die der Dialekt besitzt und die der Salon bewundert; sie wirken nicht durch ihre Wahrheit, sie täuschen nur durch ihre Ähnlichkeit; es sind hochdeutsche Gedanken in oberbayerischem Gewande, wie man ja auch hochdeutsche Menschen in solchen Kleidern sieht. Ein Grund, der der Echtheit hemmend im Wege steht, liegt in der Schwierigkeit, so völlig von der eigenen Denkart abzusehen, daß in jedem Gedicht wirklich der Bauer denkt und nicht wir selbst. Unwillkürlich drängt das Gefühl, daß der dialektische Dichter gleichsam als Vermittler zwischen zwei sich fremden Gruppen steht, zwischen Dorf und Stadt, zwischen seinen Originalen und seinen Lesern, zu Vermittlungsversuchen; und so schleicht sich unbewußt mancher Gedanke in die dialektische Dichtung ein, der nie im Kopfe, und manche Empfindung, die nie in der Seele eines Bauern lag.“

Das feinste Gefühl aber für diese Echtheit hat selbstverständlich der Bauer selbst und er wird niemals ein Lied singen, das mit seinem einfachen Sinn nicht harmonirt, das ihm „zu geschwollen“ ist, wie er sich ausdrücken würde. Daher werden die wenigsten dieser künstlichen Schnaderhüpfeln im Gebirge populär. Nur Franz von Kobell, dem Altmeister der oberbayerischen Dialektdichtung, ist es geglückt, eine Anzahl „Trutzliedeln“ zu schaffen, die sich bei den bäuerlichen Sängern der höchsten Beliebtheit erfreuen, wie z. B. die folgenden:

A Goasbock¹⁾ is g'stiegen
 Gar hoch in van²⁾ Horn,
 Hat a Gams³⁾ wern wolln,
 Is dengericht⁴⁾ foas⁵⁾ worn.

Und so gwiß als der Himmi
 Na dieweil is trüb,
 So gwiß ohni Eiferjucht
 Seit's⁶⁾ aa foa Lieb.

1) Geisbock. 2) einem. 3) Gemse. 4) dennoch. 5) feins. 6) giebt's.

„I fo¹⁾ birschn und jagu
 Und d' Zithern aa schlagu,
 Gei'st²⁾ mir Bussein³⁾ dafür,
 Ko'st es lerna vo mir.“

„I fo melka und maahn⁴⁾,
 Und 's Spinnradl' draahn⁵⁾,
 Und dees langt scho a Weil,
 's hat min⁶⁾ Verna foan Cil.““

Man sieht, diese „Stückeln“ brauchen den Vergleich mit den echten nicht zu scheuen. Aber Kobell ist eben auch eine Ausnahme.

Will man das Schnaderhüpfel in seinem ganzen Reiz genießen, muß man es in seiner Heimat hören. Wenn sich da eine kleine Gesellschaft von Sennerinnen, Jägern und Holzknechten im „Hoamgarten“ zusammen findet; wenn der Bue in stiller Nacht vor dem Fenster seines Diendls um Einlaß fleht; wenn im Wirthshaus oder auf dem Tanzboden die Lust in hellen Wogen aufschäumt: dann erst gelangt diese Dichtung zu ihrer gewinnendsten Entfaltung. In ungeahnter Fülle erschließen sich dann jene Schätze von schlagfertigem Witz, gemüthvollem Humor, tief sinniger Reflexion und heiterem Lebensmuth, die des bajuvarischen Stammes Erbtheil sind und in der Form der „Bierzeiligen“ die Prägung erhalten, in der sie fortan von Mund zu Mund gehen. Dabei verhindert die eigenthümliche Form des Schnaderhüpfel, daß die Prägung durch allzulangen Gebrauch abgegriffen werde. Es gleicht nämlich einem Räthsel: in den ersten Zeilen stellt es die Frage oder den Fall auf, in den letzten bringt es die Lösung:

Du flachshaarets Diendl,
 I hab di' so gern,
 I möcht' weg'n Dein Flachshaar
 A Spinnradl wer'n.

Jetzt hab i mein Vater
 Ganz steuerfrei g'macht,
 Hab's Gütl versoffen
 Und 's Feldl durchbracht.

Wenn's Wirthshaus a Kirchen wär',
 Und 's Diendl der Altar,
 So wuret⁷⁾ der Rosenkranz
 Gar nimmer gar⁸⁾.

Die natürliche Folge dieser Form ist, daß der Hauptreiz eines Stückes mit dem erstmaligen Vortrag erschöpft ist. Man mag sich später noch an dem Witz der überraschenden Wendung der originellen Lösung erfreuen, aber man kennt diese Lösung und die Spannung ist damit zu Ende. Birgt diese Thatsache einerseits die Gefahr in sich,

¹⁾ kann ²⁾ giebst. ³⁾ Pufferln, Küsse. ⁴⁾ mähen. ⁵⁾ drehen. ⁶⁾ mit dem.
⁷⁾ würde. ⁸⁾ zu Ende.

daß manches werthvolle Stück vor der Zeit außer Kurs gesetzt werde und damit vielleicht für immer verloren gehe, so hat sie doch andererseits den Vortheil, daß sie jede Stagnation in der poetischen Produktion verhindert. Wollen die Schnaderhüpfelsänger der Gefahr, ihre Zuhörer zu langweilen und dafür verispottet zu werden, entgehen, müssen sie nothgedrungen auf neue Reime sinnen. So fehlt es niemals an jungem kräftigen Nachwuchs und die Schnaderhüpfeldichtung erhält dadurch jenen unererschöpflichen Reichthum, jene unbegrenzte Mannigfaltigkeit, die das Entzücken jedes Freundes der Volkspoesie bildet, den Feuilletonisten aber, der auf kleinem Raum ein anschauliches Bild davon entwerfen soll, zur Verzweiflung bringen könnte. Denn des Vorzüglichen giebt es hier so viel, daß einem die Wahl wehe thut. Ich beschränke mich daher darauf, eine Anzahl der charakteristischsten Schnaderhüpfeln anzuführen und verweise diejenigen, deren Verlangen durch die spärliche Blumenlese nach einem größeren Bouquet geweckt wird, auf das Buch Hörmanns, wo sie außer circa tausend der besten Schnaderhüpfeln, auch ein halbes Duzend der Melodien finden, nach denen sie gesungen werden.

Wie in jeder lyrischen Poesie ist auch hier der Liebe der Löwenantheil gewährt und das innige Gemüth, die feurige Leidenschaft, der schwärmerische Sinn des Nelpfers kommen in diesen Stückeln zum vollsten Ausdruck. Denn so abgeneigt derselbe sonst jeder Sentimentalität ist: die Liebe macht auch ihn zum schmachtenden Seladon und läßt den Herkules, der beim Raufen und Wildern stets der erste und verwegenste ist, Wolle spinnen.

Und 's hat no' foa Mensch
 So was schönes aufbracht,
 Als der 's Lieb'n erfunden
 Und 's Küssen erdacht —

singt er begeistert und unererschöpflich ist er, die Gewalt und Größe seiner Liebe zu schildern:

Koa Nacht is mir z'dunkel,
 Koa Weg is mir z'weit,
 Koa Fenster z'hoch drob'n,
 Wenn mi 's Diendl recht freut.

Am Hyperbeln thut er es dem kühnsten Städter gleich:

Und 's Diendl hat Mangeln,
 Wie im Himmel oben die Stern',
 Und so oft i da eini schau,
 Möcht i narriich grad wer'n.

Und der ganze Götzendienst der Liebe spricht aus den Strophen:

Diendl wie freust Du mi'!
 Kommt mir grad für,
 Als wie wenn i foan Himmel brauch't,
 Bist Du bei mir.

Du bist mir viel lieber,
 Als d' Engel allsammt
 Und i mag erst in Himmel
 Bald i' Di droben habnt.

Solcher Schwärmerei gegenüber bleibt natürlich auch das Diendl nicht zurück. Mit der anmuthigen Schalkerei der Liebe, die sich in Bärtlichkeit nicht genug thun kann, klagt sie:

Mei' Herzl im Leib
 Kann i nit verschenk'n,
 Sonst gäb' i 's mein Bueben
 Zu — n an Angedenken.

Die meisten Diendln stehn auf dem Standpunkt derjenigen, die da inbrünstig betet:

O himmlischer Vater,
 Verschaff mir an Mann,
 Jede Katz hat an Kater,
 Jede Henn hat an Hahn!

und die Warnung einer offenbar schon Gewitzigten:

Diendl hüet Di', Diendl halt Di'
 Und laß Dir nix thoan,
 Die Bueben sein Schelmen,
 Sein i' groß oder kloan —

dürfte nur geringen Erfolg haben, denn ihr steht eindringlich genug das Gespenst der alten Jungfer gegenüber, das der Bua dem spröden Diendl herauf beschwört:

Diendle spreiz' ¹⁾ Di nit so,
 Aus 'n Trad ²⁾ wird a Stroh,
 Aus de Blüemlen a Hen,
 Nur vier Wochen is Mai!

Es giebt hier auch echte Dorf-Don Juans:

Dreizehn Diendlen thue i lieb'n,
 Alle in an Kranz,
 Wenn ane der Teufel holt,
 Bleibt 's Duzend no' ganz —

wie es echte Dorf-Kofetten giebt:

Jetz hat si schon wieder
 Der Hollerbaum bogen,
 Und jetz hab i schon wieder
 An schön Bueben ang'logen.

Sogar Schlimmeres als Kofettiren scheint man manchem Diendl nachsagen zu können:

Mei Schak is so viel
 Als a Kirschbaum am Weg:
 A jeder, der fürgeht ³⁾,
 Der reißt an Ast weg.

¹⁾ Biere. ²⁾ Getreide. ³⁾ vorbeigeht.

Daß bei einer Klasse, bei der alle Gefühle mit elementarer Ursprünglichkeit auftreten, auch die Liebe von platonischer Schwärmerei nichts weiß, liegt auf der Hand. Wir können von den diesbezüglichen, eine derbe Sinnlichkeit athmenden Stückeln nur eines der zahlreichsten citiren:

Hübscher Bue, feiner Bue,
Schür m'r mei' Nieder zue,
Daß i amal sagen kann:
Du bist mei Bue.

Geht die Liebe zu Ende, so bildet kein Vitrioldrama den traurigen Abschluß; man scheidet in dankbarer Freundschaft von einander:

I wünsch d'r viel Glück,
Daß d'r besser soll gehn,
Für die Zeit, daß d' mi' g'liebt hast,
Bedank i mi' schön.

Daß im Gegensatz zur freien Liebe die Ehe mit nichts weniger als begeistertem Auge betrachtet wird, rührt von der im Bauernleben ziemlich allgemein beobachteten Praxis her, bei jener das Herz, bei dieser aber lediglich materielle Berechnung sprechen zu lassen.

Seider¹⁾ i g'heirat' han,
Ist die Lieb aus,
Jez han i die Predig
Und Vesper im Haus.

Nächst dem Liebesleben ist es besonders die Jagd und das Almerleben, mit dem sich das Schnaderhüpfel beschäftigt.

's Gamsl am G'wänd
Und der Punkt auf der Scheib'n
Und 's Diendl an der Hand
Is mei' Thuen und mei' Treib'n.

In poetischer Weise werden häufig die beiden Hauptleidenschaften, Liebe und Jagd mit einander verschmolzen:

Hätt' i a Büchserl,
Mit Lieb ladet' i's
Und schießet' auf's Diendl,
Das treffet' i g'wiß.

Auch Tanzen, Raufen und Trinken wird vom Schnaderhüpfel nicht stiefmütterlich behandelt.

Drei Tänz kann i tanz'n
Und zwa²⁾ kann mei Bue,
Und so lang i a Geig'n hör,
So lang is fa Ruch.

¹⁾ Seit. ²⁾ zwei.

Von mein Lump'n, mein Pimp'n,
Wird gar so viel g'redt,
Redt's allweil vom Sauf'n,
Vom Durst red't ma net.

Viktor Scheffel hätte das nicht schöner sagen können! Und welches Diendl könnte zürnen, wenn der Bue ein bißchen zu tief ins Glas geguckt hat und sich entschuldigt:

Diendl muecht weg'n an Klausch
Mit so stark aufbegeh'r'n,
Da sieg¹⁾ i Di' doppelt
Und das han i gern.

Ueberhaupt neigt der Charakter des Aelplers zu nichts weniger als zu entjagungsvoller Askese:

Derweil w'r jung sein,
Sein m'r lustige Leut,
Zum Weinen und Sünd'ubüß'n
Is schon noch Zeit.

Daß bei so sorglosem Lebensgenuß auch die Geldnoth eine Rolle spielt, bedarf kaum der Erwähnung. Wehmüthig schüttelt der flotte Bua den Kopf:

A b'jundere²⁾ Zeit
Hab'n ma jeh auf der Welt,
Daß 's gar soviel Beutl giebt
Und so wen'g Geld.

Um Politik kümmert er sich wenig; die überläßt er den „Herrischen“. Höchstens schwingt er sich zuweilen zu einer satyrischen Bemerkung über die Eigenthümlichkeiten seiner nächsten Nachbarn auf; um sich darüber hinaus für ein politisches Ideal zu begeistern, dazu ist sein geistiger Horizont zu beschränkt.

Und der Türk und der Ruß
Die zwoa gehn mi' nix an,
Wann i nur mit der Bretl
Noan Kriegshandl han.

Daß er es aber in Dingen, die ihn unmittelbar angehen, trefflich versteht, sich seine eigene Anschauung zu bilden, mögen die folgenden Stückeln beweisen, die wir aus dem Schatz der bäuerischen Lebensweisheit herausgreifen:

Willst g'schimpft wer'n,
Mueßt heirath'n,
Willst g'lobt wer'n,
Mueßt sterb'n.

¹⁾ Sehe. ²⁾ besondere.

Wenn die Welt wär der'schaff'n
Nach 'n Menschenverstand,
Ist sach¹⁾ sie wohl aus,
Wie 's Bettlotterg'wand²⁾.

Den ratschet'n³⁾ Leut'n,
Denen schick i an Grueß,
Sie soll'n si z'erst wasch'n,
Sein selber voll Ruesß.

I halt nix auf 's Reichsein,
I halt nix auf 's Geld,
A feins, a treus Herzl
Is 's Best auf der Welt.

Und d' Lieb is a Wein
In an oachen⁴⁾ Panz'n⁵⁾,
Der macht diam⁶⁾ an Alt'n
Wie narrisch tanz'n.

A bissl sikriech, a bissl sakriech,⁷⁾
A bissl vornehm mueß ma thoan,
Die groß'n Thaler mueß ma sehn lass'n,
Ab'r hergeb'n mueß ma foan.

Zum Schluß mögen einige Stückeln Platz finden, in denen der
graziöse Humor dieser Dichtungsart in seiner ganzen Liebenswürdigkeit
zum Ausdruck gelangt:

Der Kaiser hat einerg'schrieb'n,
Er brauchet Soldat'n,
Die Diendl'n hab'n außeg'schrieb'n,
Sie köunt'n foan g'rath'n.

An jed's Sternl am Himmel
Sollt' a schöns Diendl sein,
Ist wollt' i, es fallet
Der Himmel glei ein.

Z'nacht⁷⁾ han i zum Diendl
In's Kammerl 'nein woll'n,
Da sagt's, i soll'n Schlüssel
Beim Pfarrer erst hol'n.

Mei' Herz und die Nachtigall
Sein nachet⁸⁾ befreund't,
Fang'n beide an z'schlag'n,
Wann die Sunn nimmer scheint.

1) Dann sähe. 2) Potter, verlumpter Mensch. 3) geschwätigen. 4) eichenen.
5) Faß. 6) zuweilen. 7) jüngst. 8) nahe.

Weit Scheid'n von der Lieb
 's a bitteres Kraut,
 Wann i wisset, wo's wachsen thuet,
 Grabet i 's aus.

Wer würde nicht angesichts solcher Perlen von tiefstem Bedauern ergriffen bei dem Gedanken, daß die Zeit nicht mehr fern scheint, wo auch der Almensang von denen, die zu seiner Pflege berufen wären, vernachlässigt werden wird? Schon zeigen sich die ersten Spuren davon, der heitere Sangesquell sprudelt bei weitem nicht mehr so üppig wie noch vor einigen Jahrzehnten. Denn der Oberländer kommt jetzt zu viel mit der großen Welt in Berührung, er verliert dadurch die Naivetät, die die erste Bedingung echter Volkspoesie ist. Ueber den tausenderlei neuen Interessen kommt ihm der Sinn für das Schlichte, das sich bisher in seinem Denken und Dichten aussprach, immer mehr abhanden, und wenn sich jetzt schon hie und da die Bueben und Diendln städtisch kleiden, wie lange wird's noch anstehen, bis sie auch städtisch singen? Die moderne Kunst wird dadurch schwerlich etwas gewinnen, die volksthümliche Dichtung aber gewiß viel verlieren! Wir können daher nur wünschen, daß es wenigstens noch recht lange währen möge, bis man auf die Schnaderhüpfel-Dichtung die Strophe anwenden kann, mit der der Schnaderhüpfel-Sänger seinen Vortrag gewöhnlich schließt:

's Liedl is g'sung'n,
 Und 's G'sangl is aus,
 Und die Grosch'n sein g'sprung'n
 Und jez gehn m'r z' Haus.

H. St.





Inge.

Eine Nordsee-Erinnerung von Reinhold Fuchs.

I.

Ein stiller Sommerabend war's auf Föhr;
Wir hielten Rast am hohen Hünengrabe
Von langer Wanderung durch die grünen Marschen,
Und sahn vom Abendschein die öden Dünen
Von Sylt und Amrum rosig überhaucht,
Indeß im Süden fern die Hallig Hooge
Mit ihren grauen Bersten auf der Flut
Wie eine bleiche Geisterinsel schwamm. —
Es ebte leis; des Regenspeifers Ruf
Scholl, traumverloren, manchmal von den Batten,
Und aus der Inselbörfer Dächern stieg
Der Abendrauch in weißen Wölkchen auf
Sich um das Grün der Lindenvipfel kräuselnd,
Die hoch und still das Seeiland überragen.

„O trauer Frieden, holder, zaubervoller,
Wie thust Du wohl der müdgehetzten Seele,
Die aus der Weltstadt wildem Geisterkampf
Und Räderrollen sich zu Dir gestüchtet!“ —
So sprach ich, leise seufzend, und vergaß
Des Gastfreunds fast, des alten Inselpfarrers,
Der mir zur Seite saß im Haidekraut.

Der aber hob sein achtzigjährig Haupt,
Sah freundlich mit den klaren, grauen Augen
Mir ins Gesicht und sagte, leise lächelnd:
„Ja, schön ist's heut' an unserm stillen Strande;
Doch laßt Euch, Herr, nicht täuschen durch den Frieden!
Ist rast das Meer um unsre grünen Deiche,
Und hier auch kämpfen Lust und Schmerz die Schlacht,
Die uralte ew'ge, in der Menschen Brust,
So gut wie dort in Euren Riesenstädten,
Ob selten auch die Welt davon erfährt.

Als heute früh wir über'n Kirchhof gingen
 Und auf den Kreuzen dort die Namen lasen,
 Da sind mir viel Geschichten aufgewacht
 Von Sturm und Schiffbruch, langbewährter Treue,
 Verlorner Hoffnung, gottergeb'nem Dulden;
 Geschichten, die das Kirchenbuch berichtet,
 Und andre, die voreinst ich selbst erlebt.

Ihr kennt des Friesenvolkes Glauben, Herr,
 Daß, wer im Meer ein nasses Grab gefunden,
 Als Spuk, als „Gonger“ sich den Seinen zeigt,
 Im Abendgrau'n das Heimatdorf durchwandelnd:
 So steigen der Erinnerung Schattenbilder,
 Gestalten, die des Lebens tiefes Meer
 Verschlungen hat, in meiner Seele auf,
 Und wecken ferner Tage Lust und Leid.

Habt Ihr Geduld, von einem alten Manne
 Das schlichte Schicksal zweier schlichten Herzen,
 Von dem ich selbst vor mehr als dreißig Jahren,
 Als ich auf Amrum noch als Pfarrer hauste,
 Ein Zeuge war, berichten Euch zu lassen,
 Will ich von Inge, meinem Pathenkind,
 Und Wögen Broders gern Euch heut erzählen.“ —

Ich nickte stumm; er senkte seinen Blick,
 Als ob in alte Zeit zurück er sinne.
 Dann fuhr er fort, als spräch' er aus dem Traum,
 Indes die Dämm'ung über Meer und Land
 Gefrohen kam gleich einer Riesenspinne:

II.

„Wie schön sie war! — Ich seh sie klar, wie einst:
 Rußbraunes Haar und dunkle, feine Brauen, —
 Der Mutter Erbtheil, die von Irlands Küste
 Ihr Vater sich, der Kapitän, geholt, —
 Doch drunter ernste, stille Friesenaugen,
 Nur dunklern Blaus, als die des Inselvolks
 In unserm Norden; — blau, wie ich's geschaut
 An klaren Tagen von dem Bord des Schiffs,
 Das durchs Korallenmeer des Südens zog.

Von all den Mädchen unsrer Düneninsel
 Schritt keine stattlicher als sie dahin
 Und anmuthvoller, wenn im bunten Schift,*)
 Den schlanken Leib vom rothen Bealt**) umgeben,

*) Schift, ein langes, mit Stickereien verziertes Oberkleid, das früher zum Nationalstaat der friesischen Frauen gehörte.

**) Bealt, ein breiter Gürtel aus rothem Leder.

Und um den Hals die goldne Panzerkette, —
 Ein kostbar Erbstück der Familie war's, —
 Mit ihren Eltern sie zur Kirche ging.

Bewundernd glitt dann mancher Blick zu ihr
 Hinüber von der Bank der jüngern Männer,
 Doch trug ihr drum der Dirnen keine Groll,
 Denn alle wußtens, daß sie war versprochen
 Mit Wögen Broders, ihres Nachbarn Sohn,
 Der als ein Steuermann die See besuhr,
 Und daß ihr Herz für keinen andern schlug.

Die Mutter Inges, die schon lang gekränkelt,
 Starb, eh die Tochter, die sie treu gepflegt,
 Noch achtzehn Lenze sah; den Vater riß
 Das Meer ihr fort, als mit dem Rettungsboot
 Er einem fremden Schiff zu Hilfe kam,
 Das bei Nordwest auf Seejand war gescheitert.

Ergebnen Sinnes trug sie still den Schmerz, —
 Die See, die so viel Wittwen, Waisen schafft,
 Ist eine gute Lehrerin im Dulden! —
 Und sorgsam führte sie mit ihrer Magd,
 Mit Elken Hanjes, und mit Thonklef Buhns,
 Der ihren Eltern zwanzig Jahr gedient,
 Die Wirthschaft fort auf ihres Vaters Hof,
 In Lieb' und Treue des Verlobten harrend.

Und endlich, als zum dritten Male schon
 Das Haidkraut der Dünenhåler welkte,
 Kam er zurück, gebråunt von Indiens Sonne,
 Breitschultrig, hoch, und klaren, festen Blicks,
 Wie er gefahrgewohntem Seemann eigen.
 Ein Abend war's, wie heute, still und warm;
 Die Halligen schwammen fern im Sonnenduft,
 Und ruhig stieg am Binnenstrand die Flut;
 Ich saß mit Inge, wie schon manches Mal,
 — Denn fast wie eine Tochter liebt' ich sie, —
 Vor ihrer Thür im Gärtchen auf der Bank,
 Von Wögens redend, der ihr lange schon
 Nicht mehr geschrieben, als ein flinkes Boot
 Wir um der Insel Spitze steuern sahn.
 Nun lag es fest, und ihm entstieg ein Mann,
 Der eine bunte Seemannslade trug
 Auf starker Schulter. — Bald verberg die Düne
 Ihn unserm Blick, doch als er rüstig dann
 Um Nachbar Dankert Quedens Scheuer bog,
 Da hört' ich Inge rufen: „Wögen Broders!“ —
 Und als wir eilends uns erhoben, sah ich
 Zur Seite mir des Mädchens feine Züge
 Erbleichen erst und leise dann erröthen

Im Kampfe freud'gen Schrecks und holder Scham.
Doch auf des Jünglings braunem Antlitze lag
Wie heller Sonnenschein die Heimatlust,
Als er im Nähererschreiten uns gewahrte.

Als echter Frieje aber barg er klug
Des Herzens Regung; setzte seine Lade
Bedächtig nieder auf den weichen Sand
Und grüßte, höflich seine Mütze ziehend,
In mir der Kirche Würdenträger erst,
Eh seiner Braut die Hand er bot: „Da bin ich!
Just mit dem Postschiff komm' ich an von Hamburg; —
Ich hab' Dich lange warten lassen, Junge!“ —
So sprach er, während seine starke Rechte
Die kleine Hand des Mädchens fest umschloß,
Die, leise zitternd, in der seinen lag.

„Da bist Du, Wögens! — Endlich, Gott sei Dank!“
So sprach sie schlicht und blickte warm und fest
Ihm ins Gesicht, das lange nicht gesehnte.
„Doch komm ins Haus! Wirst müd' und hungrig sein,
Und besser kannst Du's drinnen uns erzählen,
Wie Dir's ergangen in den fremden Ländern
Weit über'm Meer, wo Du so lang geweilt!“

Bald saßen traulich wir am braunen Tisch,
Den Inges Vater einst aus Schiffsgebälk
Gezimmert, das als Strandgut er gefunden,
Und sahen unsre junge Wirthin schalten
Gewandt und zierlich an dem Feuerherde,
Der durch die Dämm' rung helle Lichter warf
Kings auf die Blumenschnörkel und die Vögel,
Die an der Stubenwand die Kacheln zierten.
Als Fischpan*) dann und Thee vom Tisch verschwunden,
Der Quail**) traulich das Gemach erhellte,
Und wir in Brand gesetzt die Meerschäumköpfe,
Gab Wögens uns Bericht von seinen Fahrten,
Von braunen Menschen, bunten Götzentempeln;
Vom Haifischfang und von Koralleninseln,
Die wie ein grüner Kranz im blauen Meer
Mit ihren schlanken Palmenhainen schwimmen.

Wenn er erzählte, wie man freundlich ihn
In mancher Häuptlingshütte aufgenommen,
Sammt den Gefährten; wie mit Kawa-Bowlen,
Gesang und Tanz die Wilden sie gefeiert,
Dann sah ich Junge stillzufrieden lächeln,

*) Fischpan, ein friesisches Gericht aus gehacktem Stockfisch und Kartoffeln.

**) Quail, eine kleine Hängelampe veralteter Konstruktion.

Als dächte sie: Wem wärst Du nicht willkommen?
 Doch sprach vom Riff er, das sie kaum mit Noth
 Vermieden einst in sternloser Nacht;
 Vom Teifun, der ihr Schiff im gelben Meer
 Wüthend gerüttelt, daß die Fugen klappten:
 Dann sah ihm starr und schreckensbleich das Mädchen
 Ins braune Antlig, ihre Hände faltend
 Und leiz, wie im Gebet, die Lippen regend.

Spät war's, und hoch am Himmel stand der Mond;
 Die Watten blinkten, feucht noch von der Flut,
 Als ich mit Wögens trat aus Inges Thüre.
 Nur wenig Augenblicke säumte noch
 Der junge Schiffer, leise Zwiesprach pflegend
 Mit seiner Braut, dann klang es: Gute Nacht!
 Zu mir herüber, und an meiner Seite
 Schritt Wögen Broders auf dem Wiesenpfad
 Dem nahen Kirchdorf, unjerm Heim, entgegen.
 Als drauf wir an des Pfarrhofs Pforte standen
 Und uns die Hand zum Abschied reichten, sagt' ich:

„Willkommen in der Heimat! Danke Gott,
 Daß Du ein Herz gefunden, treu und rein,
 In der Genossin Deiner Lebensfahrt,
 Wie's wenigen hienieden ward zutheil!
 O Wögens, zeig' Dich solchen Glückes werth!“ —

Er sagte nichts, doch schien der Druck der Hand,
 Mit dem wir schieden, feste Bürgschaft mir,
 Daß er das Kleinod, das ihm zugefallen,
 Gar wohl erkannt und treulich hüten werde
 Für alle Zeit als seines Lebens Krone . . .

III.

Nach wenig Wochen, als die ersten Stürme
 Die Dünen fegten, und der Brandung Dröhnen
 Vom Außenstrande scholl, den Winter kündend,
 Sprach ich am Altar unsres Inselkirchleins
 Den Segen über Wögen Broders' Bund
 Mit Inge Jensen, und noch niemals waren
 Mir wärmer aus der Seele je die Worte
 Der Schrift gequollen, als an jenem Tage,
 Als über dieses jungen Paares Häuptern . . .

Der Winter, lang und einsam, kam und ging
 Mit Schneegestöber, Sturm und Schollentreiben,
 Doch kurz erschien er wohl den jungen Gatten,
 Die voller Lieb' und Eintracht drunten hausten
 Auf Inges Hof, nichts von der Welt begehrend.

Sein eignes Häuschen, Feld und Wiesenland
 Verkaufte Wögens an den Strandvogt Sönk,
 Mit dem Erlös den Ewer zu bezahlen,
 Den er in Hamburg auf der Werft bestellt,
 Als er von seiner Reise heimgekehrt.

Wohl hätt' ihn Inge, der ein inn'res Grauen
 Vor See und Schiffahrt seit des Vaters Tod
 Geblichen war, als Landmann an die Scholle
 Der sichern Heimatsinsel gern gefesselt:
 Wohl bat sie oft ihn, seinen Plan zu ändern,
 Doch stets umsonst.

Auch als ich selbst ihr einst
 Mit gutgemeintem Rath zu Hilfe kam,
 Blieb Wögens, der in andern Dingen gern
 Der sanften Gattin jeden Wunsch erfüllte,
 Fest beim Entschluß, den einmal er gefaßt.

„Glaubt mir, Herr Pfarrer“, sprach er, „glaub' mir, Inge,
 Ich taue nicht zum Leben auf dem Land!
 Müßt' ich erblicken, hinter'm Pfluge schreitend,
 Das blaue Meer, die weißen Wogenkämme,
 Und dächte dran, wie einst mit scharfem Kiel
 Ich sie gepflügt, daß hochauf stob der Schaum;
 Säh' ich beim Strandgang fern die braunen Segel
 Hinunterschwinden an dem Saum des Wassers,
 Stunde für Stunde, Tag für Tag — o glaubt's:
 Ich trüg' es nicht! — Drum laßt mir meinen Willen,
 Denn nur als Schiffer kann ich glücklich sein!“
 Wir spürten wohl, wie sehr es Ernst ihm war,
 Drum gab ihm Inge, wenn auch seufzend, nach,
 Gehorsam, wie sie es vor Gott gelobt. —

IV.

Es kam der Lenz, und eines Morgens lag
 Im Inselhafen Wögens' neues Schiff,
 Hochbordig, breit, mit starken Eichenplanken,
 Die frischgetheert, im Sonnenlichte glänzten.
 Beifällig nickend, sachverständ'gen Blicks
 Beschauten es der Insel Schiffer prüfend
 Und fanden viel an seinem Bau zu loben,
 Am Tafelwerk, wie an dem Schnitt des Bug's.
 Nur Inge Broders sah mit stiller Sorge
 Vom Fenster aus es schaukeln auf der Flut
 Und mochte nicht des Vatters Freude theilen.
 Der aber, als zu dritt an Bord wir standen
 Des andern Tages, wandte lächelnd sich
 Zu seinem Weib und sprach, das Haar ihr streichelnd:
 „Getrost, mein Schatz! Du weißt, auf unserm Eiland
 Lebt mancher Graufopf, der wohl zwanzigmal

Die Linie hat gekreuzt in jüngern Jahren,
 Ohn' einen einz'gen Schiffbruch zu erleben! —
 Ich aber werde wenige Meilen nur
 Fortan vom sichern Strande mich entfernen,
 Mit Heu und Wolle durch das Wattenmeer
 Nach Husum segelnd, oder den Ertrag
 Des Fischfangs nach dem Markt von Hamburg führend.
 Was soll auf solcher Fahrt mir wohl begegnen?
 Die „Hoffnung“ hab ich unser Schiff getauft,
 Und, will es Gott, so trägt uns nicht der Name!“
 Sie lauschte lächelnd ihres Mannes Worten
 Und sagte: „Gott beschütze Dich zur See!“
 Doch wie ein Schatten lag's in ihrem Auge
 Von banger Ahnung und von künft'gem Kummer,
 Daß ich von Mitleid mich ergriffen fühlte,
 Ob mich auch grundlos ihre Sorge deuchte.

V.

Die Tage kamen und die Tage schwanden
 Gleichförmig in dem Wechsel der Gezeiten,
 Und Wögens weilte bald am Land, mit Thonklef
 Die Wiesen mähend, oder in dem Garten
 Die Lieblingsblumen seines Weibes pflegend;
 Bald kreuzte fern er auf der Sylter Höhe,
 Den Seegrund mit gewalt'gem Schleppeck pflügend,
 Von Gerret Sönk, des Strandvogts wackrem Sohn
 Und zwei Matrosen kräftig unterstützt.

Stets war mit seinem Loos, dem selbstgewählten,
 Er wohl zufrieden, war's zu Land und See,
 Und nahm das Leben von der lichten Seite,
 So daß er bald des Dorfes Liebling ward,
 Doch Junge war nur heiter und gesprächig,
 So lang sie ihn am festen Lande wußte
 In ihrer Nähe; aber still und traurig
 Erschien sie stets, sobald er sie verließ.

Wohl suchte Marret Steffens, ihre Freundin,
 Ein echtes Friesenkind mit blondem Haar
 Und hellen Augen, wenige Jahre jünger
 Als Junge selbst, den Ernst ihr zu verscheuchen
 Mit munterm Lachen und mit heitern Reden,
 Wenn sie beim Theetopf abends Netze strickten;
 Doch selten nur gelang es ihr, der Freundin
 Ein schnellverschwindend Lächeln abzulocken.

VI.

Schon ging der Sommer mählich auf die Neige,
 Und stets war Wögens glücklich heimgekehrt,
 Als er zu einem neuen, großen Fischzug —

Der letzte sollt' es sein in diesem Jahr, —
Sich rüstete. —

Wie hatte sonst sein Weib
Versucht, ihm von der Ausfahrt abzurathen,
Doch jenen Abend, als er das Geräth
Mit den Genossen schon an Bord gebracht,
Beschwor sie ihn (aus seinem eignen Munde
Erfuhr ich's später) nicht in See zu stechen.
Ihr Vater, sprach sie, sei ihr in der Dämm'ring,
Als sie zum Brunnen mit dem Eimer ging,
Erschienen, bleich, von salz'gem Wasser triefend,
Und habe traurig im vorüberwandeln
Sie angeschaut, als wollt' er Unheil künden,
Wie es die Gonger oftmals schon gethan.

Wohl hatte Wögens, der als Inselrieje
Der Ahnen alten Geisterglauben theilte,
Sich eines leisen Schauders nicht erwehrt
Bei Juges Worten — aber war es Stolz,
War's Zuversicht auf sein bewährtes Glück, —
Er hatte jener Warnung nicht geachtet,
Und war am Morgen auf den Fang gefahren.

VII.

Der Tag war ruhig, heiter, und kein Wölkchen
Ließ bis zum Mittag sich am Himmel sehen,
Doch gegen Abend stieg wie eine Wand
Tiefschwarz im Westen plötzlich es empor,
Und dumpfes Dröhnen scholl in kurzen Pausen
Vom Meer herüber, schweren Sturm verkündend.

Wie flücht'ge Schwalben, die ein Falke scheucht,
Schoß durch das Gatt*) bei Kniepsand Boot auf Boot
Der Fischerflotte mit gereißten Segeln,
Freudig begrüßt von den Zurückgeblieb'nen,
Von Frau'n und Kindern, die der Väter harreten.

Auch Junge war zum Strand hinabgeeilt
Und frug voll Angst die Heimgekehrten alle,
Ob sie von Wögens' „Hoffnung“ nichts gesehn.
Sie wußten nichts von ihr; nur Nachbar Quedens,
Der erst gekommen, als die Dünung sich
Bereits gewaltig auf den Rissen brach,
Gab ihr zur Antwort, ihres Mannes Ewer
Sei weiter nordwärts in die See gegangen
Als all die andern, und um Mittag schon
Raschsegelnd, ihm aus dem Gesicht entschwunden.
„Doch fürchte nichts!“ so sprach er tröstend, da

*) Gatt = eine Durchfahrt.

In Juges Antlitz ihn die Angst erbarmte:
 „Ein tücht'ger Schiffer ist Dein Mann; sein Boot
 Ist stark und neu, und hält wohl aus ein Wetter!“
 Er sprach, und — heulend, pfeifend, schrillend fuhr
 Der erste Stoß des Sturmes übers Wasser,
 Zu weißem Schaum die Wogenkämme quirlend
 Und hoch empor den Sand der Dünen wirbelnd.
 Weiber und Kinder kreischten auf; die Männer
 Zogen die Boote höher auf den Strand,
 Denn selbst im Schutz der Sandbank dachte sie
 Ihr kostbar Eigenthum bei solchem Toben
 Der Elemente nicht genug gesichert.
 Und immer wilder schnob es von der See;
 Haus hohe Brandung stand auf allen Riffen,
 Mit fahlem Schein beleuchtet von den Blitzen,
 Die, jähgezackt, die Wolkennacht zerrissen.

Doch Junge schien für all den Aufruhr taub;
 Sie stand an einen Bootspfahl festgeklammert,
 Dicht an der Flut, von salz'gem Gischt umsprüht,
 Bleich wie der Tod, mit vorgebeugtem Leibe
 Auf's Meer hinaus, aufs sturmzerwühlte, starrend,
 Drauf dunkler stets die Dämm'ung niedersank.

Die andern Inselwohner schlichen schein
 Sich endlich heimwärts durch die Dünenthäler,
 Nachdem sie still noch ein Gebet gemurmelt
 Für die Genossen draußen auf der See,
 Die rettungslos dem Tod verfallen schienen.
 Nur Sönk, der Strandvogt, dessen Sohn an Bord
 Der „Hoffnung“ auch an diesem Tage war,
 Und Marret Steffens hielten mit mir aus
 Am Strande, bis es völlig Nacht geworden.

Dann aber, da wir sahen, Menschenhilfe
 Sei hier vergeblich, suchten wir mit Bitten
 Und lieblich-ernster Mahnung Junge Broders
 Zur Heimkehr zu bewegen, doch umsonst.

„Du weißt es, Junge“, sprach der alte Sönk,
 — Und leise bebte seine rauhe Stimme
 Vor innerm Weh — „mein einz'ger, braver Sohn
 Ringt, wie Dein Mann, mit bitterer Todesnoth
 Da draußen in der fürchterlichen Nacht,
 Doch stehn sie in der Macht des Herrn, wie wir,
 Und was er schickt, wir müssen es ertragen. —
 Komm heim und laß uns beten, armes Kind!“

Sie aber blickte starr ihm ins Gesicht,
 Als sprach' er eine nie vernomm'ne Sprache;



Billige Fahrt.

Nach einem Originalgemälde von Peter Kraemer.

500

Dann wies sie mit der Rechten in die Nacht
Aufs wüthende Meer, und wandte stumm sich ab,
Angstvoll der Brandung lauschend, wie zuvor.

„Ich bleibe bei ihr!“ sprach entschlossnen Tones
Der greise Strandvogt, „aber Ihr, Herr Pastor,
Bringt Marret heim zu ihrem alten Vater,
Der um die Tochter schwer sich ängsten mag! —
Ihr werdet morgen Eure Kraft gebrauchen,
Drum geht nach Haus! Ich will für Inge sorgen!“

VIII.

So ging ich denn, mit Marret Hand in Hand,
Die leise schluchzte, durch die wilden Dünen
Den schmalen Pfad, den dann und wann das Licht
Des Vollmonds ungewissen Scheins erhellte,
Zum Dorf hinab, vom Sturme laut umbrüllt,
Die Seele centnerschwer von Kimmerniß.

Kein Auge schlossen wir in jener Nacht,
Der Freunde denkend auf der wüsten See
Und jener, die am Strande wir gelassen,
Mit dem Entsetzen, der Verzweiflung ringend.
Wohl hörten wir, daß nach und nach der Sturm
Sich legte; sahen durch die Fensterscheiben
Die Sterne blinken und den Mondenschein
Sich breit und ruhig auf die Haide lagern,
Doch wenig Trost gewährt' es unsren Herzen,
Die der Gedanke nur: Zu spät! — erfüllte. —

Raum stand der erste, blasse Dämmerstreif
Am Himmel, als die Hausgenossen alle
Mit mir und Marret nach dem Ufer eilten.
Bald schloß mit stummem Gruß ein Dorfbewohner
Sich nach dem andern unsrer Wallfahrt an,
Die schweigsam, eilig durch die Frühe zog.
Auf all den knorrigen Seemannsangesichtern
Lag tiefer Ernst, als wär's ein Leichenzug.

Da plötzlich, als den letzten Dünenhang
Wir just erklimmt, entfuhr den rauhen Kehlen
Ein Ruf des Staunens, dann ein laut: „Hurrah!“
Denn vor uns — kaum den Augen mocht' ich trau'n —
Lag Bögen Broders „Hoffnung“ — unverfehrt,
Vom Ebbestrome leis umspielt, am Strande!

Und als wir näher kamen, sahen wir,
Wie Sönk, der alte, seinen Sohn umarmte,
Mit hellen Freudenthränen in den Augen,
Und hörten ihn mit zitternder Stimme schluchzen:
„Hev ik di wedder, Jung, min leve Jung!“

Daneben hing an Wögen Broders' Hals
 Ein Weib, von seinem starken Arm gestützt,
 Doch — war es möglich? — sollt' es Junge sein? —
 Braun war ja Junge, wie wir alle wußten,
 Und jener dort hing silberweiß das Haar,
 Vom Sturm gelöst, hernieder auf den Rücken!

Und dennoch war sie's, — klar erkannten wir's,
 Als sie das Haupt erhob, an ihren Zügen,
 Den jugendlichen, die gar seltsam stimmten
 Zum greisen Haare, das die Stirn umrahmte,
 Und klarer noch am dunkeln Blau der Augen,
 Draus voll und warm ein Strahl der Liebe brach.

Doch wie erschraf sie, als anstatt der Freude
 Hilflos Entsetzen ihr entgegenstarrte
 Aus dem geliebten Antlitz ihres Mannes!

„Was ist Dir, Wögens?“ rief sie, und es bebte
 Die Seelenqual der langen Schreckensnacht
 In ihrer Stimme nach, so wie das Meer
 Auch nach dem Sturm noch lange wogt und brandet.

Da faßte zitternd er mit seiner Rechten
 Einen der Strähne, die von Inges Schultern
 Herniederhingen, zeigt' ihr ihn und sprach:
 „O Junge, Junge! Das um meinetwillen!“

Sie aber schien des Wunders kaum zu achten,
 Daß sie zur halben Greisin umgewandelt
 In einer Nacht, und sagte sanften Tones:
 „Laß gut sein, Wögens! Hab' ich Dich doch wieder!“
 Wie gerne will ich weiße Haare tragen,
 Wenn Du mir bleibst und mich wie früher liebst!“

Er küßte sie, doch sah ich wohl, es ging
 Ihm tiefer, als die Meisten ahnen mochten,
 Daß so verwandelt er sein Weib gefunden . . .

IX.

Dann, als wir heimwärts durch die Dünen zogen,
 Gab Gerret Sönk Bericht, wie er und Wögens
 Sammt den Matrosen Knud und Lars dem Tod
 Entgangen waren, dem man auf der Insel
 Unrettbar sie verfallen schon geglaubt.

Zwei Meilen westlich von dem Strand von Röm
 Hatte der Sturm, der jählings aufgesprungne,
 Sie überfallen, kaum die Zeit zum Messen
 Der Segel gönnend. Vor dem Winde laufend,

Von einer schweren Brechsee Wogenkämmen,
 Die donnernd niederfrachten, hart bedrängt,
 Drauf waren sie mit knapper Not gelangt
 Ins lister Tief, eh noch die volle Wuth
 Des Ungewitters sich entladen hatte.
 Die Küste Sylts, schon manchem Schiff verderblich,
 Dem ihren war sie Schutz und Schirm gewesen.

Als später das Gewitter ausgetobt,
 Und sich der Wind gedreht, die Wogen dämpfend,
 Waren bei Mondschein sie in See gestochen
 Und früh durchs Vatt bei Kniepfand eingelaufen,
 Just eh' wir auf den Dünen dort erschienen.

So Sönks Bericht, der noch am selben Tage
 Bis in des Eilands fernste Hütte drang,
 Sammt dem Gerücht, daß Inges braunes Haar
 Der Schrecken diejer einen Nacht gebleicht.

X.

Im Lauf der Wochen aber schwand das Staunen,
 Die Neugier und das Mitleid, die sich deutlich
 Beim ersten Kirchgang Inges nach der Sturmnacht
 In manchem scheuen Blick und Flüsterwort
 Der Nachbarinnen mir verrathen hatten,
 Und bald, wenn Wögens' junges Weib die Gasse
 Des Dorfs im weißen Haar hinunterschnitt,
 Verwandte Keiner mehr den Kopf nach ihr,
 Als ob er niemals anders sie gesehen.

„Was braun, was weiß! Sie bleibt doch von uns allen
 Die Hübscheste!“ so hatte Marret Steffens
 Gerufen, als beim Kirchweihanz die Mädchen
 Von Inge Broders vielerlei geschwaht
 Und von dem Schrecken, den ihr weißes Haar
 Beim ersten Anblick Wögens eingejagt.

„Was braun, was weiß! Er wird sich dran gewöhnen,
 Und wenn er denkt, daß nur um seinetwillen
 Sie so verwandelt, sie noch lieber haben!“
 So meinte Marret, und die andern nickten.

XI.

Doch eines Abends, heimwärts durch die Dämm'ung
 Von Süddorf wandernd, trat ich in das Haus,
 Das Wögens und sein junges Weib bewohnten,
 Weil ich die beiden selten nur und flüchtig
 Gesehen seit dem Morgen nach dem Sturm.

Die Stubenthüre fand ich angelehnt,
 Und Lampenschimmer quoll mir drauß entgegen,

Doch als ich klopfte, gab mir keiner Antwort.
 So that ich denn die Thüre selber auf
 Und in das Zimmer tretend, sah ich — Junge,
 Allein, gebeugt am braunen Tische sitzend,
 Das Antlitz in die beiden Hände pressend,
 Gleich einem, dem vor tiefem Seelenschmerz
 Die auß're Welt zum Gräuel ist geworden.

Ich hüstelte, und plötzlich schrak sie auf
 Und sah mich an mit thränenfeuchten Augen,
 Undeß ihr jähes Roth die Wangen färbte,
 Die dünner mir und bleicher erst als sonst
 Erschienen waren.

„Junge, liebes Kind,
 Was schaffst Dir Kummer?“ sprach ich, nähertretend
 Und ihre schmalen, kühlen Hände fassend,
 Die naß noch von vergoss'nen Thänen waren.

Lang starrte schweigend sie zur Diele nieder,
 Sich scheuend, mir ihr heimlich Leid zu klagen,
 Doch als ich, auf den Stuhl ihr gegenüber
 Mich setzend, sagte: „Hast denn kein Vertrau'n
 Du zu dem alten Pathen mehr; o Junge,
 Der stets mit Dir es hat so gut gemeint?“
 Da glitt sie leise nieder auf die Erde,
 Und ihr Gesicht an meinen Knien bergend,
 Begann sie, oft von Schluchzen unterbrochen,
 Den Jammer ihres Herzens mir zu beichten.

Aus all den Worten, die von ihren Lippen
 Gleich einem warmen Blutstrom hastig quollen,
 Stets hört' ich zittern nur die bange Klage,
 Daß Wögens sie nicht mehr wie früher liebe
 Seit jener Sturmnacht, die sie so verwandelt,
 Und daß sie drum sich gräme Tag und Nacht.

„O, er ist gut und will es mir verbergen,
 Doch kann er's nicht; denn wenn er mich erblickt,
 Erschrickt er stets, wie an dem bösen Morgen,
 Als er am Strande mich zum ersten Mal
 Als Greisin sah . . . Ich habe gute Augen;
 Er täuscht mich nicht . . . O wär' ich blind und taub.
 O läg' ich lieber todt im tiefen Meer!
 Er scheut mich, meidet mich; — oft geht er fort
 Am frühen Morgen auf die Seehundsjagd,
 Zum Entensfang nach Merham*), bis es dunkelt,
 — So sagt er mir, allein ich weiß es besser! —

*) Merham = eine sumpfige Gegend in den Dünen von Amrum.

Der lahme Knütt, der Besenreisigbinder,
 Hat oft ihn auf der Düne sitzen seh'n
 Fern an der Ahd *) im Norden, stundenlang,
 Wohin sich selten nur ein Mensch verirrt,
 Wie er mit starren Augen sah aufs Meer,
 Trübsinnig, wie er sonst es nie gewesen.
 Ich weiß gar wohl, er ist's um meinetwillen,
 Weil er mein weißes Haar nicht sehen kann . . .

Ach, hätte mich die Brandung fortgespült,
 Ihm wär' es besser, als mit mir zu hausen
 Ein ganzes Leben unter einem Dach,
 Von Ehen gequält vor seinem eignen Weib!
 Denk' ich daran, so bricht mir fast das Herz,
 Denn ach, ich hab' ihn ja so lieb, so lieb!"

Sie schluchzte stärker und ein fiebernd Beben
 Schüttelte krampfhaft ihren jungen Leib,
 Daß es mir schmerzlich in die Seele schnitt.
 Doch mich zusammenraffend, suchte ich Trost
 Zu spenden ihr, so gut ich es vermochte,
 Und neue Hoffnung, neuen Lebensmuth
 Ihr einzulösen, mild-erhabne Worte
 Der heiligen Schrift ihr ins Gedächtniß rufend,
 Die manchen vor Verzweiflung schon bewahrt.
 Auch schien sie ruh'ger nach und nach zu werden,
 — Mit Freuden sah ich's — und als scheidend ich
 Die Hand ihr reichte, glaubt' ich fast ein Lächeln,
 Ob flüchtig auch, wie fernes Wetterleuchten,
 In ihren bleichen Zügen zu erspähn.

Als ich an jenem Abend durch die Stille
 Der Haidelandschaft, welche selten nur
 Der Ruf der südwärts ziehenden Vögel störte,
 Nach Hause schritt, bewegt' ich tief im Herzen
 Manch ernsthaft mahnend Wort für Wögen Broders,
 Um, wenn es möglich, seinen Sinn zu ändern.

XII.

Nach wenig Tagen — draußen an der Mühle
 Bei'm Kreuzweg war es — kam er mir entgegen
 Gecken Haupt, die Flinte auf dem Rücken,
 In finstres Grübeln, schien es, tief verloren.
 Als er mich sah, erschrak er und versuchte,
 Mit stummem Gruß den schmalen Haidepfad
 Einschlagend, die Begegnung zu vermeiden,
 Ich aber trat ihn an und sagte: „Wögens,
 Ich hab' ein Wort an Dich um Inges willen!
 So Dir's genehm, begleit' ich Dich ein Stück.“

*) Ahd (dänisch Odde) eine Landspitze.

Er nickte wortlos, doch verrieth die Blässe,
Die seine braunen Wangen überzog,
Mir nur zu wohl den Aufruhr seines Innern.

So schritten wir durch's dürre Haideland
Langsam den öden Dünenhügeln zu,
Um die des Herbsttags Morgennebel wogten.
Ernst, wie die Stunde, waren meine Worte,
In denen ich den Kummer seines Weibes
Dem jungen Schiffer auf die Seele wälzte.

„Undankbar bist Du, bist der Gnade Gottes,
Die sichtbar sich an Dir bewährt, nicht würdig,
Und nicht der Liebe, die Dein braves Weib
In jener fürchterlichen Wetternacht
Dir hat bewiesen, wenn Du reuig nicht
Erkennst, wie schwer Du hast an ihr gesrevelt,
Und Deine Thorheit fühlst, so lang es Zeit!“

So sprach ich eifernd und er hörte mich
Schwerathmend an und senkte stumm das Haupt.
Doch endlich gab er zögernd mir zur Antwort:
„Ich weiß es wohl; sie hat es längst errathen,
Wie sorgsam ich es auch vor ihr verhehlt! —
Sie thut mir leid, und doch, wenn ich sie sehe,
Dann überfällt mich jedesmal der Schreck,
Wie dort am Strande nach der Wetternacht,
Wo sie zuerst mir so entgegentrat! —
Und neulich nachts“, — er sprach es schein und flüsternd, —
Als hell der Mond in unsre Kammer schien,
Und mich der Wind, am Lade rüttelnd, weckte,
Da hört' ich sie zur Seite mir im Schlaf
Verwirrte Worte murmeln — meinen Namen
Und ihres Vaters, gleich als lebt' er noch, —
Und dabei stand ihr im Gesicht geschrieben
Ein solch' Entsetzen, daß ein Schauer kalt
Mich überlief, und mir das Haar sich sträubte,
Als hätt' ich ein Gespenst geschaut. O Gott,
Und dennoch ist sie ja mein liebes Weib,
Das niemals mich mit einem Wort betrübt,
Seit Sie, Herr Pastor, unsern Bund gesegnet!
Wie bin ich schlecht! Und doch, ich kann's nicht ändern,
Und heucheln hab' ich niemals ja gelernt!“
So seufzt' er, mit dem Rücken seiner Hand
Die Augen wischend, d'rin es feucht erglänzte.

„Die Zeit ist eine mächtige Trösterin;
Vertrau' ihr, Wogens; alles wird noch gut!
Wer weiß es, ob nicht einst die Stunde kommt,
Da ihr der Prüfung, die euch Gott geschickt,

Gedenken werdet voller Dankbarkeit."
 Mit diesen Worten reicht' ich ihm die Hand
 Zum Abschied hin, und kräftig drückt' er sie,
 Als wollt' er stumm für meine Mahnung danken.

So schieden wir. Ich sah ihm lange nach,
 Wie er die Dünen Schlucht hinunterschrift,
 Bis er im Nebel meinem Blick entschwand.
 Dann wandt' ich langsam mich dem Dorfe zu,
 Und schwer, dem wolkengrauen Himmel gleich,
 Der bleiern über'm Haidelande hing,
 War mir das Herz von ahnungsvoller Sorge.

XIII.

Am nächsten Samstag; — gegen Abend war's; —
 Ich saß, die Sonntagspredigt überdenkend,
 Allein im Zimmer, hört' ich rasche Schritte
 Vor meiner Thür, darauf ein kurzes Klopfen,
 Und plötzlich, eh' ich noch: herein! gerufen,
 Gewahrt ich bei dem matten Dämmerlicht,
 Daß Wögen Broders auf der Schwelle stand.

„War Junge hier?“ so fragt' er, hastig athmend,
 Und holte dann erst nach den Abendgruß,
 Die rechte Hand noch an der Thürenklinke,
 Indeß die Linke zum Südwesten fuhr.

„Was giebt es, Wögens? Sag, was ist's mit Junge?“
 Rief ich erschrocken, aber er: „Herr Pastor!
 Sie war nicht hier? Dann mag sie Gott beschützen!“
 Und damit war er wieder aus der Thür,
 Bevor ich noch begriff, was er gewollt.

Rasch folgt ich ihm, ein schweres Unheil ahnend,
 Denn nichts geringes, wahrlich, konnt' es sein,
 Was ihn, den Sturmerproben, so verstört.

Raum war ich hundert Schritt vom Hause fort,
 Gewahrt' ich ihn, wie er mit Gerret Sönf
 Und Dankert Quedens hast'ge Reden tauschte.
 Nichts hört' ich, näher schreitend, als die Worte:
 „Seestiefeln an — im Föhler Watt — die Flut!“
 Doch was ich hörte, war genügend, mir
 Den kalten Angstschweiß auf die Stirn zu jagen.

In eiligem Laufe durch die feuchten Wiesen,
 Die breiten Gräben oftmals überspringend,
 Drauf folgt' ich Wögens nach dem Binnenstrand,
 Dieweil die beiden andern rasch die Nachbarn
 Zusammenriesen, um uns beizustehn.

In abgeriss'nen Sätzen, unterwegs,
 Gab Wögens mir Bericht, daß seine Frau
 Früh mit der Flut nach Föhr gefegelt sei,
 Um ihre kranke Muhme zu besuchen
 In Ueterjum, die lang nach ihr sich sehnte.
 Um Nachmittag, bei tiefstem Ebbestande,
 Habe zu Fuß zurück sie kehren wollen,
 Den Weg benutzend übers trockne Watt,
 Um mit dem Wagen, den er ihr nach Norddorf
 Gesandt, Glock vier zum spätesten heim zu sein.
 „Doch schon ist's fünf! Seit einer Stunde flutet's,
 Und immer noch ist Inge nicht zurück,
 Sie, welche selber sonst die Pünktlichkeit!
 Wenn sie ein Unfall auf dem Watt betroffen,
 Wenn irr sie ging, ja nur den Fuß verstaucht,
 Dann holt die Flut sie ein! O Herr, mein Gott,
 Errette sie! Vergieb mir meine Sünde! —
 Wie gerne macht' ich alles wieder gut,
 Hätt' ich Dich wieder erst, mein liebes Weib!“

XIV.

Der Stelle nahen wir uns unterdessen,
 Wo sich der Weg, durch schwanke Besenbaken*)
 Gezeichnet, ostwärts in die Watten wendet.
 Dort spähten athemlos wir von der Düne
 Nach Föhr hinüber, doch umsonst: Im Nebel,
 Der über'm Schlickgrund wie ein dünner Flor
 Sich dehnte, sahn wir kaum die dritte Bafe
 Vom Ufer noch; die vierte, fünfte schon
 Zerfloß uns, schemengleich, im grauen Dunst.

Da raffte Wögens seiner Lungen Kraft
 Zusammen, hielt die Hände vor den Mund,
 Und mächtig hallte, wild, verzweiflungsvoll
 Es zweimal durch die Dämm' rung: „Inge! Inge!“
 Doch als wir angestregten Ohres lauschten
 Und nicht ein Hauch aus grausig-stiller Tede
 Uns Antwort gab — da deckte fahle Blässe
 Des jungen Schiffers Antlitz, und ein Strahl
 Von mehr als Todesangst in seinem Blick
 Gemahnte mich an jene Schreckensnacht,
 Da ich mit Marret Abschied nahm von Inge . . .

XV.

Indessen nahen sich die Nachbarn auch,
 Zehn wetterharte, seebefahrne Männer,
 Von Gerret Sönk und Dankert angeführt.

*) Besenbaken = Stangen mit Besenreisig oder Strohweiden versehen, um den Weg oder das Fahrwasser zu bezeichnen.

Ernst und bedenklich waren ihre Mienen,
 Doch ohne Zögern folgten sie dem Wort
 Des alten Strandvogts, welcher klar und sicher,
 Gleich einem Kapitän in Sturmgefahr,
 Die Weisung gab, in langgedehnter Kette
 Hinauszuschreiten in das Nebelmeer,
 Um Juge Broders auf dem Watt zu suchen.

Zuweilen drang des Tuthorns*) dumpfer Ton
 Und, langgezogen, ein: Ahoi! herüber
 Von den Genossen, als ein Warnungszeichen,
 Uns nicht zu trennen, und von Zeit zu Zeit
 Erhob sich trüg ein fattes Mövenpaar,
 Das wir gestört, mit kreischendem: Kriäh!
 Und schwerem Flügelschlag den Nebel theilend.

Wie eine Wand'ring durch das Schattenreich
 Bedünkte mich, unheimlich, grauenvoll,
 Der Wattengang. Wie lang er schon gewährt,
 Ich wußt' es nicht, denn stille schien die Zeit
 Gleich einer rost'gen Wanduhr mir zu steh'n.

XVI.

Da hört' ich fernher durch den Nebel dröhnen
 Die Stimme Sönks: Zurück zum Strand! Die Flut! —
 Mir schien es wie der Ruf zum Weltgericht.

Und nun — bei Gott! — zwar klang es ferne noch,
 Doch kannt' ich's wohl, das oft gehörte Brausen;
 Das war das Meer! Nun galt es Eile, Eile!
 Weit hinter uns verhallten schon die Stimmen
 Der Weggenossen, aber Wögen Broders
 Schritt ruhig fort, als hätt' er nichts gehört.
 Mit wenig Sprüngen war ich ihm zur Seite:
 „kehr um, o Wögens, denn es kommt die Flut!“
 Er aber sprach: „Herr Pastor, ohne Junge
 Wird keiner mich im Dorfe wiederseh'n.
 Ihr aber rettet Euch, wenn's Euch noch möglich,
 Und sprecht für unsre Seelen ein Gebet,
 Wenn ich mein Weib im Tod erst wiederfand!“

Ich aber blieb. Noch heute weiß ich nicht,
 Woher mir Muth zu solchem Thun gekommen.

So gingen schweigend, lauschend, spähend wir
 Der Flut entgegen, welche schon die Killen
 Und flachern Stellen auf den Watten füllte,
 Uns oftmals zwingend, seitwärts auszubiegen.

*) Tuthorn = Sprachrohr.

Da plötzlich stürzte Wögens, wie die Möve,
Die saugend niederfährt auf ihren Raub,
Nach links davon, daß ringsumher das Wasser
Empor vom feuchten Schlickgrund klatschend spritzte,
Und daß ich kaum zu folgen ihm vermochte.

Ein Freudenschrei; nicht weiß ich, ob ich selbst,
Ob Wögens, ob ihn beide ausgestoßen;
Zwei rasche Sätze dann; — ein: Gott sei Dank!
Aus tiefstem Grund der angstgepreßten Seele,
Und hochaufathmend stand ich — neben Inge,
Die bleich und stumm, dem Meere zugewandt,
Auf eines Mastbaums grauem Stumpfe saß,
Der, halbverweht, im feuchten Sande lag.

XVII.

„O Wögens, warum habt ihr mich gesucht,
Warum gefunden?“ sprach sie leis und traurig
Zu ihrem Manne, der sich freudebebend
Und tiefererschüttert, zu ihr niederbeugte.
„Es wäre besser wohl für Dich gewesen,
Wenn mich die Flut“ — er aber hob sie auf;
Sah lang und tief ihr in die ernsten Augen
Und zog sie fest an seine breite Brust,
Mit heißen Küßsen ihren Mund bedeckend.
Doch plötzlich schrak er auf: „Die Flut, die Flut!
Rasch, rasch, mein Weib, um Gottes willen, fort!“ —
Und ha! — schon kam es auf dem feuchten Grund
Wie tausend Schlangen hinter uns gekrochen
Mit leisem Zischen, tückisch, beutelüftern
Bereits um unsre Sohlen gierig züngelnd . . .

Wohin, wohin? Wir lauschten athemlos;
Da endlich, weit aus nebelgrauer Ferne,
Wie Geisterstimmen, klar und wunderbar,
Bernahmen wir vom Dorf das Abendläuten,
Das uns den Rettungsweg zum Strande wies.

Und vorwärts ging es, vorwärts, Hand in Hand,
So schnell die Füße nur uns tragen mochten,
Denn um die Wette lief mit uns der Tod;
Wir wußten's wohl . . .

Zum Knöchel bald herauf,
Dann zu den Knien, und endlich zu der Hüfte
Die Schritte hemmend, quoll und schwoll das Wasser,
Unheimlich, lautlos, aber rasch und sicher
Die Beute packend, dem Polypen gleich . . .

Da faßte Wögens, wie ein Kind man hebt,
Sein zitternd Weib mit beiden starken Armen

Und trug sie lächelnd, Brust an Brust gelehnt
 Und Haupt an Haupt, den Heimdünen zu,
 Die dämmernd vor uns aus dem Nebelwüst
 Und grauen Schwall des Wattenmeeres tauchten.

Schon hörten wir vom Lande Stimmen, Rufe,
 Und fühlten, wie der Grund sich mählich hob.
 „Muth!“ keuchte Bögens, und noch einmal raffte
 Er mächtig alle seine Kraft zusammen,
 Daß an den Schläfen ihm die Adern schwellen.
 Noch hundert Schritte — und am festen Lande
 Ließ er behutsam nieder seine Last;
 Jedoch ein Strahl der reinsten Seligkeit,
 Wie selten ich im Leben ihn geseh'n,
 Verklärte wunderbar sein schlicht Gesicht,
 Sich klar in Inges blauen Augen spiegelnd,
 Die wie zwei helle Liebesonnen ihm
 Nach all dem Sturm und Leid entgegenlachten
 Als Bürgen künft'gen, ungetrübten Glücks.“

So sprach der Alte. Schweigend reicht' ich ihm
 Zum Dank die Hand, und schweigend drückt' er sie.
 Dann, eh' wir uns zum Dorf hinunterwandten,
 Sah ich noch einmal, lang, gedankenvoll
 Aufs Meer hinaus, aufs weite, regungslose,
 Auf das der Vollmond, langsam, feierlich
 Ob Hörnums wilden Dünen sich erhebend,
 Sein mildes Zauberlicht heruntergoß,
 Mit stiller Andacht uns're Seelen füllend . . .





Die Oper der Opern.

(Zum hundertsten Geburtstag von Mozarts „Don Juan“.)

Der Komponist der „Hochzeit des Figaro“ fühlte sich den Prageru zu innigem Danke verpflichtet. Während in Wien, wohl zumeist durch die Intriguen wälscher Acteure, jenes Werk nur einen matten Beifall gefunden hatte und sofort vom Repertoire durch Martins inzwischen gänzlich vergessene Oper „Cosa rara“ verdrängt worden war, konnten sich die Prager an den graziösen Melodien des Salzburger Meisters nicht satt hören. Hand in Hand mit diesen künstlerischen Erfolgen gingen auch pekuniäre, wider welche der jugendliche Meister, der gerade in den Fesseln der ersten wahren Liebe gefangen war, praktischerweise nicht blind blieb. Auf Einladung seiner vielen Prager Gönner und Freunde, voran des Ehepaars Duschek, welches im Personale des Direktors Bondini sich um die Aufführung von Mozarts Werken sehr verdient gemacht hatte, jenes selber und des damals so kunstbegeisterten böhmischen Adels, machte sich der Meister im Januar 1787 nach der Hauptstadt Böhmens auf. Der Enthusiasmus der Prager kannte keine Grenze. Graf Josef Thun, einer seiner größten Verehrer, stellte ihm Wohnung, Kost und alle Bequemlichkeit zur Verfügung. In den Salons des uralten Adels, in den Häusern der vornehmen Bürgerfamilien wurde er wie ein Triumphator empfangen. Seine Oper „Figaros Hochzeit“ aber ward durch seine Gegenwart nochmals gewissermaßen zur Novität; er mußte sie selbst dirigiren, und sie blieb nun eine ganze Zeit von neuem auf dem Repertoire. Da war es schließlich wie selbstverständlich, daß man den Meister anging, ein neues Werk für Prag zu komponiren. Bondini wie seine Verehrer trieben ihn an, er selbst fühlte sich abgesehen von seinem Schaffenstrieb und Dankbarkeitsgefühl, auch aus materiellen Gründen dazu veranlaßt. Der Vertrag war schnell geschlossen, wonach sich Wolfgang Amadeus Mozart verpflichtete, für die bevorstehende Saison gegen das Honorar von 100 Dukaten seine nächste Oper zu komponiren.

Im Februar nach Wien zurückgekehrt, war sein erstes, sich einen Text für dieses neue Werk zu verschaffen. Im allgemeinen muthet

den Komponisten der Aufenthalt in der sonst so fröhlichen Kaiserstadt nicht eben an. Er vermißt sehr die Beliebtheit, deren er sich in Prag erfreut, und die ganze musikalische Richtung, von welcher damals Wien beherrscht wurde, sagt seinem feinen künstlerischen Geschmack nicht zu. Adel und Bürgerstand nehmen von seinem Schaffen, geschweige von seiner Anwesenheit, keine Notiz. Selbst Josef II. zog die Kompositionen von Martin und Dittersdorf, die damals ganz Wien sang, denjenigen Mozarts vor. Um so inniger fühlte sich dieser nach Prag gezogen und verpflichtet, das Versprechen, welches er Bondini gegeben, möglichst bald zu erfüllen. Abbate da Ponte, welcher ihm schon seinen Text zum Figaro geliefert hatte, versprach ihm auch den nächsten herzustellen. Aber vielbeschäftigt, wie dieser in seiner Eigenschaft als Hofdichter des habsburgischen Hauses war, konnte er nicht so leicht seinem Versprechen gerecht werden. Ueberdies hatte er gerade damals allerhand Texte für andere Komponisten zu liefern: für Salieri den „Tarar“, für Martin den „Baum der Diana“. Aber da Ponte scheint wirklich Interesse für seinen jugendlichen Freund und Vertrauen zu der Begabung desselben gehabt zu haben. Denn inmitten der Arbeiten, welche damals durch seinen Kopf schwirrten, beschäftigte er sich eifrig mit seinem neuen Stoffe. Er wollte eben etwas ganz besonderes bieten, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Schaffenskraft in das rechte Licht zu setzen. Schließlich bot er ihm den „Don Giovanni“ an. In jener Zeit waren die Komponisten noch nicht so anspruchsvoll und schwer zu befriedigen, wenn es sich darum handelte, ihre Phantasie zu entflammen. Ohne jedes Bedenken erklärte sich Mozart denn auch bereit, diesen Stoff gutzuheißen. Da Ponte ging nun sofort an die Arbeit, noch ehe er die oben erwähnten vollendet hatte. Schon am ersten Tage waren die beiden ersten Scenen des „Don Giovanni“ fertig, in dreiundsechzig Tagen der ganze Text vollendet, zur großen Freude Mozarts und aller, die an dem Schaffen desselben auf irgend eine Weise Interesse empfanden.

Im September 1787 trat Mozart nun seine Reise nach Prag an. Es hat sich der Glaube gebildet, daß er die Partitur des „Don Juan“ fertig bei sich führte. Daran zu zweifeln, hat man jedoch allen Grund. Er wollte vielmehr im Kreise seiner Freunde, zu denen das oben erwähnte Ehepaar Duschek vor allen gehörte, gehoben und angefeuert von der herzlichen, frohen Stimmung, wie sie hier herrschte, erst eigentlich das Werk beenden. Wenigstens als ganz sicher wissen wir, daß er die Ouverture erst in der Nacht vor dem Tage der Aufführung vollendet hat. Die Berichte darüber widersprechen sich allerdings in den Einzelheiten derart, daß es sehr schwer wird, aus den Legenden den Kern der Wahrheit herauszuschälen. Es existirt eine ganze Reihe von Quellen, die insgesammt so anmuthig gefaßt sind, daß man einer jeden zustimmen möchte. Wir wollen an dieser Stelle mittheilen, wie Alfred Meißner, der von seinem Großvater die Geschichte übermittelt erhielt, sie weiter erzählt hat. Danach war Mozart inmitten einer großen Gesellschaft in der „Bertramka“, der noch heute pietätvoll erhaltenen Villa des Duschek'schen Ehepaars, zwei Tage vor der Aufführung seines „Don Juan“. Auch Bondini war zugegen und die Mehrzahl der Künstler, welche in dem neuen Werke mitzuwirken

hatten. Die Stimmung war äußerst fröhlich, und Mozart übertraf alle übrigen in den Ausbrüchen seiner guten Laune. Er machte sodann Anstalt, mit der Gesellschaft wegzufahren, um im „Tempelgäßchen“, wie er sagte, noch mit einigen guten Freunden zusammenzutreffen. Boudini war tödtlich erschrocken. „Im Tempelgäßchen“, rief er, „wo Du nie vor Mitternacht fortkommst! . . . Aber Mozart! Sei doch vernünftig! . . . Die Ouverture!“ — „Die ist ja fertig“, erwidert dieser. — „Fertig im Kopf! Ich kenne Dich! Aber auf dem Papier steht noch gar nichts! . . . Sieh, Mozart: gehest, Du brächtest sie auch bis morgen Mittag zustande! Die Stimmen müssen doch ausgeschrieben, die Ouverture probirt werden!“ — „Allerdings! Aber ich werde fertig, wenn ich mitternachts daran gehe! Die Freunde erwarten mich! — Man sah also ein, es mußte eine Kriegslist gebraucht werden, um den Komponisten zur Arbeit zu bewegen. Bald war man bezüglich derselben einverstanden: Mozart sollte eingesperrt werden. Tereza Boudini forderte ihn auf, er möge ihre Handschuhe, welche sie am Klavier vergessen haben wollte, holen. Er fand sie natürlich nicht. Die ganze Gesellschaft kehrte zurück, und die Sängerin, einmal am Klavier, schlug nun wie unwillkürlich, dasselbe auf und bat: „Nur ein paar Takte der Ouverture! Nur ein paar Akkorde!“ — Mozart, welcher nichts von dem Komplott merkte, setzte sich und entlockte dem Instrument laute nachhallende Töne. Versunken in sein Spiel, merkte er nicht, daß sich sämtliche Anwesende auf den Fußspitzen aus dem Zimmer entfernten, bis er allein war. Keine Reklamation half, kein Bitten. Er war zu mehrstündiger Haft verurtheilt, um die schuldige Ouverture fertig zu stellen. An langen Stäben reichten ihm die Damen Leuchter, einige Flaschen Wein und Kuchen in das Zimmer, und höhnisch hielt man ihm den Schlüssel unter das Fenster. Darauf zog die muthwillige Schaar von damen. — „Gute Nacht, Mozart“, rief ihm einer zu — es war Guardasoni, der spätere so berühmte Direktor des Prager Theaters — „morgen in aller Frühe kommen wir insgesammt nachzuschauen, ob die Ouverture fertig ist!“ . . . Und Mozart blieb, obwohl man ihm in einer Anwendung von Mitleid noch nachträglich den Schlüssel brachte. Als Guardasoni um vier Uhr früh nach Duscheks Villa fuhr, sah er Licht in Mozarts Zimmer; um sieben Uhr war die Ouverture fertig.

Soweit Alfred Meißner! . . . Trotz aller Verbrämung, wie sie im Laufe der Zeit wohl entstehen könnte, steckt jedenfalls ein wirkliches Faktum in dieser hübschen anekdotischen Hülle! Auffallend erscheint nur die ungemein saubere Partitur dieser Ouverture; man sollte kaum glauben, daß es möglich war, ein Manuskript, das musikalisch so komplizirt ist, beinahe ohne jede Korrektur herzustellen. Andere Zweifel stiegen deswegen auf, weil diese Komposition viel zu durchdacht, zu vertieft erscheint, als daß sie so schnell, beinahe so flüchtig auf das Papier geworfen werden konnte. Hierauf braucht man nur zu erinnern, daß der Genius Mozarts wohl einer solchen Schnelligkeit im Schaffen fähig war, ohne daß seine Kompositionen darum an Werth einbüßten. Wir wissen von anderen Werken, die uns noch heute durch die Macht der Erfindung oder die Lieblichkeit der Töne in Erstaunen und Verzückung versetzen, daß sie mit dem

allerknappsten Aufwand von Zeit entstanden sind. Wie hätte der Meister, welcher bekanntlich nicht älter als sechsunddreißig Jahre geworden, sonst überhaupt eine solche Fülle von Werken schaffen können! Ein Mozart darf eben nicht nach der Norm gemessen werden, welche für die samojen Durchschnittskomponisten der Jetztzeit am Platze ist.

Wir erwähnten schon wiederholt des Ehepaars Duschek und jenes Landsitzes, genannt die „Bertramka“, welchen dasselbe bei Prag besaß. Man kann eben unmöglich die Entstehungsgeschichte des „Don Juan“ schreiben, ohne jener liebenswürdigen Menschen, die auch damit verwoben sind, und des Orts, wo die Melodien der Oper aller Opern geboren worden, näher zu gedenken. Feingebildet und musikalisch begnadet durch prächtige Stimmen, welche sie von der Natur erhalten und durch eine gediegene Schule geformt hatten, standen Franz Duschek und seine Frau Josefa, geborene Hambacher, damals inmitten des Kunst- und gesellschaftlichen Lebens in Prag. Es fehlt allerdings nicht an allerhand übler Nachrede über Beziehungen, welche die Sängerin zu den Kavaliern der Moldaustadt unterhalten sollte; ein Graf Clam galt sogar für ihren erklärten „Mantel“; doch die Untersuchungen darüber gehören nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Wir erwähnen diesen Umstand nur, weil die Duschek eben jenen Landsitz, wo Mozart während seines Aufenthaltes in Prag zumeist gewohnt und geschaffen, vom Grafen Clam als Geschenk bekommen haben soll. Die „Bertramka“ ist nämlich noch heute erhalten; inmitten des Häusermeeres, umwirbelt von den schwarzen Rauchwolken, welche den ringsum in den Himmel starrenden Fabrikschlotten entströmen, steht die zierlich gebaute Villa. Ein reizender, sauber gepflegter Blumengarten scheidet sie von dem lärmenden Verkehr, welcher diese industrielle Vorstadt Prags durchflutet. Man muß es dem heutigen Besitzer der Villa Dank wissen, daß er trotz des hohen Angebotes, welches angrenzende Etablissements machten, dieselbe in ihrem ursprünglichen Zustande erhielt. So ist die Bertramka noch heute ganz so wie damals, wo die Melodien des „Don Juan“ hier komponirt und unter dem Entzücken eines kleinen Kreises feinsüßlicher Menschenkinder zuerst gesungen wurden. Zuverlässig und fein gebildet, wie der augenblickliche Besitzer dieses Landhauses ist, gestattet er gern den Zutritt in dieses Mozartheiligthum. Dann wandeln wir auf denselben Pfaden, welche vor einem Jahrhundert der Komponist des „Don Giovanni“ durchschritt, wenn er, melodienerfüllt die prächtigen Spätsommerabende hier verlebte. Oder wir betreten sogar die Räume, in denen er leutselig, liebenswürdig, bescheiden, ohne einen Anhauf von jenem Halbgottdümel, welcher unsere modernen Komponisten für den Verkehr mit den übrigen Menschen unmöglich macht, seinen Freundeskreis so oft entzückt hat. „Die Stätte, die ein großer Geist betrat, ist eingeweiht“, läßt Goethe seinen Musenliebbling Tasso sprechen. Das empfinden wir vollkommen, wenn wir hier weilen. Was der Nachwelt der „Wahnfried“, die Wohnung Richard Wagners in Bayreuth, das bedeutet ihr mit Bezug auf den Komponisten des „Don Juan“ die „Bertramka“ in der Vorstadt Smichow bei Prag. Wobei wir aus leicht begreiflichen Gründen wohlweislich der Frage aus dem Wege gehen, ob „Parsifal“ und „Die Walküre“ größere Meisterwerke der Tonkunst sind oder

„Figaros Hochzeit“, „Die Entführung aus dem Serail“ oder gar — die Oper der Opern, der ewig junge, unsterbliche „Don Giovanni“.

Doch zurück zu demselben! Mozart mußte ein schlechter Komponist gewesen sein, wenn er bei seiner Arbeit nicht auf die stimmliche Fähigkeit der ihm zu Gebote stehenden Sänger und Sängerinnen die möglichste Rücksicht nahm. Man komponirte damals ebenso gut wie heute „die Rollen auf den Leib“. Die ersten Darsteller des „Don Juan“ verdienen nun jedoch absolut, daß ihnen die Nachwelt die Kränze slicht, wie etwa eine spätere Generation Pauline Lucca, für welche Meyerbeer seine Selica komponirte, oder Marianne Brandt, für welche Richard Wagner seine Kundry geschaffen. Halten wir daher die nothwendige Umschau. Den Leporello sollte demnach Felice Bonzeani singen, an welchem Mozart die stimmlichen Mittel ebenso schätzte wie sein großes, besonders für komische Rollen geeignetes Darstellungstalent. Die inzwischen so weltberühmte Arie „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ saß ihm denn auch wie ein Kleid, das für ihn eigens bestimmt war. Den Don Juan erhielt Luigi Bassi zugetheilt. Ein Liebling der Prager unter Bondinis Direktion, fällt er uns später wieder in das Auge, als Karl Maria von Weber daselbst die klassische Opern-Aera einführte. Zuletzt war er in Dresden, wo er erst im Jahre 1825 starb. Zur Zeit der ersten Aufführung des „Don Juan“, war er ein Mann in der Blüte der Jahre, der auch außerhalb der Bühne wohl verstand, die Blicke der Frauen auf sich zu lenken. Von den Damen erhielt Teresa Saporiti die Donna Anna, Teresa Bondini, die Gattin des Direktors, die Donna Elvira, Caterina Mirelli die Zerline zuertheilt. Giuseppe Bolli sang den Masetto und den Commendatore, Antonio Baglioni den Ottavio. Bei aller Verehrung, die man dem Meister zollte, fehlte es gleichwohl nicht an Verdrießlichkeiten jeder Art. Vor allem machten ihm die Eifersüchteilen unter den Sängerinnen viel zu schaffen. Die Saporiti suchte den berühmten Mann in ihre Netze zu ziehen; als jedoch Mozart, der bei aller Geneigtheit zum geselligen Frohsinn jeder Art seiner geliebten Gattin Constanze die eheliche Treue stets bewahrt, den Reizen der ehrgeizigen Italienerin gegenüber blind blieb, rächte sich diese dafür in allerhand abfälligen Bemerkungen über sein wenig ansehnliches Aussehen. Nun aber besaß der sonst so prächtige Mozart den einen Fehler, daß er Auslassungen über seine Persönlichkeit am allerwenigsten gern hörte; er beanspruchte keine Schmeicheleien, mochte aber auch keinen Tadel hinnehmen. So gutmüthig aber Mozart als Gesellschafter zu sein pflegte, so streng war er bei der Einstudirung seines Werkes. Als Signora Bondini, die Gemalin des Direktors, als Zerline zu Ende des ersten Actes, wo sie von Don Juan ergriffen wird, trotz mehrmaliger Wiederholung nicht rechtzeitig und natürlich genug aufschrie, eilte Mozart aus dem Orchester auf die Bühne, ließ abermals repetiren und ergriff in dem Momente, da der Schrei erfolgen sollte, die Sängerin so plötzlich und heftig an der Schulter, daß sie ganz erschrocken aufschrie. „So ist's recht“, meinte nun zufrieden lächelnd der Meister; „so muß man aufschreien!“ . . . Aber selbst die Sänger bereiteten ihm manche schwere Stunden. Bassi, der Darsteller der Titelpartie, welcher schon im „Figaro“ den Grafen Almaviva gesungen,

war außer sich, daß er keine einzige große Arie hatte. Noch am zweiten Tage vor der Erstvorstellung, als jene oben geschilderte Gesellschaft in der „Bertramka“ beisammen war, quälte er den Meister, seine Rolle dementisprechend zu bedenken. Alfred Meißner erzählt, Mozart habe ihm gutmüthig-ärgerlich geantwortet: „Du bist ein dummer Junge, Bassi! . . . Laß es gut sein, wie es ist! . . . Singe und spiele Deinen Part, für die Musik aber laß mich sorgen!“ . . . Das berühmte Duett: „Reich mir die Hand, mein Leben“, welches Don Juan bekanntlich mit Zerline zu singen hat, mußte Mozart nicht weniger als fünfmal umkomponiren, bis der eigensinnige Künstler endlich zufrieden gestellt worden war . . . Selbst das Orchester zeigte sich hin und wieder rebellisch, obwohl es sich im allgemeinen noch am meisten den Intentionen des Meisters fügte. Als einer der Posauten einmal unrichtig blies und ihm Mozart erklärte, wie er es geblasen haben wollte, antwortete der Mann trocken: „Das kann man nicht so blasen!.. Und von Ihnen würd' ich es auch nicht erst lernen.“ Mozart bewahrte seinen Gleichmuth, wie tief er sich auch im Innern verletzt fühlen mochte; ihm lag daran, das große Werk, welches der Darstellung harrete, zu dem festgesetzten Termin der Dessenlichkeit vorzuführen . . . „Geben Sie nur die Stimmen her“, entgegnete er ruhig dem widerlaarigen Posauten, „ich werde sie gleich abändern!“ . . . Wir sind neugierig, ob Herr von Bülow oder irgend einer der modernen Komponisten ihre bekannte Berserkerstimmung in einer ähnlichen Lage gleich männlich und — menschlich beherrschen würden.

Die erste Aufführung sollte eigentlich schon den 14. Oktober stattfinden, als Festvorstellung zu Ehren der Anwesenheit der Erzherzogin Maria Theresia, der Braut des Prinzen Anton von Sachsen. Aber in solcher kurzen Zeit ließ sich die Oper doch nicht für die Vorstellung reif machen. Man gab dafür „Die Hochzeit des Figaro“, welche wiederum durch ihren lebenswürdigen Reichthum an Melodien alle Herzen von neuem gewann. Einen Tag später schrieb Mozart einen Brief an Gottfried von Jacquin in Wien, welcher darum interessant ist, weil er die Vorgeschichte der Erstaufführung des „Don Giovanni“ enthält. Wir theilen ihn nach Oskar Teubers vorzüglicher „Geschichte des Prager Theaters“ an dieser Stelle mit:

Liebster Freund!

Sie werden vermuthlich glauben, daß nun meine Oper schon vorbey ist — doch da irren sie sich ein bißchen. Erstens ist das hiesige theatralische Personal nicht so geschickt wie das zu Wien, um eine solche Oper in so kurzer Zeit einzustudiren. Zweitens fand ich bey meiner Ankunft so wenig Vorkehrungen und Anstalten, daß es eine bloße Unmöglichkeit gewesen seyn würde, Sie am 14. als gestern zu geben. Man gab also gestern bey ganz illuminirtem Theater meinen „Figaro“, den ich selbst dirigirte. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen einen Spaß erzählen. Einige von den hiesigen ersten Damen (besonders eine gar hochehrwürdige) geruhten, es sehr lächerlich, unschicklich und was ich weiß alles zu finden, daß man der Prinzessin den „Figaro“, den tollen Tag (wie sie sich auszudrücken beliebten) geben wollte; Sie bedachten nicht, daß keine Oper in der Welt sich zu einer solchen Gelegenheit schicken kann, wenn sie nicht beflissentlich dazu ge-

geschrieben ist; daß es sehr gleichgiltig sene, ob sie diese oder jene Oper geben, wenn es nur eine gute und der Prinzessin unbekannte Oper ist und das letztere wenigstens war Figaro gewies — kurz die Nadelführerin brachte es durch ihre Wohlredenheit so weit, daß dem Impressario von der Regierung aus — dieses Stück auf jenen Tag unter sagt wurde. Nun triumphirte sie! *Nó vinta* schrie Sie eines Abends aus der Loge, — Sie vermuthete wohl gewies nicht, daß sich das *Nó* in ein *sono* verändern könne! — Des Tags darauf kam aber *le noble* — brachte den Befehl Seiner Majestät, daß wenn die Neue Oper nicht gegeben werden könne, „Figaro“ gegeben werden müsse! Wenn Sie, mein Freund, die schöne, herrliche Nase dieser Dame nun gesehen hätten! O es würde Ihnen soviel Vergnüügen verursacht haben wie mir! „Don Giovaanni“ ist nun auf den 24. bestimmt. — Den 21. — er war auf den 24. bestimmt, aber eine Sängerin, die krank geworden, verursacht noch eine neue Verzögerung; da die Truppe klein ist, so muß der Impressario immer in Sorgen leben und seine Leute so viel möglich schonen, damit er nicht durch eine unvermuthete Unpäßlichkeit in die unter allen kritischen allerkritischeste Lage versetzt wird, gar kein Spektakel geben zu können!

Desweg geht hier alles in die lange Bank, weil die Recitirenden (aus Faulheit) an Operntagen nicht studiren wollen und der Entrepreneur (aus Furcht und Angst) sie nicht dazu anhalten will, aber was ist das? — — ist es möglich? — was sehen meine Ohren, was hören meine Augen? — ein Brief von . . . ich mag mir meine Augen fast wund wischen — er ist — holl mich der Teufel † Gottseibeius † doch von ihnen; — in der That, wäre nicht der Winter vor der Thür, ich würde den Ofen einschlagen.

Da ich ihn aber dermalen schon öfters brauche und in Zukunft noch mehr zu brauchen gedenke, so werden sie mir erlauben, daß ich die Verwunderung in etwas mäßige und ihnen nur in wenigen Worten sage, daß es mich außerordentlich freut Nachrichten von ihnen und ihrem so werthen Hause zu erhalten.

Den 25. — heute ist der eilfte Tag, daß ich an diesem Briefe frizle; — Sie sehen doch daraus, daß es an gutem Willen nicht fehlt — wenn ich ein bischen Zeit finde, so male ich ein Stückchen wieder daran, aber lange kann ich halt nicht dabei bleiben — weil ich zu viel andern Leuten — und zu wenig mir selbst angehöre; — daß dies nicht mein Lieblingsleben ist, brauche ich ihnen wohl schon nicht erst zu sagen.

Künftigen Montag, den 29., wird die Oper das erstemal aufgeführt; — Tags darauf sollen sie gleich von mir Rapport davon bekommen wegen der Urie, ist es (aus Ursachen, die ich ihnen mündlich sagen werde) schlechterdings unmöglich, sie Ihnen zu schicken.

Was sie wegen der Räthel schreiben, freut mich recht sehr, daß sie wohl auf ist und Sich mit den Katzen in Respekt, mit den Hunden aber in Freundschaft zu erhalten weiß — wenn Sie ihr Papa (dem ich mich bestens empfehle) gerne behält, so ist es schon so viel, als wenn sie nie mein gewesen wäre; — Nun leben Sie wohl; — ich bitte dero gnädige Frau Mama in meinem Namen die Hände zu

küssen, der Fräulein Schwester und H. Bruder mich bestens zu empfehlen und versichert zu sein, daß ich stets sein werde

Ihr wahrer Freund und Diener

W. A. Mozart m. p.

So kam der 29. Oktober.

Ganz Prag war in einer Aufregung, die sich kaum schildern läßt. Die Plätze waren natürlich schon Tage vorher vergriffen, jede Aussicht, in letzter Stunde einen zu erhalten, hätte zu den Unmöglichkeiten gehört. Schon um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr begann die Auffahrt eines Publikums, das sich, wie wenn es sich um eine allgemeine Feier handelte, durchgängig festlich gekleidet hatte. Nicht ohne bange Spannung erwartete man die Ouverture; man hatte von den Fatalitäten vernommen, unter welchen diese zustande gebracht worden war, und das Gerücht ging sogar, daß das Orchester noch um vier Uhr nachmittags die Stimmen nicht besessen habe. Diese Spannung wich einer Urruhe, als die für den Beginn der Vorstellung festgesetzte Zeit nahte, ohne daß dieselbe ihren Anfang nahm. Endlich erschien Mozart von einem Beifallssturm begrüßt, an dem Klavier im Orchester. Alle Vermuthungen, welche schon Platz gegriffen, es könne eine Verzögerung der Vorstellung eintreten, waren dadurch mit einem Male beseitigt. Nun begann die Ouverture, um schon mit den ersten Akkorden eine Stimmung zu erzeugen, welche sich allmählich bis zur Begeisterung zuspitzte. Daß eine vorhergehende Probe wegen der Knappheit der Zeit unmöglich gewesen, merkte kein Mensch. Der Ruf der musikalischen Sicherheit, welchen das Prager Orchester immer besessen und welcher gerade damals vielleicht am meisten gerechtfertigt war, bewährte sich vielleicht noch niemals in solchem Maße wie an diesem Abend. Während der Introduction sagte Mozart zu einigen ihm zunächst Stehenden: „Es sind zwar viele Noten unter die Pulte gefallen, aber die Ouverture ist doch recht gut vonstatten gegangen.“ . . . Man weiß, welchen mächtigen Beifall die eigentliche Oper dann fand; man hatte die Empfindung, daß an diesem Abend der Welt ein musikalisches Meisterwerk gespendet wurde, welches der Kunst eine neue bestimmende Richtung geben würde.

Mozart war kaum glücklicher über den Erfolg als seine Freunde. Die „Bertramka“ in der Vorstadt Smichow sah Tage, wie sie glücklicher vielleicht niemals eine Schaar befreundeter Menschenkinder erlebt. Alle Welt schien von dem Don-Juan-Enthusiasmus erfaßt zu sein. Es ist uns eine Kritik erhalten, welche die „Oberpostamtszeitung“, damals das angesehenste Organ Prags, vom dritten November veröffentlicht hat. Dieselbe lautet: „Montags, den 29. wurde von der italienischen Operngesellschaft die von uns mit Sehnsucht erwartete Oper des Meisters Mozart „Don Giovanni“ oder „Das steinerne Gastmahl“ gegeben. Kenner und Tonkünstler sagen, daß zu Prag ihresgleichen noch nicht aufgeführt worden. Herr Mozart dirigierte selbst, und als er ins Orchester trat, wurde ihm ein dreymaliger Jubel gegeben, welches auch bei seinem Austritt aus demselben geschah. Die Oper ist übrigens äußerst schwer zu exequiren, und jeder bewundert demungeachtet die gute Vorstellung derselben nach so kurzer Studierzeit. Alles, Theater und Orchester, bot seine Kräfte auf, Mozarten

zum Danke mit guter Exequirung zu belohnen. Es werden auch sehr viele Kosten durch mehrere Chöre und Dekorazion erfordert, welches alles Herr Guardasoni glänzend hergestellt hat. Die außerordentliche Menge Zuschauer bürgen für den allgemeinen Beifall." . . . Nicht minder wichtig für jenen Geburtstag den „Don Giovanni“ ist ein anderes Dokument, gleichfalls ein Brief, welchen Mozart den 4. November an seinen Freund Jacquin in Wien, den wir bereits kennen gelernt, geschrieben hat. Das Schriftstück hat folgenden Inhalt: „Liebster, bester Freund! Ich hoffe, Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Den 29. Oktober ging meine Opera D. Giovanni in scena und zwar mit dem lautesten Beifall. Gestern wurde sie zum vierten Mal (und zwar zu meinem Benefize) aufgeführt. Ich gedenke den 12. oder 13. von hier abzureisen, bei meiner Rückkunft sollen Sie also gleich die Arie zu singen bekommen. N. B. Unter uns. Ich wollte meinen guten Freunden (besonders Verdi und Ihnen) wünschen, daß Sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Antheil an meinem Vergnügen zu nehmen. Vielleicht wird sie doch in Wien aufgeführt? Ich wünsche es! Man wendet hier alles mögliche an, um mich zu bereden, ein paar Monate noch hier zu bleiben und noch eine Oper zu schreiben; ich kann aber diesen Antrag, so schmeichelhaft er ist, nicht annehmen.“

Mozart ist nochmals später nach Prag zurückgekehrt; es war im September 1791, als zur Krönung Kaiser Leopolds II. seine „Clemenza die Tito“ hier zur Aufführung kam. Man weiß, daß der Erfolg dieses an Einzelheiten sehr schönen Werkes mit jenem des „Don Juan“ nicht zu vergleichen war. In jedem Falle hatte der bald darauf kränkelnde Meister mit dieser Oper seinen Höhepunkt erreicht. Prag gewann durch die Erstvorstellung derselben, wie durch die sorgfältige Aufführung einen Ruf in musikalischer Hinsicht, der sich bis in die jüngste Zeit mit geringer Abschwächung bewährt hat. „Don Juan“ trat nunmehr seinen Siegeslauf an, der ihn über die meisten Bühnen der Welt führte. Wieder war es merkwürdigerweise Wien, die sonst so fröhliche, musikverständige Kaiserstadt an der Donau, welche sich mit dem „Don Juan“ am wenigsten befreunden konnte. Kaiser Josef II. hatte zwar am 7. Dezember 1787 dem Komponisten, offenbar unter dem Eindruck des mächtigen Erfolges, welchen sein Werk in Prag davon getragen, zum Kammermusikus ernannt, aber zur Aufführung gelangte dieselbe laut kaiserlicher Anordnung doch erst am 7. Mai 1788. Trotz mancher Zusätze und Anordnungen gefiel die Oper keineswegs. Kaiser Josef selbst äußerte sich über die Novität: „Die Oper ist göttlich, vielleicht noch schöner als „Figaro“; aber das ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener.“ — „Lassen wir ihnen Zeit zu faulen“, soll Mozart erwidert haben, als er von den Worten des Monarchen erfuhr.

Nach 1788 sehen wir den „Don Juan“ auch wieder von der Bühne in Wien verschwinden. Erst später, zumal durch die unvergleichlich großartige Darstellung des verstorbenen Beck, wurde sie den Wienern in allen Schichten der Bevölkerung mundgerecht. Heute, wo Reichmann die Titelpartie singt, gehört sie zu den beliebtesten Repertoirestücken der Hofoper. Sonst giebt es wohl keine Bühne der Welt,

welche es sich nicht noch immer zur Ehrenpflicht machen sollte, diese Oper mindestens von Zeit zu Zeit darzustellen. Allerdings büßte sie an Reiz gewissermaßen dadurch ein, daß der Text, wenigstens in der deutschen Uebersetzung, gar zu abgeschmackt und vor allem absolut nicht phonetisch war. Es ist dies ein Tadel, den niemand gering anschlagen soll. Jede Musik, deren Werkzeug die menschliche Stimme ist, muß in dem Maße wohlklingender werden, wie die gesungenen Worte an sich den richtigen Halt gewähren. Möglich wenig Konsonanten, zumal Zischlaute, möglich viel Vokale, besonders Diphthonge — das sind die Elementarregeln für jeden Librettodichter. Die Uebersetzung, welche man bisher in Deutschland bei den Vorstellungen des „Don Juan“ gebrauchte, strotzt aber geradezu von allerhand Schäden in diesem Sinn. Da hat Max Kalbeck, der bekannte Wiener Musikkritiker, endlich die lang erwünschte Neuübertragung oder richtiger Umdichtung dieses Textes vorgenommen. Vertraut mit den Geheimnissen der Musik und ihrer Anforderung an ein Libretto, selber ein Meister der Sprache, war er zu dieser Arbeit berufen wie kein anderer. Sein Don Juan beweist das: eine Reihe von Bühnen hat Max Kalbecks Text denn auch bei den betreffenden Aufführungen bereits verwerthet, während andererseits der Reigen derer, die den alten Zopf bisher beibehalten, sich glücklicherweise immer mehr vermindert. Wir können leider auf das treffliche Werk an dieser Stelle nicht des Näheren eingehen; schon durch die Einleitung, welche der Dichter demselben vorausschickt, gehört es zu den wichtigsten Bereicherungen der modernen Don Juan-Literatur.

Alle Welt steht heute unter dem Eindrucke des Jubiläumstages, welcher demnächst eintreten wird. So weit man singt, wird man ihn feierlich begehen. Selbst der nationale Hader, welchen Eiferer selbst in die Kunst zu schleppen verstanden, verstummt angesichts dieses Meisterwerkes. Die Franzosen weigerten sich, den „Lohengrin“ zu hören; den „Don Juan“ werden sie nicht auspfeifen, wenn er den 29. Oktober in der großen Oper zu Paris im höchsten Glanz der Scenerie zur Darstellung kommt. Wir aber dürfen an diesem Weihetage, welchen die Welt mit uns feiert, voll Stolz betonen, daß es ein Deutscher war — deutsch durch Abstammung und Sprache, durch Erziehung und Gesittung, durch Gesinnung und Charakter, welcher der Menschheit die „Oper der Opern“ geschenkt hat.

Silvester Frey.





Ludwig XII. von Frankreich und seine drei Frauen.

Ein Familiendrama auf dem Throne. Von Herman Semmig.

Eine rührend heilige Frauengestalt schließt die Geschichte des Mittelalters in Frankreich ab: Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Der undankbare König Karl VII., dem sie den Thron gerettet hatte, vergaß sie in den Armen der schönen Agnes Sorelle; mit dieser von der Legende und der Poesie unwürdigerweise idealisirten Buhlerin beginnt die Maitressenherrschaft am französischen Königshofe. Unter Karls VII. Sohne Ludwig XI., dem praktischen nüchternen Politiker, herrschte zwar ein den Frauen wenig holder Sinn. Da hatte aber unter Ludwigs Sohn und Nachfolger Karl VIII. Frankreich plötzlich eine blendende Vision: Karl eroberte Italien, er entdeckte das Reich der Venus. Die Franzosen nennen es schönrednerisch „das Zeitalter der Renaissance“; wir lassen uns aber nicht täuschen; was in diesem Zeitalter vorherrscht, das ist die schöne Sinnlichkeit, die aber zuweilen recht widerlich wurde, wenn nicht noch mehr.

Karl VIII., der von seinem Vater die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel geerbt und geltend gemacht hatte, hatte das sonnige üppige Land zwar ebenso schnell wieder verloren, als er es gewonnen; aber der Eindruck, den dieser Feldzug in den Franzosen zurückließ, war zu stark, als daß sie ihn hätten verwinden können, und kaum zwanzig Jahre später führte Franz I. die Lustgöttin Venus aus Italien heim nach Frankreich.

Der Entdecker des Reiches der Venus, Karl, hatte indessen ein trauriges Ende genommen; „man sagt, daß die Damen an seinem Tode schuld waren“, drückt sich Brantôme, der „das Leben der galanten Damen“ des sechzehnten Jahrhunderts beschrieben hat, euphemistisch aus. Er war frühzeitig entnervt, am Tage vor dem Palmsonntag 1498 traf ihn im Schloß Amboise an der Voire der Schlag; nur achtundzwanzig Jahre zählte er, als er starb; er hinterließ eine einundzwanzigjährige Wittve, Anna die Bretagnerin, aber keine Thronerben. Mit ihm erlosch die direkte Linie des Hauses Valois, sein Nachfolger war der unruhige Ludwig von Orleans, der noch kurz vorher unter der

Regentschaft von Karls Schwester, Anna de Beaujeu, den Frieden des Reiches gestört hatte. Mit diesem, dem Enkel eines Bruders von König Karl VI., kam die Linie Valois d'Orleans an das Ruder. Für Frankreich war seine Regierung, die Regierung Ludwigs XII., „des Vaters des Volkes“, wie ihn 1506 die Reichsstände in Tours zubenannten, eine glückliche Zwischenpause zwischen der unbesonnenen Wirthschaft Karls VIII. und der verschwenderischen Abenteuerlust Franz I., denn seine Kriege in Italien wurden auf Kosten des Landes geführt, das sie verwüsteten.

Aber auch in seinem häuslichen Leben war Ludwig XII. der Gegensatz zu diesen beiden Genußjüngern, er war das Muster eines guten, treuen Gatten — eine Seltenheit auf dem französischen Thron! Nur baute sich dies eheliche Glück auf dem Herzen eines armen verstoßenen Weibes auf. Es war die arme Jeanne, die zweite Tochter Ludwigs XI., die Schwester Karls VIII. und der großen Anna de Beaujeu, die während Karls Minderjährigkeit so klug und kräftig die Regentschaft geführt hatte. Mit Rührung wird jede fühlende Frau das Schicksal dieser Unglücklichen lesen, dieses bedauernswerthen Opfers der Politik, wie Königstöchter es nur so oft werden.

* * *

Jeanne de France war so unglücklich als Kind wie als Gattin; ihr Vater, der nicht einmal ihre Mutter liebte, die doch mit einem trefflichen Herzen ein anmuthiges Neuzeres verband und gewiß verdiente glücklicher zu sein, konnte das kleine, magere, schwarze Mädchen nicht ausstehen, das mit seinen gewölbten Schultern fast mißgestaltet war; jedesmal wenn sie vor ihm erscheinen mußte, verkroch sich die arme Jeanne hinter ihre Gouvernante. Und sie war doch so sanft, so bescheiden und mildherzig, daß ihr Antlitz, beseelt von ihrer Gemüthswärme, einen freundlich einnehmenden Ausdruck gewann. Trotzdem brach ihr verdüsterter, immer argwöhnischer Vater, wenn er seinem armjelig gekleideten Kinde, das noch dazu oft zerrissene Ellenbogen hatte, in den Gängen des Schlosses Le Plessis begegnete, ärgerlich in die Worte aus: „Ich glaubte sie nicht so sehr häßlich.“ War sie dem Vaterherzen so widerwärtig, wie mußte der Anblick des häßlichen Mädchens erst den eleganten, vergnügungssüchtigen jungen Herzog von Orleans zurückstoßen, mit dem sie 1476 im zartesten Alter vermählt wurde, und ach! für den sie eine demüthige, aber tiefe innige Leidenschaft empfand! Auch hatte Herzog Ludwig auf die erste Eröffnung, die man ihm vonseiten des Königs machte, erwidert: „Lieber nehme ich ein Bauermädchen aus der Beauce“*); aber der König hatte ihm keine andere Wahl gelassen, als entweder ins Kloster zu gehen oder sein Schwiegersohn zu werden. Diese Ehe lag in der Berechnung seiner Politik; er zweifelte nicht daran, daß seine Tochter kinderlos bleiben und daß somit die direkte Nachkommenschaft, die er von seinem Sohne erhoffte, von keiner Seitenlinie beunruhigt würde.

*) Gegend zwischen Orleans und Paris, die Kornkammer von Frankreich, deren Hauptstadt Chartres ist.

„Das Herzögelchen“, wie sich der König ausdrückte, fügte sich nothgedrungen. Später aber, als Ludwig aufrührerische Pläne schmiedete und flüchtig an den Hof des Herzogs der Bretagne kam, keimte schon in demselben die Absicht sich scheiden zu lassen; neuere Schriftsteller haben erzählt, die schöne Anna, Tochter dieses Herzogs und später Karls VIII. Gemalin, habe Eindruck auf sein Herz gemacht; aber Anna war damals ein 8 bis 9jähriges Kind, nur ihre Erbschaft konnte ihn verlocken. So lange ihr Gemal frei war, ertrug Jeanne seine Kälte und Untreue mit stiller Ergebung; fromm ihre Pflicht erfüllend, vertraute sie auf die Macht der Zeit. Aber allen Zauber ihrer schönen Seele entfaltete sie, als sie ihren Gemal unglücklich sah. Mit andern Herren vom hohen Adel hatte derselbe sich im bewaffneten Aufstand gegen die Regentin Anna de Beaujeu erhoben, war aber 1488 gefangen worden. Nun lag er besiegt, einsam, verwundet im festen Thurme zu Bourges, wo ihn die Regentin hatte einschließen lassen, wie man sagt, in einen jener eisernen Käfige, welche Ludwig XI. für seine Feinde hatte bauen lassen. Jetzt war alles Unrecht, das der böse Mann ihr angethan hatte, von der frommen, engelhaft guten Jeanne vergessen; nicht die Pflicht allein, ihr Herz sprach.

Sie eilte nach Bourges, sie wollte das Gefängniß mit ihrem Angetrauten theilen und brachte, was ihr später so übel gedeutet werden sollte, mehrere Nächte bei ihm zu. Nach Blois, der herzoglichen Residenz, zurückgekehrt, schrieb sie an ihre Schwester, die Regentin, einen rührenden Brief, worin sie die Freiheit für den schuldigen Mann ersuchte. Anna gab keine Antwort darauf. Nur eine Hoffnung noch blieb der Aermsten, eine gar schwache freilich; sie hoffte ihren Bruder, den König, der Vormundschaft zu entreißen, die ihm lästig zu werden begann, und von diesem die Freiheit des geliebten Mannes zu erhalten. Eines Tages, als sie Madame de Beaujeu verreist wußte, verließ sie heimlich — denn die Regentin ließ sie überwachen — das Schloß Blois und eilte in Trauerkleidern nach Amboise zu ihrem Bruder.

Diesem stürzte sie sich zu Füßen. Ihr Gemal war sicher strafbar, er war ein Aufrihrer, er hatte sich mit des Königs Feinden verbündet: aber in allem suchte sie ihn zu entschuldigen, seine Schuld wenigstens zu verringern. Diese Staatsverbrechen konnte zwar der König vergeben, aber auch die brüderliche Liebe hatte Ludwig von Orleans schmerzlich verletzt, denn Karl VIII. hatte erfahren, daß Ludwig mit dem Gedanken umging, Jeanne, seine Schwester, zu verstoßen. Diese Anklage mußte ihr eigenes Herz zerreißen, ihre Fürbitte entkräften, und doch auch in diesem Punkte suchte sie den Treulosen zu vertheidigen, ihr eigenes Herz zu betrügen, ihren Bruder zu überzeugen. „Nur Eure Bärtlichkeit für mich“, sagte sie, „sieht in seiner Absicht, um die Hand der jungen Herzogin anzuhalten, ein so schweres Vergehen. Ich bin überzeugt, es war nur Verstellung, eine List von ihm. Er suchte nur die Bretoner für sich zu gewinnen, indem er ihnen mit dieser Hoffnung schmeichelte, und, was beweist, daß er niemals die Absicht gehabt hat mich zu verstoßen, er hat den Abschluß dieser Ehe gar nicht betrieben. Wenn er übrigens hierin einen Tadel verdient, so hat er ja nur mich verletzt. Vergebt ihm, mein Bruder!“

Das Leben und die Freiheit, die Ihr ihm wiedergebt, wird er für Euch aufopfern!" Dies und noch mehr sprach die treue, zärtliche Gattin.

Der König hob sie auf und richtete die prophetischen Worte an sie: „Ihr sollt ihn wiederhaben, liebe Schwester, nach welchem Euch so schmerzlich verlangt. Wolle der Himmel, daß Ihr eines Tages nicht bereut, was Ihr soeben für ihn gethan habt.“ Karl gewährte ihr die Bitte, ohne die Guttheißung der Regentin dazu zu verlangen; er entwich eines Tages aus Amboise, eilte nach Bourges und gab dem Herzoge seine Freiheit wieder; zum Danke dafür entsagte Ludwig seiner Absicht auf Anna die Bretagnerin. So erzählt der Bibliothekar Voiselleur in Orleans, der auch an das Märchen glaubt, Ludwig sei in das Kind Anna verliebt gewesen. Wir erwähnen dies, weil manche deutsche Touristen ohne kritischen Sinn und eigene historische Kenntniß auf Voiselleur schwören. Zuweilen ist letzterer freilich in seinen Forschungen glücklich gewesen, dann folgen wir ihm gern.

Neben dem Märchen von dem Liebesroman steht die geschichtliche Thatsache, daß die Regentin Anna aus politischen Gründen die Vermählung der kleinen Bretagnerin mit König Karl erstrebte und auch 1491 im Schlosse zu Langeais an der Loire vollziehen ließ. Kein Zeitgenosse erzählt auch etwas von einer Leidenschaft der vierzehnjährigen Anna für Herzog Ludwig. Als sie später, nach Karls Tode, seine Gattin wurde, führten beide das innigste Familienleben; aber bei Lebzeiten ihres ersten Gemals war ihr ehelicher Ruf ein unbescholtener. War es nur Pflichtgefühl, was sie in den Schranken der Treue zurückhielt? liebte sie den ersten Gatten? Sie war nur vierzehn Jahre alt, als sie mit ihm vermählt ward, also nicht in dem Alter, wo das weibliche Herz von glühenden Leidenschaften erfaßt wird. Sodann ist das bretagnische Blut ruhiger, kälter als das beweglichere französische. Anna war immer tugendhaft. Aber als Erbin der Bretagne war sie der Einsatz des Spiels der Politik; als solche war sie, wie sie Wittwe ward, begehrenswerth. Gleich nach dem Tode Karls VIII. am 7. April 1498 faßte denn auch Ludwig, nun König von Frankreich, den festen Entschluß, die arme Jeanne zu verstoßen und sich mit der Bretagnerin zu vermählen, deren weibliche Reize sich freilich jetzt auch entwickelt hatten. Die staatskluge Regentin, Karls Schwester, hatte ja im Ehekontrakt festsetzen lassen, daß die Herzogin der Bretagne, wenn sie den König überleben sollte, ohne daß der Ehe Kinder entsprossen seien, nur mit dem Thronerben, „si faire se peut“ (wenn es sich thun läßt), eine neue Ehe schließen dürfe, damit die Bretagne bei Frankreich verbleibe.

Si faire se peut! Ludwig war nun schon zweiundzwanzig Jahre mit Jeanne verheiratet! Aber er liebte sie nicht, die Bretagne durfte ihm nicht entgehen, es durfte kein fremder Fürst im Westen Frankreichs ein selbstständiges Herzogthum gründen, Ludwig mußte sich scheiden lassen. Diese Scheidung ist ein langes Märtyrerkthum der unglücklichen Tochter Ludwigs XI. Fürstliche Frauen sind die Sklavinnen ihrer Stellung; so erkaufte noch jüngst in unsern Tagen Victor Emanuel, König von Piemont, den italienischen Königsthron durch die Aufopferung seiner Tochter Clotilde, die sich mit dem un-

geliebten Prinzen Napoleon vermählen mußte: Sphigenie, die Tochter Agamemnon's, war das Vorbild dieser unglücklichen Fürstentöchter. Es sei zugegeben: jene Scheidung war eine politische Nothwendigkeit, geboten von Frankreichs Interesse. Wäre sie nur nicht durch den Bund mit verruchten Mördern und durch gemeinen Schacher besudelt worden, ähnlich wie einst die Auslieferung der Jeanne d'Arc! Nur der Papst konnte die Scheidung genehmigen; auf Petri Stuhl aber saß damals Alexander VI., dessen Sohn war Cäsar Borgia, der, anfangs Kardinal, seinen älteren Bruder, Herzog Jean, tödtete, damit ihn sein Vater, der seine Familie fürstlich begründen wollte, seines Priestereides entbinden sollte; nachdem dies der Vater gethan, gedachte Cäsar sich durch Mord und Raub in Italien ein Herzogthum zu gründen, dazu gebrauchte er einer fremden Stütze. Er warf sein Auge auf Frankreich. Minister Ludwigs XII. war damals Georges d'Amboise, Erzbischof von Rouen, der sich schon unter der Regentschaft Annens de Beaujeu an denselben angeschlossen hatte; dieser hatte priesterlichen Ehrgeiz, Cäsar verschaffte ihm den Kardinalshut, versprach ihm, später ihn zum Papst erwählen zu lassen, unter der Bedingung, daß ihm Frankreich behilflich sei, sich einen Thron in Italien zu gründen. Cäsar erhielt alles, zum Danke dafür brachte er die von Georges erbetene päpstliche Scheidungsbulle; der König, der übrigens sich in ihm einen Bundesgenossen bei der geplanten Eroberung des Herzogthums Mailand verschaffen wollte, schenkte ihm das Herzogthum Valentinois im Dauphiné*). Nun war Jeanne verrathen und verkauft.

Man könnte sagen: Jeannens trauriges Loos war die Folge der Politik ihres Vaters, der die moderne staatliche Ordnung durch die Einziehung der großen Lehen begründete, und das französische Königsrecht faßte auch die Bretagne als ein Lehen auf. Hätte ihr Unglück nur nicht auch gleichzeitig den Treveln eines Cäsar Borgia förderlich sein müssen! Und wäre endlich ihr Gemal nur mit einiger Schonung verfahren! Aber dieser „Vater des Vaterlandes“, der den Ruf herzoggewinnender Leutseligkeit hat, behandelte das arme Weib, das mit innigster, treuester Zärtlichkeit an ihm hing, mit empörender Härte und Gleichgiltigkeit. Bei der Schilderung derselben können wir fast unverkürzt der Erzählung Voiseleurs folgen; er stützt sich hier auf unwiderlegliche Akten.

Die Scheidung war beschlossene Sache. Weder das Andenken an erwiesene Dienste noch das Bewußtsein des tödtlichen Streiches, den er gegen seine Gattin führte, hielten den König zurück. Vergebens haben wir in den Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen nach einer Spur gesucht, daß derselbe sich ein Gewissen daraus gemacht oder einen Augenblick gezaudert habe. Die ganze Sache wurde mit einer Schnelligkeit geführt, die von dem festen, unwiderruflichen Beschlusse zeugt. Jeanne kannte die Forderungen der Politik; sie war ja die Tochter

*) Im Innern Frankreichs war die Regierung Ludwigs XII. und seines Ministers eine wohlthätige, aber die auswärtige Politik war ebenso verderblich wie schwachvoll. In Italien machte sich Frankreich verhaßt. Die Strafe blieb nicht aus: Georges wurde um die päpstliche Tiara betrogen, und nach vierzehn Jahren blutigen Kriegs hat Ludwig Italien doch verloren, der Bund mit dem Hause Borgia hatte nur Schande eingebracht.

Ludwigs XI. Aber ihr dächte, daß zwanzig Jahre der Selbstverleugnung, der stillen Liebe und im verborgenen vollzogenen Aufopferung ebenfalls Rechte besaßen, die sich vernehmen lassen durften. Wenn sie sich mit Annen der Bretagnerin verglich, die sich zwar durch regelmäßige Schönheit auszeichnete, aber hart, streng, stolz, hartnäckig und in ihrer bretagnischen Kaltblütigkeit und ernsten Würde wie eingemauert war*), so fand sie sich, so schwarz und mißgestaltet sie auch war, doch geeigneter, das Glück eines Mannes und Königs zu machen, sie, die vielleicht weniger Königin, aber mehr Weib war. Als ihr Gemal bei der Nachricht vom Tode Karls VIII. nach Amboise geeilt war, war sie ihm rasch nachgefolgt, sie hoffte, daß er hier der Anstrengungen gedenken würde, die sie in ehelicher Liebe gemacht hatte, um ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen. Ludwig hatte nicht den Muth, seinen unwiderruflichen Entschluß ihr in diesen Mauern zu eröffnen, wo noch die prophetischen Worte des verstorbenen Königs wiederhallten. Er entfloh nach Chinon und beauftragte Georges d'Amboise mit dem grausamen Geschäfte. Dieser, rauh und zäh, entledigte sich seines Auftrags ohne alle Schonung und zermalmte erbarmungslos in seinen plumpen Händen das arme, gemarterte Herz.

Der ganze Hof war dem König nachgefolgt. Während des langen, seltsamen Prozesses, welcher der Scheidung voranging, blieb die arme Jeanne ganz allein im Schlosse Amboise, ohne Höflinge, ohne Rathgeber, fast ohne Bertheidiger, verlassen und verloren in dem Schatten und der verpesteten Einsamkeit, welche die Ungnade der Könige um diejenigen schafft, die von ihrer Undankbarkeit getroffen werden.

Gegen Ende des Jahres 1498 kam Cäsar Borgia mit der Bulle an, durch welche Alexander VI. dem König das Recht bewilligte seine Scheidung zu betreiben. Ludwig XII. bezahlte diese Gunst mit dem Herzogthum Valentinois und einer Pension von 20,000 Livres**), die er dem Ueberbringer mit dem Versprechen ertheilte, ihm die Hand der Tochter des Königs von Navarra auszuwirken. Die Bulle enthielt weiter nichts als die Ernennung von drei geistlichen Richtern, die den Prozeß einleiten sollten; mehr bedurfte der König nicht, der die Richter im voraus schon bezeichnet hatte: es waren dies der Cardinal-Bischof von Le Mans, der Bischof von Ceuta und der Bischof von Alby, letzterer der Bruder des Ministers Georges.

Wie sich denken läßt, hatte der König keine Mühe Bertheidiger zu finden. Anders verhielt es sich mit Jeanne. Vier Advokaten lehnten nach einander die gefährvolle Ehre ab, sie zu vertheidigen; der letzte, Jean de Bessè, nahm den Auftrag nur auf den ausdrücklichen Befehl des Gerichtshofes an und verlangte, daß den Prozeßakten die Kompulsorien beigelegt würden, durch welche er zur Vertheidigung gezwungen worden war.

Der Staatsanwalt, Antoine de Lestang, war beauftragt, die Klage

*) Diese Charakteristik entspricht vollkommen dem Porträt Annens, das sich auf einer Miniatur ihres erhaltenen Gebetbuches findet, ist auch in Harmonie mit dem bretagnischen Volkscharakter; anmuthig gefälliger können die Bretagnerinnen wohl sein, als Anne nach diesem Gemälde und obiger Schilderung war, aber die leichte heitere Grazie der echten Französinen findet man nicht bei ihnen.

**) Livre, alter Münzname, fast dem heutigen Franc gleich.

wegen Nichtigkeit der Ehe aufrecht zu halten. Seine beiden Hauptvertheidigungsmittel waren: die gegen Ludwig XII. gebrauchte Gewalt, um ihn zu dieser Ehe zu zwingen, sowie die fehlerhafte Bildung der Königin, die dieselbe zur Kinderlosigkeit verurtheilte.

Dieser letztere Punkt bot allein ernste Schwierigkeiten. Nach den Gesetzen der Kirche ist jede vollzogene Ehe unauflöslich, aber diejenige Ehe, die keine Nachkommenschaft verspricht, kann aufgelöst werden. Hier lag der Schwerpunkt des Prozesses.

Am 13. September 1498 und zwar in der Wohnung des Bischofs von Tours erschien die Königin zum ersten Mal vor ihren Richtern; sie trug Trauerkleider.

„Wisset Ihr nicht“, jagte der Vorsitzende zu ihr, „daß Ludwig XI. den Herzog von Orleans mit schrecklichen Drohungen zwang, Euch zu heiraten?“

„Ich glaube nicht“, antwortete die Königin, „und ich habe niemals davon sprechen hören.“

„Daß dem Herzog gedroht wurde, er würde ins Wasser geworfen werden, wenn er Euch nicht heiratete?“

„Ich glaube nicht.“

„Daß er niemals freiwillig in diese Ehe eingewilligt hat?“

„Ich glaube nicht.“

„Daß er nach dem Tode Ludwigs XI. und sobald er sich frei sah, betheuerte, daß eine solche, ihm gewaltsam aufgedrungene Vermählung ohne seine Zustimmung geschlossen worden sei?“

„Ich weiß es nicht, und, noch mehr, ich glaube es nicht.“

„Daß dies gerade der Ursprung des Hornes Karls VIII. war?“

„Ich glaube es nicht.“

„Wißt Ihr ferner nicht, daß Ihr, von Geburt oder von Natur, mit Unvollkommenheiten behaftet seid, die im allgemeinen den Frauen fremd sind?“

„Ich weiß sehr wohl, daß ich weder so angenehm noch so schön von Körper bin wie die meisten Frauen.“

„Daß Ihr nicht geschickt zur Ehe seid?“

„Ich glaube mich ebenso fähig zur Ehe wie die Frau meines Stallmeisters George, die ganz mißgestaltet ist und ihm doch recht schöne Kinder giebt.“

Wie man sieht, verstand es die Königin nöthigenfalls, mit einem lebhaften, verständigen Worte aus der vorsichtigen Zurückhaltung herauszutreten, die sie sich auferlegt hatte.

Das Verhör Ludwigs XII. fand am 19. Oktober auf dem Schlosse Madon bei Blois statt. Jeanne hatte dem Gerichtshofe eine gewisse Anzahl von Fragen unterbreitet, für deren Wahrheit sie im voraus bürgte und die dem Könige gestellt werden sollten. Sie verlangte, daß er genöthigt würde, durch eine einfache Anerkennung oder Ablehnung darauf zu antworten, *per credit vel non credit**), wie die bei geistlichen Gerichtshöfen gebräuchliche Formel war, und daß ihm im Falle der Ablehnung der Eid zugeschoben würde.

*) Durch: „er glaubt oder er glaubt nicht.“ Das lateinische Original des Prozesses befindet sich noch auf der Nationalbibliothek in Paris.

Man hatte dem Könige ein äußerst einfaches System vorgezeichnet, in welches er sich auch sorgfältig einschloß. Seine Vermählung, die Besuche, die er von seiner Frau vor und nach seiner Gefangenschaft erhalten hatte, der Hofstaat, den er ihr gegeben hatte, der vielfache Aufenthalt, den er bei ihr genommen hatte, sogar die Nächte, die er an ihrer Seite, namentlich in seinem Gefängniß zu Bourges, zugebracht hatte, alle diese Thatfachen waren die Folge der Gewalt und des Zwanges, alle waren ohne Geltung, weil sie ohne Freiheit vollzogen worden waren.

Alles dies bewies übrigens auch nicht den wirklichen Vollzug der Ehe; darum erklärte der Gerichtshof den durchaus widersprechenden Behauptungen gegenüber, daß nur eine genaue Prüfung ihm die Ueberzeugung davon gewähren könne. Jeanne weigerte sich diese äußerste Demüthigung über sich ergehen zu lassen. Von den beiden Rettungsankern, die ihr verblieben, war dies der sicherste; sie zerbrach ihn und begnügte sich mit der Forderung des Eides.

„Ich will“, sagte sie edel, „keinen andern Richter als den König selbst. Wenn er die Thatfachen, die er gegen mich angeführt hat, eidlich versichert, so füge ich mich im voraus in meine Verurtheilung.“

Sie kannte die Frömmigkeit ihres Gatten und wollte nicht glauben, daß er, der „allerchristlichste“ König, es wagen würde, feierlich angesichts des Altars einen Meineid zu schwören. Jedermann am Hofe war von derselben Täuschung befangen und dieser Umstand lieh, in diesem so religiösen Zeitalter, dem Prozesse ein mächtiges Interesse.

Der König schwur. Er erklärte eidlich, die Hand auf dem Evangelium, daß alle Erklärungen Jeannens und ihrer Zeugen nicht ein Wort Wahrheit enthielten. Damit war alles gesagt; es blieb nur noch übrig das Scheidungsurtheil auszusprechen.

Dieser Spruch wurde am Montag, dem 17. Dezember in der Kirche Saint-Denis zu Amboise verkündet. Domy d'Uttichy, Bischof von Autun, berichtet, daß im Augenblick, wo man den Spruch vorzulesen begann, „eine große Wolke die Stadt Amboise wie ein Sturmwind einhüllte und das helle Licht des Mittags in die traurige schreckliche Finsterniß einer düsteren Nacht verwandelte.“

So endete dieser abscheuliche Prozeß; kein Funken Licht war in das Gewissen der Richter gefallen. Ein Jahrhundert nachher hat Brantôme in seiner bekannten freien Redeweise die Meinung der Zeitgenossen über diesen ungerechten Handel zusammengefaßt, und diese Meinung ist die der Geschichte geblieben. Am Tage, wo das Urtheil gefällt wurde, zeigten die Einwohner, als die Richter aus der Kirche traten, mit Fingern auf dieselben und riefen ganz laut: „Da kommt Caiphas, da kommt Herodes, da kommt Pilatus, die gegen die hohe Dame das Urtheil gefällt haben, daß sie nicht mehr die Königin von Frankreich ist!“ Auch Paris gerieth in Aufregung und war entrüstet, die Tochter eines Königs verstoßen zu sehen, der im Volke beliebt geblieben war.

Aber Jeanne verschmähte es, aus der Aufregung im Volke, die durch ihre Verurtheilung hervorgerufen worden war, Nutzen zu ziehen. Sie blieb bescheiden im Unglück, wie sie es im Glück geblieben war. So weit die Erzählung Voiseleurs.

Jeanne zog sich in das ihr als Leibgedinge von ihrem Vater ertheilte Herzogthum Berry zurück, das vor ihr Franz, ein früh verstorbener Bruder von ihr, besessen hatte und dessen Nutznießung der König ihr auch ferner überließ. Hier, in der Hauptstadt Bourges, stiftete sie den Orden der Annonciade (Mariä Verkündigung), ohne indessen, wie sie auch in einer Urkunde vom 10. August 1501 vor Priestern erklärte, selbst der Welt zu entsagen und in den Nonnenstand zu treten. Ueberhaupt war sie von einer verständigen Frömmigkeit, allen übertriebenen Andächteleien abhold; ihre Mildthätigkeit und Tugend erwarben ihr die allgemeine Liebe und Achtung. Eine freundliche Erholung für sie war zuweilen ein Besuch des Schlosses und Städtchens Vignières, wo sie ihre erste Kindheit verbracht und bei der Gräfin des Ortes mütterliche Pflege gefunden hatte. Der Gemal der letzteren hatte sie später vor einer großen Gefahr beschützt. Als die Königin von England Paris besuchte, hatte sich Jeanne vor dem Lärm und Getümmel am Hofe scheu in ein Kloster zurückgezogen. Ludwig XII., ärgerlich darüber, eilte ihr nach, drang in die Kirche, wo Jeanne zum Gebete niederkniet war, und stürzte mit gezücktem Schwerte auf sie zu: „Diesmal mußt Du sterben, elendes Mädchen!“ rief er aus. Der Graf de Vignières, der gegenwärtig war und den König der That wohl für fähig hielt, schützte das arme Kind mit seinem Mantel; der König kam zur Besinnung und steckte sein Schwert in die Scheide. Jeanne starb am 4. Februar 1504, abends zeh'n Uhr; ihre Leiche blieb eine Nacht und einen Tag bei dem Scheine zahlreicher Kerzen ausgestellt, dann wurde sie in dem von ihr gestifteten Kloster beigesezt. Ihrer Erklärung vom 10. August entgegen, erzählt Touchard-Lafosse, wurde sie in Nonnenkleider eingehüllt, und man verbreitete das Gerücht, sie sei selbst in den Orden getreten. Wie dies einmal geglaubt wurde, trugen sich natürlich auf ihrem Grabe auch Wunder zu. Priester der Stadt, in deren Interesse es lag, eine Ortsheilige zu besitzen, spannen nun die „heilige“ Geschichte weiter aus, und in der That ist auch die unglückliche Geschiedene später selig gesprochen worden. Ganz gewiß ist die aufopferungsvolle und fromm ergebene, hart geprüfte Jeanne der höchsten Seligkeit theilhaftig geworden, aber es ist eine bittere Ironie, wenn die römische Kirche dies ausspricht, deren Papst Alexander VI. dem sanften Weibe das tiefste Leid und die tiefste Schmach angethan hat.

* * *

Und nun Ludwig? Die Scheidung war Ende Dezember 1498 ausgesprochen worden; schon am 8. Januar 1499 vermählte er sich mit seiner „kleinen Brette“, wie er die Bretagnerin nannte. Diese hatte sich nicht wehren können, wie sehr sie auch der plötzliche Schicksalswechsel ergreifen mochte; der Staats- und Ehekontrakt, der sie an den Thron von Frankreich band, war einmal da, so fügte sie sich in die neue Vermählung. Uebrigens war ja Ludwig damals eine anmuthige Persönlichkeit, sie wurden ein Paar. Eine so bürgerlich-friedlich glückliche Ehe, wie nun beide führten, hat man niemals am französischen Königshofe gesehen. Ja, Ludwig, der gegen die arme Jeanne

so grausam hart gewesen war, ist glücklich gewesen fünfzehn Jahre lang! Am 9. Januar 1514 starb Anna, die ihrem Gatten zwei Töchter gegeben hatte, Claude, Franz I. Gemalin, und die berühmte Renata. Der König war untröstlich, acht Tage lang that er nichts als weinen und jammern, ließ niemand vor, und wer später ihm nahte, mußte in schwarzer Trauerkleidung vor ihm erscheinen.

Ach aber! diese seltsame eheliche Idylle, dieses bürgerliche häusliche Glück auf dem französischen Königsthronen hatte zum Abschluß ein tragikomisches Nachspiel, eine Art Satyrspiel nach der Weise des altgriechischen Theaters, daß man wirklich nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Auch Könige sind nicht immer gegen die Tücken eines kleinlichen Schicksals gesiegt; gewöhnlich werden die Frauen, Prinzessinnen oder Königinnen, Opfer des Ranges und der Politik, diesmal mußte der König dafür büßen. So glücklich er im häuslichen Leben gewesen war, so unglücklich war er in seiner auswärtigen Politik. Nicht nur hatte er alle seine Eroberungen in Italien wieder verloren, seine eigenen früheren Verbündeten fielen mit seinen Feinden jetzt über ihn her und überzogen Frankreich mit Krieg. Der gute Mann schloß, Reih' um, mit einem nach dem andern Frieden. Nur der König von England, Heinrich VIII., der die „Sporenschlacht“ bei Guinegate (eine Art Roßbach) gewonnen hatte, ließ sich eine Zeit lang bitten, dann schloß er Frieden unter der Bedingung, daß ihm Ludwig XII. zehn Jahre lang hundert tausend Thaler jährliche Pension zahle und ihm seine Schwester Marie abnehme, die er schon durch Maximilian von Oesterreich los zu werden gehofft hatte. Der arme, schon bresthafte Mann willigte ein, um des lieben Friedens willen. Am 7. August 1514, nur acht Monate nach dem Tode seiner lieben „Bretonne“, heiratete er die sechzehnjährige Engländerin, ein dralles, leichtfertiges verliebtes Ding, das in England schon einen Liebhaber zurückließ und den kränklichen alternden Mann noch zwang, seine gewohnte Lebensweise zu ändern: er, der gewohnt war um sechs Uhr abends zu Bett zu gehen, durfte sich oft erst um Mitternacht niederlegen. Er hatte seinen Wohnsitz zu Blois mit der geräuschvollen Hauptstadt Paris vertauscht. Wie hätte er in der trauten Heimat bleiben können, wo ihm alles seine liebe Anna zurückrief! Außerdem ließ es sich auch in Paris üppiger, glänzender leben; mehrere Monate lang hörten auch die Feste und Turniere nicht auf, der gutmüthige Mann strengte sich nach Kräften an, dem jungen Kinde zu gefallen. Als ob der tollen Engländerin viel daran gelegen hätte! Ludwig bestellte seine Tochter Claude und die Mutter Franz I., Louise von Savoyen, zu Wächterinnen über den Wildfang, damit kein Aergerniß geschähe. Aber die Wache reichte nicht aus. Da ließ der König ganz expreß die fürchterliche „Madame la Grande“, die frühere Regentin Anna de Beaujeu, aus dem Bourbonnais heraufholen, die sollte den Wildfang beim Zügel halten. Als die starke Tochter Ludwigs XI., vor allem der Staatsraison gehorchend, verschloß diese die Erinnerung an ihre unglückliche Schwester Jeanne in ihrem Herzen und versuchte es der jungen Königin in dem Palais des Tournelles (es ist niedergerissen und durch die Place des Vosges ersetzt) die „façons de France“ zu lehren. Die Engländerin flatterte ungeduldig wie ein Vogel im Käfig. Sie

wurde bald befreit. Der arme König hielt diese Lebensweise nicht lange aus, dieser Freudentumult mit diesem Angstfieber brachte den schwächlichen Mann um; am 1. Januar 1515 starb er, nur dreiundfunfzig Jahre alt, ohne sein liebes Blois wieder gesehen zu haben. Die Engländerin aber, ohne einen Augenblick zu verlieren, ohne erst nach England zurückzukehren oder das Ende des Trauerjahres abzuwarten, heiratete auf der Stelle wieder.

Hat die dritte Frau Ludwig XII. das Böse vergelten sollen, das er seiner ersten Frau angethan hatte? Welche Gewissensbisse mag er empfunden haben, wenn er der Schwester seiner armen Jeanne, Anne de Beaujeu, sein Leid zu klagen gezwungen war! Die Buße war kurz, aber schwer, streng, aber gerecht. Seiner Schwägerin Anna war es vorbehalten, nicht nur ihre Geschwister, sondern auch ihn und seine Frauen zu überleben; sie starb erst 1522 zu Moulins.





Morgenandacht.

Nach einer Originalzeichnung von v. Preen.

100



Die moderne Sappho.

„Was im Leben uns verbrieft,
Man im Bilde gern genießt.“
Goethe.

Ein Hauch tiefer Tragik umwittert die Gestalt der griechischen Dichterin, und wenn ich in früheren Tagen die liebeglühenden, herzbelebenden Strophen las, die von ihrer unglücklichen Leidenschaft Kunde geben, so überkam mich stets ein Schauer andächtiger Bewunderung und inniger Wehmuth. Damals war ich noch jung und unerfahren, seitdem aber habe ich einsehen gelernt, es sei das gewöhnliche Loos der Sapphos, sich in hübsche milchbärtige Phaons zu verlieben, die sich gemüthsrühig besingen und anschnachten lassen, von allem Unheil, das sie angerichtet, nichts verstehen, es höchstens belächeln und sich zum Dank dafür in irgend eine rosige, möglichst gedankenscheue Ewas-tochter vergassen. Immerhin war das Ende der Lesbierin groß, erhaben, echt dichterisch. Sie starb, sich selbst getreu, und unvergänglicher Nachruhm trägt ihr Andenken bis zu den fernsten Geschlechtern. Es giebt aber ein Schicksal, das weit unbequemer, kläglicher und prosaischer ist und statt des Lorbeers der Unsterblichkeit die Schellenkappe der Lächerlichkeit einbringt.

In folgendem will ich die Leiden einer modernen Sappho „sine ira et studio“ schildern. Jeder wird mir darin beistimmen, daß meine verstorbene klassische Kollegin entschieden besser weggekommen ist.

Die moderne Sappho, von der ich rede, wohnt in Berlin, dem Domizil vieler Dichter, die nur im Innern dieser Stadt bekannt und berühmt sind, und auch da nur bedingungsweise. Sie ist mit Phaon verheiratet — ob zu seinem und ihrem Glück, werden wir später erkennen. Unbefangene finden, daß Phaon sehr viel allein gesehen wird, und daß die Neigungen des einen, denen der anderen recht ausgesprochen zuwider laufen. Ueberhaupt wird Sappho — wir wollen sie mit ihrem wirklichen Namen Paula nennen — von ihren Geschlechterschwestern mit einem Gemisch von mitleidiger Ueberlegenheit und heimlicher Indignation betrachtet. Wie kann sie sich herausnehmen, Mann und Kinder zu haben, wie andere, und dabei Verse zu machen oder Novellen zu schreiben? Andere Frauen kommen vor lauter Haus- und Kinder Sorgen, großer Wäsche und Scheuerfesten kaum dazu, die neuesten Romane von Zola zu lesen und sie erlaubt sich, eigne Gedanken zu haben und sogar drucken zu lassen? Das ist himmelschreiend.

Nach weicht man ihr überall behutsam aus, und wenn man sie doch einmal nicht umgehen kann, so bringt man in ihrer Gegenwart das Gespräch auf lauter praktische Themata, in denen die Seife schäumt, der Suppentopf brodelt und sämtliche Löcher oder Flecke

gestopft und chemisch oder mit Benzin gereinigt werden. Dabei muß sie doch schweigen oder sich zum Gaudium aller blamieren.

Den Männern gegenüber spielt sie ebenfalls keine glückliche Rolle. Sie ist schüchtern und linksch, hat allzu ernste Augen, man fürchtet, in ihrer Gegenwart geistreiches und bedeutendes sagen zu müssen; auch steht sie im Verdacht, Schopenhauer gelesen zu haben und pessimistisch über das Leben zu denken. Angeklagte, was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen?

Ist so ihre soziale Stellung nicht die angenehmste, so ist sie im eignen Hause der Dichterin doch noch weit verhängnisvoller. Poesie und Prosa gehen nun einmal zu ungleichen Schritt, und Pegasus im Soche ist ein tragikomischer Mublied.

Paula sitzt in der Dämmerstunde eines schönen Frühlingsabends sinnend am Fenster. Die Luft weht weich wie auf Sammetflügeln, leichtes, rosiges Gewölk überweht das abendliche Blau, hell zwitschernde Schwalben schießen vorüber. Das Herz der einsamen Frau schwillt von sehnsüchtigen, unnenmbaren Empfindungen, ein Lied, weich und süß, wie diese Frühlingsstunde, dämmt in ihrer Seele auf.

Da öffnet sich die Thür, die robuste Gestalt der Köchin erscheint auf der Schwelle und ruft mit der heiseren Stimme der Wirklichkeit: „Madame, der Schlächter ist da!“ — Verfliegen sind die lustigen Träume, verschleucht die lieblichen Gaukelbilder der Phantasie. Paula sieht plötzlich so nüchtern und geschäftsmäßig als möglich aus und erwidert trocken: „Drei Pfund Oberschale und für dreißig Pfennige Knochen, wir wollen morgen „falsche Suppe“ nehmen.“ Für diesmal ist das tête-à-tête mit dem goldlockigen Mufengott gestört und Paula beschließt den Rest des Abends, indem sie in einer tugendhaften Anwandlung Phaons schadhafte Socken stopft.

Ein anderes Bild aus dem Leben unserer Dulderin. Es ist Morgen, goldiger strahlender Morgen, die Sonne gießt in genialer Güte und Verschwendung Licht und Blut herab auf Gerechte und Ungerechte, die grämlichsten Leute sehen in dieser angenehmen Beleuchtung verjüngt und menschenfreundlich aus, die hübschen Mädchen in ihren frischen Frühjahrskleidern blühen wie Rosen, ein Strom von Wonne, Hoffnungsstrunkenheit überflutet die lachende Welt. Paulas ruckweiser Anlauf zur Pflückerfüllung dauert noch immer an. Sie geht bei dem himmlischen Frühlingswetter auf den Markt, obwohl sie lieber im Grünen herumschwärmte. Die kräftige Köchin folgt ihr mit einem umfangreichen Korbe. Lange hält aber in der Seele unserer Heldin die vernünftige Stimmung nicht vor. Schon unterwegs sind ihre Gedanken bei einem poetischen Problem, zu dem ihr der Mublied einer schönen schwarzlockigen, schwermüthig blickenden Frau, die von einem jungen eleganten Cavalier begleitet wird, den Stoff giebt. Sie grübelt über die geheimnißvollen Seelensäden, welche zwischen diesen beiden hinüber und herüber weben, bis der Zusammenprall mit einem von Spinat, Zwiebeln, Mohrrüben und Kartoffeln randvoll gefüllten Korbe sie aus der Fülle der Gesichte schreckt. „Sie haben wohl Ihre Augen zu Hause verjessen?“ schreit dabei die Korbträgerin höhnisch, und ein allgemeiner Lachapplaus der kaffeetrinkenden Marktweiber giebt

ihr Recht. Paula reibt sich schweigend die schmerzende Magenenge und rafft sich gewaltsam aus ihrer Geistesabwesenheit auf.

Sie versucht nun wieder eine Zeit lang praktisch und vernünftig zu sein, redet die Verkäuferinnen im biedersten Berliner Volkston an, findet aber doch zum Schluß, daß die eingekauften Spargel holzig sind, die Butter einen abscheulichen Nachgeschmack hat und die Reheule zum Sonntag an ebenso pikantem haut goüt leidet, wie die geplante Seelenstudie. Wiederum hat sie ihren Zweck nach beiden Richtungen hin verfehlt.

Die Sonne wird immer mächtiger und siegreicher, Paula schwelgt im seligsten Naturgenuß; indessen wandelt sie nicht ungestraft im grünen Elysium des jungen Frühlings. Eines Tages trifft sie eine Bekannte, eine hübsche Frau, deren vornehmster Lebenszweck es ist, nie über 46 Centimeter Taillenweite zu haben, selbst auf die Gefahr des Magenkrebses hin, und deren Hauptport die Toilette in ihren verschiedenen Einzelsächern ist. Sie trägt nur Nieder aus Tüll, da andere zu sehr auftragen; Bonwitt und Vittauer, Petrus und Rosenthal sind die bewegenden Prinzipien ihres Daseins, die alleinigen Götter, deren Kultus zwar etwas kostspielig ist — allein, was thut's? Sie hat das beruhigende Gefühl, eine der bestgekleideten Frauen Berlins zu sein, und wenn sie auf der Promenade oder im Theater erscheint, das Ziel vieler bewundernder Männerblicke und mißgünstiger Frauenaugen zu bilden. Ça suffit! Diese schlanke Huldin im neuesten mafartbraunen Lenzkostüm mit entsprechendem Hut und Schirm trifft unsere träumerische Paula, die in einer ziemlich abgetragenen Pelzjacke steckt und noch ihren Winterhut trägt. Es entspinnt sich nun folgendes Gespräch zwischen den beiden, die Cousinen sind: Fanny: „Du gehst aber wirklich rein zum Skandal, jeder Mensch (sic!) redet darüber.“ Paula: „Glaubst Du wirklich?“ Fanny: „Natürlich, was sollen denn die Leute davon denken? Außerdem mußt Du Dich doch für Deinen Mann ein bißchen putzen, die Männer freuen sich, wenn ihre Frauen gefallen, wenigstens bei „meinem“ ist es so. Du mußt zu meinem Schneider mitkommen, wir werden schon was hübsches finden.“ Gerührt von diesem freundlichen Anerbieten (die Sprecherin ist ebenso gutmüthig als putzjüchtig) unterbricht Paula ihren Spaziergang und folgt der überlegenen Weltweisheit ihrer Cousine. Die beiden sind in ein großes, glänzendes Modemagazin getreten. Die Verkäufer, denen die elegante Frau mit der Bespentaille eine bekannte Erscheinung ist, drängen sich herzu, jeder möchte sie zuerst bedienen. Sie weist auf ihre kleine blasse Begleiterin, die schüchtern zurückgeblieben ist, und sagt: „Nein, für diese Dame wollte ich etwas haben.“ Prüfende Blicke, unmerkliches Achselzucken, höflich unterdrücktes Mitleid vonseiten der Machthaber des Geschäftes. Diese kleine, unansehnliche Person wird nie ein Glanzpunkt auf dem Gebiete der Konfektion werden. So schwächig, gebückt und so alltäglich aussehend, wie soll man denn da Chic und Pli hineinbringen? Indessen auf einige verständigende Winke ihrer langjährigen Freundin Fanny faßt man den Entschluß, die Sache wenigstens zu versuchen. Es werden nun verschiedene Roben vorgeführt und zwar derart, daß mehrere der im Geschäft thätigen „Konfektionseusen“ dieselben anziehen und darin auf

und ab gehen. Frau Fanny und ihre Freunde vertiefen sich in fanatische Verhandlungen über das Für und Wider der einzelnen Arrangements — Paula aber ist von ganz anderen Betrachtungen hingenommen. Bewundernd und bedauernd zugleich blickte sie die Mädchen an. Es sind vollendet schöne Gestalten, hübsche pikante Gesichter in dieser Schaar. Frau Kypris selber brauchte sich solcher Formen, solcher schlanken Gliederfülle, solchen blonden Haargekräusels nicht zu schämen. Aber was helfen den armen Geschöpfen ihre Reize? Man sieht ihnen an, welches Leben sie führen. Die tiefliegenden, dunkel umrandeten Augen, schlaffen Züge, die matten lässigen Bewegungen sind beredt genug. So viel Numuth, Jugend und Lebensfülle einem kurzen Freudenrausch geopfert, und dann das Elend, das Alter, ein frühes, trostloses Ende! Warum so viel schöne, jugendfrische Opfer auf den einen Altar der Schande? Waren sie nicht zu retten? Fand sich kein Menschenfreund, der sie vom Abgrunde zurückzog? O, welch ein klägliches, häßliches Ding ist doch dies arme Menschenleben!

„Sage mal, Paula, woran denkst Du denn eigentlich? Ich frage Dich jetzt schon zum dritten Mal ob Du diese Schoßtaille oder diese Polonaise lieber haben möchtest?“ Diese scharfe Frage riß Paula aus ihrem unzeitigen Auffall von Nächstenliebe. Die Augen der bemitleideten jungen Damen sind mit einem Ausdruck auf sie gerichtet, als gehöre sie von Rechts wegen nach Daldorf. „Mit Dir gehe ich aber auch nie wieder“, schmollte die hübsche Fanny. „Sitzt sie da, als ginge sie die ganze Sache nichts an. Also, Herr Mohr, ich denke, wir nehmen das moosgrüne mit schmalem Revers und einem cremefarbigem Einsatz und die Raffung recht voll und dann wollte ich noch sagen —“. Während sich die beiden in allerhand Finessen und Einzelbestimmungen ergehen, tritt der Schneider mit dem Centimetermaß zu Paula, und diese läßt sich, immer noch in wehmüthigem Nachsinnen, die Maße nehmen, deren Geringsfügigkeit eine der aphrodisisch gewachsenen Blondinen kopfschüttelnd und mit ironischem Lächeln in einem Notizbuch vermerkt. Man hat hier gewissermaßen amtlich Paulas Schönheitsakten, ihr körperliches Inventar aufgenommen, und zwar nicht zu ihren Gunsten. „Sie müssen aber entschieden mehr Tournüre tragen“, flüstert ihr eine schneeweiß gepuderte, üppige Houri dieses Kleiderparadieses herablassend zu, „so kann kein Kleid sitzen“. Mit diesem tröstlichen Beiseid wird die arme kleine Dichterin entlassen. Du, o unscheinbare Nachtigall, die Du in jedem Jahre Dein schlichtes, graues Röckchen trägst; Mutter Natur, die unser aller Bonwitt und Littauer ist und ihre Sache doch am allerbesten versteht, muß doch wohl wissen, warum sie Dir die Farbenpracht versagte. Du bist aber auch die einzige Sappho, die mir beneidenswerth erscheint, weil Du nicht immer zwischen Pflicht und Neigung hin und her pendelst, wie Deine irdischen Sangesgenossinnen.

Paula ist erfüllt von dem Bilde der schönen schlanken Mädchen-gestalten heimgekehrt. Sie überhört geduldig einige spöttische Anspielungen Phaons über das ermüdende Einerlei des Küchenzettels, über die von der Blässe des hineingegossenen Wassers angefränkelte Brühsuppe und über ihr, Paulas, „dämm'riges Wesen“, das nie zur Klarheit komme. Als sie abends allein ist, beschließt sie, die Ein-

Drücke des heutigen Tages in einem Poëm zusammenzufassen, das von den Gefahren der Schönheit, die mit Armuth gepaart ist, handelt. Eben beginnen ihre Gedanken in harmonischen Fluß zu kommen; voll und majestätisch entrollt der Strom des Wohllauts, der in ihrer Seele flutet, und sie wiegt sich jelig auf diesen melodischen Wogen wie Melusine in ihrem heimischen Element. Ihre Wangen glühen, ihre Augen flammen in heiliger Begeisterung — da plötzlich tönt ein schriller Schrei in ihre Verzückung hinein, Paula fährt schreckensbleich empor und stürzt hinaus. Die Köchin steht im äußersten Winkel der Küche und weist zitternd auf den Schrank, indem sie angstvoll freischt: „Madam, wir haben Mäuse, eben habe ich da drin eine laufen sehen! Morgen müssen wir die Falle mit Speck aufstellen, oder der Kammerjäger muß her. Vor Schwaben weiß man sich auch nicht mehr zu lassen, die fressen uns reine auf!“ Paula nickte wehmüthig zu allen reformatorischen Plänen ihrer Köchin auf dem Felde der Mäuse- und Schwabenvertilgung und kehrte zu ihrem verlassenen Manuscript zurück. Aber mit der schönen hymnischen Stimmung ist's wieder vorbei; die drohende Gestalt des Kammerjägers, die nichts von dem unheimlich faszinirenden Zauber des Rattensängers von Hameln hat, und dessen Leistungen ebenso kostspielig als unsicher in der Wirkung sind — hat die zarten Geister der Poesie verscheucht, die nur in feuchter Stille und Einsamkeit nahen, und resignirt legt Paula das vielversprechende Gedichtembryo zu den anderen Halbschöpfungen ihrer nervös gemachten Muse.

In diesem Zwiespalt zwischen Sollen und Wollen geht es weiter. Wenn Paula von Gliederduft und Maiengrün träumen möchte, muß sie daran denken, daß der Sonnemond außer Blüten und Knospen auch Motten zeitigt, die sich mit Vorliebe in Stoffgardinen und Polsterstühlen niederlassen und ihre intimsten Familienbeziehungen in deren Falten anknüpfen und ins unendliche fortspinnen. Statt zarter Maiglöckchendüfte Kampher- und Naphthalingeruch, statt Rosen und Nachtigallen persisches Insektenpulver und der unmelodische Schlag der Klopfer auf den Polstermöbeln — welche Ernüchterung für eine lyrisch gestimmte Seele! Paula liebte den Mai, weil er die Welt mit rosigem Blüten Schnee, mit himmelblauen Vergißmeinnicht, mit Duft und Goldglanz überschüttet. Phaon und andere Menschenfinder aber, die sich eines gesunden Erdenhungers erfreuen, schätzen ihn, weil er neben diesen schönen, doch ungenießbaren Gaben die Aera des billigen Spargels, der neuen Kartoffeln und Heringe, der jungen Gänse mit Gurkensalat eröffnet, und das Gewicht dieser nützlichen und nahrhaften Dinge zieht unsere besflügelte Dichterseele immer wieder aus dem blauen Aether feenhafter Träume zur festen nahrungsprossenden Erde nieder. Dabei aber empfindet Paula ein ewiges Heimweh nach den seligen Gefilden des Geistes, und wenn sie eine schöne Dichtung liest, wenn feurige kraftvolle Poetenworte von der Bühne her in ihr Ohr klingen, so antwortet die Stimme ihres eigenen künstlerischen Gewissens wie ein Mahnruf an sie selbst, sich dem thatlosen Hinbrüten zu entreißen, zu schaffen, zu gestalten, was dunkel in ihr gährt. Der geringste Anlaß, ein schönes Menschenantlitz, ein helles Kinderlachen, eine sanfte Melodie ziehen sie unwiderstehlich hinein in ein Chaos

von reizenden Einbildungen. Bei diesem geistigen Hellssehen ist aber ihr Blick kurzichtig für alle Erscheinungen des wirklichen Lebens. Hier wird sie von dem einfachsten Menschen übersehen und mit souveräner Geringschätzung behandelt. Besonders die Dienstmädchen haben eine sehr wenig schmeichelhafte Ansicht über sie und gehen ihren Liebes- und sonstigen Neigungen mit größter Unversfrorenheit nach. Die Verliebtheit einer Berliner Köchin ist aber eine gefährliche Sache. „Wir bilden die Majorität, wir führen die Geschäfte des Landes“, sagte Herr von Minnigerode in einer denkwürdigen parlamentarischen Sitzung. Bei der Majorität des Wehrstandes, die in der Kaiserstadt herrscht, werden „die Geschäfte der Liebe“ in gewissen Kreisen fast ausschließlich von den buntröckigen Söhnen des Mars geführt. Es scheint, daß zu einer normalen Berliner Köchin ein „durch Hunger und durch Liebe“ regierter Grenadier oder Vertreter einer anderen Waffengattung so naturgemäß gehört, wie etwa Pöfelsfleisch zum Sauerkraut. Der Seelenfrühling einer Berliner Köchin äußert sich gewöhnlich in großer Zerstretheit beim Kochen, Versalzen der Suppe, heftigem Zerschlagen des Geschirrs, ungebührlich langem Fortbleiben bei den Ausgängen, rapidem Hochschnellen in den Einkaufspreisen und räthselhaftem Verschwinden sämtlicher Speisereste. Dabei ist die Stimmung der erotisch affizierten Küchenmaid eine lenzhaft-stürmische, drangvoll eruptive, und der Ueberschuß flammender Gefühle, der sich nicht immer in die breite Brust des befreundeten Kriegers entladen kann, macht sich oft in heftigen Debatten mit der ahnungslosen Herrin Luft. „Das ist die wahre Raserei der Liebe“, sagt der höfische Volonius — und die liebestolle Köchin rast oft wie weiland Herkules, Roland oder andere dämonisch Besejjene, nur ist der Schauplatz ihres Wahnsinns ein weniger heroischer und die Opfer ihrer Wuth sind zerbrechliche Gläser und Töpfe. Zuweilen aber überkommt sie auch eine mildere Stimmung, und dann jingt sie zu den Tönen des im Hofe spielenden Leierkastens eine „wunderjame gewaltige Melodei“. Durch diese Kundgebung und verschiedene Traumbücher, sowie abgegriffene Kartenspiele, die in der Mädchenstube herumliegen und über die dunkle Zukunft der militärfrommen Minna Auskunft geben sollen, wird Paula über den Seelenzustand ihrer Köchin aufgeklärt. Wie alle wachsherzigen Lyriker fühlt sie Mitleid mit der Armen und da sie aus ihrer eigenen Maienzeit noch einen ganzen Stoß der heißesten Liebeslieder besitzt, so glaubt sie die minnewunde Minna zu trösten, indem sie ihr gelegentlich eins derselben vorliest. Ueberhaupt ist Paula eine Freundin des Volkes, der arbeitenden Proletarier, und es ist ihr sehr interessant und belehrend, hier an einem konkreten Fall die „Dokumente der Leidenschaft“ in einer Volksseele zu studiren. Und sind nicht aus dem lyrischen Herzen des deutschen Volkes die innigsten, schönsten, lautersten Lieder hervorgegangen? Deshalb giebt sie viel auf das Urtheil naiver Gemüther und erwartet gespannt die Wirkung, welche ihr Liebesgedicht auf Minna hervorbringen wird.

Es ist Abend, Küche und Köchin befinden sich endlich wieder in einem menschenwürdigen Zustand, eine Lampe verbreitet mildes Licht über die blinkenden Kessel und Kasserollen und die Reste des noch unzer schlagenen Porzellans, das in wehmüthig ahnungsvollem Lichte,

wie in der Voraussicht seines nahen Endes, erglänzt. Allerdings hatte die selige Sappho ein besseres Lokal, ein anderes Publikum zu ihren Vorlesungen: schneeweiße Marmortempel, Lorbeer- und Olivenhaine, ihr zu Häupten sonnenverklärtes griechisches Blau, und ihre Hörer lebendige Götterbilder mit dem Abglanz ewiger Schönheit auf den reinen Zügen. Indessen „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen“, und faute de mieux muß man auch mit einer geringeren Qualität an Ort und Auditorium vorlieb nehmen. „Na, Madameken, wie is es denn nu mit das Gedicht?“ mahnt Minna in liebenswürdig ermuttigendem Ton. „Haben Sie das eijentlich an unje'n Herrn jemacht?“ (Verhängnißvolle Frage, die mit rauher Hand an die Mysterien eines wandelbaren Poetenherzens rührt). Paula erröthet und sagt: „Das weiß ich nicht mehr, es ist schon zu lange her.“ Minna nickte verständnißvoll. „Ich weech mir uf meene erste Liebe auch nich mehr zu besinnen“, sagte sie. Ermuthigt durch diese Analogie zwischen Minnas Gefühlsleben und ihrem eignen, holt Paula das Blatt aus ihrem Schreibtisch und die Erinnerung an die schöne, längst verflungene Jugendzeit taucht aufs neue in ihr empor, indem sie mit weicher Stimme die folgenden Strophen liest:

„O, wüßt' ich, wenn Du ferne,
Ob meiner Du gedenkst,
Ob Du gleich mir so gerne
In Träume Dich versenkst.

In Träume, die mir reden
Von Dir, von Dir allein,
Wie goldne Zauberfäden
Mich lieblich spinnen ein.

Bis mir die Welt vergangen,
Die fremde mir und kalt,
Und alle Sinne hangen
An Deiner Traumgestalt.“

Minna schüttelt ihren dicken Kopf ob der Unverständlichkeit dieser Gefühlsäußerung. Wie soll sie sich ihren „Willem“ von über sechs Fuß und etwa zweihundert Pfund Gewicht als „Traumgestalt“ denken!

Dann darf ich Dir vertrauen,
Was nimmer ich vermag,
Darf Dir ins Auge schauen,
So lang' ich Sehnsucht trag'!

Und darf ans Herz Dich pressen
So heiß, als ich's begehrt,
In sel'ger Lust vergessen,
Was ewig mir verwehrt.

Kann denn ein Herze hegen
So heißen Liebesmuth,
Und sollte nicht vermögen,
Zu zünden fremde Blut?

Du mußt, Du mußt erglühen
Von gleichem Liebesroth,
Kannst nicht die Flamme fliehen,
Die sehnenb Dich umloht!

Die Blut, so tief geschüret,
 Flammt nicht in mir allein,
 Von ihrem Reiz verführet,
 Du stürzest mit hinein!
 Du mußt Dich mir ergeben,
 Mir ganz zu eigen sein,
 Bist mein in Tod und Leben,
 Wie meine Seele Dein! — —

Paula schweigt. „Na, wenn ich offen sein soll, denn gefällt mir des nich besonders“, sagt Minna mit vernichtender Kritik. „Seh'n Se mal, was een richtiges Liebesjeditcht is, des muß man singen können, und wie wollen Se denn den langen Salm singen und noch was vor 'ne Melodie sollte denn des jehen? Nee, des lassen Se man, des kennen Se nich! Gott, was giebt es da for schöne Lieder zu singen, die uf jeden Leierkasten sind, z. B. „Du hast Diamanten und Perlen“ und so was, und denn der liebe Schunkelwalzer: „Doch so wie Du, so lieblich und so schön!“ Na, nu sagen Se 'mal selbst, ob ich nich Recht habe. Un denn wollt' ich fragen, ob Se mir erlauben würden, daß ich mit meinen Schatz Sonntag nach Schöneberg im schwarzen Adler jeh?“

Nachdem Minna in dieser geschickten Weise übergeleitet und so ihren eigentlichen Zweck erreicht hat, geht Paula geknickt ab. Jetzt weiß sie es also genau. Aus dem Munde der Einfältigen soll ja bekanntlich die Wahrheit kommen. Also nicht einmal mit dem Naturdichter Quewa, dem Verfasser des weltumwandernden Schunkelwalzers, kann sie es an Popularität und einfacher Verständlichkeit aufnehmen. Aus dem Himmelreich der Poesie fühlt sie sich verstoßen, auf Erden kann sie auch nicht heimisch werden, so treibt sie also weiter im ungewissen Dämmerlicht des Zwischenreiches, wo alle friedlosen Geister dieser wunderbar geheimnißvollen Welt ihre seltsamen Täge hinspinnen. Arme Sappho des neunzehnten Jahrhunderts! Der Sprung vom leukadischen Felsen, den Deine Vorfahrin wagte, war eine beherzte That der Selbsterlösung und Selbstbefreiung! Du aber, ein Kind Deiner gedankensiechen, entschlußlosen Zeit, Du träumst und grübelst weiter, bis Dich der Strom der Alltäglichkeit verschlingt! M. Schf.

Allerlei über Narren.

Es hat einmal jemand behauptet, einem wahrhaften Narren sei nur ein wahrhafter Weiser ebenbürtig, und wie wahr diese Behauptung ist, das beweisen — wenn ein Beweis überhaupt nothwendig ist — die Aussprüche der Narren, die die Geschichte kennt. Schade ist es freilich, daß sie es von nur so wenigen für nöthig hält, etwas in ihren Akten zu verzeichnen!

St. Marc de Girardin hat einmal gesagt: „La bouffonnerie dans les temps difficiles est le passe-port de la raison; c'était là le talent des fous des rois, qui disaient la vérité la marotte à la main“*). Gerade von diesen fous des rois, von den Hofnarren wollen

*) In kritischen Zeiten bilden Narrenpossen den Paß der Vernunft; darin bestand das Talent der Hofnarren, daß sie Tollheit und Wahrheit zu gleicher Zeit aussprachen.

wir hier sprechen. Ohne den Spuren derselben bis ins graue Alterthum nachzustöbern, denn Xenophon erwähnt bereits Spaßmacher in seinem Symposion, wollen wir hier nur kurz andeuten, daß die Sitte, sich Narren zu halten, nach den Kreuzzügen im Abendland aufkam, nachdem man die Vorbilder im Morgenlande kennen gelernt hatte. Zu jener Zeit treffen wir die Narren unter der Schaar der Minnesänger, Troubadours und Jongleurs, die an jedem Hof zu finden waren. Freilich deuten einzelne Berichte schon gegen Ende des neunten Jahrhunderts auf die Existenz dieser merkwürdigen ausgestorbenen Menschenrasse. So soll nach Professor Flögel am Hofe Karls des Einfältigen ein Hofnarr, namens Hans, gelebt haben, dessen Einfluß auf seinen Herrn so groß gewesen sein soll, daß letzterer ihn eines Tages darum gebeten habe, die Stellung mit ihm zu tauschen. Da habe der Narr ein sehr betrübtetes Gesicht gemacht, sodaß ihn der König gefragt, ob er sich denn etwa als König zu schämen habe. „Das nicht“, hat dann der Narr erwidert, „aber meines Narren müßte ich mich schämen.“

Joeculator nascitur, non fit. Narr läßt sich nicht werden, Narr muß man sein. Zwar auch hier: keine Regel ohne Ausnahme, aber es ist eine ausgemachte Thatsache, daß gute Witzköpfe es nicht von gestern zu heute wurden, ebenso wie bestimmte Provinzen vom Himmel ganz besonders durch das Erzeugniß geborner Narrentalente gesegnet sind. Dreuß du Radier erzählt uns, daß in den Archiven von Troyes ein Brief Karls des Fünften gezeigt wird, worin dieser Monarch den Bürgermeister und die Schöffen jener Stadt beauftragt, ihm, da sein Hofnarr das Zeitliche gesegnet habe, einen neuen „nach der Mode“ zu besorgen. Ein seltsamer Modeartikel, so ein Narr!

Unter den Narren, die sich in der Geschichte gleich ihren Herren das Recht auf ihre Unsterblichkeit gesichert haben, ist der Hofnarr Franz des Ersten von Frankreich, Triboulet, zu nennen, den Victor Hugo zum Helden seines berühmten Lustspiels: „Le roi s'amuse“ gemacht hat. Viele seiner Aussprüche zeugen nicht allein von wahren Witz, sondern auch von feiner Klugheit. Kurz, ehe Franz der Erste den italienischen Feldzug unternahm, der mit der schmachvollen Niederlage zu Pavia endete, wo alles „hormis l'honneur“ verloren ging, wurde ein Kriegsrath abgehalten, bei dem Triboulet zugegen war. Nachdem man sich über den Weg, in Italien einzudringen, hin und her berathen hatte und endlich zu einem Entschluß gekommen war, stand Triboulet ruhig auf: „Sie sind, meine Herren, ohne Zweifel jetzt sehr beruhigt über die guten Rathschläge, die Sie für den König ausgedacht haben, aber die Hauptsache haben Sie doch vergessen.“

„Und die wäre?“ fragte man von allen Seiten.

„Sie scheinen gar nicht daran gedacht zu haben, daß wir auch wieder zurückkehren müssen, denn wir wollen doch sicherlich nicht in Italien bleiben. An den Rückweg hat niemand gedacht.“

In der That bewiesen die darauf folgenden Ereignisse, wie richtig Triboulet in seiner Naivetät geurtheilt hatte. — Das alte Sprichwort: Schaden verhüten ist leichter als Schaden heilen, wurde einst von ihm sehr schlagend bewahrheitet. Ein Edelmann hatte ihn mit schwerer

Züchtigung bedroht, weil er ihn verleumdete hatte. In seiner Angst lief der Narr zum König und bat um seine Fürsprache.

„Laß es nur gut sein“, sagte Franz, indem er ihn zu beruhigen suchte, „wenn er seine Drohung ausführt, lasse ich ihn eine viertel Stunde später aufknüpfen, so wahr ich König von Frankreich bin.“

„Ach, gnädiger Herr“, entgegnete der Narr, „wenn es Ihnen gleich ist, so lassen Sie ihn doch lieber eine viertel Stunde vorher hängen.“

Brusquet, der unmittelbare Nachfolger Triboulets, war zweifellos der berühmteste unter den französischen Narren; er begann seine Laufbahn als Quacksalber auf der Ebene zu Avignon, wo er an den Schweizern und Landsknechten im Jahre 1536 herumkurirte. Aber er kurirte derart, daß auf einen, der von ihm geheilt wurde, zwanzig kamen, die er in ein besseres Jenseits beförderte oder, wie Brantôme sich ausdrückt, ad patres sandte wie Fliegen. Kein Wunder, daß die Generale ihn bald höchst ungnädig ins Auge faßten, der im Lager grimmiger wüthete, als es der Feind vermocht hätte. Der Connétable von Montmorency war sehr erbittert ob seiner zweifelhaften medizinischen Fähigkeiten und beschloß kurzen Prozeß zu machen und den gefährlichen Patron einfach zu hängen, wie er es zehnfach verdient hatte. Aus seiner gefährlichen Lage wurde er durch Fürsprache des Dauphin, des nachmaligen Königs Heinrich des Zweiten, befreit. Der Dauphin hatte von Brusquets Witß gehört und war von ihm so entzückt, nachdem er seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, daß er sofort seine Freilassung bewirkte und ihm eine untergeordnete Stelle in seinem Gefolge gab. Brusquet stieg bald zu einflußreichen Posten auf. Neben seiner Stellung als Hofnarr en titre d'office wurde er Oberpostmeister von Paris; und die strenge Bestimmung, daß die Narren außerhalb des Gebietes des königlichen Schlosses nichts zu schaffen haben sollten, scheint man sogar zu seinen Gunsten ignorirt zu haben.

Er war ein Narr nicht nur in seinen Worten, sondern auch in seinen Thaten. Seine Force waren praktische Witze. Der Marschall de Strozzi, mit dem er sich auf sehr schlechtem Fuße befand, war die beständige Zielscheibe für seine Anspielungen und Späße. Dieser Edelmann unterhielt eines Tages den König mit einer neuen Geschichte, während dessen Brusquet, dem der wunderschön mit Stickereien verzierte Ueberrock des Marschalls in die Augen stach, sich nach der Küche schlich und sich dort eine große Spicknadel und etwas Speck holte. So ausgerüstet spickte er den schönen Rock über und über, trug ihn ganz unbefangen zum König und fragte denselben, ob ihn nicht die hübschen Schwänzchen am Mantel des Marschalls gefielen. Der König und das Opfer des Streiches brachen in unbändiges Lachen aus, letzterer freilich mit verhaltener Wuth; er nahm den schönen Mantel und schenkte ihn dem Narren mit dem Bemerkten, den theueren Preis für denselben würde er schon noch zu bezahlen haben. Und er hielt Wort; kurze Zeit darauf hatte er sich die Rüstung Brusquets zu verschaffen gewußt, die er nicht eher herausgab, als bis der arme Narr die Kosten des Mantels auf Heller und Pfennig erlegt hatte. So lagen die beiden in beständiger Fehde, bis Brusquet den Cardinal von Lothringen auf einer Gesandtschaft nach Rom begleitete. Da glaubte der Marschall den Augenblick gekommen, seinen besten Trumpf

auszuspielen. Die Gesandtschaft hielt sich erst kurze Zeit in Rom auf, als die Nachricht von dem Tode des beliebten Narren in Paris eintraf, deren Ueberbringer gleichzeitig den letzten Willen des Verstorbenen auszuliefern hatte. Der Testator bat den König, er solle seiner Frau die von ihm innegehabte Stelle eines Oberpostmeisters auch fernerhin lassen, aber unter der Bedingung, daß sie den Ueberbringer der Botschaft des Todes und des Testamentes ihres Mannes eheliche. Dieses Erjuchen machte dem verstorbenen Narren alle Ehre und schien ganz aus seinem Munde zu kommen; der König gab seine Zustimmung zu dem letzten Willen seines Lieblings, und Brusquets Frau blieb nichts anderes übrig, als den Boten zu heiraten, um die einträgliche Stelle zu behalten. Das Paar war etwa einen Monat verheiratet, als Brusquet die Kunde seines angeblichen Todes zu Ohren kam. Er eilte nach Paris, jagte seinen Nebenbuhler zum Teufel und heiratete — zum Zeichen, daß er ein wahrhafter Narr — seine Frau zum zweiten Mal.

Daß Kinder und Narren in besonderer Weise von der Vorsehung beschützt werden, zeigte sich auch einmal augenscheinlich bei Brusquet. Er war sehr habgierig von Natur, und nichts war vor seinen begehrliehen Blicken sicher, was ihm einmal ins Auge gefallen war. Er war eines Tages zu einem Gastmahl, welches Philipp der Zweite dem Herzog von Alva in Brüssel gab, zugezogen worden. Gegen das Ende der Mahlzeit sprang er plötzlich auf die Tafel, erfaßte das Tischtuch mit beiden Händen, wickelte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in dasselbe ein und erfaßte bei dieser Gelegenheit alles, was in seinen begehrliehen Blicken der Mühe werth erschien. Dann kugelte er sich auf der entgegengesetzten Seite des Tisches wieder herab und verließ, reich mit Beute beladen, das Zimmer. „Es war ganz wunderbar anzusehen“, berichtet Brantôme, ein Augenzeuge bei der Sache, „wie er sich auch nicht im geringsten durch Messer oder Gabel verletzete.“ Die Vorsehung, die über den Narren schwebt, hatte ihn eben vor einem Unfall bewahrt.

Seine Feindschaft mit Strozzi wurde endlich die Veranlassung, daß auf einmal das Gericht auftauchte und die Anklage gegen ihn erhoben wurde, er sei ein Hugenotte. Er war genöthigt, zu Frau von Bouillon zu fliehen, die ihm eine Zuflucht bot. Später fand er ein Asyl bei Frau von Valentinois, in deren Schloß er im Jahre 1563 starb. Die Bonmots, die man von Brusquet erzählte, waren unzählig, eins wollen wir noch erzählen. Als man sich einst darüber berieth, welcher Feldherr wohl am geeignetsten sei, Calais, welches von den Engländern besetzt war, zu nehmen, wies er auf einen Advokaten, der in dem Rufe stand, leicht Bestechungen zugänglich zu sein. „Warum sendet Ihr ihn nicht nach Calais, er nimmt alles.“

Einer der Narren des Königs Alfons von Neapel führte ein Buch, welches er den Narren-Almanach nannte, und worin er den Namen eines jeden notirte, der seiner Ansicht nach darin zu stehen verdiente. Als der König einst einem Mohren tausend Dukaten anvertraut und ihn mit denselben nach der Barberei geschickt hatte, um Pferde einzukaufen, schrieb der Narr den Namen Alfons in seinen Almanach und sagte es dem König ganz offen.

„Und wie komme ich dazu, in Deinem Narrenbuch zu stehen?“ fragte Alfons.

„Weil Du einem Mohren so viel Geld anvertraut hast“, erwiderte der Narr.

„Und wenn er nun zurückkommt und seinen Auftrag erledigt hat“, fragte der König weiter.

„Dann werde ich Deinen Namen austreichen und seinen an die Stelle setzen“, war die schlagfertige Antwort.

Die Geflissenheit, mit ärztlichem Beistand zu dienen, wurde einst in vorzüglicher Weise von einem gewissen Bonella, dem Hofnarren Nikolaus des Dritten, des Grafen von Este und Ferrara, zurecht gewiesen. Bonella war ein großer Freund von Wetten und machte regelmäßig ein gutes Geschäft dabei. Eines Tages fragte jemand bei Tische, welches wohl die am zahlreichsten vertretene Profession in Ferrara sei.

„Ich bin fest davon überzeugt“, meinte Bonella, daß die Aerzte hier am zahlreichsten von allen Berufsclassen vertreten sind.“

„Du scheinst sehr wenig unterrichtet zu sein“, sagte der Graf, „denn wir haben doch in unserer Stadt kaum drei oder vier Aerzte.“

Da Bonella bei seiner Behauptung blieb, so wetteten beide, und Bonella machte sich am nächsten Tage daran, dem Grafen den Beweis zu bringen. Er umwickelte seinen Kopf mit einem großen wollenen Tuch, befestigte an der Backe ein Taschentuch, wie wenn er Zahnschmerzen hätte und setzte sich mit recht betrübter Miene in das Vorzimmer des Grafen. Jeder, der vorüberging, fragte ihn, was ihm fehle und nannte ihm dieses oder jenes Mittel. Bonella dankte jedem verbindlichst und verfehlte nicht, sich den Namen eines jeden und das empfohlene Medikament zu notiren. Zuletzt sah ihn auch der Graf, der natürlich sofort ein Mittel für ihn wußte. Am nächsten Morgen kommt Bonella wieder und legt ein Verzeichniß der Aerzte vor, nach seiner Beobachtung. Der Graf nimmt es in die Hand, sieht seinen eigenen Namen an der Spitze und mußte lachend zugeben, daß die Aerzte der am zahlreichsten vertretene Beruf in Ferrara seien.

Niemals erhielt das Wort des Heilands: „So einer ohne Sünde ist, der mag den ersten Stein auf ihn werfen“ eine feinere Illustration als durch die Schlaubeit eines Narren König Heinrichs des Achten, eines gewissen Scoggan. Er hatte die Damen des Hofes gröblich beleidigt und war dazu verurtheilt worden, mit entblößtem Rücken ein von ihnen gebildetes Spalier zu passiren, um mit Peitschenhieben traktirt zu werden. Die Damen hatten sich zu diesem Zweck in einer Reihe längs einer Galerie aufgestellt, und die gefährliche Exekution sollte soeben ihren Anfang nehmen, als Scoggan laut rief: „Die größte Courtisane mag denn anfangen!“ Kaum ist nöthig zu versichern, daß er ruhigen Schrittes die Galerie entlang ging, und keine der rache-gierigen Schönen es wagte, einen Streich auszuthheilen.

Dieser selbige Scoggan hatte sich einst von der Königin Elisabeth fünfhundert Pfund (zehntausend Mark) geliehen. Die Zeit, binnen welcher er sich verpflichtet hatte, das Geld zurückzuzahlen, war schon lange verstrichen, und die Königin bestand darauf, ihr Geld zurück-erstattet zu sehen trotz seiner Bitten, ihm doch die kleine Schuld zu

erlassen. Eines Tages, als er wußte, daß sie bei seiner Wohnung vorbeikommen mußte, führte er den längst vorbereiteten Plan, sich seiner Schuld zu entledigen, aus. Zur Stunde, als die Königin bei ihm vorbeikam, legte er sich in einen bereit gehaltenen Sarg, den vier Freunde auf ihre Achseln nehmen und langsam der Königin entgegen tragen mußten. Natürlich fragte dieselbe beim Anblick des Zuges, wer denn gestorben sei, und als sie hörte, daß es der arme Scoggan sei, den sie zur letzten Ruhe begleiten wollten, machte sie aus ihrem Kummer keinen Hehl.

„Ist es möglich? der arme Narr! Ich habe gar nichts davon gehört, daß er krank gewesen ist. Ist er denn wirklich todt? Der Schelm schuldete mir fünfhundert Pfund, aber ich würde sie ihm gern erlassen, könnte ich ihn wieder zum Leben zurückrufen.“

Bei diesen Worten richtete sich Scoggan im Sarge auf: „Ich danke Eurer Majestät von ganzem Herzen! Die Gnade, die Ihr mir erwiesen, ist so groß, daß sie mich vom Tode erweckt hat.“ Elisabeth mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und der Narr war seiner Schuld ledig. Schade, daß diese bequeme Methode, Schulden los zu werden, sich nicht immer ausführen läßt. Der Narr hätte längst ein Denkmal!

Bertoldo, der Narr des Longobardenkönigs Alboin, wurde gefragt, ob er Wasser in einem Siebe bringen würde, ohne etwas zu verschütten. „Gewiß“, sagte er, „kann ich das: Ich bringe Euch bei einem ordentlichen Frost soviel Ihr wollt.“

Die Narren sind heute ausgestorben an den Höfen der Großen; selbst in Rußland, wo sie sich am längsten hielten, kennt man sie jetzt nicht mehr. Der Narr hat Königen und Fürsten Dienste erwiesen, die ihnen niemand anders leisten konnte, indem er die Wahrheit, die nackte Wahrheit sagen durfte, was man heute nicht mehr erlebt. Doch vielleicht ist dem gut so. Wir wollen das alte Wort bedenken: Veritas odium parit. Wahrheit erzeugt Haß!

N i p p s a c h e n.

Zu Felix Mendelssohns vierzigstem Todestage. Mit dem bevorstehenden 4. November sind bereits vierzig Jahre verflossen, seit einer der edelsten und begabtesten Tonmeister der nachklassischen Zeit aus der Zahl der Lebenden geschieden ist. Eine schlichte Marmortafel in der Königstraße zu Leipzig mit der Inschrift: „In diesem Hause starb Felix Mendelssohn Bartholdy am 4. November 1847“ bezeichnet die Stätte, in deren Räumen der große Meister einst gewaltet und gewirkt.

Felix Mendelssohn-Bartholdy, Enkel des berühmten Philosophen Mendelssohn und Sohn eines Bankiers, wurde geboren am 3. Februar 1809 zu Hamburg. Durch Friedrich Zelter, dem langjährigen Freunde Goethes, erhielt Mendelssohn in Berlin gründliche Ausbildung im Kontrapunkt, Ludwig Berger, bedeutender Klaviervirtuos, unterrichtete ihn im Klavierspiel. Nachdem Mendelssohn sich auf einer Kunstreise nach Italien, Frankreich und England weiter gebildet, übernahm er eine Stelle als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf, wo er mit Zimmermann, dem namhaftesten Romanschriststeller und Dramaturgen, das dortige Theater leitete. Nach zweijährigem Aufenthalte in Düsseldorf wurde Mendelssohn zum Direktor der Gewandhauskonzerte in Leipzig an Stelle des Musikdirektors Chr. Aug. Pohlenz erwählt, welchen Ehrenposten er bis zu seinem Tode innegehabt hat. Nur vorübergehend war sein Aufenthalt in Berlin und Frankfurt.

In Leipzig erreichte seine künstlerische Thätigkeit ihren Höhepunkt. Hier vollen-

dete er seine Oratorien „Paulus“ (1836) und „Elias“ (1846); ferner entstanden in der Leipziger Periode die meisten seiner instrumentalen und vokalen Kompositionen, von denen seine Lieder, Duette und Quartette noch jezt allbekannt und beliebt sind. Er hat Leipzig, dessen gesamntes Musikleben sich bereits auf einer hohen Stufe seiner Entwicklung befand, als Mendelssohn die Direktion der Gewandhauskonzerte übernahm, mit zur ersten Metropole der Kunst erhoben. Wächst doch die Schaar der Kunstjünger, welche sogar aus weiter Ferne z. B. aus Amerika, Rußland, England, Norwegen, Schweiz &c. herbeieilen, um in dem unter Mendelssohns Mitwirkung 1843 begründeten Leipziger Konservatorium zu studiren, von Jahr zu Jahr. Die Anzahl derer freilich, welche zu seinen Schülern zählen und noch selbst seinen herrlichen Improvisationen am Klavier gelauscht oder unter seiner Leitung bei Konzertaufführungen mitgesungen oder gespielt haben, lichtet sich immer mehr. Tief erschütterte damals die Kunde, die noch am Abend des 4. November sich wie ein Lauffener durch die Stadt verbreitete, Mendelssohn sei an einem Nervenschlag geendet. Obwohl das Leben des Künstlers schon durch mehrere Schlaganfälle bedroht worden war, so überraschte doch die Nachricht von seinem Tode. Das Trauerhaus war von Trauernden erfüllt, welche noch einmal den geliebten Todten schauen wollten, ehe sich das Grab über ihn schloß. Da die irdischen Ueberreste Mendelssohns nach Berlin übergeführt werden sollten, so fand in Leipzig eine einstweilige Beisetzung der sterblichen Hülle in der Paulinerkirche statt. Ueber die Feierlichkeit schreibt ein Augenzeuge. Sonntag Nachmittag nach 3 Uhr bewegte sich ein langer Zug unter den Klängen des Mendelssohnschen Trauermarsches von der Königstraße nach der Paulinerkirche. Voran gingen die sämtlichen Musikchöre Leipzigs (auch das Schützenchor) und die Lehrer und Schüler des Konservatoriums. Dann folgte der Sarg, reich mit Palmen geschmückt, auf einem Leichenwagen, welcher von vier schwarzverkappten Pferden gezogen wurde. An beiden Seiten des Sarges gingen David, Hauptmann, Gade, Moscheles, Ries und Schumann, hinter dem Sarge Michael de Senis, auf einem Kissen einen silbernen Vorbeerkranz tragend. Hieranf folgten Mendelssohns Bruder und noch einige Verwandte, den Beschluß bildete ein unendlich langer Zug, in welchem alle Korporationen der Stadt vertreten waren. Die Paulinerkirche hatte sich unterdessen mit einer gewaltigen Menschenmenge gefüllt, als der Sarg auf einen schwarzverhüllten Katafalk gestellt wurde. Die Feierlichkeit in der Kirche begann mit dem Gesange eines Chorals. Darauf folgte die Rede des reformirten Pastors Howard, dieser der Vortrag des Chores aus „Paulus“: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben.“ Nachdem der Geistliche noch den Segen gesprochen hatte, sang der Chor unter Instrumentalbegleitung zum Schluß den Chor aus Bachs Matthäuspaffen: „Wir setzen uns mit Thränen nieder und rufen Dir im Grabe zu: „Ruhe sanft!““ Noch am Abend desselben Tages wurden die sterblichen Ueberreste mittels Extrazug nach Berlin übergeführt. In Dessau empfing den Verewigten der greise Meister Dr. Friedrich Schneider inmitten einer Sängerschaa durch einen Trauergesang. Am Morgen des 8. Novembers hat man dann in Berlin die Leiche feierlichst der Erde übergeben.

Mendelssohn wird der Nachwelt unvergeßlich bleiben; sein Bestreben, der Tonkunst größere Einfachheit und Weisheit zu geben, sie zum Volksthümlichen herüberzuführen — die seelenvolle, wahrhaft deutsche Innigkeit und Schönheit seiner Schöpfungen haben ihn unsterblich gemacht. R. Schw.

Ein neues, ansprechendes Talent, dessen Aufnahme beim Publikum man mit Spannung erwarten kann, tritt uns in Frau Emma Creon-Meyer, deren Dichtungen unter dem Sammelnamen „Liederborn“ demnächst in der Schulzeischen Hofbuchhandlung in Oldenburg erscheinen werden, entgegen. Die uns vorliegenden Aushängebogen enthalten so viel tiefes und schönes, daß wir uns nicht versagen mögen, unsere Leser schon jezt auf das Buch hinzuweisen. Die Dichterin ist ein echt weibliches Talent — ihre Stoffe sind der Natur, dem Herzenleben und dem traulichen Kreis der Familie entnommen, der Ton ihrer Lieder ist weich, mild und verjöhrend, selbst im Schmerz nicht herbe. Dabei sind ihre Lieder doch voll Kraft und neuer eigenartiger Gedanken oder das Dargestagte ist wenigstens mit neuem sprachlichem Reiz wiedergegeben, der es fesselnd erscheinen läßt. So ist folgendes Herbstlied sehr schön:

Wie sie wandern, wie sie wandern,
Wie sie durch die Lüfte ziehn,
Wächstest wohl mit all den andern
Böglein in die Ferne fliehn.

Wo der Sommer nicht verginge
Und kein herbstlich kalter Nord
Alle Verdelust umfinge,
Dorthin zögst Du gerne fort.

Wohl noch weiter zögst Du gerne,
Fern von allem Erdenweh,
Ging es nicht in jene Ferne
Ueber einen dunklen See.

Unter den Liedern des Mutterglücks, die die Verfasserin mit „Rosen“ bezeichnet, stellt nachfolgendes ihre Eigenart am besten dar:

Im Familienkreis.

Im grünen Wald wir uns gelagert haben,
Hoch über uns die vollen Kronen rauschen,
Der Kinder Schaar — die Mägdelein und die Knaben —
Ihr heit'res Spiel mit stiller Hast vertauschen.
Die frohe Jugend hat ein leicht Ermatten
Gebändigt, und sie sühlet sich umfangen
Vom Wildnißzauber tief im Waldesschatten
Und träumt mit off'nem Aug' und glüh'nden Wangen.

Wir aber lächeln, weil sie so verstummen,
Mit warmem Druck sich unsre Hände suchen;
Nur Vogellied und leises Käsersummen.
Sonst Schlummerstille unter grünen Buchen.
Und reicher fühlen wir den Busen schwellen
Des Daseins Vollgefühl, denn unser Leben,
Verjüngt sich's nicht zu neuen Lebensquellen
In allen, die uns blühend hier umgeben?

Doch während nun der Eltern Blick' im Kreise
Belauscht der Jugend träumerisch Versenken,
Trübt sich des Mutteranges Spiegel leise
Und in ihr Herz kommt inniges Gedenken.
Reich ist ihr Glück — an Hoffen reich und Lieben,
Und hold sind die vom Leben Auserkor'nen,
Doch unter den Geliebten, ihr geblieben,
Sieht sie die theuren Häupter der verlor'nen.

Denn manche Blüte fällt vom Baum des Lebens,
Manch' zarte Knospe, kaum, ach kaum erschlossen,
Doch war ihr kurzes Dasein nicht vergebens,
Weil Lieben heiß und zärtlich es umschlossen.
Ein Mutterherz kann nimmermehr vergessen,
Auch das entschlaf'ne Kind ist ihm geblieben,
Und in der Stille, unter den Cypressen
Des innigsten Erinnerns blüht sein Lieben.

Doch gleich dem Schiffer, der zum sichern Hafen
Sein Gut aus Sturm und Wogenbraus gerettet,
Gedenkt sie ruh'voll derer, die da schlafen
Und die sie weinend einst ins Grab gebettet,
Und steht in ihrem Herzen für die andern,
Daß, wie dem Müden Heimatgrüße winken,
Für alle einst nach treu vollbrachtem Wandern
In Frieden mög' die Abendsonne sinken.

Wenn wir nicht irren, wird das Buch überhaupt dazu auserlesen sein, vor allem der Familie ein liebes Gut zu werden. Wir empfehlen es aufs wärmste und sind überzeugt, daß der bewährte Geschmack und Takt der bekannten Verlagsbandlung dem hübschen Buch auch ein würdiges und reizendes äußeres Gewand verleihen wird.

Die erste Lüge.

(Mit Illustration.)

Sie malt sich mit flammendem Purpurschein
Auf die lieblichen Kinderzüge.

Gottlob! Sie geht ihr so leicht nicht ein,
Die erste Lüge!

Gottlob! Das Herzchen, es mahnt und drängt,
Fast hört man es klopfen;

Und an den zitternden Wimpern hängt
Ein zitternder Tropfen.

Nun bricht es die Dämme; nun perlt es heiß:
Bess'ring gelobt sie dem Alten.

Großvater lächelt; Großvater weiß:
Sie wird es halten!

Um Nessel. (Mit Illustration.) Gustav Iglar ist unsern Lesern durch seine reizenden und lebenswahren Scenen aus dem Kinderleben schon lange bekannt, denn vielfach haben wir Reproduktionen seiner Gemälde gebracht. Seine Art und Weise, das in ihrem Spiele sich äußernde Seelenleben der Kinder zu malen, zeigt von außerordentlich seiner Beobachtungsgabe und höchst charakteristischem Darstellungstalent. Die spielenden Kinder seines neuesten Genrebildes, dessen gut gelungene Holzschnittnachbildung wir heute bringen, beweisen das Gesagte aufs neue. Im Gesichte, der Haltung des ernst überlegenden Puben ist die ganze Situation unverkennbar markirt: er hat die Partie verloren. Aber selbst das Triumphgeschrei der Schwestern, sogar der höhnisch aufgewiesene Trumpf vermag ihn nicht ganz zu überzeugen. Grübelnd versenkt er sich noch in seine Karten — ob sich denn gar kein Ausweg mehr finden läßt, ob denn wirklich seine Ueberlegenheit dem Glücke der Gegner weichen muß. Klar und scharf spiegeln die Mienen der drei Kinder die Empfindungen wieder, welche der Ausgang des Spieles verursacht, und man muß bekennen, daß eine größere Lebenswahrheit und treffendere Natürlichkeit schwer denkbar ist.

Billige Fahrt. (Mit Illustration.) Billig und vergnügt durchs Leben zu lutschiren, ist eine Kunst, die nicht jeder so gut versteht, wie die lustigen Dorfjungen auf unserem Bilde, welche die alte gelbe Postkarosse, die glücklicherweise alltäglich nach Schulschluß durchs Dorf rasselt, von einem Thor zum andern als blinde Passagiere besetzen. Auf Bequemlichkeit wird bei solcher Vergnügungstour selbstverständlich von vorn herein verzichtet, denn das schmale Trittbrett gestattet nur einem äußerst schmal veranlagten Körper den nöthigen Sitzraum; aber die Qual der mühsamsten Schwebestellung wird hier zur Wonne, man „fährt“ ja doch, und zehnmal besser ist bekanntlich schlecht gefahren als gut gegangen.

Morgenandacht.

(Mit Illustration.)

Herrlich wahrlich steht's der Alten,
Fremme Zwiesprach früh zu halten
Mit der Christen heil'ger Schrift,
Mit Aposteln und Propheten
Traulich in Verkehr zu treten
Eh des Tages Last sie trifft. —

Dulden läßt sich leicht und warten,
Wenn man von des Himmels Garten
Einen Schimmer früh geschaut;
Es verliert sich nicht im Kleinen,
Nicht im niedern und gemeinen,
Wer am höchsten sich erbaut.

Erster nimmt man seine Pflichten,
Lernt sich selbst mit Strenge richten,
Lernt Ergebung und Geduld.
Mild erfaßt man andrer Wesen,
Wenn voll Jubunst man's gelesen,
Das: „Bergieb uns uns're Schuld!“

Selbst des Eh'herrn kleine Laster
Trägt man stiller und gefäßter,
Lernt vergeben und verzeih'n,
Schöpft von einstiger Verklärung
Man Gewißheit und Gewährung
Aus der Bibel heil'gen Reih'n.

Frida Schanz.



Neueste Moden.

Nr. 1. Plüsch.

Dieser Umhang für junge Damen ist aus krägel- und otterfarbigem großwirtem



Nr. 1. Plüsch.

Wollstoff angefertigt. Die vorn weiten, offenen, nach innen zurückgeschlagenen und an einem Collettheile befestigten Ärmel haben obenauf noch einen Einschnitt, welcher
Der Salon 1868. Heft 11. Band I.

mit einer otterfarbigen Sammetpatte und mit großen Metallknöpfen verziert ist und dazu dient, wenn die großen tragenartigen Vordertheile der Ärmel, wie auf der Abbildung ersichtlich, zugeknöpft werden, der Arm einen Ausweg zur freien Bewegung hat und die nach Belieben auch wieder geschlossen (zugeknöpft) werden können, wenn der Kragen oder die Vordertheile offen getragen werden sollen. Der Rücken hat drei Nähte und wird unten, gleich dem Ärmelkragen, mit nach innen geschlagen.



Nr. 2. Herbüdt.

Der Capuchon von gleichem Stoff ist mit rotbgestreiftem Surah gefüttert. Der Ueberschlagkragen ist von otterfarbigem Sammet. Der ganze Umhang ist durchgehend mit rotbgestreiftem Surah gefüttert.

An Stoff zur Anfertigung desselben ist erforderlich: 1 Mtr. 10 Centm. Wollestoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite. 2 Mtr. 20 Centm. Surah zum Futter des Umhangs und des Capuchons.

Nr. 2. Herbsthut.

Den niedrigen Kopf des Hutes umgiebt ein vorn sehr breiter, vorstehend aufgebogener Schirm, während derselbe an der Rückseite anliegend und kurz ist. Der Hut ist mit dichtem Manillatüll bedeckt und hat am äußersten obern Rande an der Rückseite einen Schlupfenbüschel aus nacaratfarbenem Ottomanband mit rosa Innenseite. Die



Nr. 3. Herbsthut.

Bertiefung vorn, zwischen Kopf und Schirm des Hutes, wird mit einem sehr vollen Blumenzweig ausgefüllt. Die an den Seiten des Hutes angebrachten Bindebänder sind gleichfalls aus Ottomanband mit rosa Innen- und nacaratfarbiger Außenseite.

Nr. 3. Herbsthut.

Dieser Hut hat ebenfalls einen niedrigen Kopf und vorn einen vorstehenden



FIG. 4. Fremont's-Window.

FIG. 5. Fremont's-Window.



Schirm, welcher an der Rückseite emporsteht und, in einer Spitze endigend, am Kopftheile befestigt ist. Innen ist der Schirm, vorn, ebenso wie auch das emporgeschlagene Theil desselben mit corallenfarbiger Seidengaze kauschig bedeckt. Die Schleifen von breitem, corallenfarbigem, mit kleinen grauen Vikots versehenem Band bedecken, übereinander angebracht, die Spitze des aufgebogenen Schirmtheiles, von welchem aus auch die unter dem Kinn gebundenen Bindebänder ausgehen. Vorn ist der Hut mit einem grauen Federbüschel verziert, welchen ein, oben aus dem Kopf angebrachter corallenrother Vogel überträgt.

Ar. 4. Promenaden-Anzug.

Das Vordertheil des ersten Rockes, welches von der Schürze bedeckt wird, besteht aus écru und rottbroschirter Seide. Die lange Tunika aus hellbeige farbenem Taffet mit rothen Streifen bildet vorn eine Schürze, welche in der halben Höhe des Rockes an beiden Seiten mit Passementagrassen zusammengefaßt ist. An den Seiten fallen die Theile des Rockes glatt herab und werden von einem darüberfallenden, in



Ar. 6. Kleid für Kinder.

Falten aufgenommenen Brusttheil bedeckt, welches ebenso wie die Schürze vorn mit rothen und mattgelben Passementagrassen aufgenommen wird. Die Hüfttaile ist vorn gekreuzt. Das rechte Vordertheil ist glatt anliegend, während das linke Vordertheil an der Schulter mit Falten beginnt, welche sich über die Brust legen und an der Hüfte am rechten Vordertheile zusammengenommen sind. Auch die Schleppe, welche die Taille unten abschließt, ist mit losen Falten, die sich mit denen von oben herkommenden vereinigen, bedeckt. Das glatte rechte Vordertheil ist oben von der Schulter an ausgeschnitten und mit einem glatten Theil aus écru und rottbroschirter Seide ergänzt, welches zugleich den Ärmeln mit bildet. Dieser und auch die Ärmel auf der Schulter und am broschirten Aufschlag desselben sind mit rothen und mattgelben Agrassen verziert. Der beige farbene Hut ist an dem aufgebogenen Schirm mit gebauschter, rother Kränze bedeckt. Den Kopf desselben umgibt ein rothes Sammetband, welches vordrauf Schleifen hat und der Rand ist mit Goldspitze besetzt.

Ar. 5. Promenaden-Anzug.

Der erste Rock ist vorn in Falten gelegt und besteht aus russischgrüner Kränze. An der Seite ist ein gleichfarbiger Sammetstreifen angebracht, welcher granatfarbig und mit Silber und Gold bestickt ist. Den Puff bilden Kränze. Die Tunika ist an den Hüften emporgeworfen und hat nach dem untern Rand zu eine scharfe

Spitze, von welcher ein bestickter Sammetstreifen bis nach der Hüfte herauf reicht. Der übrige Theil der Tunika ist nach oben zurückgeschlagen und in Falten an der Taille befestigt. Die Falten der Blousentaille werden am Hals mit einem Stehkragen aus besticktem Sammet festgehalten. Die unteren Theile der Taille umschließen ein besticktes Sammetmieder, welches vorn offen ist und unter dem Arm, weit ausgeschnitten, in Tragbändern nach der Schulter geht. Auch die halblangen Ärmel sind in Falten eingesetzt und haben unten einen zugespitzten, weit über den Ellbogen heraufreichenden bestickten Aufschlag. Die Capote von russischgrünem Tüll hat vorn auf Schleifen aus gleichfarbigem Band, welches in Schwalbenschwänze geschnitten ist. Der Rand der Capote ist mit Silber und Gold bestickt.

Ar. 6. Kleid für Kinder.

Der Rock dieses, aus rothem, gelbem und mattblauem schottischem Sammet



Ar. 7. Unterrock.

angefertigten Kleides ist in tiefe Falten gelegt, ebenso auch das Vorderteil und die Rückentheile. Am Hals ist dasselbe ausgeschnitten und mit einem Bündchen eingefasst. Die kurzen Ärmel sind mit Spitzenfalben besetzt und an den Schultern mit Bandschleifen verziert. Eine breite bestickte Spitzenfalbe geht von der linken Schulter nach rechts in den Würfel. Ein breites, mattblaues Seidenband umgibt die Taille und wird in langen Schlupfen und Enden an der rechten Seite befestigt.

Ar. 7. Unterrock.

Man kann denselben aus verschiedenen Stoffen anfertigen, wie Chirting, Madapolame, Batist etc.

Ar. 8. Herbstmuff.

Dieser Muff ist aus schwarzem Velvet und Brocatsüll angefertigt. Man schneidet zwei gleiche Theile, jedes Theil 30 Centm. lang und 21 Centm. breit, giebt jedem Theil eine baumwollene Einlage, zieht die Seiten bis 21 und 16 Centm. zusammen und schiebt für die Hände ein schwarzes, leicht wattirtes Atlasfutter ein. An der oberen Öffnung wird ein Atlasfutter eingenäht und ein Gummizug angebracht. Ringsum ist der Muff mit einer schönen Wollenspitze und Perlschnuren besetzt.

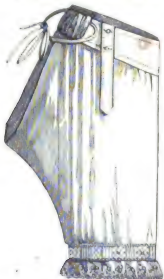
Oben an der Öffnung der Tasche sind Perlenkette mit Orelets und schöne schwarze Bandschlupfen angebracht.



Nr. 8. Herbststück

Nr. 9. Beinkleider für Mädchen.

Diese Beinkleider sind aus Percale angefertigt und haben am untern Rand



Nr. 9. Beinkleider für Mädchen.

einen bestickten Einsatzstreifen mit einer ebensolchen Falbel daran. Oben werden dieselben in Falten gereibt und innen ein Bund angelegt.

11
2
3



Der Herr Pfarrer.

Nach dem Originalgemälde von Robert Böcker.



Unkenprinzesschen.

Novellistische Skizze von Gilly Baronin von Vietlinghoff-Scheel.

Onika soll erzählen, da vergeht uns die Dämmerstunde am schnellsten!"

"Ja, Onika, erzähle, aber keine Kindergeschichte, es muß sehr viel von Liebe darin vorkommen, die Zeiten sind vorüber, in denen wir uns wie kleine Mädchen mit Märchen abspazieren ließen!"

Beronika lächelte: „Freilich, wenn man fünfzehn und sechzehn Jahre zählt wie Ihr, da ist man den Kinderstubengeschichten entwachsen, längst, längst entwachsen! Das gestehe ich zu, schlimm ist nur das eine von der Sache: Wenn man so alt geworden ist wie ich gegenwärtig, erzählt man eben nur noch Märchen, gerade wie die Großmutter am Spinnrad. In Euren Augen habe ich Methusalem wohl bald nichts mehr nachzugeben, wenn ich nächstens sechsundzwanzig werde, wie?“

Die hübschen Backfischchen lachten ein wenig verlegen.

„Sechsundzwanzig, Onika? O ja, das ist viel, aber lieb haben wollen wir Dich trotzdem immer, auch wenn Du noch älter wirst, und eigentlich bist Du noch sehr hübsch für Deine Jahre.“

„Wirklich, kleine Weisheit?“ spottete Beronika, aber nun, kurz und bündig: nehmt Ihr mein Märchen? Ja oder nein? Etwas anderes bekommt Ihr nicht!“

„Keine Novelle?“

„Ei Schatz, Du bist thöricht! Eine Novelle aus dem Stegreif sprechen, da mühte ich ja der leibhaftige Paul Hense sein.“

„Wir bitten“, rief Kennchen, die jüngere Gefährtin am Aermel zupfend, wie um sich ihrer Zustimmung zu versichern.

Beronika war wirklich sehr hübsch, ausnehmend hübsch, wie sie jetzt mit halbgeschlossenen Augen im Schaukelstuhl lehnte, die zierliche Fußspitze wippend, die feinen Hände über dem Knie verschlungen, den Kopf ein wenig zurückgeworfen. Ein allerliebstes Bild, zu dem die Unterschrift „Méditation“ gut paßte. Die jungen Gefährtinnen schienen

die Weise der Erzählerin genau zu kennen, mäuschenstill saßen sie da, keine fünf Minuten indeß, da begann Veronika:

„Es war einmal eine Prinzessin. Und weil sie schön war und gut und jung, kamen gar viele Prinzen in das Schloß, und alle hatten sie die gleiche Bitte der Königstochter zu Füßen zu legen. Einer wie der andere sprach zu ihr: „Habe mich lieb, schenke mir Dein Herz!“ und alle gingen sie betrübt von dannen, wenn das Mädchen kopfschüttelnd antwortete: „Das kann ich nicht, ich will Dir irgend etwas anderes recht schönes geben, wähle Dir's nur aus, was Dir am besten gefällt in Schloß und Garten.“ Die Prinzen verneigten sich dann dankend und zogen fort, denn nach den Herrlichkeiten in Goldhaars Burg gelüstete es sie wenig, nur sie selbst, die Prinzessin war's, die sie begehrten. Daß schön Goldhaar aber keinen der Freier zum Gemal mochte, das ging so zu:

Wenn der Abendwind seine Flügel schlug, da sang er ganz leise von einem Wunderlande über den Wolken und wenn der Nordsturm die Wellen an das Ufer trieb, da klang aus seinem jauchzenden Rufen derselbe Sang vom Wolkenreiche und seinem Herrscher. Und Goldhaar hatte das Lied oft vernommen. Sie wartete auf den Wolkenprinzen, sie wußte, er werde kommen, er werde schön sein, und lieb wie kein anderer; und als er wirklich eines Tages vor ihr stand, da lächelte sie ihm gütig zu wie einem längst Bekannten.

Ja, was war ihr ganzes Königreich mit seinen Schätzen gegen die Herrlichkeit in des Wolkenprinzen Hallen! Goldhaar wurde nicht müde zuzuhören. All die Zaubermacht und Pracht, wie man sie nur im Traume zu sehen vermag, stieg vor ihr auf. Flammende Rosen und lichtgrüne Käfer, goldene Quellen und Blumen mit Sternenaugen, singende und klingende Blüten und Halme, sonnedurchtränkte Wellen am grünen Uferrand, schneesimmernde Marmorhallen und Palmensäulen, all, all das reichste Wunder war des Wolkenprinzen Eigenthum. Und wenn er die Flügel, die zwei großen Goldharsen gleichen, auf Schultern und Nacken nahm und rauschend emporstieg in die blendende Helle, da fühlte Goldhaar es wie einen stechenden Schmerz durch ihre Seele ziehen, daß sie zurückbleiben mußte. Aber der Prinz kam ja wieder! An jedem Tage wieder! Und seine Augen sahen so strahlend gütig, so bittend nach ihr hin, daß sie wußte, er freue sich des Augenblickes, in welchem er neben ihr weilen durfte.

Einstmals nun saß die Königstochter zwischen all dem Kletternden, rankenden Rosengeäst auf weichem Rasen, und sah zu den ziehenden Wolken auf, die ihres Geliebten Hallen und Gärten verschleierten. Da faßte es sie an, wie süßer Athem, und staunend wandte sie das Haupt, und süß war auch die Erscheinung, die sich über sie beugend sprach: „Goldhaar, ich bin der Schutzgeist dessen, der Dein Herz lieb hat, laß mich sehen, ob Deine Liebe echt sei, echt und treu wie Frauenliebe sein soll. Liebst Du den Wolkenkönig über alles?“

„Ueber alles“, sprach Goldhaar leise, und kreuzte ihre Arme wie in Demuth auf der Brust. Die Lippen des Schutzgeistes lächelten ein schmerzliches Lächeln. „Fürstenkind, Deine Liebe aber kann meinem Schützlinge kein Glück bringen, nimmermehr, wie wohl ihn heiß nach dieser Liebe verlangt. Wenn er zu Dir tritt und spricht: habe mich

lieb, da sollst Du das Haupt schütteln und sagen: Nimmer kann das sein.

„Und — wo Du sein Flehen erhören würdest, so zerrissen seine klingenden Goldharsensflügel und zersprängen in Splitter, und nie mehr trügen sie ihn hinauf in sein Reich, ungestillt müßte ihm die Seele in Heimweh dursten und verschmachten. Merke auf meine Worte, Goldhaar, und beweise, daß Deine Liebe wahr sei.“

Berglommen war die Sonne am Himmel, verstummt der Vögel Lied, verslogen der Duft der Rosen — Goldhaars fallende Thränen bedeckten die leuchtende Sommer Schönheit mit feuchten Nebelschleiern.

Und der Prinz kam und kniete nieder und sprach: „Goldhaar, ohne Deine Liebe muß ich sterben.“

Aber des Mädchens Lider hoben sich nicht, das schöne Haupt bewegte sich verneinend.

„Nimmermehr darf ich zu Dir gehören“, sprach sie leise, „frage mich nicht warum — ich bitte Dich, gehe von mir für alle Zeit und nimm Dir eine andere Königin in Dein Herz. Vergiß mich, Du sollst sehen, vergessen ist leicht, wenn Du es nur versuchen wolltest!“

Und der Prinz ging von ihr, wie sie gebeten, aber ihr Bild vermochte er nicht aus seinem Herzen zu bannen. Das leise, wehmüthige Lächeln, das sah ihn noch nachts im Traume an, und die Berührung ihrer kleinen weichen Hand meinte er noch zu spüren, als die Blumen in Goldhaars Garten schon längst unterm Schnee begraben lagen. Darum litt es ihn nicht länger in seinem Zauberreiche und er kehrte wieder zur Erde und trat vor das Mädchen, das ihm sein Herz genommen.

„Laß mich Dich nur sehen, Goldhaar, täglich sehen, meine Seele stirbt und verdirbt vor Durst nach Deinem Anblick.“ Ueber diese Worte ward die Prinzessin sehr betrübt, und nachts schlich sie leise in das Rosengebüsch hinunter, in welchem ihr der Schutzgeist erschienen. Jetzt sank ihr Fuß tief ein in die weiche Schneedecke und nur verschneites Geäst war es, was die Mondnacht bestrahlte. Bitternd lauschte Goldhaar hinaus.

„Du, der meinen Liebsten behütet, erscheine!“

Als trügen ihn Lichtstrahlen auf feinen Fäden einher, so leicht senkte sich der Genius herab.

„Ich habe den Prinzen lieb“, sprach Goldhaar leise, „ich kann es nicht ertragen ihn leiden zu sehen, ich will sein krankes Herz geheilt wissen, um jeden Preis.“

„Was verlangst Du?“ und des Schutzgeistes Blicke drangen gleich glühenden Pfeilen in des zitternden Mädchens Seele, „willst Du ihm seine Schwingen rauben?“

Sie streckte abwehrend die Arme aus: „Nein, o, nein, ich will meine Schönheit fortgeben, damit er mein vergesse, und meiner nicht mehr begehre! Laß mich häßlich sein, häßlich anzusehen wie die Unken im Teich, da wird sein Herz sich von mir wenden und wieder fröhlich werden, und seine Augen werden auf einem schönen Mädchen ruhen, daß er es liebgewinne und hinauf trage in seine Heimat. Willst Du es mir thun, was ich begehre?“

Flehend sahen die schönen Augen auf zu der leuchtenden Gestalt und flehend reckten sich die Arme empor.

„Gesegnet sei die Frauenliebe“, klang es von des Genius Lippen. „Deine Bitte werde Dir erfüllt. Tagtäglich soll ein Schimmer Deiner Schönheit verblaffen, tagtäglich ein Schmelz Deines Liebreizes fortgewischt werden bis in kurzem, ach, wie sehr kurzem — Du an Häßlichkeit den Unken gleichest. Doch daß Du nicht selbst vor Dir erschrickst, soll nachts die ganze Fülle des Zaubers, der Dich jetzt umfließt, all die wonnige Schönheit wieder über Dich kommen, siegend über alles, was Dir naht, und erst mit dem Tagesstrahl versinken und verwehen und sich verwandeln in die selbst erwählte Häßlichkeit.“

Und so geschah es. Goldhaar fühlte bald an dem kalten Blick, dem kühlen Druck der Hand, daß der Zauber wirke. Der Königssohn saß wohl noch freundlich plaudernd neben ihr, aber die Fackel war verlöscht, verglommen die heißen Flammen der Liebe, zu Asche versunken das blitzende Funkenheer jehrender Wünsche. Der Geliebte war geheilt. Um welchen Preis?

Wenn er gegangen, wenn das Abenddunkel sich auf die Erde senkte, dann schritt Goldhaar bebenden Fußes in ihre kerzenflimmernden Gemächer. Welch Zauberbild strahlten die Riesenspiegel wieder? Welch berückendes Lächeln war es, das der in verhaltenem Weinen zuckende Mund zog?

„Gerettet, geheilt, dem Leben wiedergegeben durch mich! Liebe, Du beseligest, Du machst uns groß, sei es, daß Du uns nehmen oder geben heißest!“

Wolfenprinz, o könntest Du nur einen einzigen Blick hineinwerfen in jene Halle, wo bliebe Deine kühle Ruhe — wo bliebe alle Herrlichkeit der Erde gegen das selige Glück, das Dich durchzöge?

Aber Du stehst draußen vor dem Löwenportal, Du horchst auf das Plätschern des Springquells, Du legst die Hand sinnend über die Stirn:

„Wie wunderbar war ich gefangen, wie verwirrt mein Blick — mein Sinn — wie gebannt an diese Stelle! Und wie frei liegt nun wieder alles vor mir!“

„Wie häßlich ist doch das Unkenprinzesschen! — — mich schaudert's!“

X Onka schwieg. Zum Schlusse hatte sie mit leise vibrierender Stimme gesprochen.

„Onka, Du weinst ja! Sieh, eine ganz blitzende Thräne rollt über Deine Wange, thut Dir das Unkenprinzesschen so leid?“ und das Mädchen legte kosend den Arm um die Erzählerin und blickte ihr forschend ins Gesicht.

„Sehr leid, Kind“, und Veronika strich sanft über das blonde Kraushaar.

„Wir danken Dir auch, Onka, wenn es auch nur ein Märchen ist, es war doch viel von Liebe darin die Rede und das ist die Hauptsache.“

„Kleine Einfalt! Wie oft Wirklichkeit und Märchen sich die

Hände reichen, davon hat solch sechzehnjährige Weisheit natürlich keine Ahnung!"

Der schrille Klang einer elektrischen Klingel unterbrach die Sprecherin.

"Wer das nur sein mag? Ob Gäste für Dich oder für uns?" und fort huschten die Mädchen, um nach einigen Sekunden bereits athemlos wieder ins Zimmer zu stürmen.

"Der Freiherr, Enka! Bitte, Du lässest uns den Theetisch arrangiren, ja? Du darfst nicht einmal nachschauen kommen, ob alles recht sei."

"Wir sind erwachsene junge Damen, wir wollen es Dir beweisen."

"Mich laß einschänken, Veronika."

"Nein, bitte mich, ich bin die Aeltere, willst Du? Darf ich?"

Sie küßten ihr die Hände und streichelten ihr die Wangen, als aber der Freiherr jetzt das Gemach betrat, schlüpfsten beide, nach sehr wenig hoffähig ausfallender Verbeugung eilig hinaus.

Veronikas elegante graziöse Gestalt erhob sich leicht zur Begrüßung des Gastes.

"Wie traulich es bei Ihnen ist, Gräfin! Die Fee des Hauses am flackernden Kaminfeuer; ein lockender Kontrast gegen das Schneegestöber draußen, dem ich soeben entronnen."

"Der Feuerherd kann bisweilen auch langweilig werden, was mich betrifft, ich kenne die Geschichten bereits auswendig, die die knisternden Funken erzählen — der neueste Roman ist mir lieber! Lesen Sie schon „Die von Kelles“? Nicht? Nun, wenn Sie's mögen, daß Ihnen die Haut schaudert, da ist das Buch sehr zu empfehlen!"

Sie lachte, als sie das sagte, und mit dem zierlichen blauen Messinghaken die Kohlen schürend, ließ sie das hübsche Gesicht voll von der rothen Blut beleuchten. Die in leichtem Tone fortgeführte Unterhaltung wurde durch das Eintreten eines neuen Gastes unterbrochen.

"Die Herren kennen einander? Mein Vetter Dietrich."

"Cousine, ich komme als Abgesandter, als Bittender, Sie sind stets gütig, Sie lassen mich auch heute nicht unverrichteter Sache heimziehen? Sie versprechen den Cavaliersball zu besuchen! Mein Himmel, wir wären trostlos, wenn unsere Ballsonne fehlte!"

Mit heiß forschenden Blicken ruhten des Freiherrn Augen auf dem schönen Frauenantlitz, das sich jetzt dem Sprecher zuwandte. Das bittre, leicht spöttische Lächeln gab den männlich stolzen Zügen des Beobachters ein finsternes Gepräge, als die weichgeformten schönen Lippen seines Gegenüber jetzt Gewährung lächelnd den gewünschten Ballbesuch versprochen.

Wie betont zuvorkommend die reizende Wirthin sich dem neuen Gaste gegenüber benahm! Was war dem Freiherrn der gütige Blick jetzt noch werth, der ihn voll traf, während die feine Hand ihm den Majolika-Cigarrenbehälter hinhielt? Es gab eine Zeit, in der ihm, nur ihm allein solch ein Blick gehört hatte, niemandem sonst! Wann war die Zeit entschwunden? Wie war es nur gekommen?

„So in Gedanken, Freiherr?“ schlug die süße Stimme jetzt an sein Ohr, und ließ ihn auffahren aus seiner Träumerei.

„Verzeihung, meine Gnädige — mir fiel ein Märchen ein, ein altes Ding.“

„Ein Märchen“, sie lächelte spöttisch. „Ich habe es aufgegeben mich mit Märchengold — und — Trug zu beschäftigen, Illusionen, Schwärmerei, Ideale, all den Kram habe ich fortgethan in die Truhe, in der ich meine alten abgelegten Ballflitter zu versenken pflege!“

Ein eisiger Blick war's, der Veronika streifte.

„Entschieden eine äußerst verständige Maßregel, Gräfin, beinahe möchten Sie mich heute mit Ihrer Vernunft verleiten, Ihrem Beispiele zu folgen, ich — ich fürchte nur meine Ideale und Schwärmereien zerfließen mir unter den Händen wie eitel Wellenschaum — es bleibt bis morgen nichts mehr übrig, was ich in die Truhe werfen könnte!“

War es Einbildung, daß er ein leises Zucken in ihrem Antlitze wahrzunehmen glaubte? Doch wohl! Sie hatte wohl kaum seinen Worten ganz zugehört.

„Also Rosen, dunkle Rosen, Better Dietrich, wenn Sie mir die nicht schaffen können, dann lassen Sie den Strauß sein, dann bedarf ich Ihrer Hilfe nicht mehr, ich versorge mich dann selbst mit meinen Lieblingsblumen.“

Der Theetisch war hübsch servirt gewesen, die schlanken Backfischchen hatten sich ihrer Aufgabe mit bewundernswerther Geschicklichkeit entledigt. Better Dietrich hatte ihnen vollkommen die gebührende Aufmerksamkeit gezollt, die man jungen Damen schuldig ist, jetzt verabschiedete er sich mit einem Handkusse von der Herrin des Hauses und der Freiherr blieb ihr alleiniger Gast.

„Es gab einmal eine so schöne Zeit, Gräfin Veronika — denken Sie nie mehr daran zurück, nie?“

Onika spielte mit der Seidenquaste ihres Gewandes, sie sah nicht auf, sie schüttelte wie abwehrend den Kopf.

„Trauen Sie mir ein so kurzes Erinnerung zu? Gewiß, die alten Zeiten waren hübsch — aber ich vermisse in der jetzigen nichts, durchaus nichts, die Gegenwart bietet mir alles Erwünschte.“

Eine Sekunde schwieg er, dann erhob er sich langsam.

„Gute Nacht, gnädige Frau, ich muß fürchten, Sie schon zu lange aufgehalten zu haben.“

„Gute Nacht! Und nicht wahr, wenn Sie von einem frommen Reitpferde hören, da lassen Sie mich's wissen? Sie sind solch vorzüglicher Kenner, auf Ihr Urtheil hin wage ich jeden Kauf.“

Er verneigte sich nochmals tief.

„Ein Schimmel ist mir am liebsten, Freiherr!“ rief sie ihm noch lebhaft nach, als er den Ausgang bereits erreicht, denn als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sank Veronika wie kraft- und leblos in den Sessel zurück. Die jungen Mädchen stürmten völlig auf sie ein.

„Onika, wer liest nun meinen Aufsatz zu morgen durch, es ist schon so spät und ich wollte Dich doch bitten, ihn mir zu verbessern.“

„Onika, hörst Du nicht? Himmel, wie bleich Du bist! Kennchen, ich glaube, so sieht eine ohnmächtige Dame aus.“

Beronika raffte sich gewaltjam auf.

„Laß's gut sein, Mädchen, ich bin nur übermüdet, geht auch Ihr nun schnell zur Ruhe.“

„Und der Ruffsaß?“

Beronikas Hand strich lieblosend das blonde Köpichen, das in ihrem Schoße ruhte, sie hob das liebe Kindergeſichtchen empor und küßte zärtlich die klare Stirn.

„Morgen früh ſoll Dein Thema brillant corrigirt auf Deinem Schreibtische liegen, Plaß, verlaß Dich auf die alte Beronika.“

„O, Dank! So gut wie Du iſt doch niemand auf der Welt, niemand, niemand!“

„Meiſt Du?“ und die ſchöne Frau lächelte; ein herzerreißen- des Lächeln! Draußen aber ſchritt der Freiherr in die helle Winternacht hinein. Still und menschenleer lagen die verſchneiten Straßen da im Mondenlicht. Der einsame Wanderer blieb ſinnend ſtehen. Er wandte das Geſicht gegen die Villa, die er ſoeben verlaſſen. Er ſprach leiſe vor ſich hin.

„Unbegreiflicher Thor, der ich geweſen, Verblendeter! Herz und Seele hinzugeben an dieſes Weib — an dieſe oberflächliche Kokette! Und ich, ich konnte wähen, ſie hätte ein Herz, dem ich meine heiligſten Gefühle, meine feurigſten Ideale erſchließen dürfe — ich glaubte mich verſtanden in meinem tiefften Weſen, ich glaubte mich geliebt — — glaubte, daß nur der Zwang der äußeren Verhältniſſe mich von ihr trenne!

Dem Himmel ſei's gedankt, daß ich zu rechter Zeit den Abgrund erkannt, an deſſen Rande ich hintaumelte — — gefangen, ſo lange Jahre in dieſem lähmenden Banne, der mich kein Lebensglück mehr hoffen ließ — keines, außer dem mir für immer verſagten Beſitz dieſes Weibes! Nochmals, Thor, der ich geweſen! Wie leicht iſt mir jezt der Sinn, wo ich die Kette endgiltig abgeſchüttelt — die Sonne ſcheint wieder für mich, die Blumen blühen für mich, ich bin frei!“

Und der Mann wandte langſam um und ſchritt ſeinen Weg weiter fort. Hätte er ſie ſehen können die herzloſe Kokette jezt, in dieſem Augenblicke! Das ſchöne Geſicht vom ſeelenvollſten Ausdrucke belebt, wie in überirdiſchem Glanze ſtrahlend. Auch ihre Lippen ſprachen leiſe Worte:

„Heute iſt's zu Ende gekommen — ich habe nun, was ich gewollt, jezt iſt's voll erreicht, jezt iſt er frei, mein Wolkenkönig, ihn ſchauderts vor dem Unkenprinzchen.“

Unkenprinzchen, armes! Und doch, ich beneide Dich, iſt's nicht leichter, körperliche Schönheit hingeben, als in des Geliebten Augen die Seele durch häßliche Flecke entſtellen, daß er ſich zornig und traurig abwende?

O, mein Liebſter, mein süßer Liebſter, weißt Du's jezt, was lieben heißt? Nein, nein, nie darſt Du es erfahren, wer Dich lieb hatte, ſo lieb, wie Dich niemand mehr auf Erden zu lieben vermag! —

Vergeſſen iſt ſchwer, ich laß es in Deinen traurigen Augen all dieſe Jahre lang — Du konntest dem Schickſal nicht vergeben, daß es uns unerbittlich trennte, ſieh, jezt ſchöpfe ich Dir einen Becher Lethe

— Dein Schutzgeist „Liebe“ — hat mir heimlich den Quell gewiesen, was thut's, daß er aus meinem Herzblut quillt? Wenn er nur Dich gesunden läßt — da bin ich glücklich!“

Behutjam zogen ihre zitternden schlanken Finger ein goldenes Medaillon unter dem Gewande hervor. Sie bedeckte es mit heißen Küssen und sank, bitterlich weinend, neben ihrem Lager nieder. Und der Mann, der das schluchzende Weib eine Kofette nannte, die ihr Spiel mit ihm getrieben, er ahnte nicht, daß sein Bild es war, auf das die heißen Thränen aus den schönen Augen fielen! Wie sollte er auch? Er kannte ja nicht das Märchen vom Unkenprinzesschen!

Geschwister.

Wohl einen holden Bruder hat der Tod,
Den sanften Schlaf, der ihm so wenig gleicht,
Der unserm Leibe mehr als Wein und Brod,
Der Leib und Seele frischen Heiltrauk reicht.

Ach, eine schlimme Schwester hat der Tod!
Die Trennung ist's, vor der das Glück entflieht,
Die hartgesinnt uns mehr als Wein und Brod,
Die Lebenskraft und Freude uns entzieht.

Ein ewig Wehe zeigt ihr Angesicht,
Von bangen Schatten ist ihr Pfad umdrängt,
Und Frieden gönnet sie dem Herzen nicht,
Bis eines von den Brüdern es umfängt.

Auguste v. Reichenau.





Reiseerinnerungen aus Holland.

Von Theod. Herm. Lange.

Vor ungefähr Jahresfrist erschien in Rotterdam ein politisches Pamphlet, das den etwas seltsam klingenden Titel „Provinz Holland — Königreich Preußen“ — trug und umsomehr Aufsehen erregte, als man sich wieder daran erinnerte, daß mit dem Tode der jetzigen Thronfolgerin das holländische Königshaus erlöschen muß. Wenn nun nach menschlichem Ermessen und im günstigsten Falle dieses Ereigniß bei dem sehr jugendlichen Alter der Erbprinzessin Wilhelmine sich noch um zwei Generationen hinausziehen kann, und dann immerhin zu erwarten ist, welche politischen Konjunkturen gerade vorhanden sein werden, so bleibt doch stets die innere Entwicklung des den westlichen Provinzen Deutschlands benachbarten Staates von hohem Interesse für uns.

Rechne ich einen flüchtigen Aufenthalt von wenigen Tagen ab, so waren über sechzehn Jahre vergangen, seitdem ich nicht in Holland weilte. Umwandlungen hatten sich innerhalb dieses Zeitraumes selbstredend nach den verschiedensten Richtungen vollzogen; die bedeutendste war aber jene, welche hinsichtlich der Ausbreitung der deutschen Sprache erfolgt war. Es ist richtig, in Amsterdam leben 19,000 ansässige Deutsche, in Rotterdam 10,000, in dem über 30,000 Einwohner zählenden Arnheim sogar nahezu 3000, aber diese deutschen Kolonien waren im gleichen Prozentjahre zu der früheren Bevölkerung auch schon vor 1870 vorhanden, ohne daß damals, wie zur Stunde Deutsch die „zweite Landessprache“ gewesen wäre.

Bis zum Jahre 1870 dominirte das Französische. In den Mittelschulen waren dieser Zunge 6 bis 8 Stunden wöchentlich eingeräumt, heute ist das Französische aus dem Lektionsplane gestrichen und das Deutsche an seine Stelle getreten. In den Hôtels und Restaurants liegen allerdings neben den holländischen Journalen auch französische, beziehentlich Pariser Blätter auf, aber das Publikum, selbst das eingeborene, verlangt in erster Linie nach der „Kölnischen“ oder „Frankfurter Zeitung“ und nimmt nur gelegentlich den „Figaro“ oder das

„Journal des Débats“ zur Hand. Sämmtliche Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten, welche den äußeren Verkehr mit dem Publikum vermitteln, müssen der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig sein, und so oft ich einer Einladung in eine holländische Familie folgte, fand ich, daß nicht nur der Hausherr wie selbstverständlich, sondern auch die Damen sich des korrektesten Deutsch in ihrer Konversation bedienen konnten.

Französische Inschriften trifft man augenblicklich im Gegensatz zu früher in Holland nicht nur selten an, sondern sie sind stellenweise geradezu verpönt. Rotterdam und Amsterdam haben eine ständige deutsche Oper und als ich in ersterer Stadt das Volkstheater an der „Place des Pays bas“ (hier hat sich ausnahmsweise die französische Bezeichnung erhalten) besuchte, wurden zwei kleine Einakter und die darauffolgende Posse in deutscher Sprache von Berliner Schauspielern gegeben. Die Erläuterungen eines renommirten Taschenkünstlers erfolgten gleichfalls in Deutsch und nur der Prolog des Abends wurde holländisch gesprochen. Dabei waren von den ungefähr 900 Besuchern, mindestens 700 Holländer. So „verdeutsch“ Holland unaufhaltbar, ganz davon abgesehen, daß die Einwanderung aus den benachbarten preußischen Provinzen, Rheinland, Westfalen und Hannover von Jahr zu Jahr eine stetig wachsende ist. Unter der holländischen Kolonialarmee zählte man 1882 innerhalb der Mannschaft 22 Prozent Deutsche, innerhalb des Offiziercorps sogar 29 Prozent. In der bekannten Hafenstadt Harderwijk sind beispielsweise nur acht Hôtels beziehentlich Gasthäuser in den Händen von Holländern, aber einundzwanzig in den Händen von deutschen Besitzern.

Im letzten Sommer traf ich nach meiner Rückkehr von Brüssel und Antwerpen zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Rotterdam ein, an den sich dann verschiedene größere Exkursionen nach dem Haag, Amsterdam, Leiden, Utrecht, Harderwijk, Arnheim zc. anschlossen. Die Linie Brüssel-Rotterdam ist Theilstrecke der Haupttroute Bordeaux-Paris-Antwerpen-Amsterdam. Bei Roozendaal (Rosenthal) passirt der Zug die belgisch-holländische Grenze und während bis dahin auf belgischem Gebiete die Landschaft einen oft sterilen Charakter (niedrige Kieferwäldungen und sandige Haideflächen) zur Schau trug, wandelte sie sich nunmehr fast mit jedem Kilometer, den wir zurücklegen, vortheilhafter um.

Zahlreiche tiefe, schiffbare Kanäle durchziehen die weite Ebene, in der fette Wiesen mit ergiebigen Getreidefeldern abwechseln. Dazwischen befinden sich wohlgepflegte Gärten, ausgedehnte Obstplantagen und die ganze Gegend verräth eine seltene Wohlhabenheit.

Ich unterbrach einige Mal die Fahrt, um kleine Ausflüge landeinwärts zu unternehmen und überall begegnete mir derselbe begüterte, zufriedene, saubere und fleißige holländische Landmann. Ein bäuerliches Proletariat existirt wenigstens in diesem Theile Hollands nicht, ob schon in anderen Provinzen augenblicklich die Landwirthschaft unter der amerikanischen Getreideeinfuhr, schwer zu leiden hat. Auch die Kinder der ärmsten Arbeiter gingen wohlgekleidet und selbst bei der größten Hitze habe ich nie einen Knaben oder ein Mädchen barfüßig erblickt. Von Dorf zu Dorf ziehen sich die hochgelegenen, mit ge-

braunten Steinen gepflasterten Straßen, zu beiden Seiten von tiefen Wassergräben umgeben, gerade wie durch die meisten Dörfer schiffbare Kanäle führen, auf denen sich langsam die unzähligen Treckschuiten (wörtlich übersezt: Ziehfahrzeuge) bewegen. Vor diesen Treckschuiten sind gewöhnlich ein bis zwei Pferde an langen Seilen gespannt und denkt man sich noch die hohen, runden Windmühlen, die überall sichtbar werden, hinzu, so erhält man das genaue Bild einer holländischen Landschaft in ihrem bekannten eigenartigen Gepräge. „Diese Windmühlen sind aber das Charakteristische jeder holländischen Landschaft. Die ehemaligen Wälle der größeren Städte sind mit Windmühlen bepflanzt, die alten Bastionen haben statt der Geschütze Windmühlen, die wie ein Heer von Riesen ihre langen Arme ausstrecken. Sie mahlen Korn, sägen Holz, schlagen Del, zerreiben Tabaksblätter zu Schnupftabak, formen Papier, klopfen Hanf und dergleichen mehr. Den Hauptdienst aber verrichten sie dadurch, daß sie das überflüssige Wasser ableiten und hierin haben die Holländer sehr künstlich den Wind als Gegenkraft gegen das Wasser benutzt. Wenigstens die Hälfte aller holländischen Windmühlen treibt auch Wasserräder, die als Pumpen dienen, und indem sie das überflüssige Wasser den Kanälen zuführen, das Acker- und Weideland trocken erhalten und zur Kultur geeignet machen. Die holländischen Windmühlen sind weit größer und stärker als in anderen Ländern, ein einzelner Flügel ist selten unter 80 Fuß lang. Der Bau der Mühle hat vielfach das Ansehen eines festen Thurmes.“

Das holländische Volksleben ist für den Fremden von vielseitigem Interesse. Die zahlreichen Kirmeessen im Monat August ersetzen dem Holländer den dort unbekanntem oder wenigstens kaum beachteten Karneval. Ein holländischer Wagen verträgt zu allen Zeiten und unter allen Zonen sehr viel, zur Zeit der „Kirmes“ aber die unglaublichsten und verschiedenartigsten Dinge. Sobald der Holländer des Morgens aufsteht, genießt er seinen Thee mit Brod, Butter, Käse, Fleisch, Schinken und Fisch. Im Sommer zur Zeit des Heringfangens fehlen als Delikatessen die „Matjes“ auf keinem Theetisch. Erst zum zweiten Frühstück erscheint dann die eigenthümlich geformte Kaffeekanne auf der Tafel. Das Mittagbrod wird infolge dessen auch meist erst um vier oder fünf Uhr nachmittags eingenommen. Ein Abendbrod, wie es in Deutschland üblich ist, kennt man bei diesen kulinarischen Verhältnissen der Niederländer natürlich nicht. In den Kirmeswochen — die große Rotterdamer Kirmes währt genau einen Monat — wird gewöhnlich dreimal gefrühstückt. Gesäuerte und gebratene Würste, Schüsseln mit Blumenkohl und Pilzen, vor allem die Waffeln, werden dann zu jeder Tageszeit von jung und alt auf der Straße und zu Haus in uns unbegreiflichen Mengen konsumirt. Für das männliche und weibliche Gesinde ist die Kirmes die „tolle Woche“. Viele Mägde bedingen sich bei ihrem Dienstantritt für die Kirmeszeit direkt drei bis vier vollständig freie Tage und Nächte aus, die ihnen auch von der Herrschaft garantirt werden. Trotz des Monats August und seiner in Holland oft drückenden Schwüle tanzt das junge Volk leidenschaftlich und stärkt sich dabei an — Grog, Glühwein, Punsch, Branntwein, Thee, Kaffee zc. Noch überraschender ist die seltsame Sitte unter den jungen Mädchen, für die Dauer der Kirmes sich Lieb-

haber zu „miethen“. Und zwar sind diese Liebhaber gar nicht so billig. Oft thuen sich sogar zwei, auch drei Mädchen zusammen, um sich einen Liebhaber gemeinschaftlich zu engagiren, falls ein solcher für eine Dirne zu theuer war. Dieser „Bräutigam auf Zeit und Sündigung“ hat vielerlei Pflichten. Natürlich muß er zunächst ein sauberer und schmucker Bursche sein, dann ein flotter, unermüdlicher Tänzer, damit seine Dame beziehentlich seine Damen „mit ihm sich sehen lassen können“ zc. Der Liebhaber empfängt außer verschiedenen werthvollen Geschenken seitens seiner Beschützerinnen natürlich während der ganzen Kirmeßwoche vollständig freie Beche.

Kurz bevor ich auf der Tour von Brüssel Rotterdam erreichte, passirte der Zug die Maasbrücke bei Woerdijk. Obgleich ich die längsten Mississippi- und Missouri-Brücken aus eigener Anschauung kenne, überraschte mich die seeartige Breite des Stromes und die über denselben führende eiserne Brücke auf das Höchste. Selbst bei klarem Wetter vermag das Auge kaum von einem Ufer bis zum andern zu dringen. Auf dem breiten Spiegel schaukelten sich Duzende von kleinen Fahrzeugen, glitten qualmende Dampfer und stattliche Seeschiffe mit der Flut hinein. Von Woerdijk bis Rotterdam ist die Gegend ungemein dicht bevölkert. Dorf reiht sich an Dorf und ein halbes Duzend Städte folgt rasch aufeinander. Seitdem der großartige neue Viadukt über die Kirchen und Häuser von Rotterdam dahinfährt, genießt man bei der Einfahrt in die Stadt die herrlichste Aussicht. Ueber Brücken und Kanäle, über die Maas, die Kotte, über quarreartige Bassins rollt der Zug dahin, um schließlich an der „Station Börse“ stehen zu bleiben. Die beiden neuen hohen Maasbrücken sind entzückende Bauwerke. Drumten plätschern die Wogen, auf deren Rücken kleine Boote und Dampfer, sowie die stolzen Ostindienfahrer, die prächtigen Post- und Passagierdampfer der Niederländisch-Amerikanischen-Dampfschiffahrtsgesellschaft sich schaukeln, welche den Verkehr zwischen Holland und Amerika vermitteln, während bis hinauf zum Park ein Wald von Masten uns entgegenstarrt und Kriegsschiffe, Kanonenboote und Küstenfahrer vor unsern Augen sichtbar werden. Hier merkt man den Pulsschlag des Weltverkehrs, hier werden die Produkte aller Zonen und Länder verladen, hier erheben sich die langen Reihen imposanter Speicher, von allen Seiten von schiffbaren Brachten umgeben und die Laute der verschiedensten Sprachen dringen an unser Ohr. Die amerikanischen Passagierdampfer der „Niederländisch Americaanschen Stoomvaart Matschappaij“ („Niederländisch Amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft“) liegen am sogenannten Gorder-Eiland und jeden Sonnabend in den Morgenstunden stauen und drängen sich Hunderte von Europamüden zusammen, in überwiegender Anzahl deutsche Auswanderer, um ihr Glück jenseits des Meeres zu versuchen, alte Mütterchen, rüstige Männer, sowie die „Schwarzwald-Mädchen“ braun und schlank, von denen Freiligrath so anmuthig zu singen weiß.

Ebenso großartig ist der Ausblick von der Station Börse in die Stadt hinein. An den prächtigen Postplatz mit dem stattlichen „Postkantoor“ und der „Beurs“ schließen sich die neuen, hochgebauten Straßen von schiffbaren Kanälen durchflossen, die den Verkehr mit

den allerdings sehr engen inneren Quartieren vermitteln. Alle Häuser sind auf Pfählen erbaut, selbst die größten Getreidespeicher, die bis zu 700,000 Centner Weizen zu tragen vermögen. Man kann in Rotterdam nicht nur mit Pferdebahn und Miethwagen, sondern auch unter Umständen im Boot auf den Grachten rasch von einem Quartiere nach dem andern gelangen.

Die frequenteste und am meisten deutsche Straße Rotterdams ist die „Hoogstraat“ (hohe Straße). Hier liest man an den Firmmentafeln überall deutsche Namen, hier befindet sich auch mindestens ein Duzend besserer Münchener Bierhallen. „Apostelbräu“, „Löwenbräu“, „Weihenstephan“, „Klosterbräu“, „Berliner Weißbierstube“, diese und ähnliche Namen prangen auf großen Schildern weithin sichtbar an den Häuserreihen. Hier trifft man unaufhörlich Deutsche aus den verschiedenen Ländern und Ländchen der alten Heimat und hier liegen natürlich die bekanntesten deutschen Tagesblätter und Journale auf. Auch den „Salon“ fand ich hier. Der eingeborene Holländer verachtet zwar nicht die importirten bayerischen Biere, aber er trinkt mit Vorliebe sein Gerstenbräu, raucht dazu seinen Tabak aus einer thönernen Pfeife und „kneipt“ gewöhnlich ganz anders als der Deutsche, der auch in Holland möglichst heimischen Sitten und Gebräuchen treu bleibt. Besucht man auf dem platten Lande die Kaffeestuben, so erblickt man auf jedem Tisch einen Feuernapf (Komfoor) mit Buchweizenhülsen oder Torf angefüllt, welcher unter der Mische glimmt. Früher wurde jedem Eintretenden auch eine irdene Pfeife angeboten, eine Sitte, die jedoch zum großen Theile verschwunden ist, seitdem die Cigarre die Pfeife mehr und mehr verdrängt hat. Aber auch noch in Rotterdam oder Amsterdam begegnet man trotz des kosmopolitischen Charakters dieser Städte, Restaurants, an deren Wänden sich hohe Regale mit Thonpfeifen bestückt entlang ziehen. Diese Pfeifen sind für die Stammgäste bestimmt, die abends thatsächlich „im Dunkeln“ rauchen und Bier oder noch lieber Kaffee trinken. Die holländischen Tavernen können nämlich durch schwere Teppiche, welche von der Decke herabfallen, leicht in zwei Theile geschieden werden. Der vordere Raum bleibt abends zumeist finster. Hier sitzen, wie erwähnt, die Stammgäste und rauchen und plaudern nach Herzenslust. Im zweiten erhellten Raum des Lokals nimmt gewöhnlich der Fremde Platz, um gelegentlich einen Blick in die Zeitungen zu werfen. Ebenso eigenthümlich fand ich die Preisschwankungen für die in den holländischen Restaurants angebotenen Speisen und Getränke. Von früh 8 bis 1 Uhr mittags kostet beispielsweise die Tasse Kaffee 10 Cents, von da bis 5 Uhr nachmittags 8 Cents. Ein Beefsteak wird in demselben Restaurant früh gewöhnlich mit 90 Cents bis zu einem Gulden (der Gulden gleich 1 fl. 60 Pf.), nachmittags aber mit 80 Cents, oft auch nur mit 70 Cents bezahlt *re.*

Obgleich ich im Verkehr und auf Reisen viel Komfort und mancherlei Neuerungen antraf und besonders die Eisenbahnbeamten sich gegen Fremde ungemein aufmerksam zeigten, so verkehrten, um hier beim Eisenbahnwesen stehen zu bleiben, wunderbarerweise in Holland nachts keine Züge. Von 11 Uhr abends bis zum andern Morgen 5 Uhr stockt der gesammte Eisenbahnverkehr, nur die Linie Amsterdam=

Paris bildet die einzige Ausnahme. Hier ist seit Jahresfrist ein Nachtcourierzug zugelassen worden, gegen dessen Einführung allerdings die Eisenbahndirektion von Amsterdam sich so lange es nur irgend anging sträubte.

Ganz ausgezeichnet organisirt fand ich indessen die Post vor. Die holländischen Postämter sind von morgens 6 Uhr bis abends $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, Sonntag wie Wochentag, Sommer wie Winter für das Publikum geöffnet. Die Briefträger haben täglich, auch an den Fest- und Feiertagen, früh 6 Uhr ihre erste, abends $\frac{1}{2}$ 11 Uhr ihre letzte Bestellung. Jedes Haus hat in der Thür seinen eigenen Briefkasten, eine Einrichtung, die man ja auch häufig in Belgien und Frankreich gerade wie in England und Amerika begegnet.

Rotterdam ist im Gegensatz zu Amsterdam an Monumenten und öffentlichen Bauwerken sehr arm, trotzdem die Stadt in wissenschaftlicher Hinsicht eine glänzende Vergangenheit aufzuweisen hat. Heute zählt Rotterdam nahezu 160,000 Einwohner, Amsterdam rund 350,000. Den besten Ausblick über die Stadt Rotterdam genoss ich von dem „Umgange“ des Thurmes der Laurentiuskirche („grote Kerk“), einem Ziegelbau aus dem fünfzehnten Jahrhundert von 290 Fuß Höhe. Das Auge schweift meilenweit über eine wohlangebaute Fläche, von unzähligen Kanälen, ausgedehnten Seen, Bassins und Flußarmen durchschnitten und bedeckt.

Von den unbedeutenden Standbildern der Stadt ist das des Erasmus Rotterodamus noch das verhältnißmäßig bedeutendste. Erasmus ist im Dokortalar, mit dem Barrett auf dem Haupt, in einem großen Buche lesend, dargestellt. Wenn ein Rotterdamer Bürger einen Fremden am Monument zum ersten Male vorübergeleitet, so pflegt er jenem gewöhnlich den nicht gerade originellen Volkswiß mitzutheilen, daß Erasmus jedesmal ein Blatt in seinem Buche umschlage, so oft er die Mitternachtsstunde auf dem großen Thurm ertönen „höre“. Ueber dem Geburtshause des großen Denkers (bis in die jüngste Zeit hinein befand sich darin ein schmutziger Branntweinausschank) steht ebenfalls ein kleines Standbild mit der Inschrift: „Haec est parva domus, magnus qua natus Erasmus.“ („Das ist das kleine Haus, worin der große Erasmus das Licht der Welt erblickte.“)

Von der holländischen Sprache hat man hier in Deutschland durchweg recht falsche Vorstellungen und von der vielseitigen holländischen Literatur kaum irgend welche Kenntnisse. Wie oft ist mir nicht gesagt worden, daß das Holländische eigentlich nur ein verdorbenes „Blatt“ wäre. Und doch ist die niederländische Sprache eine edle, bis aufs feinste durchgebildete Sprache, die der Hochdeutsche sich in vielen Stücken zum Muster nehmen könnte, namentlich was den Unfug der Fremdwörter anbetrifft. Wir sagen „Kolonie“, der Holländer gut „deutsch“ „Volkplanting“, d. h. Volkspflanzung; wir haben unseren „Professor“, der Niederländer sagt „Hoogleeraar“; wir sprechen von „Extremen“, die Holländer vom „uitersten“ (sprich: äutersten); wir haben „Philosophen“, welche „Ideen“ fassen, der Holländer hat „wysgeeren“ (Weisheitsbegehrer), welche „denkbeelden“ (Denkbilder) in ihrem Kopfe habe, nicht etwa in ihrem „Deek“ oder „Dassel“, denn ein solches

Wort giebt es einfach im holländischen nicht. Man sagt vielmehr von Menschen „Hoofd“ (Haupt) und nur von Thieren „Kop“.

In einer älteren Ausgabe der bekannten Danielschen Lehrbücher der Geographie fand ich vor Jahren folgende angebliche Proben der holländischen Sprache: „Im Sweete van dyne Anebefen sullt du dyn Brod knabbern.“ („Im Schweige Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen.“) Der Bibelvers: „Sie salbten ihm das Haupt mit Del“ sollte heißen: „Se smeerten hem den Deey mit Fett in“; ja nach einer noch tolleren Behauptung: „Se belabberten hem den Deey mit Thran.“ In all diesen Sätzen ist kein holländischer Ausdruck vorhanden. Als wirkliche Sprachproben will ich vielmehr einige Strophen zweier bekannter Volkslieder citiren:

Wiens Neêrlandsch bloed in de aadren vloeit,
Van vreemde smetten vrij,
Wiens hart voor land an Koning gloeit,
Verhef den zang als wij;
Hij stel met ons vereend van zin,
Met onbeklemde borst,
Het godgewallig feestlied in
Voor Vaderland en Vorst.

(Wörtliche Uebersetzung: Wem niederländisches Blut in den Adern fließt, von jedem Makel rein, wessen Herz für Land und König glüht, erhebe den Gesang wie wir; er stimme mit uns vereint an Sinn, mit unbeflommener Brust, das gottgefällige Festlied an für Vaterland und Fürst.)

Wij leven vrij, wij leven blij,
Op Neêrlands dierbren grond,
Ontworsteed aande slaver nij,
Zijn wij door endragt groot en vrij;
Hier duldt de grond geen dwinglandij,
Waar vrijheid eeuwen stond.

(Wörtliche Uebersetzung: Wir leben frei, wir leben froh, auf Niederlands theurem Grund, entrißsen jeder Sklaverei, sind wir durch Eintracht groß und frei; hier duldet der Boden keine Zwingherrschaft, wo Freiheit Jahrhunderte bestand.)

* * *

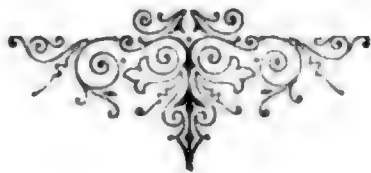
Von Rotterdam führen zwei Eisenbahnverbindungen nach Amsterdam, die eine über den Haag und Leiden, die andere über Gouda. Mit dem Courierzuge legt man jede der beiden Strecken in nicht einmal drei Stunden zurück. Amsterdam, das „nordische Venedig“, macht in seinem Stadttinnern einen entschieden internationalen Eindruck. Neben großen und breiten Straßen, sowie prachtvollen Quais, ziehen sich die tiefen Grachten entlang mit unzähligen Lastfähnen und kleinen und schnellen Dampfern bedeckt. Eine mehrstündige Dampferfahrt durch die verschiedenen Quartiere orientirt am besten, obschon die Stadt aus über hundert Inseln besteht, die durch 360 Zug- und Drehbrücken miteinander verbunden sind. Von Jahr zu Jahr verringert sich aller-

dings die Wasserfläche in und um Amsterdam, die großen Bassins im Centrum der Stadt verschwinden durch Trockenlegung mehr und mehr und prachtvolle Plätze entstehen auf dem so gewonnenen Terrain. Wie Rotterdam ist Amsterdam ganz auf Pfählen erbaut. Die obere Erdschicht in der Stadt besteht buchstäblich nur aus Schlamm und losem Sand, und bevor nicht die Pfähle in den untersten festen Sand eingerammt sind, läßt sich kein dauerhaftes Gebäude aufführen. Der Bau unter der Erde kostet gewöhnlich mehr als der über derselben. Vor einigen fünfzig Jahren versank plötzlich eine für die ostindische Compagnie errichtetes Kornmagazin buchstäblich in den Schlamm, da die Pfähle nachgegeben hatten. Um dieselbe Zeit drohte übrigens Amsterdam noch eine andere Gefahr sehr bedenklicher Art. Manche Pfähle waren von Holzwürmern derartig zerfressen, daß sie einer Honigscheibe auf ein Haar ähnelten. Der Wurm war aus tropischen Ländern mit Schiffen herübergekommen, konnte aber das nordische Klima nicht vertragen und war nach etwa Jahresfrist wieder vollständig verschwunden.

Das moderne Amsterdam ist ungemein reich an Palästen, Museen, Akademien, Kirchen, Bibliotheken und Sammlungen der verschiedensten Art. Die gemeinnützigen öffentlichen Anstalten, Myle zc. müssen geradezu als mustergerichtig bezeichnet werden. Von hohem technischen und theilweise auch historischen Interesse sind in der Hauptstadt der Niederlande die Diamantschleifereien nördlich und südlich von der Binnenamstel. Dieselben sind vielfach im Besitz sehr vermögender Israeliten wie überhaupt die jüdische Kolonie Amsterdams ungemein reiche Mitglieder zählt. In neuerer Zeit blüht auch die Industrie mit nachgeahmten Diamanten rasch auf. Die Imitationen sind durchweg ganz vorzügliche.

Um zum Schluß die sprichwörtlich gewordene holländische Reinlichkeit näher kennen zu lernen, ist nichts geeigneter als ein kurzer Besuch in dem Dorfe Broek, das von Amsterdam aus sich in zwei Stunden bequem erreichen läßt. Abgesehen vielleicht von einigen Hafenvierteln in den großen Städten, wo das Prinzip der Sauberkeit sich doch nicht immer streng durchführen läßt, ist das ganze Königreich der Niederlande einem wohlgepflegten, wohlbewässerten und in peinlichster Ordnung gehaltenem Garten vergleichbar. Den Preis in dieser Richtung trägt aber doch Broek davon. Die Fußwege in diesem Dorfe sind mit gebrannten, verschiedenfarbigen Ziegeln mosaikartig gepflastert. Der Fahrweg führt um das Dorf. Im Sommer sind eine Anzahl Kinder im Dorfe aufgestellt und bezahlt, um jedes Blatt oder jede Blüte, das ein Windhauch in die Gassen weht, aufzuheben und in gemauerte Löcher, beziehentlich Behälter zu werfen, die mit grün und weiß angestrichenen Brettern bedeckt werden. Natürlich werden diese Gassen tagtäglich von den Dienstmädchen gescheuert, getrocknet und glatt beziehentlich glänzend gebürstet. Die Dienstmoten reinigen die Teppiche, Schuhe und Kleider ihrer Herrschaften niemals des Morgens in oder vor den Häusern, sondern auf einer dazu eigens bestimmten Wiese, die sich einige Hundert Meter vom Dorfe entfernt befindet. Die Kaminrohre in den Häusern werden gleichfalls sorgfältig gewaschen. An den Thüren steht Schuhwerk aller Art, denn im

Hause selber gehen die Bewohner nur in Filzpantoffeln. Ueberraschend sind gleichfalls die doppelten Eingänge in jedem Hause. Die Hauptthür wird meist nur bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen geöffnet. Ganz besonders „stilgerecht“, sauber und wirklich — „anheimelnd“ sind die Kuhställe in Broek, die sich unter dem Dach des Wohnhauses befinden. In mehr als einem Kuhstalle gewahrte ich auf dem Gesims prachtvolle große Manteluhren mit köstlichen Musikwerken. Im Sommer dient der Kuhstall sehr häufig der Familie zum Speisezimmer, da sich das Vieh während der warmen Jahreszeit Tag und Nacht auf der Weide aufhält. Doch ich will es an diesen Mittheilungen über Broek genug sein lassen. Wenn auch hier und da die holländische Reinlichkeit zu einer Manie ausartet, im großen und ganzen berührt den Reisenden dieser Ordnungssinn sehr angenehm. Die Großartigkeit schweizerischer oder schwedischer Gebirgspartien, der anmuthige Charakter der thüringischen oder rheinischen, beziehentlich süddeutschen Landschaften ist dem Tieflande an den Rheinmündungen allerdings versagt geblieben, aber trotzdem wird der gebildete Tourist von seinen Wanderungen durch diese Ebenen mit ihren freundlichen, schmucken Städten und Dörfern, ihren intelligenten und betriebsamen Bewohnern, so manche genußreiche und unvergeßliche Erinnerung mit heimwärts nehmen.





An der Kirchthür.

(Nach Thackerays: „At the churchgate“.)

Tret' ich auch ein nicht dort,
Dennoch um jenen Ort
Weil' ich so gerne;
Der heil'gen Pforte nah
Wart' ich der Herrin da,
Lausch' in die Ferne.

Der Glocke letzter Ton
Ruht durch den Stadtlärm schon
Herbei die Frommen.
Der Glocke Klängen schweigt,
Der Orgel Jubel steigt — —
Nun muß sie kommen.

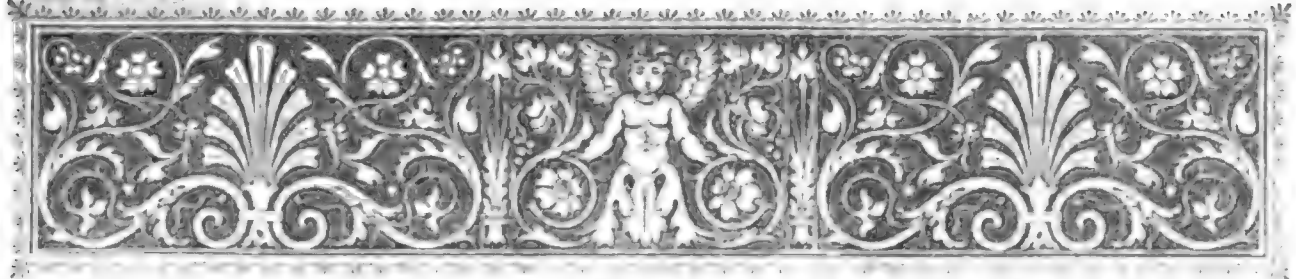
Endlich eilt sie herbei
Und trippelt hastig, scheu
Durch das Gewimmel,
Züchtig gesenkt den Blick.
Sie geht — — dahin — — mein Glück!
— Geh mit ihr, Himmel!

Reige, Du Heil'ge schön,
Zu Danke oder Flehn
Dich ohn' Verwirren;
Denn Dein Gebet so rein
Soll kein Gedanke mein
Unstät umirren.

Doch scheuche mich nicht fort!
Laß am verbot'nen Ort
Mich nur noch stehen,
Wie Geister, die, verbannt,
Nur durch des Himmels Wand
Die Engel sehen!

Hermann Birkenfeld.





Aus dem Leben Kaiser Pauls I. von Rußland.

(1796—1801.)

Von Johannes v. Eckardt.

Die Jugend des einzigen erbberechtigten Sohnes der Kaiserin Katharina II. war eine trübe und ist durch das Buch des russischen Historikers Stobek „Der Thronfolger Pawel Petrowitsch bis zu seiner Thronbesteigung“ auch in weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt worden. Im Oktoberheft eines russischen Journals, welches den Titel führt „Der historische Bote“, finden wir einen nicht uninteressanten Artikel des bekannten russischen Schriftstellers Karatygin, welcher im Anschluß an das oben erwähnte Buch es sich zur Aufgabe macht, die lichten Augenblicke in dem Leben dieses unglücklichen Monarchen aneinander zu reihen und die längst geahnte Wahrheit in logischem Zusammenhange zu beleuchten, daß weder die natürlichen Anlagen noch der Charakter Pauls I. ursprünglich darauf hinwiesen, daß seine Regierung zu den schreckenerfülltesten Episoden der neueren russischen Geschichte gerechnet werden sollte. Aus der überall lautwerdenden Freude über die Thronbesteigung Alexander I., aus der grenzenlosen Begeisterung besonders der Residenzbewohner beim plötzlich eingetretenen Regierungswechsel läßt sich ermaßen, wie schwer und drückend das Regiment des jähzornigen, despotischen Sohnes Katharinas II. für seine Unterthanen geworden war. Ein mehr gerühmter, als der Jetztzeit bekannter Poet Derjshawin begrüßte die Thronbesteigung Alexanders I. mit einer Ode, in welcher er den jungen Zaren mit dem Frühling, während er dessen Vater mit dem Winter verglich, dessen „heißeres Brüllen“ der linde Zephyr zum Schweigen gebracht und dessen „grausen, furchtbaren Blick“ die helle Frühlingssonne verlöscht hatte. Die verwittwete Kaiserin Maria Feodorowna (Gemalin Paul I., geb. Prinzessin von Württemberg) äußerte ihre Unzufriedenheit über diese freche Anspielung auf die Stimme und das Aeußere ihres unglücklichen Gemals — in dem allgemeinen Taumel der Begeisterung blieb der Dichter dieses Mal straflos.

Aber auch ohne diesen poetischen Vergleich, schien der todte Kaiser seinem Zeitgenossen, dem strengen russischen Winter zu gleichen,

der Schrecken und Erstarren um sich verbreitet, während die liebenswürdige Gestalt seines Nachfolgers dem holden König Lenz nicht unähnlich schien, dem Spender allen Glücks und neuen Lebens. Diese Parallele traf um so mehr zu, wenn man sich die Thronbesteigung Paul I. vergegenwärtigte, der inmitten eines trüben Herbstes, im November 1796 der Residenz das traurige Schauspiel der gemeinsamen Bestattung seines Vaters und seiner Mutter gegeben hatte und gleichzeitig befahl, daß die erste Medaille, welche unter seiner Regierung geschlagen wurde, Abbildungen der Grabsteine seiner Eltern tragen solle. In der That hat es damals geschienen, als wenn ein rauher Frost über die Rosen und Lorbeeren des goldenen Zeitalters der großen Katharina dahinstrich; die finsternen Gestalten der Garde von Gatschina (die Residenz Pauls als Thronfolger) traten an die Stelle der verweichlichten Hoftruppen, welche in Sammet und Seide prunkten und ihre zarten, weißen Hände in Zobelmuffen zu wärmen pflegten; der Sammet machte dem groben Soldatentuche Platz, die feinen Degen den schweren Kavalleriesäbeln, die glänzenden Schuhe mit rothen Absätzen — den Reiterstiefeln mit klirrenden Sporen. Die helle Beleuchtung in den Fenstern der Eremitage erlosch für immer; an Stelle der Soiréen im Palais traten die Wachtparaden auf dem Marsfelde. Alles weibliche, zarte verschwand und wich einem groben, strammen, militärischen Regiment; Wachtmeister, Feldwebel und Korporale drängten die *petits maitres* und *Seladons* zurück.

Läßt sich aber vom Standpunkte des unparteiischen Historikers die kurze Regierung Pauls für Rußland unheilvoll ansehen? Gewiß nicht; denn bei allen Sonderbarkeiten und Härten seines Charakters war Paul ebenso sehr eine historische Nothwendigkeit für den russischen Staat, wie der Winter für unsere Erde. Ebenso wie in den Naturgesetzen zwischen Herbst und Frühling der Winter eintritt, so war zwischen den Regierungen Katharinas und ihres Enkels das straffe Regiment ihres Sohnes eine Uebergangszeit aus Verweichlichung und weiblichem Sein zu militärischer, mannhafter Zucht. Durch sein strammes, herrisches Wesen, durch Prügel und Stöße, durch die soldatische Fuchtel erweckte und ernüchterte Paul seine Umgebung, seine Diener, ja sein Volk; und die Kriegsthaten eines Suworoff waren dazu angethan, Streiter für die großen napoleonischen Kriege auszubilden.

Die Nachwelt hat Paul I. weniger für das zu danken, was er aufbaute, als für das, was er niederriß. In allen Branchen des staatlichen Lebens wurden radikale Reformen durchgeführt, deren Zweck das Glück der Unterthanen war. Leider legte aber Paul die Ausführung seiner wohlgemeinten Pläne in die Hände von Männern, welche diesen an und für sich heilsamen Maßregeln den Charakter ungerechter Willkür und tyrannischer Laune verliehen, andererseits aber in das Herz des Zaren Mißtrauen und Verachtung gegen sein Volk säeten. Robeko hat in seinem schon angeführten Werk zuerst nachgewiesen, daß zu einer richtigen Beurtheilung Kaiser Pauls ein psychologischer Standpunkt allein maßgebend sein kann. Die Umwandlung eines gütigen, nachgiebigen, ritterlichen Charakters in eine schroffe, erbitterte und eigensinnige Gemüthsart, welche bis zum wahnsinnigen

Zähzorn gesteigert werden konnte — ist in der Erziehung Pauls, in der harten Behandlung, welche ihm seine Mutter zutheil werden ließ, in der freudlosen Lage, welche ihm in der Familie und im Staat angewiesen wurde, zu suchen.

Bis zum Alter von sieben Jahren (1754—1761) erwuchs der kleine Prinz inmitten von Wärterinnen, Ammen, Märchenerzählerinnen, frömmelnden Heuchlerinnen und anderem Geschmeiß, in den Gemächern der Kaiserin Elisabeth auf. Diese selbst, wie die Erzieherinnen ihres Großneffen, verwöhnten und verzärtelten das Kind und entwickelten eine nervöse Reizbarkeit und weibische Empfindsamkeit in diesem, ursprünglich guten und sanften Charakter. Als aber am 28. Juni 1762 seine Mutter die Zügel der Regierung ergriffen hatte, ging Paul aus den zarten Weiberhänden in die fromme Zucht des Grafen N. S. Panin über, welcher Semen Boroschin zum Erzieher des Thronfolgers bestimmte. Aus den Memoiren dieses Offiziers ersehen wir, daß derselbe seinen Zögling ebenso wenig zu einem Manne zu machen wußte, als die alten Weiber in den Appartements der hochseligen Kaiserin. Wenn das achtzehnjährige Hoffräulein Vera Tscheglowa mit dem kaiserlichen Knaben kokettirte, so plauderte Boroschin mit seinem Zögling von „dessen Flamme“, half ihm Liebesbriefchen und zärtliche Gedichte verfassen und bemerkt dazu in seinem Tagebuch am 21. Oktober 1765 „so stark ist die Natur im Menschen, vermuthlich hat doch niemand ihn das gelehrt.“

So verstrichen Jahre, welche Paul in unzertrennlicher Gemeinschaft mit seinem Mentor, dem Grafen N. S. Panin verlebte, der selbst keineswegs das Zeug zu einem Pädagogen hatte und in Tafelgesprächen, wie in der Auswahl von Theaterbesuchen auf die Moralität seines Zöglings nur sehr wenig bedacht war. Auch die politischen Ereignisse der letzten Jahre, der Sturz seines Vaters und der gewaltjame Regierungsantritt seiner Mutter erschienen Paul in ihrer wahren tragischen Bedeutung und er verstand nur zu bald, warum die Günstlinge und Gehilfen seiner Mutter ihn herablassend und schmeichlerisch behandelten, wie ein Kind, und ihm gegenüber nicht die Achtung zur Schau trugen, welche dem Jüngling als Thronfolger gebührte. Nur die Gebrüder Panin und ihre kleine Partei: die Fürsten Galizin, der Admiral Mordwinoff, General Passet und der Kammerjunker Wassiltschikoff schienen ihm sein Erbrecht zu verfechten und sahen in ihm den mündigen Thronerben der Kaiserin. Paul kannte genau die Bedingungen, welche seine Mutter mit den Brüdern Panin eingegangen war: ihm die Krone nach Ablauf der Regentschaft zu übergeben. Aber diese Abmachungen wurden ebenso annullirt, wie einst die Kaiserin Anna Iwanowna ihre Versprechungen den Brüdern Dolgoruki nicht gehalten hatte.

Es konnte nicht mehr die Rede davon sein, daß er den Kaiserthron bei Lebzeiten seiner Mutter bestieg und durch den Vertrag vom 21. Mai 1733 verlor er sogar die Anwartschaft auf sein väterliches Erbtheil, die Herzogthümer Schleswig und Holstein wurden Dänemark abgetreten; die dafür eingetauschten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst mußte aber der Großfürst Paul dem Vertreter der jüngeren Linie des Holsteinischen Hauses, dem Condjutor von Lübeck Friedrich

August überlassen. Diese Kombination steigerte natürlich noch mehr die fast feindselig zu nennenden Beziehungen zwischen Mutter und Sohn und der englische Gesandte Hunning bemerkt mit Recht: „wenn der Großfürst von energischen unternehmungslustigen Männern umgeben wäre, so könnten bedeutsame Ereignisse eintreten.“ Um den Intriquen derartiger Personen entgegenzutreten, beschloß Katharina ihrem Sohne statt der Herzogs- oder Kaiserkrone die Flitterkrone aufzusetzen, mit welcher die griechisch-orthodoxe Kirche junge Ehemänner zu schmücken pflegt.

Am 29. September 1773 vermählte sich Paul mit Natalia Alexejewna, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und am letzten Tage der Hochzeitsfeierlichkeiten, am 14. Oktober, traf in Petersburg die Nachricht von dem Ausbruch des schrecklichen Kosakenaufstandes ein, an dessen Spitze Pugatschew unter dem Namen Peter III. stand. Dieser, ein Werkzeug von Katharinas persönlichen Feinden und ausländischen Diplomaten, rief im Südosten des weiten Reichs die Erinnerung an die wohlthätigen Reformen des schnell beseitigten Kaisers wach, erneuerte den Altgläubigen (Raskolniki) die Religionsfreiheit, den Bauern die einst bestandenen Erleichterungen der Leibeigenschaft und sprach vom Thronfolger mit achtungsvoller Liebe oder mitleidigem Bedauern. Die Beziehungen des großen Empörers auf Paul und die Erscheinung der „holsteinischen Fahne“ im Kosakenlager erregte ernste Befürchtungen bei der Kaiserin und Mißtrauen gegen die wenigen Freunde des Großfürsten, besonders gegen die Gebrüder Panin. Nicht zum ersten Male geschah es, daß der Name Pauls von Aufrührern gemißbraucht wurde und schon während der durch die Pest in Moskau verursachten Unruhen hatte die Kaiserin den Grafen Peter Panin im geheimen beobachten lassen und selbst als er später zur Vernichtung des Kosakenaufstandes beitrug, schenkte ihm Katharina dennoch nicht mehr das frühere Zutrauen. Unterdessen hörte Pugatschew nicht auf, bei Bechgelagen und bei öffentlichen Gelegenheiten zu versichern, daß er selbst nicht regieren wollte, sondern nur die Interessen von Paul Petrowitsch vertrete. Im sogenannten „Palaste“ des Usurpators hing das Porträt des Cäsarewitsch, und wenn der erste Toast der Gesundheit des Zaren „Peter Feodorowitsch“ zu gelten pflegte, so galt der zweite stets dem Thronfolger, vor dessen Bild Pugatschew häufig Besorgnisse für das Leben Pauls aussprach. Dagegen verbot er auf das Wohl der Kaiserin zu trinken und die vor den erbarmungslosen Kosaken zitternden Geistlichen mußten in den Kirchen um langes, glückliches Leben für den Zaren Peter, den Thronfolger und dessen Gemalin beten. Auch Gesandte erschienen im Lager der Aufständischen und überbrachten fälschlich Aufträge vom Großfürsten an seinen sogenannten Vater. Selbstverständlich war Paul bei allen diesen Mißbräuchen seines Namens ebensowenig betheilig, wie bei allen übrigen Vorgängen der innern und äußern Politik Rußlands — er lebte in stillem Glück ganz seiner Jugendehe. Trotz eines argen körperlichen Gebrechens (einer Rückgratverkrümmung, welche später ihren Tod zur Folge haben sollte und bis zu ihrer Verheiratung verborgen worden war), war Natalia Alexejewna ein liebliches Geschöpf, das sich schon in den ersten Monaten ihrer Ehe die volle Neigung ihres Gatten

ermorben hatte. Die Berichte über ihren Charakter widersprechen sich leider: nach einigen soll sie eine schlaue Intrigantin gewesen sein, welche ihren vertrauensvollen Gemal beständig zu täuschen verstand; andere hingegen schildern sie als ein sanftes, liebendes Weib, welches stets bestrebt war, den Großfürsten glücklich zu machen. Die letztern Berichte dürften allein der Wahrheit nahe kommen. Die Großfürstin liebte ihren Gemal, begriff, wie freudlos seine Lage und seine Beziehungen zum Hofe der kaiserlichen Mutter sich gestaltet hatten und war bemüht, seinen Geist und Charakter zu bilden. Er und seine jugendlichen Freunde trieben unter ihrem Einflusse eifrig Lektüre; die französischen und deutschen Klassiker und bedeutende Werke auf dem Gebiete der Geschichte wurden gelesen und sie lieferten den Stoff zu handschriftlichen Auszügen, welche noch jetzt in der Palastbibliothek zu Paolovsk aufbewahrt werden. Das junge Paar verbrachte die Vormittagsstunden gewöhnlich allein bei seinen Büchern, während der Abend anregender Unterhaltung gewidmet blieb und der kleine Hof zu Gatichina sich um sie versammelte; herzliche Anhänglichkeit und Zuneigung herrschte in diesem wenig zahlreichen Kreise, welchen Feinde und Neider bemüht waren, der Kaiserin als einen Geheimbund jugendlicher Verschwörer darzustellen.

Gewiß hatte die Cesarewna nur den unschuldigen Zweck im Auge, ihrem Gemal auf diese Weise eine Gruppe tüchtiger, wohlthätiger Mitarbeiter für die vielleicht noch ferne Zeit seiner eigenen Regierung heranzubilden.

Jedoch nur kurze, wenige Jahre gleichmäßigen Glückes waren dem großfürstlichen Paare beschieden: am 15. April 1776 — nach zwei- und einhalbjähriger Ehe — starb Natalia Alexejewna im Wochenbette; der Thronfolger aber blieb einsam, verlassen zurück, ein Opfer der Verzweiflung. Man begann für seine Gesundheit, sein Leben zu fürchten und bis zu ihm drangen fürchterliche, unsinnige Gerüchte, welche, im Auslande erdacht, davon fabelten, seine zärtlich geliebte Gattin sei auf Befehl ihrer kaiserlichen Schwiegermutter vergiftet worden. Die Höflinge Katharinas griffen jetzt zu einem abscheulichen Mittel, um Paul in seinem Schmerz zu trösten. Zu ihren Lebzeiten konnte die Verleumdung Natalia Alexejewna nie etwas nachsagen, nach ihrem Tode war sie jedoch wehrlos — und so behauptete man denn, sie sei ihrem sie zärtlich liebenden Gemal untreu gewesen und habe mit dem Grafen (später Fürsten) Andrei Kirwslowitsch Rasumovski ein sträfliches Verhältniß gehabt. Dem Großfürsten wurden sogar gefälschte Briefe vorgelegt, in welchen die Handschrift seiner verewigten Gemalin gewandt nachgeahmt worden war, und so begann er, dieser elenden Verleumdung Glauben zu schenken. Statt Liebe und Zärtlichkeit stahlen sich Gefühle des Mißtrauens, der Erbitterung — ja der Abneigung in sein Herz und vergifteten ihm den Glauben und die Erinnerung an seine erste, reine Liebe.

Um den Großfürsten allen diesen traurigen, düsteren Gedanken zu entreißen, schritt man schnell zu seiner zweiten Verheiratung. Fünf Monate nach dem Tode seiner Gemalin, am 26. September 1776, wurde Pauls zweite Hochzeit gefeiert; die neue Großfürstin hieß Maria Feodorowna. (Dorothea Auguste von Württemberg.) Auch

dieses Mal fand der Thronfolger ein ruhig gleichmäßiges Familienglück im Innern seiner Familie; außerhalb derselben wurde er jedoch mehr und mehr ein geduldiger, stiller Leidensträger. Sein Leben glich keineswegs dem eines kaiserlichen Thronerben; im kleinen Städtchen Gatschina und den elenden finnischen Dörfern der Nachbarschaft (dem späteren Pawlowst) diente ein kleines Soldatenhäuflein zu seinem einzigen Zeitvertreib, welches er uniformiren und mit welchem er beliebig exerziren durfte. Dabei standen nur äußerst geringe Geldsummen zu seiner Verfügung, während der kaiserliche Günstling Potemkin, in der Pracht eines orientalischen Satrapen lebend, mit Millionen um sich warf. Dieser, wie die rasch wechselnden Favoriten sahen dabei voller Hochmuth auf den Großfürsten herab, ja sie behandelten ihn zuweilen mit unverschämter Grobheit. So mußte denn Paul im blühendsten Mannesalter die bittere Schale der Vernachlässigung, Kränkung und Beleidigung bis auf die Gese leerem. Sogar die elendesten Geldsorgen blieben ihm nicht erspart, als er das Palais zu Pawlowst baute und die kaiserliche Mutter ihn dazu zwang, selbst bei Privatpersonen kleine Anleihen zu machen. Zwanzig Jahre eines so elenden, erbitternden Daseins mußten Pauls Charakter und Nervensystem zu dem äußersten Grade krankhafter Reizbarkeit treiben, welche allmählich chronisch und unheilbar wurde. Sein glühender Wunsch, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen, wurde ihm endlich erfüllt; die Kaiserin gestattete ihm an dem Feldzuge gegen Schweden theilzunehmen, befahl aber gleichzeitig dem Feldmarschall Grafen Muffin-Buschkin, den Thronfolger von jeglicher Betheiligung an einer Schlacht fern zu halten, und denselben niemals dem feindlichen Feuer auszusetzen — so kehrte denn Paul unzufrieden und thatenlos aus diesem Feldzuge zurück.

In den Briefen des Grafen F. W. Kostoptschin, in den Memoiren von Derjchawin und in unzähligen Mittheilungen anderer Zeitgenossen finden wir eine ganze Reihe von Anekdoten, welche die erniedrigende Behandlung schildern, die Paul am kaiserlichen Hofe erleiden mußte. Er nahm daher an den Gesprächen gar keinen Antheil; einst fragte ihn jedoch Katharina, welche der soeben ausgesprochenen Meinungen über eine bestimmte Frage er theile. „Ich bin mit der Meinung des Grafen Subow einverstanden“, erwiderte höflich der Großfürst. „Habe ich denn irgend eine Dummheit behauptet?“ bemerkte dazu der Favorit der Kaiserin mit frechem Lachen.

Auch in das Geschick seiner eigenen Kinder, welche Katharina übrigens wirklich zu lieben schien, durfte der Thronfolger nicht eingreifen. Wurde doch sein Söhnchen Konstantin dazu angehalten, die brüskten Manieren, die heijere Sprechweise seines Vaters nachzuahmen, und als der König Gustav IV. von Schweden später um die Hand seiner Tochter anhielt, mußte Paul es mit ansehen, wie das Nichtzustandekommen dieser Verlobung Veranlassung zu einem unerhörten Skandal bei Hofe gab.

Bis zum Tode der Kaiserin dauerte diese endlose Kette von Zurücksetzungen; nach ihrem Tode wurden unter den rasch versiegelten Papieren ein Testament vorgefunden, durch welches Pauls ältester Sohn Alexander zum direkten Thronerben Katharinas eingesetzt war. Dieses Dokument wurde jedoch vernichtet und am 6. November 1796

bestieg Paul I. den russischen Kaiserthron. Jetzt war die Reihe an den Günstlingen Katharinas zu verschwinden, sich zu demüthigen, zu zittern und den gerechten Zorn des neuen Herrschers über sich ergehen zu lassen. Aber gerade ihnen gegenüber bewies Paul seine ritterliche Großmuth: Alexei Orloff, der Urheber des Sturzes, wie des Todes Peter III. wurden nur gezwungen, der gemeinsamen Bestattung dieses Kaisers und Katharinas beizuwohnen. Platon Subow, der letzte Günstling der männerlustigen Semiramis des Nordens, mußte zwar seine Wohnung im Winterpalais verlassen, erhielt aber von der Gnade des großherzigen Monarchen an seinem Geburtstage ein prächtiges Haus in der Morstkaja zum Geschenk; dieser kleine Palaß war vollständig eingerichtet, mit goldenem und silbernem Tischgeräthe ausgestattet und im Hofe standen Pferde und Equipagen — nur das kaiserliche Wappen durfte nirgend mehr angebracht werden. Ein Augenzeuge — Kutlubizki — erzählt weiter, daß Kaiser Paul mit seiner Gemalin sich nachmittags zum Fürsten Subow in dessen neues Haus begaben und ihm zu seinem Geburtstage gratulirten. Dieser empfing die kaiserlichen Herrschaften auf der Treppe und warf sich Paul zu Füßen, der Monarch jedoch hob ihn auf und sagte ihm wiederholt ein russisches Sprichwort anführend: „Wer sich geschehener Dinge erinnert, der soll ein Auge verlieren!“ Der Kaiser blieb während des ganzen Besuchs Subow gegenüber gütig und Ihre Majestät hatte sogar die Gnade selbst den Thee einzuschicken, wozu Paul bemerkte: „Thue es, er hat ja doch keine Wirthin.“

Während der ersten Monate seiner Regierung schenkte Paul vielen unschuldig Gefangenen die Freiheit wieder. So war er einst als Thronfolger einem Haufen Arrestanten begegnet, deren einer, Matwejew, ihm zugerufen hatte: „Herr, gedenke meiner, wenn Du zu Deinem Reiche kommst.“ Paul befahl seinem Adjutanten Kutlubizki dem Gefangenen ein Almosen zu reichen, den Namen des Sprechers aber auf einem Blättchen Papier zu verzeichnen, welches beständig in seine Tasche gelegt werden sollte. Dies geschah und bei seiner Thronbesteigung befahl Paul dem unschuldig gefangenen Matwejew die Freiheit wiederzugeben.

Kosciuzko, welcher im untersten Stockwerk des Marmorpalais internirt war, erhielt gleichfalls den Besuch des Kaisers. Dieser fand in den Zügen des „alten Feldherrn“ einige Aehnlichkeit mit seinem eigenen Gesicht und reichte dem Gefangenen die Hand mit den Worten: „General, Sie sind frei! — doch geziemt es einem so tapferen Krieger, wie Ihnen, nicht ohne Degen zu bleiben, hier, nehmen Sie den meinigen!“

Dieser Großmuth rührte den berühmten polnischen Patrioten bis zu Thränen und er rief Gott zu Zeugen dessen an, daß er diesen Degen nie gegen Rußland ziehen würde. Kosciuzko hielt sein Wort und als Napoleon 1812 die Polen gegen Rußland zum Aufstande reizte, hätte er viel darum gegeben, ihn an der Spitze der polnischen Legionen zu sehen — aber Kosciuzko nahm nie wieder an den aufständischen Bewegungen seines Vaterlandes Theil.

Zu seiner Krönung (am 5. April 1797) hatte Kaiser Paul dem Dirigenten der Hofkapelle Bortnjanski (auch als Komponist russischer

Kirchenmusik bekannt) den Befehl gegeben, den 95. Psalm zu komponiren und einzustudiren. In seinem Reiseschlitten bei dem fürchterlichsten Wetter und Wege erfüllte Bortnjänski diese Aufgabe auf einem kleinen „Klavikord“ spielend und schreibend. Die Komposition gelang ihm trotzdem so gut, daß der Kaiser bei seinem Eintritt in die Krönungskirche stehen blieb, das Konzert zu Ende anhörte und entzückt ausrief: „Noch einmal!“ Das ganze Ceremonial der Krönungsfeierlichkeiten gerieth in Gefahr umgestürzt zu werden — aber der Psalm wurde dennoch wiederholt. Am nächsten Tage erhielt Bortnjänski eine reiche Belohnung, einen Titel und Orden, alle Sänger wurden aber, abgesehen vom Alter, in dem sie standen, zu dem Range von Oberoffizieren erhoben. „Majestät“, wagte der Dirigent zu bemerken, „das ist unerhört . . .“

„Ebenso wie das, was sie sangen —“ unterbrach ihn Paul.

„Aber das Gesetz . . .“

„Hier steht Euer Gesetz!“ rief der Monarch sich an die Brust schlagend. So war der erste Ausbruch kaiserlichen Zornes noch von einem Gnadenregen begleitet. Jedenfalls war das Herz Pauls bei seiner Thronbesteigung von aufrichtiger Liebe für sein Volk beseelt, von Mitleid für die Leidenden und Bereitwilligkeit allen wohlzuthun; denn wie Kokebue richtig bemerkt, „der Kaiser wollte das Gute und suchte die Wahrheit, nur fand er nicht die rechten Wege um ersteres zu thun und letztere zu erfahren.“

So ließ er vor dem Winterpalais in Petersburg einen Briefkasten anbringen, in welchen alle Unterthanen ihre Klagen, Bittschriften und Mittheilungen direkt an ihren Monarchen gelangen lassen konnten — was war die Folge? Bald fanden sich Karikaturen, Pasquille, Epigramme ein, welche den Kaiser dazu zwangen, den Kasten abzunehmen; der Zugang zu ihm blieb aber den Bittstellern nicht verwehrt und die Resolutionen erfolgten durch Publikationen in der Senatszeitung. Auf diese Weise erkannte Paul sechzig Jahre vor der Einführung des öffentlichen Verfahrens in Rußland den großen Nutzen an, welche diese Reform dem weiten Reiche bringen sollte.

Viele der kaiserlichen Entscheidungen aus dieser ersten Zeit seiner Regierung trugen den Stempel wahrhafter Gerechtigkeit und edler Großmuth; handelte Paul aber unter dem Einfluß seines leicht reizbaren Zornes, so waren seine Befehle und Resolutionen fast unsinnig zu nennen. Herr Karatygin führt dem russischen Leser eine Reihe von Dokumenten vor, welche, bis jetzt noch nicht veröffentlicht, die erstere Behauptung bekräftigen, welche aber für deutsche Leser wenig fesselndes bieten würden. Von allgemeinem Interesse sind dagegen die Beziehungen zwischen dem eigenartigen, sonderbaren, oft an fixen Ideen leidenden, alten Feldmarschall Suworow und seinem Kaiser, welcher Ursache genug hatte, dem alten Helden zu grollen. Katharina hatte diesem noch seine exzentrische Handlungsweise und nicht qualifizirbaren Scherze hingehen lassen, unter Pauls Regierung betrug sich aber häufig der greise Held so eigenthümlich, daß seine giftigen Scherze und ironischen Anspielungen dazu angethan schienen, die Liebe und Verehrung, welche der russische Soldat für die geheiligte Person des Zaren empfindet, dauernd zu untergraben. Als Paul z. B. eine radi-

fale Reform des Heerwesens durchführte und auch bei der Uniformirung die preußische Armee zum Muster nahm, meinte Suworow: „Puder ist kein Pulver, Haarlocke keine Kanone, Zopf keine Degen-troddel und ich bin kein Deutscher — sondern ein echter Russe!“ Dieser (in russischer Sprache einen Reim bildende) Scherz wurde bald zu einem Soldatensprichwort und entsprach keineswegs dem strengen Formelwesen des neuen Monarchen, dessen Zorn jedoch besonders die melodramatische Weise reizte, in welche der alte General sich von der Armee verabschiedete, bevor er sich auf sein Gut Kouttschanskoje (im Gouvernement Nowgorod) zurückzog. Hier fuhr er fort, die ihn beobachtenden Beamten bald zu höhnen, bald sie oder den Kaiser direkt mit ironischen Bitten um Erbarmen anzuflehen — dann wieder seine Dienerschaft durchzuprügeln und sich wie unsinnig zu geberden.

Als am 14. Februar 1798 der Kaiser einen Flügeladjutanten an den Feldmarschall sandte, um mit demselben die mit England, Oesterreich und den italienischen Staaten gegen Frankreich abzuschließende Koalition zu berathen, stellte dieser die Langmuth seines Monarchen hart auf die Probe. Als ihm ein Feldjäger ein kaiserliches Packet mit der Aufschrift überreichte: „Dem General-Feldmarschall Graf Suworow-Nimikski“, sagte der greise Held: „Das ist nicht an mich, ein Feldherr befindet sich bei der Armee; ich lebe im Dorfe!“ Der erstaunte Feldjäger konnte den originellen Sonderling durchaus nicht zur Annahme des Reskriptes bewegen und mußte unverrichteter Sache nach Petersburg zurückkehren. Suworow aber bat den Kaiser um die Erlaubniß, sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Dieses eigenthümliche Schriftstück blieb unbeantwortet; schließlich aber trug die politische Lage Europas dazu bei, den Feldmarschall aus seiner Einsamkeit zu neuen Vorbeeren zurückzuführen. Als der Kaiser von Oesterreich den russischen Monarchen dringend gebeten hatte, Suworow den Oberbefehl über die Armeen der Verbündeten zu übertragen, schrieb Paul eigenhändig: „Jetzt ist keine Zeit darüber nachzusinnen, wer von uns die Schuld trägt. Möge Gott dem Schuldigen verzeihen! Der römische Kaiser bittet Sie, den Oberbefehl über seine Truppen zu übernehmen und vertraut Ihnen das Geschick Oesterreichs und Italiens an. „Wir gebührt es einzuwilligen, Ihnen — zu retten. Eilen Sie hierher und berauben Sie Ihren Ruhm nicht um verlorene Zeit, mich aber nicht um das Vergnügen Sie wiederzusehen.“

Am 18. Februar 1799 erschien Suworow in Petersburg, fiel dem Kaiser zu Füßen und rief: „Gott errette den Kaiser!“ — „Du bist's, der die Kaiser errettet“, erwiderte Paul und hing ihm das Maltheiserkreuz, den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem um. Aber schon nach wenigen Tagen auf einer großen Parade, inmitten zahlreicher Truppen und einer glänzenden Suite, spielte der alte Sonderling seinem Monarchen einen seiner unbegreiflichen Streiche; er blieb beharrlich auf den Knien liegen, verbeugte sich bis zur Erde und murmelte unverständliche deutsche Phrasen, als einzige Antwort auf die vielfachen, liebevollen Aufforderungen, sich doch zu erheben. Was dieser sonderbare Schabernack für einen tiefern Sinn hatte — ist schwer zu entscheiden — vielleicht gar keinen! Dennoch sind alle Reskripte Kaiser Pauls, mit denen er die Heldenthaten Suworows in

Italien und der Schweiz begleitete, erfüllt von einem Geist wahrhaft kaiserlicher Großmuth, Herzensgüte und fast väterlicher Zärtlichkeit. So befahl der Kaiser am 24. August 1799 der Garde und allen russischen Truppen, dem Fürsten Italijski, Grafen Suworow Nikitski dieselben Ehrenbezeugungen zu ertheilen, wie dem Zaren selbst und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, was angenehmer ist: für Sie — zu siegen, oder für mich: diese Siege zu belohnen? Wir erfüllen beide unsere Pflicht: Ich als Souverän, Sie als erster Heerführer Europas.“ Bei der Ernennung Suworows zum Generalissimus am 29. Oktober 1799, nach seinem Zuge über die Alpen, schrieb ihm Paul: „Nachdem Sie überall im Verlaufe Ihres ganzen Lebens die Feinde Ihres Vaterlandes besiegt hatten, fehlte Ihnen nur eine Art des Ruhmes: die Natur selbst zu besiegen, auch dieses ist Ihnen jetzt gelungen.“ Dennoch konnte Suworow selbst auf dem Todtenbette nicht umhin, den Abgesandten Pauls zu verspotten, so daß der wiederum erzürnte Kaiser die Leiche seines Feldherrn nicht zu Grabe geleitete und sich mit dem Nachruf begnügte: „*Sie transit gloria mundi!*“

Das letzte Lebensjahr des unglücklichen Monarchen war für ihn selbst, wie für seine ganze Umgebung ein schweres, ja unerträgliches: Die Zerrüttung seines Nervensystems, eine düstere Gemüthsstimmung, Mißtrauen und Reizbarkeit erreichten die äußerste Grenze. Mit jedem Tage wurden die Lichtblicke angeborener Heiterkeit und Herzensgüte seltener. Selbst seine Beziehungen zur Kaiserin Maria Feodorowna wurden kühler und mißtrauischer; nur seinen jüngsten Kindern blieb er ein zärtlicher Vater. Seine ältesten Söhne, die Höflinge und höchsten Würdenträger im Kriegs- und Civildienste zitterten beständig vor den Wuthausbrüchen des unberechenbaren Monarchen. Finster und freudlos sind die Berichte über dieses schreckliche Jahr, aus welchem keine tröstenden, glücklichen Bilder uns überkommen sind.

In den Aufzeichnungen eines kurländischen Edelmannes, welche der verdienstvolle baltische Historiker Dr. F. Bienemann unter dem Titel: „Aus den Tagen Kaiser Pauls“ herausgegeben hat, finden wir detailirte Schilderungen der Parteien und Intriguen am Hofe des Zaren. Alle Personen, welche ihn in den ersten Jahren seiner Regierung umgeben hatten, waren einer nach dem andern verbannt worden. Die Stelle, die seine vertraute Freundin, Fräulein Melidow, neben der Kaiserin in seinem Herzen und in seinem unbegrenzten Vertrauen eingenommen hatte, war durch die jugendliche Tochter des Fürsten Lapuchin in einer Weise besetzt worden, welche alle begütigenden mildernenden Einflüsse fern hielt. Kutaischow war vom Leibbarbier und Kammerdiener zum Großstallmeister, Grafen und Obergarderobenmeister des Reichs befördert und mit einem der höchsten Orden Rußlands — dem Andreasstern — dekorirt worden. Graf Pahlen, der allmächtige Chef des Polizeiwesens und des Postdepartements, General-Gouverneur von Petersburg, Liv-, Est- und Kurland, benutzte seinen Einfluß dazu, den Herrscher nur noch mißtrauischer gegen seine übrige Umgebung zu machen und düstere Ahnungen quälten den Kaiser. In ihren „Memoiren“ spricht die Baronin Oberkirch nach mündlichen Erzählungen Pauls von „übernatürlichen Erscheinungen“, welche er wiederholt gehabt haben will. Bald war es der Geist Peters des

Großen, bald ein Traum in der Nacht vor seiner Thronbesteigung, wo eine geheimnißvolle Kraft ihn hoch in die Luft erhoben hatte, die sein Gemüth erregten. Als Paul das Michaelspalais mit gewohntem hastigem Eifer erbaute, um hinter den Wällen und Festungsgräben desselben Sicherheit und Ruhe zu suchen, soll ein geheimnißvoller Greis ihm gerathen haben, dieser Burg den oben erwähnten Namen zu geben und die Zahl der Buchstaben des Bibelspruches, welcher auf dem Giebel des Schlosses prangte, entsprach den Lebensjahren Pauls. Ein vagabondirender Mönch, namens Abel, der in Schlüsselburg gefangen gehalten wurde, hatte dem Kaiser grausige, todverkündende Dinge vorhergesagt, welche die Maitresse des Zaren Lapuchina bis zu Thränen und Krämpfen aufgereggt hatten.

Im Jahre 1801 bezog Paul das halbfertige Michaelspalais, über dessen prächtige Tapeten noch Wassertropfen rannen, dessen feuchte Atmosphäre die Kaiserin und die Großfürstin erkranken ließ, und wo Paul selbst ausgerufen hatte: „Mir ist's, als wenn ich hier erstickte, als wenn ich sterben müßte!“ Zu der Antwort des Oberstallmeisters Muchanov: „Dies ist wohl nur eine Folge des Thauwetters“, hatte Se. Majestät nachdenklich den Kopf geschüttelt und düster vor sich hingesehen. In der Nacht darauf träumte ihm, daß er unter dem goldgestickten Leichentuche läge, mit welchem die griechische Kirche ihre Todten zu bedecken pflegte und am nächsten Morgen erzählte er, schreck erfüllt seiner Gemalin von diesem Traum (siehe „Memoiren“ Sablukoff's im russischen Archiv 1869). Dann befahl er die Großfürsten Alexander und Konstantin in der Schloßkirche zu vereidigen und ihnen mitzutheilen — daß sie Hausarrest hätten. Als Graf Pahlen zum Rapport erschien, redete ihn der Kaiser barsch an; vermuthlich durch den Generalprokureur Oboljaninow, von der Verschwörung in Kenntniß gesetzt. In diese hatte Pahlen außer dem Fürsten Subow, dem letzten Günstling Katharinas II. und dessen beiden Brüdern, noch folgende Personen hineingezogen: den Fürsten Tasczivil, von dem man behauptete, daß ihn der Kaiser im Zorn geschlagen habe; General Benningfen, Uwarow u. Auch dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß sowohl der Günstling Graf Kutaisow, wie der Thronfolger Alexander davon Kunde hatten, daß der Kaiser zur Abdankung gezwungen werden sollte. In dem schon erwähnten Buch des Dr. Bienemann finden wir das Gespräch des Grafen Pahlen mit Paul wiedergegeben und den Fortgang der Palastrevolution erzählt, zum großen Theil nach Berichten aus dem eigenen Munde Pahlens, den der Kaiser in gereiztem Ton gefragt hatte: „Wissen Sie nichts neues?“ und auf eine verneinende Antwort hinzufügte, „gut, dann belehre ich Sie, daß sich etwas zusammenspinnt.“ Pahlen hatte den Zaren beruhigt und sich darauf den Befehl erbeten, jeden ohne Unterschied zu verhaften, selbst wenn es „der Großfürst oder die Kaiserin wäre“. „Wenn Paul aber die Hand auf mein Herz gelegt hätte, würde er alles entdeckt haben“, erzählte der Graf später; aber meine Stirn blieb heiter und dies rettete mich.“ Ferner hatte Paul am 11. März (in den Aufzeichnungen eines kurischen Edelmannes ist jedoch fälschlich vom 12. die Rede) mit Rozebue ein längeres Gespräch geführt und ihn gefragt, ob er bald mit seiner Beschreibung des Michaelspalais fertig werden

würde*), war darauf in einem der adeligen Mädcheninstitute gewesen und hatte der Kaiserin, welche Protektorin derselben war, eine Handarbeit der Schülerinnen mitgebracht, als er in bester Laune nach Hause zurückkehrte. Schließlich hatte sich Paul in die Gemächer seiner jüngsten Kinder begeben, mit ihnen gescherzt und gespielt, sie zum Abschied geküßt und mit den Zeichen des Kreuzes gesegnet. Dann hatte er mit dem wachthabenden Offizier gesprochen und ihn, wie seine Regimentskameraden, „Jakobiner“ genannt: während sein Hündchen „Spitz“ auf den Hinterpfoten saß, Uwarow „Grimassen schnitt“ und lächelte, hatte der Kaiser zwei Kammerlaken in Husarenuniform vor seiner Thür aufgestellt.

Um halb elf Uhr erschien derselbe Uwarow mit einem Gardebataillon im Schloßhofe, wo zwei andere Bataillone, Bahlen und die übrigen Verschworenen warteten. Neun derselben drangen durch das Labyrinth der Korridore unter Führung Uwarows in das Schlafzimmer Pauls, während der vorsichtige Bahlen im Schloßhofe blieb. Der Kaiser, im bloßen Hemde, verbarg sich hinter einem Schirm, rief aber, bald entdeckt, dem Fürsten Subow wüthend zu: „Habe ich Dich zu meinem Mörder aus der Verbannung berufen?“ General Benningfen forderte die Unterzeichnung der Thronentsagung, welche der Kaiser rasend vor Zorn verweigerte. Da schrieb Fürst Jaszewil: „Du hast mich tyrannisch behandelt, Du sollst sterben!“ Bei diesen Worten hieben die andern ein, verwundeten den Kaiser am Arm, dann am Kopf, ergriffen seine Schärpe, die beim Bett war, und trotz kraftvollem Widerstande wurde Paul mit derselben erdroßelt.

Bahlen fragte seine Adjutanten: „Ist er schon kalt?“ dann begab er sich zu Frau von Lieven, Erzieherin der kaiserlichen Kinder, und ließ der Kaiserin Maria Feodorowna melden, ihr Gemal sei an einem Schlaganfall gestorben. Hierauf weckte er den Großfürsten Alexander und huldigte ihm knieend als seinem neuen Herrscher.

Diese Erzählung des kurländischen Edelmannes widerspricht nur in wenigen Punkten der Schilderung, welche Benningfen in seinen „Memoiren“ von dem tödtlichen Ausgange der Palastrevolution macht. Auch ist es richtig, daß die Fiktion, Paul habe durch einen Schlaganfall geendet, späterhin aufrecht erhalten wurde. Der ins Gesicht gedrückte Hut, das große Tuch um den Hals der kaiserlichen Leiche sollten die Spuren der Gewalthaten verbergen und bis jetzt darf in russischen Geschichtswerken nicht anders berichtet werden, als daß Paul I. sowohl, wie sein Vater Peter III. natürlichen Todes gestorben seien.

Kein russischer Dichter jener Zeit ehrte durch eine Ode das Andenken dieses unglücklichen Monarchen und nur folgende französische Verse eines unbekanntem Autors verbreiteten sich rasch durch Petersburg. In wenigen Worten geben dieselben eine wahrheitsgemäße Charakteristik Pauls:

On le connut trop peu, qui ne connut personne,
Actif, toujours pressé, bouillant, impéieux,
Aimable, séduisant, même sous la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats et mourut malheureux!

*) Siehe Kogebue: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens.“



Ein Gesicht.

Erlebniß aus dem letzten deutsch-französischen Kriege von
S. Oswald.

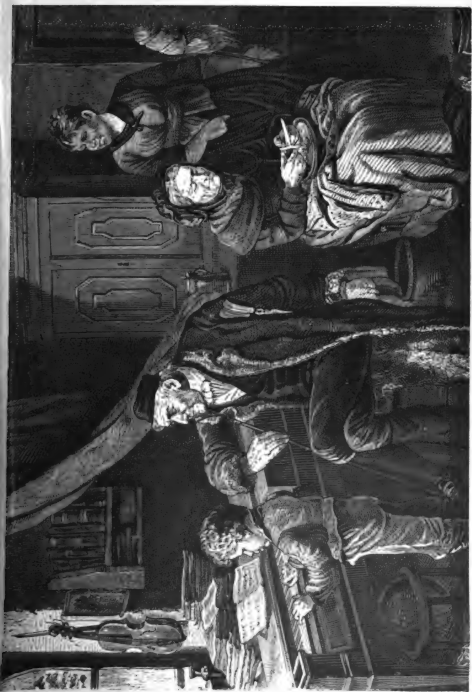
Wir saßen in dem geräumigen Wirthshause des Dorfes S. in der Nähe von Metz bei festlicher Tafel. Unsere Gesellschaft war aus Militär und Civil gemischt, aber das letztere war stark in der Minderzahl, einer gegen zwölf, konnte indessen wohl nicht würdiger vertreten sein, als durch jenen stattlichen, ältlichen Herrn in tadellosem Gesellschaftsanzuge, welcher dort mit verquügtem Gesicht zwischen zwei jungen Lieutenants saß, und der kein anderer war, als der reichbegüterte, hochangesehene Maire des Ortes, der sich der schwierigen Aufgabe, das Gemeindefischlein durch die Brandungen der Kriegsnoth sicher hindurchzubefördern, mit Umsicht und Aufopferung unterzog, und der überdem als erprobter Arzt in weiter Runde sich des besten Rufes erfreute. Uns selbst war er nicht nur in seiner amtlichen Eigenschaft näher getreten, sondern auch als vorzüglicher Quartiergeber schätzbar geworden. Von der von ihm zu vertheilenden Einquartierungslast übernahm er stets bereitwillig selbst den Haupttheil und bewies durch seine überaus entgegenkommende Fürsorge für das Behagen seiner Gäste, daß, was anderen eine Last war, ihm zur Lust wurde. Etwa die Hälfte der damals an der Festtafel vereinigten Offiziere hatten in seinem geräumigen Hause gastliche Aufnahme gefunden. Auch ich gehörte zu diesen Glücklichen. Dazu wurde der Maire nicht müde, auch andere Offiziere in liebenswürdiger Weise in sein Haus einzuführen, sodaß dieses damals fast jeden Abend der Sammelpunkt für alle im Dorfe oder in dessen Nachbarschaft befindlichen dienstfreien Offiziere bildete. Und der Dienst war eben in jener Zeit kein beschwerlicher, da das Kriegsunwetter sich längst nach Westen abgezogen und uns hier zu dem ruhigeren, wenn gleich nicht minder wichtigen Besatzungsdienst zurückgelassen hatte.

Der Maire war Junggeselle. Er hatte einen großen Theil seines Lebens in Australien zugebracht und war von dort, wo er reiche Güter besaß, erst kurz vor Ausbruch des Krieges nach Frankreich zurückgekehrt. Das Amt des Dorfsobershauptes hatte er erst

während des Krieges übernommen, nachdem der bisherige Inhaber dieses Amtes, unfähig, den gesteigerten Anforderungen, welche der Krieg an ihn stellte, zu genügen, die Büchse ins Korn geworfen und sich aus dem Staube gemacht hatte.

Der Maire nannte sich selbst mit Vorliebe einen Philosophen, aber seine Philosophie erschien uns als ein höchst unklares Gebräu, dessen Mischungselemente sich schlecht mit einander vertrugen. Er verachtete die Menschen, und doch war er im höchsten Maße gesellig; er liebte die Freuden der Tafel und des Weines, und doch verließ er augenblicklich und ohne ein Wort des Bedauerns das leckerste Mahl, wenn der ärmste Mann seine ärztliche Hilfe begehrte. Sittliche und religiöse Ideale bespöttelte er oft in cynischer Weise als thörichte Hirngespinnste, und doch ließ sich in seinem Wirken als Gemeindebeamter und Arzt auch nicht der Schatten eines Egoisten oder gefühllosen Menschen entdecken. In beiden Beziehungen bewährte er die rastloseste, aufopferndste Thätigkeit, und was er in stillem Wohlthun an den Armen und Bedrängten that, das erkannten wir aus den Lob- und Segensprüchen, welche ihm überall im Dorfe nachklangen.

Ganz besonders auffallend erschien uns aber das Verhältniß des Mannes zu seiner lieblichen, blauäugigen Pflege Tochter, welche mit ihrem ruhig-heiteren Wesen und ihrer lachenden Unschuld dem gastlichen Hause einen ganz besonderen Reiz gab, und die uns um so unbefangener begegnete, als sie selbst von deutscher Herkunft war. Mechthild war augenscheinlich die Herrin im Hause; sie konnte darin nach vollem Belieben schalten und walten, und ihre leisesten Wünsche fanden bei dem Pflegevater die zuvorkommendste Gewährung. Um so mehr durfte man sich wundern, daß der Maire seiner schönen Pflege Tochter mit einer ganz unverhüllten Kälte, man möchte sagen, mit Scheu begegnete und jeden herzlichen, vertraulichen Verkehr mit ihr zu meiden schien. Nie hörte ich den sonst so launigen Mann mit dem lebenswürdigen Mädchen scherzen, und von jenem herzerwärmenden Spiel der Zärtlichkeit in Wort und Miene, welches älteren Männern im Umgange mit jüngeren Angehörigen des schönen Geschlechts, mit denen sie durch Bande der Liebe, Achtung oder Dankbarkeit verknüpft sind, so wohl ansteht, war hier auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Und Mechthild? Sie fühlte zuverlässig für ihren Pflegevater die unbegrenzteste Liebe und Verehrung, und diese entsprang gewiß nicht allein der Bewunderung für seine vielen Vorzüge, sondern auch der gegründeten Ueberzeugung, daß sein Herz trotz seiner zur Schau getragenen Kälte für sie selbst allezeit ein Uebermaß zärtlicher Empfindung in Bereitschaft habe. Mit wie lebhaften Farben schilderte sie uns einmal, wie ihr Pflegevater während einer schweren Krankheit, die sie befallen, nie von ihrem Bette gewichen und sich in Sorgen um sie derartig verzehrt habe, daß sie den sonst so kräftigen Mann bei ihrer Genesung ganz abgemagert und heruntergekommen gefunden habe. Wenn sie trotzdem ihrem Pflegevater mehr mit einer achtungsvollen Scheu als mit kindlicher Zärtlichkeit begegnete, so geschah dies offenbar im Widerspruch gegen die Stimme ihres Herzens und nur in Rücksicht auf die Wünsche des sonderbaren Mannes. Oft genug aber waren wir Zeugen, wie ihr warmblütiges Naturell die selbst-



Eine Klavierstunde.

110

110

110

gezogene Schranke durchbrach, indem sie in Wort und Miene eine Sunigkeit gegen den Pflegevater annahm, welche dieser augenscheinlich unbequem fand und durch einen doppelt herben Ton geradezu abwies, was dann das schöne Mädchen jedesmal mit sichtbarer Beschämung und Bekümmerniß empfand.

Wir waren an jenem Festabend in der heitersten Stimmung. Der Wirth hatte das Möglichste gethan, um den in der letzten Zeit etwas verwöhnten Ansprüchen unseres Magens gerecht zu werden, und der nach dem Rezept und unter Kontrolle eines jüngeren Kameraden bereiteten, köstlich duftenden Bowle wurde eifrigst zugesprochen. Zeit und Umstände waren überdem vorzüglich geeignet, eine gehobene Stimmung zu fördern. Waren wir auch schon seit Wochen dem Kriegsschauplatz entrückt, so erbleichte doch der Kummer hierüber in dem Bewußtsein, an den bisherigen Erfolgen der deutschen Waffen ehrenvollen Antheil gehabt zu haben. Das Gefühl sicheren Behagens wurde noch vermehrt durch das draußen herrschende rauhe Novemberwetter. Schwere Regentropfen schossen klatschend gegen die wackeligen Fensterscheiben. Der Sturm rauschte in dem kahlen Gezweig der dicht vor dem Hause stehenden alten Küstern und begleitete seine heftigen Versuche, sich in den Räumen des Hauses Eingang zu verschaffen, mit schwerem Mechzen und Stöhnen, welches jedoch durch die immer höher rollenden Wogen der Unterhaltung zumeist verschlungen wurde.

Das Gespräch verbreitete sich, wie natürlich, auch über die Lage unserer Waffen vor Paris und athmete volles Siegesbewußtsein, welches, offen gestanden, auch einen kleinen Beisatz von Uebermuth annahm. Der Maire hatte längere Zeit mit stillem, spöttischem Lächeln zugehört. Nun aber brach der geistreiche Mann mit dem ganzen Feuer seiner dämonischen Beredsamkeit los, suchte unsere Erwartungen durch den Hinweis auf die Unererschöpflichkeit der Hilfsquellen und der Volkskraft Frankreichs zu entkräften und gab seiner Ueberzeugung von dessen Unbesiegbarkeit entschiedenen Ausdruck.

„Was Sie uns da sagen“, fiel hier der kleine, dicke Hauptmann Oberstein mit seiner gewöhnlichen Trockenheit ein, indem er seinen kurzen Zeigefinger mit einem bewundernden Blick auf dessen wohlgepflegten Nagel drohend gegen den Redner erhob, „haben wir von Ihren Landsleuten wohl schon hundert Mal, freilich mit weniger Wortgepränge gehört. Von Ihrer Seite aber klingt dergleichen doch etwas verwunderlich. Ich will gar nicht davon reden, daß Sie als Essäfer, also als gekapertter Deutscher, in uns nichts als Ihre Befreier erblicken sollten; aber Sie haben doch sonst Ihrer vorurtheilsfreien Denkweise über uns Deutsche ganz im Gegensatz zu den Gelehrlichkeiten Ihrer Landsleute durch Ihr überaus herzliches Entgegenkommen gegen uns entschiedenen praktischen Ausdruck gegeben, und in Ihrer so oft und so pomphaft ausgesprochenes Dogma von der allgemeinen Völkerverbrüderung scheint mir nationale Empfindlichkeit auch nicht hineinzupassen. Nun, wenn Sie denn gleich Ihren Landsleuten, denen ich dies übrigens gar nicht verdenke, verschmupft sind, daß der deutsche Adler seine Schwingen so hoch erhoben und die französische Ruhmessonne in Schatten gestellt hat, so gestatten Sie mir wenig-

stens, Ihre gerühmten philosophischen Prinzipien für durchlöchert zu erklären.“

„Da haben Sie mich denn doch nicht ganz richtig verstanden, mein bester Herr Hauptmann“, fiel der Maire ein. „Mir ist in der That Rassenhaß ein Greuel, und in meinem Umgange mit anderen Menschen ignorire ich vollständig Nationalität, Religionsbekenntniß und andere trennende Schranken; ich frage nur, wie der Mensch sich als Mensch giebt. Und wenn ich mich Ihnen mit aufrichtiger Herzlichkeit anschließe und Ihren Umgang sogar dem vieler meiner Landsleute vorziehe, so geschieht dies, weil ich in Ihnen die liebenswürdigsten Menschen kennen gelernt habe und mein persönliches Wohlbehagen durch den Verkehr mit Ihnen gesteigert finde. Das hindert mich aber gar nicht, — nehmen Sie mir's nicht übel, ich bin sehr offen — Sie als kriegsführende und mein Vaterland verwüstende Macht zum Teufel zu wünschen.“

„In der That höchst liebenswürdig von Ihnen“, meinte Hauptmann Oberstein, „aber nur ein neuer Beweis für den durchlöcherten Zustand Ihrer Prinzipien. Denn dann müßten Sie Ihre Landsleute, die uns den Krieg aufgenöthigt haben, erst recht zum Teufel wünschen.“

„Keineswegs. In diesem Punkte stehe ich ganz auf dem Boden unserer gemeinsamen Mutter Natur. Pflanzen Sie einmal ein Rankengewächs und stecken Sie zwei Stäbe daneben, den einen näher, den anderen ferner. Da werden Sie finden, daß die Pflanze sich zuerst an dem näheren Stabe emporringeln, bei zunehmendem Wachsthum aber auch den ferner stehenden Stab liebend umfangen wird. Nach diesem Naturgesetz bitte ich mich zu beurtheilen. Meine Seele ist frei und groß genug, sich auch nach anderen Nationalitäten hinüber zu ranken, aber dabei bleibe ich doch immer Franzose; meine Landsleute stehen meinem Herzen näher, an sie lehne ich mich vertrauensvoller an.“

„Da sind Sie ja aber doch im Grunde recht vertrauensselig“, fiel ich hier ein, „während Sie sonst oft genug Glauben und Vertrauen für täuschende Phantome erklärt haben.“

„Ich vertrauensselig?“ rief der Maire mit spöttisch verzogenem Munde. „Dann vergessen Sie, daß ich genau unterscheide zwischen Vertrauen zu Personen und zu Sachen. Vertrauen zu einer Sache ist für mich ein rein logischer Prozeß. Ich vertraue auf Frankreich und glaube an seinen endlichen Sieg, weil ich die realen Verhältnisse des Landes genau kenne. Ich urtheile dabei völlig leidenschaftslos und ohne jede Voreingenommenheit. Glauben und Vertrauen zu Personen aber, wenn Sie darunter unbedingte, über jedes Schwanken erhabene, selbstvergeßene Hingabe unseres Denkens und Empfindens an eine andere Person verstehen, solches Glauben und Vertrauen kenne ich nicht und habe mich dabei stets wohl befunden. Mir stehen einmal die Menschen nicht auf solcher Höhe. Und nun nehmen Sie die Unzahl von Fällen getäuschten Vertrauens und gebrochener Eide, und dann sagen Sie, ob derjenige nicht gut thut, der sich gegen solche, oft ein ganzes Lebensglück vergiftende Erfahrungen ein für allemal zu schützen weiß. Ihr großer Landsmann Goethe singt: Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, d'rum ist's so wohl mir in der Welt! Diese

Philosophie habe ich zu der meinigen gemacht. Ich habe der Freundschaft, der Ehe und jedem auf Vertrauen gegründeten Bunde entsagt. Sie halten das für thöricht, aber ich versichere Sie, daß ich mich dabei wohl befinde. Bitterkeit aus getäushtem Vertrauen kann ich nie mehr empfinden, weil ich überhaupt mit dem Vertrauen gebrochen habe."

"Und Sie haben mit dem Vertrauen gebrochen", warf ich ein, "weil — gestehen Sie es nur — Ihnen das Vertrauen gebrochen wurde."

Der Maire sah mich eine Weile erstaunt an, dann sagte er:

"Nun ja, Sie haben es getroffen. Ich habe weder den Freund noch die Geliebte treu befunden. Um so mehr habe ich hoffentlich recht, Glauben und Vertrauen aus meiner Seele zu verbannen."

"Dachte ich mir's doch", fügte ich hinzu. "Das alte Lied von gebrochener Treue, das immer denselben Refrain hat: Gebrochene Herzen und Menschenhaß."

"Nun, ich dünke doch", äußerte der Maire mit einem leichtfertigen Lächeln, "ich wäre von beiden ziemlich weit entfernt. Mein Herz pocht noch in sehr gesunden Schlägen, und ich verkehre mit den Menschen ganz lustig."

"Aber Sie glauben nicht an Männerwürde; die Menschen sind Ihnen nur Spielzeuge Ihrer Unterhaltung."

"Sie sind mir aber in dieser Eigenschaft höchst werthvoll."

"Meine Herren", nahm hier Hauptmann Oberstein wieder das Wort, "ich konstatiere von neuem, daß unser verehrter philosophischer Quartiergeber sich auf dem Boden durchlöcherter Prinzipien bewegt."

"Wie so?" fragte dieser erstaunt.

"Haben Sie nicht eben", fuhr der Hauptmann fort, "Ihren Widerwillen gegen Freundschaft, Ehe, kurz gegen alle auf Liebe und Vertrauen gegründete Verhältnisse deutlich zu verstehen gegeben? Wie kommt es denn da, daß Sie sich eine so allerliebste Pflgetochter zugelegt haben? Hat Ihnen da nicht die Natur auf Kosten Ihrer philosophischen Grundsätze einen kleinen Streich gespielt? Wie sagt der römische Dichter? „Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Verjage mit Gewalt die Natur, sie kommt doch wieder.“ Sie perhorresciren das Familienleben, und doch können Sie auf den süßen Namen „Vater“ nicht völlig verzichten."

"Bravo! Bravo!" wurde von allen Seiten gerufen. Alle Augen wandten sich dem Dorfsoberrhaupte fragend zu. Dieser aber trank ruhig sein Glas aus und sagte dann spöttisch:

"Leider kann ich Ihnen nicht zu einer großen Entdeckung Glück wünschen, Herr Hauptmann. Sie sind stark im Irrthum. Das Verhältniß zu meiner Pflgetochter erklärt sich ganz anders!"

"Nun?" wurde von allen Seiten in höchster Spannung gerufen.

Es trat eine Pause ein. Der Sturm heulte im Kamin und rüttelte an den Fenstern. Wir warteten auf weitere Erklärungen, aber sie blieben aus.

"Es ist im Grunde unwesentlich", begann endlich Oberstein wieder im Tone gelinder Enttäuschung, "was Sie ursprünglich veranlaßt hat, statt des Originalbildes, welches Ihrem Geschmack nicht entspricht, sich mit einer Kopie en miniature zu begnügen. Die Thatsache ist ein-

mal nicht wegzuleugnen, daß Sie die Stellung eines Vaters übernommen haben, und dann müssen Sie auch der Tochter mit vollem, väterlichem Vertrauen begegnen."

"Welches aber immer seine Grenzen hat und sehr weit von Vertrauensseligkeit ist. Wir wollen die Sache einmal ganz praktisch ansehen. Wie ich die Menschen nicht sonderlich hoch stelle, so bin ich auch bescheiden genug, von keinem Menschen zu erwarten, daß er mich für einen Halbgott ansieht. Meine Pflegetochter ist ja ein ganz lebenswürdiges Mädchen und erhöht die Annehmlichkeit meines Hauswesens, mag sich auch vorläufig in meinem Hause leidlich wohl fühlen, bis ihr einmal etwas Besseres in den Wurf kommt. Dann aber wird sie unbedenklich das Bessere wählen, wird mir grilligen alten Kerl den Rücken kehren und in mir nichts mehr sehen als den reichen Kauz, von dem es abhängt, ob sie mit oder ohne Versorgung in die Welt tritt. Nun, das verdanke ich ihr ja gar nicht. Und ich? Ich würde — Sie sehen daraus, wie probat meine Philosophie ist — mir auch kein graues Haar darum wachsen lassen, wenn sie eines Tages beizspielsweise mit einem von Ihnen durchginge."

"Pfiui!" klang es aus dem Munde zweier neben einander sitzender junger Lieutenants, und dieses Wort war nur der allgemeinste Ausdruck der an der ganzen Tafelrunde herrschenden Empörung. Von jenen beiden jungen Männern saß der eine, Lieutenant Neuhaus, ein lieber, guter, treuherziger Mensch, mit zornglühendem Gesicht da, sehr erklärlich, da er, wie ich wohl wußte, eine stille und wohl nicht unerwiderte Neigung für die schöne Mechthild unterhielt, während der andere in seinem Aeußern keine besondere Aufregung verrieth. Er hatte auch weniger Veranlassung dazu, da ihm jedenfalls das junge Mädchen, über welches die herabwürdigende Aeußerung gefallen war, persönlich unbekannt sein mußte. Denn er gehörte einem fremden Truppentheile an und war erst seit wenigen Stunden im Dorfe, welches er schon am nächsten Morgen wieder zu verlassen gedachte. Kameraden, die ihm im Gasthause begegnet waren, hatten ihn in unsern Kreis gezogen. Er hieß Müller, ein Name, an dem wohl eigentlich niemand etwas auffallendes finden kann, und dennoch hatte dieser unscheinbare Mann, als er vorher bei der Vorstellung genannt wurde, die besondere Aufmerksamkeit des Maire erweckt. „Sie heißen Müller?“ hatte letzterer überrascht den Träger dieses Namens gefragt, und zwar mit solchem Ernst, daß die Vermuthung, als ob er mit dem vielbescherzten Namen einen Scherz beabsichtige, gar nicht aufkommen konnte. Uebrigens hatte dieser Lieutenant Müller mit seinen großen, sinnigen Augen auch für mich etwas ungemein sympathisches.

Auf den Maire schien jenes „Pfiui!“ keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben. Er sah die beiden jungen Leute, aus deren Munde das Wort gekommen, eine Weile mit einer Miene an, welche Mitleid ausdrücken zu wollen schien, und sagte dann in ruhigem Tone:

„Ihr „Pfiui!“ beleidigt mich nicht. Ich finde Ihre Aufwallung von Ihrem Standpunkte aus völlig korrekt. Sie sind jung und haben Ihre Ideale. Die Würde des Weibes steht Ihnen in erhabener Höhe, und Ihre Stellung als Kavaliere legt Ihnen die Pflicht auf, edle Frauen zu ehren und zu schätzen. Bei alledem werden Sie aber

nicht leugnen, daß Entführungsgeschichten nicht bloß in Romanen vorkommen.“

„Meine Herren“, nahm ich hier das Wort, „ich stelle die Behauptung auf, daß unser philosophischer Maire sich nur deshalb so leer an Liebe, Glauben und Vertrauen hinzustellen beliebt, um an der Wärme unserer Reaktion gegen seinen scheinbaren Gefühlsbankerott einen Gradmesser für unsere Stellung zu jenen höchsten menschlichen Affekten abzunehmen. Nachdem übrigens der liebenswürdigen Pflegetochter unseres verehrten Quartiergebers, wenn auch nur scherzweise, mit Aeußerungen gedacht, welche durchaus nicht der hohen Verehrung entsprechen, die ein jeder von uns für dieselbe empfindet, glaube ich, daß wir derselben Genugthuung schuldig sind, und wenn ich Sie deshalb auffordere, dieser hochverehrten Dame ein kräftiges Hoch zu bringen, so bin ich überzeugt, daß keiner unter uns in dasselbe mit größerer innerer Bethheiligung einstimmen wird, als derjenige, der der Verwaisten der treueste, liebevollste Vater ist. Ein volles Glas für Fräulein Mechthild! Sie lebe hoch! — hoch! — hoch!“

Mit Jubel wurde das Hoch aufgenommen, und der kräftige Gläserklang gab ein musikalisches Echo der in unser aller Herzen für die schöne Abwesende wohnenden Hingebung. Auch der Maire stieß mit jedem an und nickte dabei dem noch stark verstimmt d'reinschauenden Lieutenant Neuhaus mit besonderer Freundlichkeit zu. Plötzlich erhob sich der Hauptmann Oberstein, beugte seinen schweren Körper etwas über den Tisch und brach dann in die tiefsinnigen Worte aus:

„Meine Herren, finden Sie an einer dürren, baumlosen Ebene etwas besonders schönes? Ich nicht. Wie aber, wenn der unter der starren Decke verborgen lagernde ertragsfähige Boden vasenartig hier und da eine frische Vegetation hervorsprossen läßt? Ist das nicht ein ungleich erquickender Anblick? Meine Herren, der dürren Ebene gleichen die starren philosophischen Prinzipien, die von lieblichen Vasen durchsetzte Wüste ist das Bild der durchlöcherten Prinzipien. Ich lobe mir die durchlöcherten Prinzipien, und ich bin überzeugt, daß unser verehrter Dorfskadi in Ihren Augen, wie in den meinigen, an Liebenswürdigkeit gewinnt, je mehr der frische Baumwuchs wahrer, warmer menschlicher Empfindungen den starren Boden seiner kalten philosophischen Grundsätze durchbricht. Meine Herren, der durchlöcherte Prinzipienreiter lebe hoch! — hoch! — hoch!“

Unter allgemeinem Gelächter vollzog sich der Huldigungsakt für denjenigen, dem der dicke Hauptmann zu einem so seltsamen, aber gewiß nicht unzutreffenden Namen verholpen hatte, und dieser machte auch keinen Versuch, gegen solche Charaktererhöhung zu protestiren, sondern lachte vergnügt mit. Es wurde immer heiterer an der Tafelrunde und die Scherze flogen von Mund zu Mund. Mitten in dem Lärm hörte ich die Stimme des in meiner Nähe sitzenden Lieutenant Müller, der seinem Nachbar, Lieutenant Neuhaus, zuflüsterte:

„Das muß ja eine allerliebste kleine Hexe sein, dieses Pflugekind des durchlöcherten Prinzipienreiters. Und Sie haben Chancen bei ihr, Herr Kamerad? Na, da gratulire ich, behalte mir aber vor — Sie haben doch nichts dagegen? — diesem Wunder der Schöpfung eines Tages meine Huldigung darzubringen.“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor“, nahm jetzt ein anderer aus der Gesellschaft das Wort. „Sie haben vorher meine Neugierde aufs höchste gespannt, als Sie hinwarfen, Sie hätten weder den Freund noch die Geliebte treu befunden. Wie wäre es, wenn Sie Ihr Herz erleichterten durch eine Erzählung Ihrer Leidensgeschichte? Sie können versichert sein, in uns ebenso theilnehmende wie diskrete Zuhörer zu finden.“

Der Lärm war verstummt, und alle Augen richteten sich erwartungsvoll wieder dem Dorfsoberrhaupte zu. Dieser beobachtete längere Zeit ein düsteres Schweigen. Plötzlich jedoch begann er mit anscheinendem Gleichmuth:

„Glauben Sie nicht, meine Herren, daß es mir schwer fällt, dergleichen trübe Erinnerungen wieder aufzufrischen. Meine philosophischen Grundsätze, welche trotz der Anfechtung des Herrn Hauptmann Oberstein unerschütterter sind, haben mich längst gelehrt, zu überwinden. Für mich sind die Namen der Personen, welche ich einst mit Zärtlichkeit nannte, nichts mehr als bloßer Klang, und das Selbsterlebte ist wie die Geschichte eines Fremden, die ich in einem Buche lese. Wenn Sie also so gütig sind, sich für meine Vergangenheit zu interessieren, so hören Sie.“

„Ich habe in Bonn studirt zu einer Zeit, wo von dem jetzt zu lichter Flamme entbrannten Rassenhaß zwischen Deutschen und Franzosen kaum vereinzelte Spuren bemerkbar waren. Ich selbst unterhielt sogar eine schwärmerische Vorliebe für Deutschland und mein bester Freund war ein deutscher Mitstudent. Wir waren unzertrennlich verbunden; wir lebten zusammen, wir schwärmten zusammen, und obgleich er Jurist und ich Mediziner war, fand sich doch in unseren Ansichten nie der leiseste Mißklang. Häufig machten wir zusammen Ausflüge in die Umgegend und diese führten uns öfter in ein Haus, wo ich ein damals fast noch im Kindesalter stehendes Mädchen kennen lernte, für welches mein Herz in heftiger Liebe entflammte. Im Begriff, am Ende meiner Studienzeit nach Frankreich zurückzukehren, wagte ich, ihr meine Liebe zu gestehen. Ihre Jugend und Schüchternheit ließen sie meinen stürmischen Antrag mit einem gewissen Erschrecken aufnehmen, doch gab sie mir endlich in reizender Verwirrung ihr Jawort. Ich war damals Idealist. Ich beurtheile die Menschen nach meinen eigenen moralischen Grundsätzen. Lüge, selbst im Unschuldsgewand der hohlen Phrase, war mir in innerster Seele verhaßt. Ich glaubte, daß die Ehen im Himmel geschlossen würden, ich glaubte an die Unverbrüchlichkeit des mir gegebenen Treuversprechens, mochte kommen, was da wollte. Dennoch sprach ich bei meinem Weggange von Bonn zu meinem jüngeren Freunde, der noch einige Zeit dort zurückbleiben sollte: „Sei du meiner Trauten Schützer und Hüter, bewahre ihr ungehultes Herz vor der Stimme der Gleißnerei und halte es dem fernem Geliebten warm.“ Ich hatte gehofft, schon nach wenigen Monaten zurückkehren zu können, um dann bei den Eltern der Geliebten in aller Form um ihre Hand anzuhalten; aber das Schicksal wollte, daß meine Abwesenheit viele Jahre währte. Familienverhältnisse führten mich nach Australien und machten eine frühere Rückkehr unmöglich. Endlich nach dem Tode meines alten, reichen Onkels in

Australien, an dessen Person ich gefesselt, und dessen Erbe ich geworden war, durfte ich, reich an Gütern, mit meiner alten Liebe und mit neuen Hoffnungen im Herzen, nach Europa zurückkehren. Ich war während der sieben Jahre meines Aufenthaltes in Australien ohne jede Nachricht von meiner Braut und von meinem Freunde geblieben. Wohl hatte ich an diesen einige Male geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Und das hatte mich zwar geschmerzt, aber doch nicht sehr gewundert. Der überseeische Briefwechsel war damals eben keineswegs so geregelt und gesichert wie heutzutage. Welche Schicksale konnte ein Brief aus dem Innersten von Australien nach dem Herzen von Europa haben, namentlich wenn man die Adresse nur aufs ungefähre angeben kann? Denn als mein erster Brief Europa erreicht haben mochte, mußte mein Freund schon Bonn verlassen haben und ich konnte nicht wissen, wo und in welcher amtlichen Stellung er sich befand. An meine Braut aber, die es vor den Augen der Welt noch nicht war, hatte ich immer nur unter der Adresse meines Freundes geschrieben.“

„Ich kann mich kurz fassen. Das erste, was ich nach meiner Rückkehr nach Europa that, war, die Spuren des Freundes und der Geliebten aufzusuchen. Ich brauchte sie nicht getrennt zu suchen; sie lebten seit etwa drei Jahren als Mann und Frau in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands. Ich will sie verschonen mit einer Schilderung meines Gemüthszustandes bei dieser Entdeckung; das ist ja längst verwunden. Damals aber war ich dem Wahnsinn nahe, und was ich that, war auch Wahnsinn. Ich zwang den Verräther, mir mit der Waffe Genugthuung zu geben, und doch that ich es mehr in der Hoffnung, durch den Ausgang Erlösung von meiner Seelenqual zu finden als aus Rachedurst. Aber die Loose fielen anders; ich blieb unverletzt und der falsche Freund büßte mit dem Tode.“

Der Redner hielt inne und ernstes Schweigen herrschte an der Tafelrunde. Wieder rauschte und rasselte es in unheimlichen Tönen, und aus dem Ramin klang ein Seufzen wie die Stimme eines Sterbenden.

„Und hatte man denn kein Wort der Rechtfertigung für den anscheinenden Treubruch?“ wurde von einer Seite gefragt.

„Was weiß ich noch davon?“ sagte der Maire mit Bitterkeit. „Man war natürlich höchst überrascht, daß ich es mit jener Bewerbung ernstlich genommen hatte, sonst hätte ich doch wohl während der langen Zwischenzeit ein Lebenszeichen von mir geben müssen. Was wußte auch die Dame in dem zarten Alter, da ich ihr mein Herz eröffnete, von Liebe? Dennoch aber hätte sie Jahr auf Jahr auf meine Wiederkehr gewartet, bis jeder Zweifel daran geschwunden sei, daß ich entweder meinen eitlen Schwur in Australiens Wäldern begraben oder mich selbst habe begraben lassen, und die beiden Leute waren lebenswürdig genug gewesen, mir eher das letztere als das erstere zuzumuthen.“

„Und das alles finde ich gar nicht so unvernünftig“, fiel hier der Hauptmann Oberstein ein. „Und Sie hätten darüber nicht solchen Lärm schlagen sollen. Ich will Ihnen aber noch etwas sagen. Sie behaupten, Sie hätten die Sache verwunden. Sie täuschen damit

entweder sich selbst, oder Sie wollen uns täuschen. Sie mögen aufgehört haben, Ihr verlorenes Liebesglück zu beklagen, aber was Ihnen noch tief in der Sache anhaftet, das ist das Schuldbewußtsein, den Freund Ihrer Leidenschaft geopfert zu haben."

"Ich habe ihn nicht tödten wollen; er hätte den Tod verdient, aber, bei Gott, ich habe ihn nicht tödten wollen!" rief der Maire mit großer Entschiedenheit.

In diesem Augenblicke brachte der Wirth eine neue Auflage der duftenden Bowle ins Zimmer. Das lenkte die Aufmerksamkeit von der Person des Maire ab und der Strom des Gespräches ergoß sich nun wieder lebhafter und in breiteren Kanälen. Doch nicht lange blieb es so. Der einzige Civilrock unter uns sollte einmal heute der Zielpunkt unausgesetzter Angriffe bleiben. Denn plötzlich wandte sich der Hauptmann Sachtleben, der sich bisher ziemlich still verhalten hatte, folgendermaßen an das Dorfoberrhaupt:

"Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich habe da vorher an Ihnen eine merkwürdige Beobachtung gemacht. Als nämlich Herr Lieutenant Müller ins Zimmer trat, verriethen Sie eine auffallende Bewegung und flüsterten dabei: „Da wären wir nun unter uns dreizehn.“ Ihre Philosophie scheint Sie also doch nicht von einem kleinen Aberglauben gerettet zu haben. Sagen Sie offen, Sie legen der ominösen Zahl eine geheimnißvolle Bedeutung bei."

Es war mäusestill unter uns geworden und außer dem ganz verdukt d'reinschauenden Maire lächelte alles. Hauptmann Sachtleben bejaß nämlich eine kleine Schwäche, er behauptete, daß kein Mensch ganz frei von abergläubischen Umwandlungen sei und es gereichte ihm zu innerster Verwundung, wenn er in dieser Beziehung jemanden nicht sattelfest fand. Das ließ nun den Schluß zu, daß er selbst, dessen Unerblichkeit vor dem Feinde wir aus eigener Erfahrung kannten, doch nicht gerade ein „Graf Richard Ohnesucht" sei.

"Aber ich bitte Sie, Herr Hauptmann", antwortete der Maire mit einem malitösen Lächeln. "Sie werden doch hoffentlich jene Aeußerung als Scherz aufgefaßt haben? Solchen Unsinn kann mir doch niemand zumuthen."

"Sie meinen, weil Sie eine Art Freigeist sind?" fuhr Sachtleben fort. "Das beweist mir gar nichts. Ich habe sehr aufgeklärte Menschen gekannt, die sich von dergleichen nicht loszumachen verstanden. Selbst Ihr jetzt entthronter Kaiser hat bekanntlich in dieser Beziehung seine kleine Schwäche. Und was sagen Sie zu Ihrem spiritistischen Kollegen Werner? Ich finde es eben natürlich, daß der menschlichen Seele tief innewohnende Drang, das Jenseitige, Unendliche zu erfassen, neben der Frucht des Glaubens auch die taube Blüte des Aberglaubens zeitigt, und ich habe sogar die Beobachtung gemacht, daß, wo bei völlig materialistischer Weltauffassung die erstere ganz ausbleibt, die letztere nicht selten ganz üppig gedeiht."

"Nun, meinethwegen gefalle sich in dergleichen Gaukelspielereien einer überspannten Seele, wer Lust hat; nach meinem Geschmack ist solcher Humbug nicht."

"Glauben Sie auch gegen das sogenannte Gruseln gefeit zu sein?"

"Ich denke doch."

„Das erlaube ich mir stark zu bezweifeln. Ist es Ihnen gleichgültig, ob Sie um Mitternacht allein in eine finstere Kirche oder in einen hell erleuchteten Konzertsaal treten?“

„Durchaus nicht; ich würde den Konzertsaal weit vorziehen.“

„Da haben wir's. Sie können nicht leugnen, daß Sie die Kirche mit einem heimlichen Grauen betreten würden. Und nun nehmen Sie an, es ginge Ihnen wie dem Grafen Richard in dem Uhländschen Gedicht, Sie stießen plötzlich auf einen Leichnam. Seien Sie unbesorgt, ich will ihn nicht, wie Uhländ, wieder lebendig machen. Behaupten Sie aber, daß Sie bei solcher Begegnung nicht von einem plötzlichen Schrecken überrieselt werden würden?“

„Ich will Ihnen zugeben, daß die Phantasie mir da einen Streich spielen, daß ich wirklich von einem augenblicklichen, unbehaglichen Gefühl erschüttert werden könnte, ebenso wie ich es nicht verhindern kann, daß ein plötzlich neben mir losgehender Schuß mich zusammenfahren läßt. Aber solche augenblickliche Störungen des Gleichgewichts lassen doch den Grund der Seele völlig unberührt, und der Verstand weist denn doch jede Mitschuld daran ab. Wenn der Hausherr schläft, kommen die Diebe, wacht er mit dem Revolver in der Hand, bleiben sie in respektvoller Ferne, und wo der Verstand, der Hausherr der menschlichen Seele, auf dem Posten ist, flieht das Nachtgesindel abergläubischer Vorstellungen.“

„Wie wäre es, wenn wir den Doktor ein Probestück seiner Seelenstärke machen ließen?“ warf einer aus der Gesellschaft ein.

„Probestück machen! Probestück machen!“ wurde von allen Seiten gerufen.

„Schicken wir ihn um Mitternacht — es ist heute gerade eine recht schaurige Nacht — in die Kirche“, schlug einer vor.

„Das geht nicht“, meinte Hauptmann Sachtleben, „wegen der Unmöglichkeit, die Kontrolle zu üben. Denn wenn jemand mitginge, wo bliebe da das Grauen? Ich hätte einen anderen Vorschlag. Mein Probestück kann hier auf der Stelle abgemacht werden. Der Betreffende braucht sich nicht erst nasse Füße zu holen; ja, ich entziehe ihm nicht einmal das Licht. Wollen Sie dieses Probestück machen, Herr Doktor?“

„Nun, das wird was rechtes sein“, rief dieser lachend.

„Wollen Sie das Probestück machen?“ wiederholte Sachtleben.

„Nun, warum denn nicht?“ antwortete der Gefragte mit einer leichten Anwandlung von Unmuth.

„Man sagt“, fuhr Sachtleben fort, „daß, wenn jemand um Mitternacht in einem einsamen Zimmer vor den Spiegel tritt und den Namen eines Verstorbenen dreimal ruft, das Gesicht des letzteren dem Rufenden im Spiegel erscheine. Hier nebenan in dem geräumigen Saale befindet sich ein großer Spiegel, und da die Verbindungsthür einen durch Vorhänge verhüllten Fenstereinsatz hat, so kann von hier aus genau beobachtet werden, ob der Geisterseher das Probestück ohne Bittern und Zagen und mit der nöthigen Eleganz ausführt. Das Terrain ist also für das Probestück günstig. Es ist jetzt nur noch drei Minuten bis zur Geisterstunde. Sobald die Uhr die Stunde verkündet, nehmen Sie, Herr Doktor, in jede Hand einen brennenden

Leuchter, während wir unser Zimmer verdunkeln, begeben Sie sich in feierlicher Haltung — denn die Geister lieben keine Scherze — in den Saal, treten dort vor den Spiegel und rufen, indem sie die Leuchter hoch heben, dreimal den Namen Ihres erschossenen Jugendfreundes.“

„Aber das ist frivol, meine Herren!“ rief hier der Maire mit großer Heftigkeit, während er vom Stuhle aufsprang.

„Gefangen!“ fiel Hauptmann Oberstein in spöttischem Tone ein. „Ihre gerühmten Prinzipien, Herr Doktor, fangen mir nachgerade an ganz siebartig vorzukommen. Eben noch erklärten Sie, daß Ihnen gewisse Namen nur noch ein leerer Klang seien, und jetzt empört sich Ihr sittliches Gefühl dagegen, einen solchen Namen in einer Sache zu nennen, die Ihnen wenigstens von Ihrem Standpunkte aus als ein unverfänglicher Scherz erscheinen muß. Oder fürchten Sie sich wirklich vor den Geistern? Meine Herren, unser Zweck ist erreicht; wir wissen jetzt genug. Erlassen wir dem Herrn Doktor das versprochene Probestück!“

Dieser suchte jetzt die Beschämung, in welche ihn die Worte des Voredners versetzt hatten, hinwegzulächeln, was ihm jedoch nicht gelang.

„Vielleicht verstehen wir uns nicht ganz“, sagte er mit erzwungener Ruhe. „Jedenfalls wage ich die Behauptung, daß Ihr Scherz kein ganz passender ist. Indessen, was ich versprochen habe, das halte ich auch. Also allons!“

Eben schlug es vom nahen Kirchturm zwölf Uhr. Der Maire ergriff entschlossen die beiden vor ihm stehenden brennenden Leuchter und trat, während schnell sämtliche anderen Lichter verlöscht wurden, den sonderbaren Gang an.

„Glück auf den Weg und seien Sie tapfer! Bedenken Sie Ihrer durchlöcherten Prinzipien!“ wurde ihm scherzend nachgerufen, während sich die Thür hinter ihm schloß. Durch Zurückziehung des Vorhanges an dem in die Verbindungsthür eingefügten Fenster gewannen wir einen schmalen Spalt, groß genug, um unsere Beobachtungen zu machen.

Der Maire ging mit festen Schritten und in gerader Haltung auf den Spiegel zu, welcher an einem Fensterpfeiler gerade in der Mitte des langen, schmucklosen Saales angebracht war. Die beiden Lichter hochhebend, blickte er fest in das Glas hinein. Wir sahen ihn die Lippen bewegen, aber das Heulen des Sturmes verschlang die gesprochenen Worte.

Plötzlich zuckte der Maire heftig zusammen; der eine Leuchter entfiel seiner Hand und er begann vor dem Spiegel, als ob er etwas Furchtbares darin gesehen, taumelnd zurückzuweichen.

„Was ist Ihnen?“ riefen wir erschreckt, indem wir die Thür aufrißen und auf ihn zusprangen. Er antwortete nicht; er war bleich wie der Kalk an der Wand und zitterte heftig; sein stieres Auge drückte Entsetzen aus. Wir führten ihn in das Trinkzimmer zurück und reichten ihm ein Glas Wasser. Er griff danach hastig, aber die zitternde Hand vermochte es kaum zum Munde zu führen. Nachdem er das Wasser getrunken, sagte er mit einem Lächeln, welches sich auf dem bleichen, verstörten Gesicht sonderbar ausnahm:

„Es thut mir leid, Ihnen Unruhe bereitet zu haben; Ihre Bowle war mir zu stark, meine Herren!“

„Aber Sie haben ja gar nicht viel getrunken!“ wurde von einer Seite eingeworfen.

„Doch genug, daß mir plötzlich recht unwohl geworden ist; Sie werden deßhalb auch entschuldigen, wenn ich sofort ausbreche.“

Noch nie hatten wir an dem starken Manne eine derartige Schwäche wahrgenommen. Sein Körper erschien wie aus Stahl gegossen. Im allgemeinen höchst mäßig im Trinken, hielt er dennoch, wenn es darauf ankam, mit dem erprobtesten Becher Schritt. Der Wein schien keine Gewalt über ihn zu haben. Der ganze Vorfall war mithin im höchsten Maße sonderbar und wohl geeignet, auf die Stimmung der Gesellschaft lähmend zu wirken. Alle Versuche, nach dem Weggange des Maire in den früheren heiteren Ton wieder einzulenken und den unangenehmen Zwischenfall hinwegzuscherzen, mißlangten, und so trennten wir uns denn bald darauf in ungewöhnlich ernster Stimmung. Als ich mich vom Hauptmann Sachtleben verabschiedete, sagte dieser geheimnißvoll: „Sie glauben doch nicht an ein bloßes körperliches Unwohlsein des Maire? Ich wenigstens behaupte, er hat — ein Gesicht gesehen!“

Im Lichte des folgenden Tages hatten die meisten von uns für das, was uns im Dunkel der Nacht unheimlich und beklemmend erschienen war, nur noch ein Lächeln und ein paar billige Scherze. Nicht so derjenige, dem das Sonderbare selbst begegnet war. Er war im höchsten Maße verändert. Sein sonst so volles, rundes Gesicht erschien bleich und eingefallen; er war gegen seine Gewohnheit wortfarg und in sich verloren, und der scherzhafte Ton, welchen er ausslug, klang erzwungen. Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß das Auge des Maire, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit einem wehmüthigen Ausdruck und mit einer fast schwärmerischen Zärtlichkeit auf seiner Pflegetochter haftete, während er noch mehr als sonst mit ihr zu sprechen vermied, und wenn dies geschah, fast noch mehr Kälte und Herbigkeit als früher in seinen Ton zu legen schien. Da konnte man ja fast auf den Gedanken kommen, daß das eigenthümliche Verhältniß des Maire zu seiner Pflegetochter in irgend einem geheimnißvollen Zusammenhange mit jenem nächtlichen Vorgang stehe und daß ein solcher Zusammenhang wirklich bestand, sollten wir sehr bald erfahren.

Bei erträglichem Wetter pflegte die ganze Hausgenossenschaft des Maire nach Tische sich in den geräumigen, hinter dem Hause gelegenen Park, welcher trotz der vorgerückten Jahreszeit seine sommerlichen Reize noch nicht ganz eingebüßt hatte, zu begeben. So geschah es auch einige Tage nach dem geschilderten Festabend. Das Wetter hatte sich nach dem vorausgegangenen Sturm aufgeklärt und es herrschte jene stille, weiche, warme Lust, welche im Herbst so häufig der Vorbote eines erneuerten Sturmausbruches ist.

Ich saß unter der Veranda dem Maire gegenüber beim Schachspiel, während die übrige Gesellschaft sich draußen plaudernd in den

Analagen erging. Zwischen den dunkeln Stämmen der halbentlaubten Bäume tauchte bisweilen das helle Kleid Mechthilds auf, welche von einigen jüngeren Kameraden, unter denen natürlich Lieutenant Neuhaus sich befand, umschwärmt wurde. Sie sah heute besonders reizend aus mit dem zarten, vom Kuß der weichen Herbstluft hervorgelockten Rosenroth ihrer Wangen, dem träumerischen Blick ihrer blauen Augen und der leichten Schwermuth um den frischen Mund. Mehrmals bemerkte ich, wie sie mitten im Gespräch einen sorgenvollen Blick auf ihren Pflegevater heftete, dessen leidendes Aussehen sie mit Bekümmerniß zu erfüllen schien. Dieser spielte auffallend zerstreut und ohne sein gewohntes Interesse. Mitten während des Spiels wurde ihm Botschaft von einem Kranken gebracht. Er brach sofort das Spiel ab und befragte den Boten sehr aufmerksam nach den Einzelheiten der Krankheit. Sein Gesicht wurde dabei immer düsterer und als er jetzt mit größter Hast nach seinem Hute griff und an der Seite des Boten uns verließ, wußte ich, daß es sich um einen ernststen Krankheitsfall handelte. Nach einer Viertelstunde kehrte er zu uns, die wir den Garten inzwischen noch nicht verlassen hatten, in gedrückter Stimmung zurück.

„Mechthild, hast Du heute Krankenbesuche gemacht?“ fragte er in fast rauhem Tone seine Pfliegerochter.

Diese bejahte die Frage und nannte einige Personen, denen sie heute Trost und Erquickung gespendet hatte.

„Ich muß Dich dringend bitten“, sagte der Maire mit zitternder Stimme, „Deine Krankenbesuche einzustellen oder nur zu solchen Personen zu gehen, bei denen ich es ausdrücklich genehmigt habe. Meine Herren“, fuhr er zu uns gewendet fort, „ich habe ihnen leider die unerfreuliche Mittheilung zu machen, daß Fälle von höchst bösamigen Typhus hier vorliegen. Ich bin im Begriff, Ihr Commando hiervon in Kenntniß zu setzen, um Gefahren für die Einquartierung möglichst vorzubeugen. Es sollte mir innig leid thun, wenn der unangenehme Zwischenfall zu einer Abkürzung Ihres hiesigen Aufenthalts Veranlassung geben sollte.“

Noch standen wir unter der unmittelbaren Wirkung dieser traurigen Eröffnung, als ein fremder Offizier in den Garten trat, in welchem ich sofort den Lieutenant Müller, den zufälligen Genossen unseres neulichen Festabends, wieder erkannte. Er schritt sofort auf unseren Quartierwirth zu und bat um Entschuldigung wegen der verursachten Störung. Da sein Truppentheil nur wenige Stunden entfernt stände, habe er sich das Vergnügen nicht entziehen mögen, seine neuen Bekannten, in deren Gesellschaft er einen so angenehmen Abend verlebt hätte, wieder aufzusuchen.

Der Maire sah den Ankömmling fast mit Erschrecken an; er begrüßte ihn zwar höflich, jedoch ohne seine gewohnte Herzlichkeit. Aber auch der Angekommene selbst, dessen frisches, freimüthiges Wesen mich neulich so angenehm berührt hatte, erschien mir heute wie umgewandelt. Er war besangen und zurückhaltend und schien gewaltsam eine heftige innere Aufregung niederzukämpfen, und der Blick, mit welchem er den Maire ansah, verrieth fast Widerwillen. Auch hielt er sich bei diesem nicht länger auf, als es die Schicklichkeit erforderte.

Dann wandte er sich mit einer auffallenden Gast der übrigen Gesellschaft zu und entging es mir nicht, daß sein Auge mit einem Ausdruck, in welchem sich freudiges Erschrecken und inniges Wohlgefallen malten, auf der einzigen Dame in unserem Kreise haften blieb. Auch eilte er, sich dieser vorstellen zu lassen und wußte sie sogleich in ein längeres Gespräch zu verwickeln.

Lieutenant Müller blieb nicht allein an diesem Tage bis zum späten Abend bei uns, sondern kam auch in der nächsten Zeit fast täglich auf mehrere Stunden wieder. Der Maire, welcher das erste Auftreten des fremden Offiziers in unserem Kreise durchaus nicht mit Freude begrüßt hatte, schien sonderbarerweise durch die häufige Wiederkehr desselben nicht nur nicht unangenehm berührt zu werden, sondern ermunterte ihn sogar häufig zu längerem Bleiben und lud ihn wiederholt zur Theilnahme an unseren Mahlzeiten ein. Das mußte um so mehr auffallen, als Lieutenant Müller in seinem Verhalten gegen denjenigen, dessen Gastfreundschaft er in so ungewöhnlich hohem Grade in Anspruch nahm, sich vollständig gleich blieb. Es schien ihm nicht möglich zu sein, seinen anfänglichen Widerwillen gegen denselben zu überwinden oder zu mäßigen. Uebrigens konnte es doch auch dem Maire so wenig wie uns allen entgehen, daß der Fremde seiner Pflgetochter eine ganz außergewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte und Gelegenheit zu vertraulichem Verkehr mit derselben suchte, so daß ohne allen Zweifel seine häufigen Besuche im Hause in erster Hand ihr galten. Auch waren diese auf das Mädchen selbst nicht ohne Wirkung geblieben. Sie war stiller, verschlossener, nachdenklicher geworden, sie hielt sich von unserer Gesellschaft mehr als sonst fern und ihre Wangen zeigten unausgesetzt eine fieberhafte Röthe; das alles ließ auf eine starke innere Erregtheit und schwere Seelenkämpfe schließen. Und dabei konnte man nicht sagen, daß sie sich entgegenkommend gegen den fremden Offizier benahm; im Gegentheil, sie schien dem Alleinsein mit demselben ängstlich auszuweichen, während er es unverkennbar darauf ablegte, ein solches herbeizuführen. Dieses Treiben, das auch dem Unbefangenen nicht entgehen konnte, begann dann auf die Länge einen Mißton in unseren bisherigen harmlosen Verkehr hineinzutragen. Auch mit dem ganzen Aufgebot seiner Liebenswürdigkeit, welche der Störenfried im Verkehr mit den Kameraden zu zeigen sich bemühte, konnte er nicht hindern, daß sein Auftreten im Hause verstimmend wirkte und daß man ihm gegenüber einen herberen Ton anschlug. Uebrigens weilte Lieutenant Neuhaus, welcher bisher in der Gunst der schönen Mechthild die erste Stelle einzunehmen schien, schon seit dem Tage nach dem ersten Besuch des Lieutenant Müller nicht mehr unter uns, da er auf einige Zeit abcommandirt war und das mußte uns damals im Interesse des häuslichen Friedens als ein Glück erscheinen.

Eines Tages zog ich mich, da ich einen längeren Bericht auszuarbeiten hatte, unmittelbar nach dem gemeinsamen Mittagsmahl, an welchem auch Lieutenant Müller theilgenommen hatte, in mein Zimmer zurück, welches einen Ueberblick über den Park gestattete, während die übrige Tischgesellschaft, da es ein leidlich warmer Nachmittag war, sich dorthin begab. Ich konnte, wenn ich ans Fenster trat, da unten

die lustwandelnden Gruppen sehen, hätte auch wohl einen Theil ihrer Gespräche erlauschen können, wenn ich das Fenster geöffnet hätte. Ich vertiefte mich jedoch in meine Schreiberei und achtete nicht weiter auf das Treiben im Garten. Eine Stunde mochte so vergangen sein, als ich mit dem Wohlgefühl, mit welchem wir auf ein fertiges und nach unserer Meinung wohl gelungenes Kunstwerk hinblicken, meine Schreibmappe zusammenklappte und ans Fenster trat, um dem ermüdeten Auge durch einen Blick ins Freie eine Erquickung zu bereiten. Da unten war es still geworden, die Gesellschaft hatte den Garten geräumt. Doch plötzlich erblickte ich fern im Hintergrunde der dichterem Parkanlagen Mechthild. Langsam und wie in tiefes Sinnen verloren, durchmaß sie die einsamen Wege. Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Sie war nicht mehr allein; Lieutenant Müller hatte sich zu ihr gesellt. Er hob bittend die Arme empor und suchte sie zu umfassen. Sie wehrte ihn ab und wollte weiter gehen. Er aber faßte ihre Hände und hielt sie zurück. Er schien eindringlich und flehentlich zu ihr zu reden, während sie still und mit gesenktem Haupte ihm zuhörte. Plötzlich aber zuckte sie zusammen, hielt sich die Ohren zu und ging beschleunigten Schrittes hinweg dem Hause zu.

„Armer Neuhaus“, dachte ich damals, „weßhalb mußte Dich gerade jetzt das Schicksal von hier entführen?“ und nahm mir vor, ein ernstes Wort mit dem Zudringlichen zu reden.

Es war am folgenden Tage um die Mittagszeit. Der Diener hatte uns zu Tische gerufen und wir hatten uns eben in dem neben dem Speisesaale befindlichen Salon versammelt, wo wir den Maire mit seiner Pflegetochter zu erwarten pflegten. Der erstere erschien allein; sein Gesicht war zum Erschrecken bleich und eingefallen, doch lächelte er, als er uns begrüßte, aber sein Lächeln war wie eine welke Blume auf beeeister Flur. Wir tauschten einige gleichgiltige Bemerkungen aus, während welcher der Maire wiederholt mit gekräuselter Stirn nach der Uhr sah, als ob er das Ausbleiben seiner Pflegetochter mit Unwillen bemerkte.

Der Diener brachte seinem Herrn eine Karte. Ich sah den Maire an und erschrak über sein Aussehen. Er stierte unverwandt die Karte an, welche in seiner Hand merklich zitterte, während er mit der anderen nach der Lehne eines Stuhles griff, wie um eine Stütze zu suchen.

„Führe den Herrn herein“, sagte er endlich in heiserem Tone.

„In das Empfangszimmer?“ fragte der Diener.

„Nein, hier herein“, war die heftige Entgegnung.

Und in der geöffneten Thür stand ein hochgewachsener Mann mit grauem Haar und etwas vorgebeugter Haltung. Ueber seine hohe, weiße Stirn lief eine tiefe Narbe. Seine Züge drückten eisige Kälte aus, und sein dunkles Auge traf mit vernichtendem Blick unseren Quartiergeber. Der aber war dem Fremden mit raschem, doch wankendem Schritte entgegengetreten und rief, ihm die Hand entgegenstreckend, mit einem Gemisch von Entsetzen und Freude:

„Ich wußte, daß Du kommen würdest, Egon. Aber können Todte zu irdischem Leben auferstehen?“

„Wie Du siehst, selbst zwiefach Gemordete, und dann ist ihre Auferstehung zum Gericht über ihren Mörder“, sprach der Fremde mit hohlem Tone, indem er die dargebotene Rechte überjah.

Der Maire ließ die Hand sinken und wankte sprachlos zurück, indem er wieder nach der stützenden Stuhllehne griff. Er blickte eine Weile prüfend auf die harten, unbeweglichen Züge seines Gegenüber, als ob er dort etwas lesen wollte, was die gehörten Worte Lügen strafte. Plötzlich richtete er sich, wengleich mit unverkennbarer Anstrengung, stolz empor und sagte nun ebenfalls in einen harten Ton verfallend:

„Ich hätte es wissen sollen; Du kommst unverzöhnt und es steht zwischen uns noch gerade so wie vor zwanzig Jahren.“

„Nein, viel, viel schlimmer“, fiel der Fremde heftig ein. „Dahmals standen wir einander mit feindseligen Waffen gegenüber wegen eines Verbrechens, welches deine Einbildung mir andichtete, heute fordere ich Rechenenschaft wegen eines zwanzig Jahre fortgesetzten wirklichen Verbrechens. Meine Herren“ — hiermit wandte sich der Fremde an uns, die wir in peinlicher Verlegenheit als Zeugen dieser aufregenden Scene dastanden — „gestatten Sie, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Regierungsrath Müller, der Vater des Lieutenant Müller, den Sie so lebenswürdig waren, neulich in Ihren Kreis zu ziehen. Es war keineswegs meine Absicht, die Auseinandersetzung mit diesem hier vor Zeugen vorzunehmen; da ich aber einmal hier hereingeführt worden bin, ist es mir nicht unlieb, daß Sie mit anhören, was ich diesem hier zu sagen habe. Sie werden daraus die Qualität des Mannes, bei dem Sie wohnen, genauer erkennen. Er hat Sie neulich, wie mir mein Sohn erzählt hat, mit unserer beiderseitigen Vorgeschichte bekannt gemacht. Daß sein Bericht nicht vollkommen der Wahrheit entspricht, ersehen Sie daraus, daß ich lebendig vor Ihnen stehe. Aber, meine Herren, das Wichtigste hat er Ihnen verschwiegen. Meine Herren, es erfüllt uns mit Entsetzen, wenn wir hören, wie Zigeuner Kinder rauben, um sie zu ihren Schaustellungen zu verwenden. Dieses Verbrechen erscheint klein gegen das, was dieser Mann gethan. Denn jene rauben fremde Kinder, weil sie der Hunger zwingt, auf Erwerb zu sinnen, dieser hat dem einzigen Freunde sein Kind geraubt, um durch ein solches raffiniertes Mittel sein Vernichtungswerk an ihm zu vollenden. Nicht genug, daß er mich, den aus schwerer Wunde Blutenden, von seiner Hand Betroffenen, erbarmungslos auf dem Platze ließ, nein, der Mensch stahl mir auch mein Kind, mein Theuerstes, um mich durch den Schmerz darüber vollends zu tödten.“

„Das ist nicht wahr!“

Nicht von den Lippen desjenigen, dem der Fremde die furchtbare Anschuldigung entgegengeschleudert hatte, waren die Worte geflossen. Der jaß inzwischen zusammengebrochen und wie leblos auf einem Stuhle. Süßer Frauenmund hatte für ihn gesprochen. Der Verflagte hatte einen Anwalt gefunden in der Person seiner schönen Pflegetochter, welche eben geräuschlos das Zimmer betreten hatte. Hochaufgerichtet stand sie neben dem Gebeugten, indem sie liebevoll ihre weiße Hand auf seine Schulter legte. Sie sah den Fremden mit

einem Ausdruck von Bortwurf und Mißtrauen an, der jedoch durch einen Beisatz von ehrerbietiger Scheu wieder gemildert wurde. Der Fremde aber war bei ihrem Anblick wie verwandelt. Ein helles Entzücken leuchtete auf seinem dunkeln Auge und zitterte um den feinen Mund, während er, ganz verloren in den Anblick des Mädchens, da stand. Im Uebermaß freudiger Wallung schien er nach einem befreienden Worte zu ringen.

„Meine Tochter! meine geliebte Tochter!“ rang es sich endlich in jubelndem Tone von der bebenden Brust los. „Komm an das Herz Deines Vaters, Du lange Gesuchte und nun endlich Gefundene!“

Aber der Jubelruf schien kein Echo in dem Herzen der Angeordneten gefunden zu haben. Ihre Brust wogte in heftigem Seelenkampfe, während ihre Blicke fragend von dem einen zum andern schweiften. Einen Augenblick belebte ein seliges Entzücken ihre Züge, dann wieder senkten sich die langen Wimpern über ein thränenumflortes Auge. Endlich stieß sie unter heftigem Weinen die Worte hervor:

„Nein, nein, man will mich hintergehen; ich glaube nichts, will nichts glauben. Ich habe keinen Vater als diesen hier.“ — Damit legte sie ihren weichen Arm um die Schulter des immer noch regungslos und wie erstarrt Dastehenden. — „Man will mich von ihm reißen, aber ich gehe nicht, bis er es mir selbst sagt. Und ich verabscheue jeden, der ihm wehe thut!“

„Und redet nicht die Stimme der Natur in Dir?“ rief der Fremde im Tone tiefster Enttäuschung, indem er die Arme sinken ließ. „Regt sich in Deinem Herzen nichts für mich, der ich seit zwanzig Jahren um Deinen Verlust geseufzt und getrauert habe? Mußte ich nur deshalb so lange mein elendes Leben hinschleppen, um zu sehen, wie mein wiedergefundenes Kind sich von mir wie von einem Fremden, wie von einem Verbrecher abwendet?“

Es war unendlich peinlich, zu sehen, wie der Aermste bettelte um das, was sonst die Natur aus freien Stücken dem Kindesherzen mitzugeben pflegt, freilich nur als Gegengabe für treues, hingebendes, im innigsten persönlichen Verkehr bewährtes Bemühen um das Wohl des Kindes. Der Name „Vater“, so süß für das Ohr des Kindes, welches seinen Vater kennt, besitzt an und für sich noch nicht die Zauberkraft, die kindliche Liebe mit einem Schlage zu erwarten, wenn derjenige, der sie nach dem natürlichen Recht fordert, sich noch nicht als Vater bewährt hat. Und so war es hier. Das junge Mädchen hatte seinen wahren Vater nie gekannt und derjenige, den es bisher so genannt hatte, war es nach der Stimme ihres Herzens in so vollkommenem Maße, daß andere Ansprüche dagegen nicht sofort aufkommen konnten.

Was aber mochte in der Seele des Mannes vorgehen, der die so vielfach und in so rührender Weise ihm zu erkennend gegebene reine, stille, unverfälschte kindliche Liebe der Pfliegerin bisher so gering geschätzt, ja bespöttelt hatte? Oder war dieses Verhalten nur die Folge äußerlich angelernter philosophischer Grundsätze, welche den Strom warmer Empfindungen im Herzen zwar zurückdrängen, aber deren Quelle nicht verschütten konnten? Hatte er wirklich so gering gedacht von den Menschen, auch von denen, die ihm am nächsten

standen? Nun, dann war der Augenblick wohl geeignet, ihn einen tieferen Blick in die Geheimnisse der Menschenbrust thun und die Hinfälligkeit seiner bisherigen Lebensmaximen erkennen zu lassen.

Und auf ihn waren jetzt die Blicke von Vater und Tochter, wie Hilfe suchend, gerichtet, von seinen Lippen schienen sie das entscheidende Wort zu erwarten, welches den Vater der Tochter wiedergab und die Tochter an den wahren Vater verwies. Der aber saß noch immer mit halbgeschlossenen Augen und tief gesenktem Haupte zusammengebrochen auf seinem Stuhle. Jetzt erhob er sich mühsam, entwand sich mit einer gewissen Hast den Armen des blühenden Mädchens und sagte, zu diesem gewendet, indem er mit einer erschreckenden Ruhe auf den Fremden wies:

„Du willst mein ausdrückliches Zeugniß? Ja, er ist Dein Vater! Freue Dich seiner Wiederkunft; dort ist Dein Platz!“

„Aber Du hast mir ja immer gesagt, daß mein Vater todt sei?“

„Ich habe es selbst geglaubt.“

„Du hast es selbst geglaubt? Aber wie ist denn das möglich?“

„Da fragst Du mich zuviel; halte Dich an die beglückende Thatsache, daß Du keine vaterlose, heimatlose Waise mehr bist. Dort ist Dein Platz!“

„Aber sie sagen, Du habest —“

„Sprich es nur aus!“ schrie der Maire wild auf und seine Lippen bebten. „Sprich es ruhig Deinem Vater nach; ein Kind muß glauben, was sein Vater spricht. Und Du glaubst es auch!“

„Nimmermehr! Nimmermehr! Aber was ist Dir nur? Du bist so bleich, Du zitterst, Du bist krank!“ schrie das Mädchen in zunehmender Angst, indem sie von neuem ihren Pflegevater zärtlich zu umschlingen suchte. Dieser aber rief, indem er mit schwankendem Schritte zurückwich; mit immer matter werdender Stimme:

„Es ist nichts! Rühre mich nicht an! Geh' geh'! Du darfst nicht länger hier bleiben! Folge Deinem Vater!“

Wechthild stieß einen Schrei aus; denn der Maire begann zu taumeln und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht einige von uns den Ohnmächtigen aufgefangen hätten.

Manche Woche war seitdem vergangen, als ich eines Tages einen Brief von dem Regierungsrath Müller erhielt. Bei unserem Abzuge von S., welcher schon am Tage nach dem zuletzt geschilderten Vorfalle erfolgte, hatte mir derselbe versprochen, über den Verlauf der Krankheit des Maire, dessen Zustand ernstliche Besorgniß einflößte, mir zu schreiben. Der Brief lautete:

„Mein werther Herr!

Von vielen wichtigen Mittheilungen zuerst die wichtigste. Forbach ist nun außer Gefahr. Der Typhus hatte ihn in der That gar heftig niedergeworfen. Seine gute Natur hat sich — Gott sei Preis! — durchgekämpft und die gute Pflege hat dabei auch das ihrige gethan. Mich selbst freilich rief das Amt bald wieder in die Heimat zurück, aber meine Tochter ist während seiner Krankheit nicht von seiner Seite gewichen; sie war nicht zu bewegen, die Pflege anderen

Händen zu überlassen. Das waren dann für mich recht schwere Wochen. Zu der Sorge um die mir neu geschenkte Tochter, die ich zu gefährlichem Dienst bei dem mit ansteckender Krankheit Behafteten zurücklassen mußte, gesellte sich die Besorgniß, den alten Jugendfreund, den ich auf so wunderbare Weise zugleich mit meiner Tochter wiedergefunden hatte, aufs neue zu verlieren. War es nicht wunderbar, daß gerade ich in wichtiger Angelegenheit in das Hauptquartier vor Paris geschickt wurde, daß ich auf dem Wege dorthin gerade in S. in demselben Gasthose, in welchem Sie Ihren Festabend feierten, übernachteten, daß ich, von einem Ausgange um Mitternacht heimkehrend, im Begriff, mein Zimmer zu suchen, die richtige Thür verfehlen und die Saalthür in dem Augenblick öffnen mußte, wo der einstige Freund, vor dem Spiegel stehend, mich, den Todtgeglaubten, rief und als Antwort darauf, da jene Thür dem Spiegel gerade gegenüberliegt, nun wirklich mein Bild im Spiegel sehen mußte? Freilich ohne jenes auffallende Mal, welches ich an der Stirn trage, hätte er an dem gealterten und vergrämten Gesicht den ehemaligen Jugendfreund unmöglich wiedererkennen können. Daß er es aber nicht mit einem Trugbilde zu thun hatte, daran hat sein klarer Geist auch nicht einen Augenblick gezweifelt, so sehr ihn auch die ganz unerwartete Erscheinung erschüttert hat. Er war überzeugt, daß der Todtgeglaubte lebe und daß er ihm persönlich nahe gewesen sei. Ich selbst freilich hatte keine Ahnung, daß jene Gestalt, die ich beim Oeffnen der falschen Thür vor dem Spiegel stehend fand, in so nahen Beziehungen zu mir stand. Hatte ich doch nur ihren Rücken gesehen, und auch dies nur auf einen Augenblick, da ich mich beeilte, die Thür wieder zu schließen. Was vorher gegangen und was hinterher geschah, habe ich erst am nächsten Morgen durch meinen Sohn erfahren. Aber es war genug, um mich fast sicher zu machen, daß ich die Spur meines Kindes gefunden habe. Wie wunderbar sind Gottes Fügungen! Hätte ich meinen Sohn nicht bei mir gehabt und hätten Sie ihn nicht an jenem Abend in Ihren Kreis gezogen, so wäre ich am anderen Morgen ahnungslos, daß ich meinem Theuersten so nahe gewesen, weiter gezogen. Weiter ziehen mußte ich allerdings, da meine Reise ins Hauptquartier keinen Aufschub duldete; aber ich konnte doch mit der tröstlichen Aussicht weiter reisen, daß ich schon nach wenigen Tagen, die mir freilich zu einer Ewigkeit werden mußten, mein wiedergefundenes Kleinod in meine Arme schließen dürfe. Ich reiste also ab und überließ meinem Sohne die weiteren Schritte. Das Entzücken, mit welchem ich dem Wiedersehen mit meinem theuren Kinde entgegenfah, wurde nur getrübt durch die Erbitterung, die ich gegen den einstigen Freund in der Brust nährte. Denn ich erblickte in ihm — o der unseligen Verblendung! — nur den Räuber meines Theuersten, den Zerstörer meines Lebensglückes! Ich bin ihm in Ihren Augen eine Genußthnung schuldig und diese kann ich nur geben, wenn ich Ihnen noch das Folgende erzähle.

Meine Ehe war eine glückliche, soweit gegenseitige Liebe und Achtung in Betracht kommt, sonst jedoch wuchsen die Blumen auf dem kurzen Lebenspfade, den ich mit meiner unvergeßlichen Gattin zusammen wandelte, nur spärlich. Sie war ein zartes, liebliches Geschöpf,

kindlich in ihren Anschauungen, kindlich in ihrer Unselbstständigkeit und in ihrer Unfähigkeit, den Stürmen des Lebens zu trotzen und seinen Ernst zu verstehen. Einen geordneten Haushalt zu führen, war sie schon durch ihre fortwährende Kränklichkeit verhindert, welche sie nöthigte, alljährlich monatelang die Bäder zu besuchen. Bedenken Sie nun, daß ich damals noch keine feste Anstellung hatte, und daß ich selbst von Hause aus arm, meine Frau aber nur mäßig bemittelt war, so werden Sie sich vorstellen können, daß wir nicht gerade auf Rosen gebettet waren. Dazu kam, daß mein erstgeborenes Kind derartig kränkelte, daß ich mich entschließen mußte, dasselbe, da es im Hause unmöglich die richtige Pflege finden konnte, um es nur am Leben zu erhalten, einem erfahrenen Arzte in einem klimatischen Kurorte zu übergeben. Sie werden freilich in meinem rüstigen Lieutenant das zarte Pflänzlein von ehemals nicht wiedererkennen. Bald nachdem meine Gattin einem zweiten Kinde das Leben gegeben hatte, mußte sie wegen von neuem zunehmender Kränklichkeit wieder in das Bad reisen. Zum Glück war dieses zweite Kind, eine Tochter, völlig gesund und ich brauchte mich wenigstens von ihr nicht zu trennen. Zu ihrer Pflege nahm ich eine gut empfohlene Person ins Haus, auf die ich mich unbedingt verlassen zu können glaubte. Auch gedieh unter ihren Händen mein Töchterchen ganz vortrefflich. Im übrigen aber war mein Hauswesen das Bild wüster Unordnung und trostloser Verödung, so daß ich keine Freude daran hatte. Auch kostete der Hausstand mehr, als ich mit meinen Mitteln bestreiten konnte. Dazu fand ich, daß jene Kinderwärterin mich schrecklich ausbeutete und, wenn ich darüber nur die leiseste Andeutung machte, mir aufregende Scenen bereitete und von davonlaufen sprach, so daß ich, um nur meinem Kinde die erprobte Pflege zu erhalten, schließlich die Augen zudrückte und sie gewähren ließ.

Zu dieser Zeit — es war etwa sechs Wochen nach der Geburt meiner Tochter — trat zu allem Unglück der verschollene, von mir längst als todt beklagte ehemalige Bräutigam meiner armen Frau in unserem damaligen Wohnorte auf. Ich hatte in meiner Noth keinen Freund, auch näher stehende Verwandte besaß weder ich noch meine Frau. Was hätte ich darum gegeben, wenn in dem so unerwartet Zurückgekehrten mir der Freund von ehemals wiedergekehrt wäre! Aber er war nur gekommen, um an dem vermeintlichen Verräther seines Liebesglückes Rache zu nehmen. Ich sollte verrätherisch an ihm gehandelt haben, und ich hatte doch nur der Verlassenen, in der Welt ganz allein Dastehenden, sich selbst für verrathen Haltenden nach langem Zaudern die Hand gereicht, um ihr die Stütze, die sie im Leben so nothwendig brauchte, zu gewähren! Aber ich bin jetzt weit davon entfernt, Jorbach wegen seines damaligen, harten und leidenschaftlichen Auftretens gegen mich zu verklagen. Wir haben beide geirrt und beide bitter dafür büßen müssen.

Sie kennen den Verlauf des Duells. Ich wurde schwer verwundet und als sich endlich nach monatelangem Siechthum meine gute Natur durchgerungen hatte, da erst wurden mir die Augen geöffnet zur vollen Erkenntniß des bodenlosen Unglücks, das inzwischen über mich gekommen war. Mein Weib war inzwischen gestorben und lange

begraben und mein Kind verschwunden; niemand konnte sagen, was aus ihm geworden war. Nur so viel erfuhr ich, daß noch an demselben Tage, an welchem die Katastrophe eintrat, die Wärterin mit dem Kinde das Haus verlassen hatte unter der Angabe, sie brächte es zu Verwandten. Alle meine Nachforschungen, selbst Aufgebote in öffentlichen Blättern blieben erfolglos. Niemand antwortete auf den Nothschrei eines unglücklichen Vaters; die Spur des geliebten Kindes blieb verloren. Und zu dem Schmerz über seinen Verlust gesellte sich die quälende Frage, was aus ihm geworden sei. Daß jenes abscheuliche Frauenzimmer mein Eigenthum in wahrhaft empörender Weise in Kontribution genommen hatte, wie sich später herausstellte, war wohl Grund genug für sie, sich unsichtbar zu machen, ließ aber den Zweck der Entführung des Kindes in völliger Dunkelheit. Das führte mich auf einen neuen, noch entseßlicheren Gedanken. Ein anderer mußte an dem Raube des Kindes ein Interesse gehabt haben und dieser andere konnte nur Forbach sein, dem ich jetzt in innerster Seele entfremdet war und alles Böse zutraute. Er mußte den grauenvollen Plan erjonnen haben und jenes teuflische Weib hatte ihm das Kind in die Hände gespielt! War dies aber so, so fand sich doch noch ein Nest von Hoffnung, dem Räuber den kostbaren Raub wieder abzugelenken. Umsonst! Ich fand keine Spur auch in seinem Geburtslande nicht! Ich mußte endlich die fruchtlosen Nachstellungen einstellen. Was mich aber in meinen Bitternissen aufrecht erhielt, war der feste Glaube, daß diese meine Augen einst noch das theure, geraubte Kind wiedersehen würden. Und dieser Glaube hat mich nicht betrogen. Nach zwanzig Jahren halte ich mein verlorenes Kleinod wieder in meinen Armen und um mein Glück vollkommen zu machen, habe ich auch den Glauben an den alten Freund wiedergefunden. Denn was ich in einer durch die Umstände sehr erklärlichen Verblendung für eine Unthat hielt, sollte eine Wohlthat sein. Der Ausgang des Duells hatte Forbach aufs tiefste erschüttert. Er glaubte, daß es mit mir aus sei; der unwissende Arzt versicherte es und die Zeugen drängten zu schleuniger Flucht. Hätte er bei ruhiger Ueberlegung mich selbst untersucht, so würde er gefunden haben, daß noch Leben in mir, daß mein Zustand noch nicht hoffnungslos sei. Aber seine Seele war un-
machtet. So kehrte er in seinen Gasthof zurück. Dort hörte er die Leute von meinem Tode wie von einer Thatfache reden, und was man sich da sonst von meinen häuslichen Verhältnissen erzählte, war geeignet, ihn noch mehr zu erschüttern. Er hatte bisher nichts von der Krankheit meiner Frau, nichts von meiner sonstigen Noth erfahren; er hatte geglaubt, daß wir in einen Taumel des Glückes schwämmen. Und was für sonderbare Dinge mußte er jetzt erfahren!

Forbach dachte jetzt nur noch daran, zu helfen. Er schickte seinen Diener, den er mitgebracht hatte, ab, um in unserer Wohnung selbst nähere Nachforschungen zu halten. Ein düsteres Bild häuslichen Sammers enthüllte sich ihm: Ein schreiendes, vernachlässigtes Kind in der Wiege, eine herzlose, hoffärtige Wärterin, die bei der doppelten Trauerbotschaft — denn fast gleichzeitig mit dem falschen Gerücht, daß ich im Duell erschossen sei, hatte eine Depeche die wahre Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden meiner theuren Frau gebracht —

nur laute Klagen darüber hatte, daß nun niemand mehr da sei, sie für ihre Bemühungen zu bezahlen.

Jorbach faßte einen raschen Entschluß. Das von aller Hilfe verlassene Kind der einstigen Geliebten, des einstigen Freundes durfte nicht der Noth, nicht einer ungewissen Zukunft preisgegeben werden. Die verglühende Liebe zu den Eltern entsachte sich in ihm von neuem zugunsten des unschuldigen Kindes, das er nach seiner Meinung zur Waise gemacht hatte. Für dieses fortan treulich zu sorgen und es zu entschädigen für das Elend, das er selbst über dasselbe gebracht, erschien ihm zudem als gebieterische Gewissenspflicht. Er fürchtete nicht, durch die Entführung des Kindes irgend jemandes nähere Anrechte an dasselbe zu beeinträchtigen. Die Eltern hielt er für todt, Verwandte, die sich um dasselbe hätten kümmern mögen, gab es nicht, und daß Mechthild noch einen Bruder hatte, hat er erst jetzt erfahren. Er entwich mit seinem Pfleglinge nach Australien; dort hoffte er selbst von der Wunde, die er im Herzen trug, zu gesunden. Sie haben nun auch eine Erklärung für Jorbachs eigenthümliches Verhalten zu meinem Kinde. Ein seltsames Gemisch von Liebe, Groll, Reue und Selbstanklage war es, was ihr Anblick in ihm fortwährend erweckte und ihn hinderte, die zärtlichen Empfindungen, die er für sie hegte, auch in seinem Verkehr mit ihr entsprechenden Ausdruck zu geben. Dabei nährte seine verbitterte Seele den Wahn, daß das Kind der Eltern, die an ihm treulos gehandelt hätten, für ihn nichts als höchstens eine matte Dankbarkeit empfinde. Wie gründlich er von diesem Wahne geheilt worden ist, wissen Sie. Die Zärtlichkeit, mit welcher Mechthild an ihrem bisherigen Vater hängt, wird es ihr schwer machen, dem neuen Vater in seine Heimat zu folgen. Aber freilich, für lange wird dies wohl auch nicht sein; denn — für Sie ist es ja kein Geheimniß — schon trachtet ein dritter, das liebe Kind uns beiden zu entführen. Doch davon ein ander Mal."

Einige Wochen später — es war bereits während des Waffenstillstandes — feierten wir in dem Hause des Maire die Verlobung der schönen Mechthild mit dem Lieutenant Neuhaus. Die größere Hälfte der bei jenem ersten denkwürdigen Festabend vereinigt gewesenen Offiziere hatten sich bei dieser Gelegenheit wieder zusammengefunden. Wir waren natürlich alle höchst aufgeräumt und diesmal störte auch nicht der leiseste Mißklang die Harmonie unseres Beisammenseins. Unter den Festrednern glänzte auch der dicke Hauptmann Oberstein. Er hatte sein altes Thema von den durchlöcherten Prinzipien wiedergewählt und seine mit kühnen Bildern geschmückte, von feinen Anspielungen gesättigte und mit vollkommenem Siegesbewußtsein vorgetragene Rede war gewiß ein wahres rhetorisches Prachtstück und man konnte nur bedauern, daß ein Theil derselben in dem häufigen Gelächter und den zahlreichen Zwischenbemerkungen, welche sich aus der Gesellschaft vernehmen ließen, unterging. Seinen aufmerksamsten Zuhörer fand aber der Redner an demjenigen, auf welchen das Ganze gemünzt war, an dem Maire. Dieser erhob sich nach Schluß der Rede, schüttelte dem Redner die Hand und sagte

heiter: „Ich habe bisher geglaubt, ein Philosoph zu sein; vor Ihnen, Herr Hauptmann, streiche ich die Segel. Sie sind vielleicht der größte Philosoph aller Zeiten. Bisher gab es keine Philosophie ohne festes, abgerundetes, auf unumstößliche Prinzipien gegründetes System; Sie stellen den großen, neuen Satz, vielleicht den Fundamentalsatz der Zukunftphilosophie auf, — und ich sträube mich nicht länger, Ihnen darin Recht zu geben — daß nur diejenige Philosophie etwas taugt, in deren System — sich ein Loch findet.“

Winter.

Schweigsam sind wir gewandert
 Mitsammen, Hand in Hand
 Durch die verschneiten Fluren,
 Durch winterliches Land.

Schweigsam sind wir gewandert;
 Wir haben wohl gewußt,
 Daß wir den Winter tragen
 Auch in der eignen Brust.

D. Saul.





Der Hörselberg.

Von P. Petersen.



irgends im Thüringerwald treffen wir einen schärfer markirten Kontrast zu den übrigen Bergen dieses Gebirges, als in dem Hörselberg; denn während jene sich südlich vom Hörselthal in rundlichen Formen mit üppigem Walde bekleidet, erheben; zieht dieser als ein anderthalb Stunden langer, scharfkantiger, nackter Rücken an der Vorderseite des Thales bogenförmig hin, und stellt dem sonst so anmuthigen, vegetationsreichen Gebirge eine schroffe Wand von kahlen, roth- und blaugefärbten Mergeln und klippenartigen Kalkfelsen entgegen. Ganz wunderlich, ja eigenthümlich, nehmen diese schroffen, rauhen Bergformen sich aus, wenn man auf sie hinüberschaut von den saftigen, grünen Wiesen des Hörselgrundes oder dem aus buntem Sandstein bestehenden Borlande, das einem großen Obstgarten gleicht; besonders sticht der östliche Theil oder der große Hörselberg, der vom Dorfe Sättelstedt an der Hörsel bis 425 Meter über dem Meeresspiegel steil und jäh emporsteigt und durch einen Einschnitt gegenüber dem Dorfe Schönau von dem bei dem Dorfe Eichrodt endenden kleinen Hörselberg getrennt ist, eigenthümlich und auffällig von der ganzen Landschaft ab. So ist der Anblick von der Südseite und die Reisenden, betroffen von dem mächtigen Gegensatz zu den anderen Bergen, staunen ihn verwundert an. Ganz anders stellt er sich jedoch dem Beschauer von der Nordseite dar. Hier ist nichts von der Rasttheit und Rauheit des Südens; denn von seiner höchsten Spitze an dacht er sich sanft ab und ist noch zum guten Theil bewaldet. Neben der höchsten Kuppe bildet der Rücken ein Horn, ehe er rasch nach Südost abfällt; auf der andern Seite aber, an der Ecke zwischen der Kuppe und dem Einschnitt, welcher die beiden Berge trennt, öffnet sich oben in dem Rücken zwischen Kalkklippen ein Spalt, das jagenumwebte „Hörselloch“, welches in alten Zeiten als der Eingang zur Hölle betrachtet, mit scheuer Neugierde angestaunt und mit graufender Furcht ängstlich vermieden wurde.

„Oft hört man darin“, erzählt Ludwig Bechstein in seinem Sagenbuch des Thüringerwaldes, „selbst wenn man auf der Höhe darübersteht, ein dumpfes Brausen, wie unterirdischer Sturm, oder ein Rauschen, als stürze Wasser auf rasch umschwingende Mühlräder.“ Vor alten Zeiten, so steht in den thüringischen Chronikbüchern, wurden daselbst oft jammernde Wehklagen vernommen und dann lautes zeterndes Geheul, besonders zu nächtlicher Zeit, daß den Unwohnern graute und bangte, und es ging die Sage, daß dieses Zetergeschrei und Heulen, dieses herzerreißende Jammern und Wehklagen von den gemarterten Seelen herrühre, die dort in Höllequalen büßen müssen. Darum wurde der Berg „Hör-Seelen-Berg“ genannt. Und wie die Alten glaubten, daß dort im Berge der Sitz des Fegefeuers sei und der Höhleneingang die Pforte zur Hölle, so meinten sie auch, daß in ihm das wilde Heer seinen Wohnsitz habe, das in den zwölf Nächten über die Wälder Thüringens mit Hussah und Hurrah, im Sturm und Graus, als sollte die Welt vergehen, dahin brauste. Zugleich war der Hörselberg der Venusberg der alten Sage, in dessen Schoß die Heidengöttin Venus, die deutsche Hulda oder Frau Holle, die in der Märchenwelt der Kinder eine so große Rolle spielt, umgewandelt in eine Zauberfee, ihren unterirdischen Hof hält mit aller Lust und Pracht, wie es wenigstens denjenigen vorgekommen, die sich herbei locken ließen von süßen Liebesstimmen und holdem Mädchensinken. Was immer die Sinne fesseln und erfreuen mochte, bot sich ihnen hier dar, weshalb auch aus entlegenen Ländern mancher herbei kam und in den Berg hineinging. Aber so viele junge, muthige Männer und kühne, beherzte Jünglinge in den Berg hineingingen, heraus kam niemand wieder. Sie waren und blieben verschollen. Noch immer wird der Hörselberg von manchen Bewohnern der Umgegend der Venusberg genannt, wenn auch die alten Sagen von ihrer Hofhaltung fast verklungen sind; es ist dies ein sicheres Zeichen, daß der Berg, zufolge der Ueberslieferung, der erste, rechte Zauberberg und als solcher weit und breit bekannt war. Auf lateinisch hieß man ihn mons horisonus d. h. der schrecklich tönende oder schrecklich rauschende Berg.

Sagen, wie die von der wilden Jagd, von dem treuen, warnenden Eckhart; von den Frachtfuhrleuten, die nachts bei Schönau eine Oeffnung im Berg und daselbst in einem Flammenmeer eine Menge Lebender und Verstorbener erblickten, ferner die Sage von dem Hirten aus Mechterstedt, den eine weiße Jungfrau in unterirdische Brunnengemächer führt oder von dem Spuk in den Kellern des Dorfes Sättelstadt sind lauter Phantasiegebilde, entsprungen aus dem Glauben an die Unheimlichkeit des Berges; andere dagegen haben entschieden einen historischen Hintergrund, so namentlich die Sage von der Königin Reinswig und die von dem Ritter Tanhäuser, die wir nach Bechstein hier wiedergeben wollen.

Die Sage von der Königin Reinswig lautet folgendermaßen: In dem fernen England lebte eine fromme Königin, Reinswig oder Reinsweig genannt, in Freuden und Frieden mit ihrem Gemal, den sie herzlich und aufrichtig liebte. Aber es starb ihr königlicher Herr, und sie ward darüber betrübt bis in den Tod, denn der König hatte sie aus einem geringen Geschlecht um ihrer Tugenden willen gewählt

und also hoch erhoben. Sie wollte nun die Treue für ihn nicht vergessen, sondern sie gab nach seinem Tode reichliche Almosen, ließ für seine Seele viele Messen lesen und Gebete thun und vermeinte damit ihren Herrn etwa aus der Pein des Fegefeuers zu erlösen, er leide sie auch, wo immer er wolle, sofern es möglich. Als sie das eine Zeit lang mit großer Andacht getrieben hatte, erschien ihr des Nachts ein Gesicht wie der Schatten ihres Gemals, und sie hörte eine Stimme gleich wie die Stimme des verstorbenen Königs, die rief ihr zu, daß in dem Lande Thüringen ein Berg wäre, eine Meile Wegs von Eisenach gelegen, darin würde mit andern auch die Seele des guten Königs gequält und sie hätte von den Almosen und den Seelenmessen der guten Königin weder völlige Erlösung noch auch nur Erleichterung der Fegefeuerpein zu hoffen. Das erschreckte die fromme Königin über die Mäßen; sie berief ihre Jungfrauen und ihre Diener, nahm all' ihr Geld und Gut, verließ England und schiffte über das Meer nach Deutschland herüber. So kam sie zu dem verrufenen Berg und wählte einen freundlichen Platz an seinem Fuße, bauete eine kleine Kirche und ein klösterliches Haus, darin sie mit den Ihrigen wohnen und beten konnte und nannte die Stätte Satansstätte, darum weil oft die bösen Geister, unter Anführung des Satans, aus dem Hörfelberge erschienen und sich merken ließen. Als aber sich noch andere redliche Leute dort anbauten, wurde der Ortsname allmählich verändert und wurde aus Satansstätte, Sättelstätte und endlich Sättelstedt. Die fromme Königin Reinswig nahm noch andere heilige und fromme Jungfrauen und Weiber zu sich, diente Gott bis an ihr Ende, und durch ihr großes Gebet, Almosen und gute Werke gelang es ihr, die Seele ihres Gemals aus dem Hörfelberg zu erlösen, und als sie diese selige Gewißheit erlangt, starb sie und hinterließ ihren Jungfrauen viel Geld und Gut, eine stattliche Habe.

Die andere Sage von dem Ritter Tauhäuser lautet nach Bechstein so: Es war einmal ein junger Rittersmann aus dem Frankensland, zugleich ein großer Minnesänger von großen Gaben. Er war trefflich bewandert in der Kunde der Geschichte der früheren Zeiten und hatte nach kühnen Abenteuern hin und her die Welt durchzogen, fast alle Lande durchreist. Da kam er am Hörfelberg vorbei und hoffte noch vor Abend die Wartburg zu erreichen. Als er nun recht in den Bereich des Zauberberges kam, sah er ein wunderliebliches Frauenbild in der Felsenpforte stehen, die in den Berg hinabführte, von so unsaglichen Reizen, wie er sie noch nie gesehen; die winkte ihm, und zugleich drang ein Schall süßer Lieder aus des Berges Tiefe heraus. Und dieses war Frau Venus, deren holder Liebeslockung der Ritter folgte. Ein ganzes Jahr lang blieb er bei ihr im Genuß aller Freuden, die die Sinne reizen, aber endlich ward er deren überdrüssig und der Gesellschaft in dem unterirdischen Minnehof und in ihm eine unbezwingliche Sehnsucht rege, diesen Ort der Sünde zu verlassen. Dagegen sträubte sich Frau Venus gar sehr, als er ihr den Entschluß kund that, daß er sich wieder hinweggeben und versuchen wolle, ob er nicht Vergebung seiner Verfündigung erlangen möge; endlich gelobte er ihr an, fest und unverbrüchlich, zu ihr zurückzukehren, wenn sein Wunsch nicht in Erfüllung gehe und er keine

Gnade finde, um dann ewiglich bei ihr zu bleiben. So entließ sie ihn traurig und betrübt, und der Ritter trat wieder aus dem Berge. Damals lebte zu Rom ein Papst, der hieß Urban, ein strenger Mann, zu dem zog der Tanhäuser, fiel vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und beichtete die schwere Schuld, daß er ein Jahr lang in Frau Venus' Berge gewesen sei. Darüber erzürnte sich Urban über die Mäßen, ließ den aufrichtig Bereuenden hart an und zeigte auf den weißen Kreuzesstab, den er hatte, indem er ausrief: „So wenig dieser dürre Stab grünt und jemals wieder grünen kann und wird, ebenso wenig hast Du zu hoffen, daß Dir jemals bei Gott und mir Verzeihung und Gnade werden kann und wird!“ Traurig und verzweifelt zog der arme Ritter wieder zurück, den weiten Weg zur Frau Venus, die ihn freundlich und minniglich empfing. Nach dreien Tagen aber hob der Stab des Papstes an zu blühen durch ein göttliches Wunder der ewig verzeihenden Liebe, und der Papst sah erschüttert, daß bei Gott möglich sei, was ihm, dem Menschen unmöglich geschienen. Da sandte er Boten hinaus in alle Lande, nach allen Richtungen hin, den Ritter zu suchen, ihn zurückzurufen und ihm die Gnade des Himmels zu verkündigen, aber er war nicht zu finden; er muß nun in dem Berge bleiben bis an der Welt Ende.

Der Aufenthalt der Königin Reinswig ist durch die Uebersiedelung ihrer Hofräulein in das Eisenacher St. Nikolai-kloster historisch festgestellt, wenn auch das ursprüngliche Motiv dieses Aufenthaltes sagenhaft ausgeschmückt ist. Noch heißt ein Haus im obern Theile des Dorfes Sättelstedt das Kloster. Das Wort Satansstatt ist aber nur ein Machwerk der Mönche, das geht daraus hervor, daß der Ort früher Setinstete hieß, woraus mit der Zeit Sättelstadt entstanden ist. Auch traten am landgräflichen Hofe auf der Wartburg zwei Herren von Setinstete auf.

Gleicherweise ist es auch sicher, daß ein Ritter und Minnesänger Tanhäuser oder Danhäuser im dreizehnten Jahrhundert lebte und auch nach Thüringen kam, da er in einem seiner noch erhaltenen Lieder den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meissen und den Landgrafen Albrecht preist, wohingegen aber erdichtet ist, daß er am Sängerkrieg auf der Wartburg soll theilgenommen haben, da er erst ein halbes Jahrhundert später seine Weisen ertönen ließ.

Sehr wahrscheinlich ist, wie nach den neuesten Untersuchungen berichtet wird, daß der Hörjelberg durch seine äußere Erscheinung für die Ausübung des heidnischen Kultus eine ganz besondere Anziehungskraft besaß, so daß in seiner Nähe viele heidnische Verehrungsstätten der germanischen Götter entstanden. Verschiedene Namen wie Wutha (Wodan) und Astarfeld (Astara, Ostera) scheinen hierauf hinzudeuten. Dieses gab nun natürlich einestheils Veranlassung zur Entstehung von Sagen; aber ganz besonders trugen zu deren Ausbildung die ersten christlichen Priester bei, indem sie die heiligen Feuer in den Berg unter der Gestalt des Fegefeuers bannten. Der Papst Hadrian soll gar durch eine Bulle dekretirt haben, daß der Hörjelberg der Sitz der höllischen Geister sei! Ohne Zweifel hat aber auch die geheimnißvolle Spalte an dem höchsten Theile des Berges sehr viel zur Entstehung der mancherlei Sagen beigetragen; denn diese Spalte ist eng und

schwer zugänglich und eine Untersuchung derselben hat erst in neuester Zeit stattgehabt. Sehr wohl ist es auch möglich, daß in früheren Zeiten hin und wieder ein Neugieriger sich hineingewagt und dann nicht wieder herausgefunden hat. Darauf deutet ja auch die Sage von den Hirtenknaben hin, die in den Berg hineingingen und von denen nur einer zurückkehrte. Dann ist es ferner auch sehr gut möglich, daß bei einer bestimmten Windrichtung sonderbar klingende Töne, sei es wie ein Heulen und Brausen oder wie eine lieblich tönende Musik aus dem Berge erschallen. So viel ist aber sicher, daß aller romantischer Zauber, alle Phantasie aufregende Geheimnisse dieser Höhle und dem Berge entrisen sind durch die jüngsten Untersuchungen, die zugleich ein überraschendes Licht auf die Entstehung der Venus= sage werfen.

„Lange schon“, erzählt Dr. R. Polak aus Waltershausen, „hatte unser Interesse für vaterländische Geschichte und Sage in uns den Voratz erweckt, das Innere des Hörselberges zu befahren. Welch schaurigen Begriff wir uns nach den vielfach widersprechenden Nachrichten von dieser Reise in die Unterwelt machten, geht aus dem Apparat von Sondirungsinstrumenten an Stangen, Seilen, Pechfugeln und andern Brennstoffen zur Erforschung der möglichen Untiefen hervor. Schon der engniedrige Eingang in die Schlucht, aus der wir das vielgerühmte Brausen durchaus nicht vernahmen, hätte uns, wie vielleicht manchen vor uns, vor weiteren Untersuchungen beinahe abgeschreckt. Wir brannten jedoch die Wachslichter in unseren vier Handlaternen an und duckten uns in die Oeffnung, die sich etwas abschüssig in die Schlucht fortsetzte, der Dünne voran. Bald nur gebückt, bald auf den Knien oder auf allen Vieren, bald beinahe flach auf dem Leib, bald von der Seite vorschleibend, krochen wir um die Ecken und Winkel der Felsen bald rechts-, bald links um auf dem groben Steingeröll des Bodens weiter, bis wir in einer Enge von kaum zwei Spannen fast stecken blieben. Jetzt überließ uns denn doch einige Besorgniß um unsere Gliedmaßen, da wir uns nicht drehen konnten, um mit einiger Bequemlichkeit den Rückweg zu versuchen. Der Krebsgang dünkte uns zwar in unserer Lage ganz anständig, schien uns aber wegen möglicher harter Stöße aufs Kreuz so unbequem, daß uns auch nicht die geringste Liebeserregung in der Venusgrotte anwandelte. Unser Dünner hatte sich indessen vorwärts gezwängt und eine größere Oeffnung erreicht, in die wir nachrutschten. Hier hatten wir soviel Platz, daß wir drei Menschen eng zusammensitzen konnten, wozu sich größere Steine am Boden einigermaßen eigneten. Sehr erfreut darüber blieben wir eine Weile sitzen, um etwas auszuruhen, ganz aufrecht stehen konnten wir nicht. Unser Athem wurde leichter, und das Geräusch, welches wir auf dem Gerölle verursacht hatten, war wieder verstummt, nur das tempomäßige Fallen eines Tropfens nach dem andern aus einer engen Spalte schlug an unser Ohr. Wir lauschten diesem seltsamen Geräusch immer angestrenzter. Horch! Welch wunderbare Töne, woher dieser Gesang ferner, ferner Chöre! Wie von hundert Stimmen aus weitester Ferne hörbar klang es in den zartesten Akkorden, melodisch, bald näher, bald ferner, aber forttönend immer rauschte der Gesang.

Welch seltsames Räthsel war hier zu enthüllen! „Gott sei bei uns oder Frau Venus ist es selber!“ raunte mir mein Nachbar zu. „Vorwärts!“ antwortete ich ganz verzückt, das liebliche Geheimniß zu entdecken, bog in einem möglichst weiten Schritt, wie ihn meine gebückte Stellung erlaubte, mit der Laterne links um — und lachte mich selber aus: ein kleines Loch war nur noch vor mir, kaum hoch genug für einen Marder, geschweige für uns in Wickelstiefeln; wir waren am Ende unserer unterirdischen Fahrt, die Hoffnung auf die Entdeckung des Geheimnißvollen war vernichtet. Unerwartet fanden wir nur einen dünnen Knochen von der Länge einer Hand, den wir nach langer Diskussion über vergleichende Anatomie für die Unterschenkelröhre eines Rehkalles hielten, der aber so ausgetrocknet und leicht war, daß man annehmen konnte, er sei vielleicht schon vor hundert Jahren von einem Fuchs hier abgenagt worden.

Indem wir die Höhle mit unsern Lampen so hell wie möglich erleuchteten, entdeckten wir plötzlich auch die geheimnißvollen Säger. Es waren Millionen kleiner Mücken, die theils das Gestein bedeckten, theils uns umschwirrten. Erst dadurch, daß wir uns wieder ganz ruhig verhielten, wurde uns aus ihrem Summen der frühere Gesang klar. Je nachdem man das Ohr nach demselben hinneigte, erschien er näher und ferner, oder man vernahm einen einzelnen Ton aus demselben vorherrschend, ähnlich wie man zuweilen aus einem fernen Glockengeläute einer weidenden Heerde einen Klang heraus hört. Von größeren Fliegern waren es einige Nachtschmetterlinge, die jedoch ruhig sitzen blieben; auch einige Käfer mischten durch ihren Flug sonore tiefere Töne hinein.

Wir hatten, um die Akustik zu prüfen, eine Mundharmonika und eine Spieldose mitgenommen und ließen nun unsere Stückchen spielen. Eine bedeutende Veränderung in dem gewohnten Tone derselben vernahmen wir nicht, außer daß die Schallstrahlen in dem engen und festen Raume mehr zusammengehalten und dadurch die Töne lauter wurden. Die Schlangenwindungen der Schlucht trugen dazu wohl nichts bei; von einem echoartigen Verhalten war keine Rede.

Von ferneren Entdeckungen nun abgeschnitten, zeichnete der eine, der andere stellte auf dem Rückwege die nöthigen Messungen der Höhle an. Hoherfreut über die gemachte Beute erreichten wir endlich wieder den Ausgang und schauten uns bei der Betrachtung unseres Rüstzeuges zur Entdeckung der vermeintlichen Untiefen und Beleuchtung von Festsälen und andern Gemächern der Frau Venus lächelnd an.

Was die Beschaffenheit der Höhle betrifft, so kann ihr Umfang früher nicht viel größer gewesen sein, denn von einem allmählichen Verfall, wie manche annehmen, kann deshalb keine Rede sein, weil ihre Wände aus festem, nicht scharfkantigem Kalkstein bestehen, der höchstens durch Ansaß von erhärtetem Kalksinter etwas gewachsen ist, und das Gerölle auf dem Boden zuerst an der Decke gehangen hat. Unangeschwemmt kann auch nichts sein, da der Boden unter dem etwa 0,30 Meter tiefen Gerölle aus fettem Thon besteht. Die Temperatur war viel lauer als außerhalb; Luftzug an den Lichtern war nicht zu bemerken, auch Fährten von Raubthieren nicht zu finden.

Der gehörte Gesang war unsere größte Entdeckung; er klang nicht

wie eine Solostimme, wie aus der Sage zu schließen wäre, sondern wie ferner Chorgesang aus einer Kirche ohne Orgelbegleitung; wir glaubten ihn als Hauptmotiv zu der Sage von dem Gesange der Frau Venus betrachten zu müssen. Wahrscheinlich sind diese Töne schon vor Jahrtausenden unter Hinzukommen sonderbarer Umstände gehört worden, vielleicht von einer poetischen Natur, welche das Gehörte und Gesehene mit reicher Phantasie anderen mittheilte und gleich dem homerischen Sirenen Gesange nach den Begriffen der Zeit einer holden Frau in den Mund legte, die mit ihren Liedern fahrende Ritter bethörte."

Die ganze Länge der Höhle beträgt nach Polaks vorgenommenen Messungen fast 20 Meter und wechselt die Breite zwischen $\frac{1}{2}$ und 1 Meter. Nur an dem Punkt, wo sie ruhten und das Summen der Rücken vernahmen, beträgt sie etwas mehr als 1 Meter, aber nirgends ist sie hoch genug, daß eine erwachsene Person aufrecht darin zu stehen vermag.





Ein deutsches Stil-Musterbuch *).

Unjere bisherigen Musterfammlungen deutscher Prosa stehen nicht auf der Höhe der zu stellenden Anforderungen. Sie sind zu knapp gehalten, treffen nicht vorsorglich genug die Auswahl im Stoff und lassen es an Fingerzeigen selbst da fehlen, wo der Leser eines Ariadnefadens bedürfte, um in Irrgängen sich zurechtzufinden.

Kein geringerer als der berühmte Sprachgelehrte Prof. Dr. Sanders in Altstrelitz hat jetzt die vorhandene Lücke ausgefüllt. Sein „Deutsches Stil-Musterbuch“ ist ein solches in doppelter Hinsicht. Es enthält auserlesene Geisteserzeugnisse, bringt aber auch wässerige Speise als abschreckendes Beispiel, unter anderem eine Rede von Christian Fürchtegott Gellert, welche durch ihre Weitsehigkeit und breite Wiederholung von Jedermannsgedanken gruselig macht. Vertreten sind, um hier die alphabetische Reihenfolge einzuhalten, die Prosaisten Auerbach, Börne, Engel, Gellert, Goethe, Hebel, Hegel, Heine, Herder, H. und W. v. Humboldt, Lessing, Julius Möser, Kanke, Jean Paul, Fr. Richter, Schiller, Stahr, Joh. H. Voss, Wieland. Außerdem sind aufgenommen das Schreiben des Großherzogs Karl August von Weimar vom 7. November 1825, worin er Goethe zur fünfzigsten Wiederkehr des Tages beglückwünscht, an welchem der Dichterkönig in den weimarischen Staatsdienst trat, und endlich der „Brief der Königin Luise von Preußen an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Aus Königsberg im Frühjahr 1809.“ Dieser Brief, in welchem die gottergebene und gottvertrauende Schreiberin mit feherischem Scharf- und Tiefblick auch das Kommende in großen Zügen sicher voraussieht, ist auch in stilistischer Hinsicht eine kostbare Perle.

Es verdient ganz besonderen Dank, daß der Verfasser einige Ausfühlinge wieder zu Ehren gebracht, auf hervorragende Leistungen die Aufmerksamkeit hingelenkt hat.

Wie viele wissen heute von Möser, der auf Goethes Bildung

*) „Deutsches Stil-Musterbuch“ mit Erläuterungen und Anmerkungen von Daniel Sanders. Berlin, G. W. Müller. 1886.

nach dessen eigenem Geständniß einen sehr großen Einfluß gehabt hat, dessen „in vortrefflicher Sprache und dem edelsten Volkston“ geschriebenen Aufsätzen August Koberstein eine hohe Bedeutung beimißt?

Wer beschäftigt sich noch viel mit dem von einem ostpreussischen Schulmeister abstammenden Herder? Wilhelm Scherer schreibt in wenigen markigen Sätzen: „Ein Pedant lehrte ihn; ein Priester knechtete ihn; der Uebergang zur Universität befreite ihn. Seine reizbare Seele wiegte sich früh in ehrgeizigen Träumen. Der geistliche Beruf sollte ihm ein Mittel sein, um auf die Großen zu wirken und das Volk zu erheben.“ Der Prediger, wie wohl er von der Kanzel herab alles bezauberte, mag vielen unsympathisch sein. Sie wissen nicht oder denken nicht daran, daß er in der Sprache nicht selten Lessing erreicht. Rudolph Gottschall behauptet von Klopstock, Wieland und Herder: „Ihre Namen wird die Geschichte mit Achtung nennen, aber ihre Werke werden sich der Vergessenheit, der sie jetzt schon zum Theil anheimgefallen sind, nicht mehr länger entziehen können.“ Das unterschreibe ich nicht, am wenigsten von Herder. Mit jenen Worten steht übrigens das Urtheil, welches Gottschall über Herder selbst fällt, nicht im Einklange. „Er ist der Vater jener poetischen Prosa, der es nicht auf die Präzision des Ausdrucks und des Begriffs ankommt, sondern die im Rausche dahinstürmt, wie eine unfertige Poesie, deren Sehnsucht nach rhythmischem Takt im ungebundenen Spiel und Schwung im hochgehenden Wogenschlag der Empfindung und im glanzvollen Flug von Bild zu verstummen scheint.“ Ueber Herders Werk „Ideen zur Geschichte der Menschheit“, aus welchem Sanders mehrere Auszüge bietet, schrieb Goethe 1787: . . . „Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit — und vielleicht unter fremdem Namen — den Menschen wohlthun . . .“

Wer liest heute noch Joh. Jakob Engel? Gervinus gießt einen Niagara von Gift über ihn aus, stellt aber nicht in Abrede, daß sich in dem Roman Lorenz Stark, welchen Sanders auszugsweise seiner Sammlung einverleibt hat, „dramatisches Talent“ befunde. Der unbarmherzig verurtheilende Schleiermacher hat zugestanden, daß die „Perioden“ in den Aufsätzen des Pärchimer Philosophen „von einer für das Ohr sehr angenehmen Struktur und von einem bis ins kleinste hinein sorgfältig herausgearbeiteten Wohlklange“ seien. Hören wir Heinrich Kurz: „Engel hat sich vorzüglich um die deutsche Prosa verdient gemacht, die er im Sinne und Geiste Lessings behandelte, dem er an klarer Durchsichtigkeit und geschmackvoller Behandlung nahe kommt . . .“ Und Engel war der Lehrer mehrerer Prinzen, der Erzieher des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm III., welcher ihn von Schwerin wieder nach Berlin berief. Es ist durchaus gerechtfertigt, daß Sanders seinem vernachlässigten Landsmanne den Löwenantheil in seinem Buche einräumt. Er hat allein aus dem geist-sprudelnden „Fürstenspiegel“, einem unmittelbar nach dem Regierungsantritt des Königs veröffentlichten Werke, sieben Stücke aufgenommen. Wie gewaltig packt der Mahnruf vor Schluß des Abschnitts: „Aufwand“:

„Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angesichte den gefälligen Fühllosen, der auf Kosten des Glücks und der Sittlich-

feit Ihres Volks jedem Wunsch von Ihnen so demüthig entgegentriecht; rufen Sie den kühnen Widersprecher zurück, der Ihnen durch lauten pflichtmäßigen Tadel Ihrer Verschwendungen so verhaßt ward, und lassen Sie tausendmal eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daß die Hütte des Fleißes und der Tugend verfalle!"

Wer kennt heute noch Hebel, den in kunstvoller Weise und doch in ungezwungener Einfalt erzählenden Schweizer?

Nächst Engel ist Lessing am reichsten bedacht, welchen Sanders als Stilisten über Goethe stellt. (p. 143 des Stil-Musterbuches.)

Von Goethe bringt letzteres unter anderem eine Besprechung der „Lyrischen Gedichte“ von Johann Heinrich Voß. Mit liebevoller Hingabe versenkt sich der Dichterkönig in die Entwicklung und das Werden des betrachteten Gegenstandes, um so die Eigenart des Gewordenen anschaulich darzustellen. Es ist erfreulich, daß eine solche Feder uns den berühmten Uebersetzer zahlreicher Schriften des Alterthums, welcher heute ebenfalls nicht mehr nach Gebühr gewürdigt wird, ins Gedächtniß zurückruft. Voß hat zur Bereicherung der deutschen Sprache wesentlich beigetragen, aber als Dichter, nicht als Prosaisist. Deshalb ging es nicht wohl an, daß Sanders ein Geisteserzeugniß von Voß in seine Sammlung übernahm.

Engel und der Generalfeldmarschall Graf von Moltke in Parchim, Voß in Sommersdorf bei Waren, Sanders in Altstrelitz geboren! Vier Söhne, auf welche die Zwillinge-Großherzogthümer mit gerechtem Stolze blicken; ein leuchtendes Sternbild am literarischen Himmel. Denn Moltke ist nicht allein der erste Stratege der Gegenwart, auch er ist hervorragender Schriftsteller; Karl Braun nennt ihn den ersten deutschen Prosaisisten nach Lessing.

Die Muster- und Beispielsstücke sind in sich abgerundet und nicht bunt durcheinander gewürfelt, wie in vielen anderen, denselben Zweck verfolgenden „Hilfsmitteln“, sondern nach einem bestimmten System geordnet.

Der Werth des Buches wird erhöht durch die jedem Abschnitt folgenden „Erläuterungen und Anmerkungen“. Diese beziehen sich auf Grammatik und Stil, erörtern die Eigenart des in Betracht kommenden Schriftstellers und belehren dann und wann über dessen Rang im Reiche der Wissenschaft. Hier und da wird auf die Genesis des Stückes sowie auf den Lebenslauf des Verfassers eingegangen.

Einige Anmerkungen haben Verhältnisse zum Gegenstande, welche keine Sprachlehre berücksichtigt. Andere lenken die Aufmerksamkeit auf sprachliche Feinheiten. Ich erinnere nur an den Unterschied zwischen „vollkommen“ und „ganz“.

Wie sehr Professor Sanders berufen ist, in Bezug auf Stilistik die Rolle eines Pfadfinders zu übernehmen, erhellt aus den Ausstellungen, welche er selbst gegen die Klassiker erhebt, zu welchen wir mit einer gewissen heiligen Scheu aufzuschauen pflegen.

„Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten“, kann Sanders mit Iphigenie ausrufen. Das ist ein Glück. Er meistert ohne Ansehen der Person, er deckt Schwächen auf, wo wir sie nimmer gesucht hätten. Um so größeren Nutzen stiftet das Buch. Bei genauester Prüfung stellt sich jeder ausgesprochene Tadel als berechtigt heraus. Wir müssen



Blanca.

Nach einem Stahlstich in Zink geätzt von H. Voß.

1005

dabei freilich nicht außer Acht lassen, daß die Sprache sich fortentwickelt, daß zur Zeit eines Lessing noch nicht durchgedrungen war, was heute als Sprachgebrauch feststeht.

Buffon sagt in der am 25. August 1753 in der Académie française gehaltenen Antrittsrede:

„Les ouvrages bien écrits seront les seuls qui passeront à la postérité. La quantité des connaissances, la singularité des faits, la nouveauté même des découvertes ne sont pas de sûrs garants de l'immortalité; si les ouvrages qui les contiennent ne roulent que sur de petits objets, s'ils sont écrits sans goût, sans noblesse et sans génie, ils périront, parceque les connaissances, les faits, et les découvertes s'enlèvent aisément, se transportent, et gagnent même à être mis en oeuvre par des mains plus habiles.“

„Qui passeront
à la postérité.“

„Frommt denn“, so höre ich fragen, „das Stil-Musterbuch nur solchen, die nach Unsterblichkeit lechzen? Mit nichten. Auch ist es nicht etwa den Schriftstellern vorbehalten, die sich bei mattem Flügel-schlage mit Mühe bei Lebzeiten über Wasser halten. Das Stil-Musterbuch ist eine Fundgrube des Wissens, ein ausgezeichnete Berater und Helfer für alle, welche ihre Gedanken sprachrichtig, sprachrein, leichtverständlich, bestimmt, gedrängt, in passenden Ausdrücken wiedergeben möchten, für alle also, denen daran liegt, sich vor Ver-sumpfung in dem alltäglichen Einerlei zu bewahren.

Juvenal sagt an einer Stelle, wo der anmaßende, zungenfertige Lehrer Palämon bildlich für die ganze Grammatikerzunft gesetzt ist, von den überbildeten Frauen:

„Ich hasse auch jene,
Welche mir immer von neuem die Kunst des Palämon abhaspelt,
Stets beachtend den Brauch und die regelnde Satzung der Sprache,
Als Altforscherin mir unerkundete Verse bereit hält,
Und Ausdrücke, von uns überhört, der altfränkischen Freundin
Tabelt. Dem Eheherrn soll Sprachschneider zu machen erlaubt sein.“

Ich denke, unsere heutigen Ehegatten werden einhellig eine solche Bevorzugung von der Hand weisen.

Insbesondere den Schulen, und zwar Lehrern sowohl als Zög-lingen, empfehle ich das Stil-Musterbuch angelegentlich. Börne findet es „sehr lächerlich, Knaben aus Schulen im Stil zu üben“. Das lasse ich nicht gelten. „Wer früh gelernt hat, gute Muster mit Ver-ständniß und mit Achtbarkeit auf den Stil zu lesen und daran die eigene Schreibart zu messen und zu bilden, hat auch im späteren Leben einen großen Vorsprung vor denen, welchen diese Vorübung mangelt.“ Dieser von Professor Sanders ausgesprochenen Ansicht werden die meisten beipflichten. Und wir sollen ja nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen. Non scholae sed vitae discendum. „Die Ge-dankenweise des Lehrers“, betont Herder, „ist dem Lernenden nur Vor-bild, wie ein zeichnender Schüler die Vorschrift oder das Gebilde des Meisters nachformt, nachzeichnet. So rein und einfach dies Ge-setz der Kunst und der Natur, so viel sagt's für Lernende und Lehrende. Sie gebietet dem Lehrer, daß seine Gedankenform, seine Art des Vor-

trags in der Seele des Lernenden ein Vorbild und Muster werden könne: denn nicht nur das, was er sagt, sondern wie er's sagt ist Lehre, d. i. es weckt Gedanken, und geht in die Seele des Lernenden über"

Selbstverständlich paßt das Stil-Musterbuch nur für höhere Lehranstalten. Ein vor kurzem von einem Gymnasium ersten Ranges mit dem Zeugniß der Reife abgegangener junger Mann, dem ich auf den Zahn fühlte, wußte nichts von dem Dasein eines „sächsischen Genitivs“ im Deutschen. Dabei war er der Besten Einer; man hatte ihm die mündliche Prüfung erlassen. Daß der sächsische Genitiv dem Englischen entlehnt ist, diese Sprache aber zum Lehrplan der Gymnasien nicht gehört, kann das Nichtwissen nicht entschuldigen. Wie sich in der Unterredung herausstellte, ist das Deutsch auf jenem Gymnasium eine Stieftochter; selbst in den höheren Klassen ist keine deutsche Sprachlehre anzutreffen. Ähnliche traurige Wahrnehmungen hinsichtlich der Behandlung der Muttersprache habe ich sogar bei Schülern von Realschulen mehrfach gemacht. Mit derartigen Krebschäden sollte doch gründlich ausgeräumt werden. Kein Werk erscheint geeigneter, hierbei mitzuwirken, als das Stil-Musterbuch von Sanders.

In jener Buffon'schen Antrittsrede kommt auch ein geflügeltes Wort vor, welches mindestens ebenso oft unrichtig wiedergegeben wird wie das bekannte „Der Mohr hat seine Arbeit gethan“, dessen „Arbeit“ im Munde von Unkundigen in „Schuldigkeit“ sich verwandelt. Den eben angeführten Buffon'schen Sätzen schließt sich unmittelbar Folgendes an: „Ces choses sont hors de l'homme; le style est l'homme même. Le style ne peut donc ni s'enlever, ni se transporter, ni s'altérer: s'il est élevé, noble, sublime, l'auteur sera également admiré dans tous les temps, car il n'y a que la vérité qui soit durable et même éternelle“

Buffon behauptet also, „der Stil sei unveräußerliches Eigenthum des Menschen“. Lessing drückt dasselbe derber so aus: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, sowie seine eigene Nase.“

Citirt wird in der Regel: *Le style c'est l'homme*. Das heißt: „Wie der Stil so der Charakter“ und ist wohl nicht unanfechtbar.

Verschiedentlich wird in deutscher Uebersetzung richtig angeführt: „Der Stil ist der Mensch selbst“ und dieser letztere Satz ebenfalls erklärt: „Der Stil entspricht dem Charakter“. So schreibt Heinrich Heine: „Das schöne Wort Buffons „der Stil ist der Mensch selber!“ ist auf niemanden anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke“

Lassen wir diese Streitfrage ungelöst. So viel dürfte unbestritten bleiben, daß in dem Stil sich etwas von dem Ich des Schreibers ausprägt.

Eine Marmorjäule mit blumenumwundenem Schaft von blendender Weiße; auf dem scharfkantigen Knauß die Göttin der Gerechtigkeit thronend; in ihrer starken, hoherhobenen Rechten die Waage; auf der einen Schale ein hockender Kobold, der nach den Blüten haucht, um sie zu zerpflücken. Das ist die Verkörperung des Stils eines Sanders. Es genügt zur Erhärtung auf die Schilderung hinzuweisen,

welche der Verfasser des Stil-Musterbuchs auf Seite 373 von dem wissenschaftlichen Werthe Hebels entwirft. In demselben Spiegel, welcher uns jenes Bild vorhält, erblicken wir eine ernste, zielbewußte, unentwegt allen Schwierigkeiten Trotz bietende Persönlichkeit von seltenem Ebenmaß, von echtem Schrot und Korn. So erscheint unserem geistigen Auge der große Sprachgelehrte — ein zweiter Lessing, nur von milderer Sinnesart.

Viele Werke und Zeitschriften franken an dem Uebelstand, daß Belege aus Schriftstellern nach einer bestimmten Ausgabe ohne jede Erläuterung angeführt werden. Grimms Wörterbuch citirt z. B. Band und Seite bei Goethe nach der Ausg. Stuttgart, 1827 ff., Sanders nach der Stuttgarter Ausg. 1840. Alle anderen Ausgaben sind zum Nachschlagen der Citate unbrauchbar, da nicht nur der Druck, sondern auch die Aufeinanderfolge in den einzelnen Ausgaben verschieden ist. Schiller wird bei Grimm nach der Ausgabe in einem Bande (Stuttgart 1840) citirt. So kommt es, daß die Citate des Grimmschen Nationalwerkes oft nicht einmal auf einer großen Staatsbibliothek verfolgt werden können — ein bei literarischen Arbeiten empfindlicher Mangel. Die Germanisten sollten dafür sorgen, daß im Text oder am Rande die Seitenzahl der benutzten Quellen mit abgedruckt und im Anhang über die abweichende Reihenfolge der einzelnen Schriften kurz Aufschluß gegeben wird. Die altklassischen Philologen verfahren in ähnlichen Fällen schon längst demgemäß.

Sanders giebt im letzten Bande seines Wörterbuches der deutschen Sprache am Schluß ein ausführliches Quellenverzeichnis, aus welchem auch zu ersehen ist, welche Ausgabe der einzelnen Werke benutzt ist.

Im „Deutschen Stil-Musterbuch“ findet sich in den Fußanmerkungen z. B. für Goethe angegeben: (40bdge. Ausgabe, Bd. . . S. . .). Besitzt der Leser eine andere Ausgabe, so ist guter Rath theuer. Es würde gewiß allgemeiner Zustimmung begegnen, wenn Professor Sanders in der nächsten Auflage dasjenige Stück, um welches es sich handelt, in den Fußanmerkungen anführen wollte, z. B. „Goethes Faust, erster Theil „Am Brunnen“. Ist diese Einrichtung für ein umfangreiches Wörterbuch wegen der Ansprüche an Zeit und Raum nicht durchführbar, so wird sie doch bei dem Stil-Musterbuch auf Hindernisse nicht stoßen.

Das Stil-Musterbuch beschränkt sich hauptsächlich auf die Zeit etwa von Lessing bis zu Goethes Tod. Mit Spannung sehen wir der in der Vorrede in Aussicht gestellten Fortsetzung entgegen.

Noch sei erwähnt, daß die äußere Ausstattung des Buches dem inneren Werthe desselben entspricht. Der Druck ist eine hervorragende technische Leistung.

Richard Raab.





Ein antiker Wallenstein.

Der alte Ausspruch des frommen Rabbi Akiba, daß es nichts neues unter der Sonne gäbe, kann wohl von niemandem mit so vollem Rechte wiederholt werden, wie von dem Kenner der Geschichte. Er braucht dazu kein Plutarch zu sein, der zum Zwecke der Vergleichung an die Darstellung des Lebens bedeutender Männer herantritt und dennoch wird er im Laufe der menschlichen Geschichte unzählige Erscheinungen und Persönlichkeiten antreffen, deren auffallende Aehnlichkeit ihn frappiren muß. Nicht bloß die Sonne Homers lächelt uns, nein, auch dieselben Lüfte und Leidenschaften kehren immer und immer wieder und Duzende von Achills und Agamemnonns bringt jedes neue Jahrhundert. Auch so manche Lichtgestalt der modernen Geschichte findet ein unscheinbares Pendant in der Ritterzeit oder im grauen Alterthum. Auch der Schillersche Held und gewaltige Schlachtenheros, Albrecht von Wallenstein, bietet — *si parva licet componere magnis* — vielfache und bemerkswerthe Anknüpfungspunkte mit — dem Franken Silvanus. Ein großer Theil unserer Leser dürfte den letztgenannten schwerlich kennen. Kein Konversationslexikon erwähnt ihn, die populären Geschichtswerke verschweigen seinen Namen und nur wenige und eigentlich recht trübe fließende Quellen aus alter Zeit, erzählen uns von dem Gescheide dieses unglückseligen deutschen Landmannes. Das Bild, das von dem Friedländer in uns lebt, stellt ihn dar als „des Glückes abenteuerlichen Sohn“, der durch hohes Verdienst seinen Monarchen zu Dank verpflichtet hat, aber von diesem, der ihn fürchtet, Undank erntet und geßtentlich in den Hintergrund gedrängt wird. Die Zeitumstände machen jedoch fortwährend den Kaiser der Hilfe des großen Feldherrn bedürftig. Er wird mehrmals als Helfer in der Noth herbeigerufen, seinen Herrscher vom Untergange zu erretten. Dabei hat er stets die sichere Aussicht auf Kaiser Ferdinands Undank nach erfolgtem Siege, auf „Dank vom Haus Oesterreich“. Da keimt in ihm urplötzlich der Gedanke auf, sich selbst an die Stelle des machtlosen und dabei undantbaren Monarchen zu

setzen. Wie weiland Pipin der Frankenherzog, wirft er die Frage auf, ob der zu herrschen berufen sei, der Testamente zufolge regiere, aber die Pflicht des Herrschers nicht erfülle oder der, den die eigene königliche Begabung zur höchsten Würde bestimme. Er beginnt mit dem Gedanken des Abfalles zu spielen und wird bald durch höfische Stabalen zum äußersten gezwungen. Er thut den entscheidenden Schritt und fällt am Vorabend des Triumphes durch Mörderhand. Die Anstifter des Mordes sind Männer, die durch die Gleichheit der Geschichte und Charaktere ihm nahe stehen und die er für seine natürlichen Bundesgenossen hält. Der Franke Silvanus, dessen Schicksal wir dem des Friedländers an die Seite zu stellen beabsichtigen, ist nicht wie dieser durch die warme Begeisterung eines Dichters dem Herzen der Nachwelt näher gebracht worden. Die zeitgenössischen Schriftsteller berichten gleichgiltig von seinem Falle, betrachten denselben nur als Episode untergeordneter Art, die nicht geeignet sei die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Nur Ammianus Marcellinus bespricht mit einer gewissen Wärme sein Leben und seinen unverdienten Tod.

Die Frage, die aufgeworfen wurde, ob der unbetheiligte Beschauer der Ereignisse, oder der große Mann, der dieselben leite und gewissermaßen Geschichte mache, berufener wäre Geschichte zu schreiben, dürfte man wohl am richtigsten beantworten, wenn man den Mittelweg einschlägt. Demnach würden wir am meisten Vertrauen demjenigen entgegenbringen, der an der Seite eines größeren dem Laufe der Dinge folgen, Welt und Menschen aus einer Art Vogelperspektive betrachten kann und doch unbetheiligt genug ist, um sich von Parteilichkeit fernzuhalten. Ein solcher war Ammianus, ein in Kriegs- und Hofdienst ergrauter, in schwierigen Aufgaben erprobter Diplomat, ein Vertrauter hervorragender Männer, eine soldatische, ehrliche, überzeugungstreue Natur. Er ist dabei ein hochgebildeter Mann; er liebt es überall seiner Kenntnisse und ausgebreiteten Reisen zu gedenken und hinterläßt uns manche schöne und zutreffende Schilderung anmuthiger Gegenden und ihrer Bewohner.*)

Ammian mag uns auch über die Schicksale Silvanus als Quelle dienen. Die Zeit, in die wir uns versetzen, ist eine jener folgenschweren und ereignisreichen Epochen, in denen zwei Weltalter und mit ihnen

*) Anmerkung. Eine kurze Beschreibung, die unser Schriftsteller von dem Rheinströme entwirft, dürfte als Urtheil eines Römers über unsern nationalen Fluß vielleicht nicht interesselos sein. Er schreibt:

„Zwischen den Krümmungen steiler Berge entquillt der Rhein in reißendem Strahle, wälzt sich, ohne fremdes Gewässer aufzunehmen, über jähe Felsen dahin, wie der Nil in abschüssiger Strömung sich in Katarakten ergießt. Schon von seiner Quelle an könnte er bei seinem eigenthümlichen Wasserreichtum beschifft werden, wenn er nicht mehr einen reißenden Waldbach, als einem Flusse ähnlich, dahinströmt. Schon zum Strome geworden und hohe Ufer bespülend, ergießt er sich in einen runden großen See, welchen der Rhätische Anwohner Brigantia (Bodensee) nennt. Wirbelnd ergießt sich der Fluß mit schäumenden Bogen in diesen See und wandert, wie durch die Richtschnur abgemessen, gerade mitten durch das stehende Gewässer hindurch. Ja, als wäre das Element durch ewige Zwietracht getrennt, weder vergrößert, noch verringert er die Wassermasse, die er hineinführt und behält beim Ausfluß die nämliche Stärke und den nämlichen Namen und ergießt sich, ohne auch in der Folge durch Zuflüsse sein Wesen zu verändern, in das Weltmeer.“

zwei Weltanschauungen mit elementarer Wuth und Wildheit aufeinander stoßen. Das Christenthum und der absterbende alte Glaube, die germanische Eroberungslust und die römische Staatsidee fochten einen Vernichtungskampf. Das Germanenthum drang langsam, aber sicher und nachdrücklich vor und behauptete eine feste Stellung an den Reichsgrenzen. Doch verstand die römische Staatskunst noch, sie zu spalten und hinzuhalten. Auch wußte sie seine Kraft für eigne Zwecke trefflich zu benutzen. Schon des Arminius Sohn hatte den römischen Dienst als „Fechter von Ravenna“ dem heimischen Gaukönigthum vorgezogen und somit ein Beispiel gegeben, das in der Folgezeit leider zu oft Nachahmung fand. Die deutsche Leibwache und ihre „Deutschen Hiebe“ schützten die Person des Kaisers, die deutschen Legionen und ihre Tapferkeit das Kaiserreich. Germanische Edlinge stiegen wohl mitunter empor, sie wurden Generale und angesehene Männer in Heer und Kabinett. Einer aber wagte es, dem Erben des großen Konstantin die Krone zu bestreiten. Und dabei haben wir es nicht mit einem ehrfüchtigen, hochstrebenden Manne zu thun, nein, wie Wallenstein befolgte auch der Franke Silvanus auf das Peinlichste des Kaisers Dienst. Erst als er sich allenthalben zurückgesetzt sah, und als sein sehr bescheidener Ehrgeiz keine Nahrung mehr fand, als ihn Rabalen und höfische Intriguen zum äußersten Schritte geradezu drängten, gab er der Stimme, die von Aufruhr redete, nach. Er war einer in kaiserlichem Solde erprobten deutschen Offiziersfamilie entsprossen, hatte mit Ehren gedient und die blutige Donauschlacht bei Mursa (352 nach Chr.) durch sein Eingreifen für Konstantius entschieden (s. Zosimus II. 42. Aurelius Viktor Caes 41. Drosius 723). Er stand hoch in des Kaisers Gunst, doch nicht fest genug, um sie nicht bald durch Ausschwärzung zu verlieren. Er fand seinen Piccolomini! Arbeto, der Statthalter von Gallien, haßte ihn und suchte ihn unter der Maske der Freundschaft zu verderben. Er erbat seine Hilfe gegen die vordringenden Allemannen, um ihn aus des Kaisers Nähe zu entfernen. Man willfahrte ihm und Silvanus stellte in der That auch die Ordnung an der Rheingrenze wieder her. Doch unterdessen wurde das Fälscherstückchen, das ihn zugrunde richten sollte, geschmiedet. Ein Empfehlungsbrief, den er einst einem kaiserlichen Stallmeister gegeben hatte, mußte dazu herhalten. Dieser, Dynamius mit Namen, wuschte mit einem Schwämmchen sorgfältig den gesammten Inhalt des Schreibens weg; nur die Unterschrift ließ er stehen. Der neue Text, den er dem Briefe gab, enthielt eine Aufforderung Silvanus an seine römischen Freunde, ihm bei seinem Versuche, den Kaiser zu stürzen, behilflich zu sein. Dynamius stand nicht allein mit seinem Anschläge. Der Präsekt, der Hofbankier, der ehemalige Geheimsekretär des Monarchen, die richtigen Vertreter der nichtswürdigen römischen Hofkamarilla, haßten Silvan und verbanden sich zu seinem Sturze. Der Kaiser gab den Einflüsterungen willig Gehör und veranstaltete eine Untersuchung. Die Deutschen in Rom waren entrüstet, sie verbürgten sich für die Schuldlosigkeit Silvanus und mehrere von ihnen erboten sich nach Köln zu reisen, um den verleumdeten Landsmann von dort abzuholen. Statt dessen ward ein Höfling entsendet, der dem Feldherrn mehrere Kränkungen zufügte, ohne ihm die Abbe-

rufungsordre zu überbringen. Ein zweites Fälscherstückchen der Hofpartei sollte dem ersten Nachdruck verleihen. Man schrieb einen Brief, in dem Silvan und seine Freunde mehrere Arsenalvorsteher in Oberitalien um Theilnahme an ihrem Werke ersuchten. Einer derselben sandte den Brief an einen deutschen Offizier Malarich, dessen Unterschrift Dynamius und Genossen gleichfalls unter ihr Nachwerk gesetzt hatten. Dieser, empört über das Bubenstück und die Frechheit seiner ihm unbekanntem Gegner, verlangte laut den Schutz des Kaisers und forderte die strengste Untersuchung. Der Oberhofmarschall Florentius, ein Ehrenmann, dem man dieselbe übertrug, machte auch wirklich bei genauer Prüfung die Fälschung klar. Er wies nach, daß an mehreren Stellen Radirungen vorgenommen seien, und daß ein ganz anderer Text eigentlich auf der Wachstafel gestanden habe. Nun schien sich das Blättchen zu wenden. Einige Folterungen, Bestrafung der Mißliebigen, eine Ehrenrettung für Silvan war die Folge. Die bei Hofe angesehenen Theilnehmer des Komplotts kamen frei. Dynamius aber, der ehemalige Aufseher der Backpferde, wurde trotz Fälschung und Betrug zum Lohn für seine treuen Dienste und zur Aufmunterung für die Folgezeit, Gouverneur von Strurien. Silvanus kannte die neue Wendung der Dinge noch nicht, er wußte nur, welch' dankbare Aufgabe es sei, einen verdienten Feldherrn bei Hofe des Verrathes zu beschuldigen. In seiner Besorgniß begann er mit Franken und Allemannen zu seiner eigenen Sicherheit zu unterhandeln. Bald gab er auch dies auf, um mit Hilfe des treuergebnen Heeres dem undankbaren Kaiser Widerstand zu leisten. Er handelt von nun an, wie jeder Römer, der den Kaiserthron zu besteigen wünschte, handeln mußte; er bestach die Offiziere, verlockte das Heer durch Versprechen von goldenen Bergen, enthüllte des Kaiser Konstantius Verrath und Charakterlosigkeit und war bald so weit, als in Köln residirender Soldatenkaiser, dem in Mailand Gebietenden entgegentreten zu können. Der neue Monarch entfernte sofort den Purpur von den Feldzeichen, um sich daraus die kaiserliche Gewandung fertigen zu können und trat die Regierung an, im Vertrauen auf die Treue seiner Legionen. Der Kaiser und die guten Bürger von Mailand, wo der Hof sich aufhielt, erschrafen gewaltig; das Unerhörte, daß ein deutscher General es wagte, die Hand nach dem Purpur der Cäsaren auszustrecken, machte sie sprachlos. In der geheimen Berathung, die zur Nachtzeit Konstantius abhielt, ward man schließlich einig, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben; d. h. die Entthronung Silvans einem gleich gefährlichen Manne anzuvertrauen. Dieser, Ursicin, war Statthalter im Orient gewesen, dann beim Kaiser verdächtig, zurückgerufen worden, bis man ihn jetzt, wo man ihn brauchte, wieder in Gnaden annahm. Hohe Versprechungen machten ihn gefügig. Man beschloß ihn nicht mit Heeresmacht zu entsenden, sondern man hoffte durch die Künste beigegebener Diplomaten — auch unser Gewährsmann begleitete ihn — den Thron des Gegenkönigs zu untergraben. Hatte Ursicin Unglück, so konnte man sich wenigstens seiner entledigen. Doch war der Kaiser vor der Hand seiner Treue sicher. Ursicin haßte den deutschen Nebenbuhler und übernahm gern die gefährliche aber ruhmreiche Aufgabe. Er rechnete darauf, daß er ohne Mißtrauen in Köln empfangen werden

würde; denn das Erscheinen der wenig zahlreichen friedlichen Abordnung konnte nicht einmal den Verdacht Silvans erregen, da Ursicin ihm als Mann, der schon oft des Hofes Umdant erfahren, willkommen sein mußte. Man beschloß ihm auch in Ergebenheit zu nahen; denn mit Gewalt war in Gallien und am Rhein, wo die Bevölkerung dem Silvan förmlich zujauhte, schwerlich etwas auszurichten. Ursicin ward auch im Hoflager zu Köln mit Freuden als Bundesgenosse begrüßt und spielte seine Rolle meisterlich. Wie Octavio Piccolomini wußte er sich stets als den theilnehmenden, gleichstrebenden Freund hinzustellen, in alle Geheimnisse sich einzudrängen und durch treulose Rathschläge die Stellung des vertrauensseligen Germanen zu erschüttern. Das Gelingen seines Planes schien zwar sehr schwer, denn man mußte sich überaus in Acht nehmen und den richtigen Augenblick abpassen. Man durfte weder voreilig, noch saumselig sein. Hätte sich die wahre Meinung Ursicins zu früh gezeigt, so war er und seine Genossen mit einem Federstriche dem Tode geweiht. Andererseits durfte man nicht zögern, denn schon wollte Silvan, dem Andrängen des kampf- und beutelustigen Heeres nachgebend, gegen Konstantius, der ungerüstet in Mailand lag, vorrücken. Der Zug mußte überdies unfehlbar gelingen, die Engpässe der Alpen waren unbesezt und nichts wehrte dem Eindringenden den Vormarsch in die lombardische Ebene. Ursicin mußte *va banque* spielen. Er versammelte seine Freunde und die abtrünnigen Anhänger Silvans. Man kam in der Berathung überein, die gallischen Cohorten, die, voll von treulosen, bestechlichen Elementen, für jeden, der ihnen klingenden Lohn verspricht, zu haben waren, für sich zu gewinnen. Wie Wallenstein seinen Schotten, so sollte auch Silvan seinen gallischen Söldnern erliegen. Als Unterhändler und Vermittler bei dem schwierigen Geschäfte der Bestechung benutzte man gemeine Soldaten, die gerade wegen ihrer unbedeutenden Stellung am tauglichsten dazu schienen. Der teuflische Plan gelang auch vollkommen. Beim ersten Morgenstrahle drangen einige bewaffnete Gallier in den Palast, machten die Wachen nieder, schleppten ihren Feldherrn aus der christlichen Kapelle, in die er sich, als der Waffenlärm an sein Ohr schlug, begeben hatte, heraus und tödteten dann den Wehrlosen. Damit das mystische Element, das bei Wallenstein so stark hervortritt, auch hier zur Geltung komme, werde die Mittheilung erwähnt, im Circus Maximus zu Rom habe man am Tage des Gelingens von einer gewissen Vorahnung beseelt ausgerufen, Silvan sei besiegt. Der stolze Kaiser hielt sich von nun an für unüberwindlich. Kein Wort des Dankes hatte er für Ursicin, der ihm doch Thron und Reich gerettet. In seinem Briefe an ihn ließ er sogar einige Worte von Unterschlagung gallischer Schätze fallen, die niemand angerührt hatte. Ja, um dem Vorwurfe Nachdruck zu verleihen, strengte er gegen den Kriegszahlmeister des Ursicin eine Untersuchung an.

Wie nach dem Tode Wallensteins über Schaffgotsch und viele andere seiner Anhänger eine furchtbare Katastrophe hereinbrach, so tagte auch in Rom bald ein Strafgericht über die Genossen und Mitschuldigen Silvans. Uebrigens fand der gestürzte Gegenkaiser noch nach dem Tode einen warmen Bertheidiger. Sein Adjutant Proculus, ein schwächlicher Mensch, widerstand dennoch den Folterqualen. Er

entschuldigte den Schritt seines Freundes, da er ihn nicht aus Ehrfurcht, sondern aus Verzweiflung gethan. Er bestritt, daß Silvan schon vorher die Absicht gehabt hätte, den Thron zu besteigen. Er gab an, daß noch fünf Tage, bevor er den kaiserlichen Schmuck anlegte, er dem Heere im Namen des Konstantius einen Ehrensold reichen ließ und es ermahnte, kaisertreu und tapfer zu sein. Hätte er schon den Plan gehabt, sich die Kaiserwürde anzumäßen, so würde er doch eine so große Summe Goldes nur als sein eignes Geschenk vertheilt haben. Ammian, unser Gewährsmann, versagt ihm nicht seine Anerkennung. Er schreibt: „So endete ein Feldherr von nicht geringen Verdiensten, der bloß aus Furcht vor Kabale, in die ihn in seiner Abwesenheit böshafte Menschen verstrickt hatten, und um sein Leben zu retten, das äußerste Sicherungsmittel ergriffen hatte.“ Er erlag wie Wallenstein der Ungunst des Schicksals, das ihn zu dem verhängnißvollen Schritte wider seinen Willen gezwungen hat, und ihn dann voll dafür büßen ließ. Auch er kann gegen die unsichtbaren dämonischen Mächte die schwere Anklage erheben:

„Ins Leben führt ihr uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.“

F. B.





Im Fasse des Diogenes.*)

Komödie in einem Akte von Jaroslav Bráhlíček.

Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün.

Personen: Alexander der Große. — Parmenion. — Diogenes. — Euty-
chides. — Melissa. — Soldaten.

Ort der Handlung: Korinth. **Zeit:** 329 vor Chr.

(Scene: Straße in Korinth. Links einzelne Landhäuser, umrahmt von üppigem Grün. Rechts ödes Ufer. Im Hintergrunde das Meer. Seitwärts der Straße, unter einem großem Baum, Diogenes' Fäß. — Abendröthe, (später Mondschein.)

Erster Auftritt.

Alexander tritt auf, ihm folgt Parmenion.

Alexander. (Süht laut beim Emporgehen des Vorhanges.)

Parmenion. Du bist kaum zwei Tage in Korinth und schon langweilst Du Dich! Langeweile ist doch der größte Eroberer der Welt. Alexander hat die Welt besiegt, aber die Langeweile besiegt selbst Alexander.

Alexander. Aber sie besiegt nicht den Maulhelden Parmenion, Ah, Korinth! Hellaß! Zwecklos war's hierherzukommen. Ich hätte mich nach Indien wenden sollen. Jetzt tödte ich die Zeit; dort gab' es Kampf — hier —

Parmenion. Sollst Du Dich vergnügen.

Alexander. Ich sollte, aber ich vermag es nicht. Hellaß beginnt zu altern, lieber Freund. (Setzt sich auf einen baumstammartigen Stein.)

Parmenion. Du irrst. Hellaß altert nicht und wird nie alt. Es ist eine Bacchantin, ewig trunken durch Sonnenlicht, Jugend und grazienhafte Schönheit. Hellaß ist die Perle der Welt, die Verkörperung des Lebens! Mit Thränen im Auge küßt' ich die heil'ge Erde und mein Wahlspruch bleibt immer: Es lebe die große Bacchantin, die Welt ist zu klein für ihre Umarmung!

Alexander. Bacchantin! Wahrlich, kein schlechter Vergleich, mein Freund. Ja, eine Bacchantin, nur schon zu gereift.

Parmenion. Du bist durch Asiens Luft vergiftet, Freund, und angeekelt. Die Liebe, in welcher Du dort entflammtest, ist die Blüte

*) Den Bühnen gegenüber Manuskript.

eines betäubenden Duftes, welcher dem Kopfe Schmerzen bereitet und Langeweile dem Herzen. Du bist krank, mein Freund.

Alexander. Mag sein, aber ich kenne das Heilmittel meiner Krankheit. Es wirkt, aber lange dauert's, eh' ich mich entschließe, danach zu greifen — die Augenblicke der Unentschlossenheit sind die schlimmsten.

Parmenion. Das beste Heilmittel ist die Liebe.

Alexander. (Steht auf.) Du irrst. Die Arbeit ist es, die fieberhafte Arbeit, der Kampf, lange Märsche — alles, was die Zeit so ausfüllt, daß Du den Reigen der Horen nicht über Deinem Haupte hören kannst. Aber nur sich dazu entschließen! Ich hätte nicht nach Griechenland, besonders nach Korinth kommen sollen. Am Ende ist etwas wahres in Deiner Rede. Ich habe viel geliebt in Asien und erkannte, daß sich zuerst in den Weibern Asiens regt — das Thier.

Parmenion. (Begeistert.) Doch ist es ein göttlicher Zauber, eingelullt zu werden in den Schlaf durch glutvolle Hymnen der Sappho und zu erwachen durch ein schelmisches Lied Anakreons!

Alexander. Ei, hast Du das schon erlebt, seit wir in Korinth weilten?

Parmenion. (Verlegen.) Ich? O, nein!

Alexander. Bah — Du liebst!

Parmenion. Hm! Sieh'! Wir trafen wieder beim Fasse des Philosophen zusammen. Du besuchtest ihn gestern — wie gefiel er Dir?

Alexander. (Bestimmt.) Wie er mir gefiel? Wie? Warst Du denn nicht mein einziger Begleiter und sprachst Du mit ihm nicht ebenso, wie ich? Ah, Du wählst einen schlechten Vorwand, meiner Frage auszuweichen. Trankst Du nicht, gleich mir, nach seiner Gewohnheit aus der hohlen Hand, statt aus dem Krüge? Jetzt merk' ich's deutlich, Du bist verliebt! Es ist gut. Doch wenigstens etwas, um mich zu zerstreuen.

Parmenion. (Für sich.) Wenn er nur fortgehen wollte. (Laut.) Nun ja, ich war mit Dir, aber geplaudert haben wir über ihn noch nicht. Ich will aufrichtig gestehen, mir gefiel er nicht.

Alexander. Wie könnte auch der schmutzige Philosoph Dir gefallen? Dir, in dessen Herz sich soeben ein armes Kind Aphroditens verirrt. Aber er hat in vielem recht. Dennoch frage ich, warum reicht er die Wahrheit der Welt in einem schmutzigen Scherben? Oder verdiente nicht gerade die Wahrheit eine Schale aus edelstem Golde? Er beleidigte so in mir den Hellenen. Beim Zeus! Lieber will ich von der süßen Lüge Aristippen's trinken, schon darum, weil sie in goldener Schale mir kredenzt wird, als von der Wahrheit, die aus Diogenes' schmutzigen Händen kommt. Nun scheint mir alles glaubhaft, was man von diesem Snyker erzählt — selbst, daß er einst die Insekten seines Kopfes der großen Pallas geopfert habe.

Parmenion. Das war so recht ein gelungener Scherz. Die Göttin vergönnte ihm nichts anderes im Leben und er gab, was er hatte.

Alexander. (Immer erregter.) Als ob jene, welche die Wahrheit suchen, nicht die Zeit besäßen, auch ihrem Aeußern Sorgfalt zu schenken! Selbst Sokrates hat hierin gesündigt. Ist denn der Glanz der

Wahrheitssonne so blendend, daß, wer in ihr Antlitz blickt, nicht mehr sieht, was um ihn geschieht, was an ihm selber ist?

Parmenion. Nun spricht Mien aus Dir, mein Freund.

Alexander. Du lügst, Parmenion! Als wäre das Muster griechischen Lebens dieser Philosoph! Kanntest Du nicht Aristoteles, meinen Lehrer? Diogenes geht allzuweit in seiner Anschauung. Soll uns ein Apfel, den wir aus dem Staube lesen, besser munden, wenn wir ihn mit dem Staube verzehren, der an ihm kleben blieb?

Parmenion. Und schließlich hat Diogenes den Apfel der Wahrheit wohl selbst nicht aufgehoben. Er wähnt, in seiner Hand den Granatapfel zu halten, indeß reicht er der Menge nur bittre Knollen der Wahrheit. Was will dieser Philosoph? Dichter waren der Wahrheit immer näher und dann die Liebenden. (Für sich.) Wenn er nicht nur allein lassen wollte!

Alexander. Also auch Du, Parmenion! (Wacht.) Diogenes, alter Freund, packe Deine Waare ein, lade sie auf Deinen Rücken und ziehe weiter. Dein Faß vererbe an Parmenion, denn dieser hat jetzt die Wahrheit in Pacht genommen, da er liebt! (Ironisch.) Ich bleibe schon ein Dummkopf, Freund, und gehe weiter aus, den Homer unter meinem Kopfkissen, die Welt zu erobern. Aber Parmenion liebt, — er weiß, was Wahrheit ist, weil er liebt.

Parmenion. (Ernst.) Und das wäre genug, Dich zu vergnügen, den Eroberer der Welt? — Ich liebe nicht.

Alexander. Du scheinst zu wünschen, daß ich mich langweile.

Parmenion. Und wenn ich liebte? Darf meine Liebe der Gegenstand Deines Vergnügens sein?

Alexander. Es wäre nicht das erste Mal, daß wir uns durch die Erzählung unserer Liebesabenteuer unterhielten. Du liebst also nicht. Gut.

Parmenion. (Schnell.) Was sinnst Du?

Alexander. Vor Sonnenaufgang verlassen wir Korinth.

Parmenion. (Bestürzt.) Korinth? — Verlassen — und warum?

Alexander. Was sollen wir da? Was fesselt Dich an Korinth, da Du niemand hier liebst? Mich aber fesselt nichts an Korinth. Diogenes hast Du gesehen, — gescheiter bist Du nicht geworden, ich wenigstens nicht. Wir gehen also weiter, nach Indien! Morgen schon, vor Sonnenaufgang! Du kennst mich, ich dulde keinen Aufschub.

Parmenion. Wie aber, wenn dennoch irgend etwas —

Alexander. Willst Du vielleicht des Diogenes Schüler werden? Und da er im Fasse lebt, Dir neben ihm ein Loch in die Erde graben? Doch, was sage ich da? Gestandest Du nicht vor einer Weile, daß er Dir gar nicht gefiele?

Parmenion. (Verlegen.) Ja, freilich, der Philosoph mißfällt mir, — aber die Stadt, denke ich, ist längeren Aufenthaltes werth.

Alexander. Du Armer! Ja, Du bist zum ersten Male hier. Gut, — Dir bleibt ja die ganze Nacht. Du kannst die Straßen und Gebäude besichtigen. (Zeit.) Aber morgen vor Sonnenaufgang reisen wir.

Parmenion. Ich aber, — kurz, — ich kann nicht. (Für sich.) Alles umsonst, er geht nicht von der Stelle, die Zusammenkunft ist vereitelt.

Alexander. Du kannst nicht?

Parmenion. Ich bin krank.

Alexander. Du — krank? Ei, das kam plötzlich! Oder hab' ich Sehen und Hören verlernt? Oder warst Du es nicht, der vor wenigen Augenblicken mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung von Hellas ewiger Blüte phantasirte? Oder spricht gar ein Kranker von der Liebe so glühend wie Du? (Ihn parodirend.) Doch ist es ein göttlicher Zauber, eingelullt zu werden in den Schlaf durch glutvolle Hymnen der Sappho um zu erwachen durch ein schelmisches Lied Anakreons! Armer Parmenion! Vor einer Weile trankst Du noch — Dionys' gesegn' es Dir — drei Krüge Wein, und ungemischten. Doch willst Du vielleicht schlafen? Komm, lege Dich neben mich; ich will Dich selbst bewachen, (Streng) ich will jeden tödten, der sich Dir nähern wollte, sei's selbst mein liebster Freund. In der That, Du zitterst, Deine Wangen werden bleich.

Parmenion. (Sucht vergeblich seinen Unwillen zu unterdrücken.) Laß mich gehen, Freund! Im Namen unserer Freundschaft, laß mich gehen! (Bei Seite.) Er darf mich mit ihr nicht sehen, — da er nicht weicht, so gehe ich. (Laut.) Lebe wohl!

Alexander. (Erwünscht.) Ja, eile nur. Sonst versäumst Du gar die Stunde der Zusammenkunft. Sage, hast Du Gold? Willst Du vielleicht einige Geschenke für Dein Täubchen? Ich habe schöne Cachemirstoffe, mein Freund, und goldene Ketten.

Parmenion. (Wüt.) Alexander.

Alexander. (Lächelnd.) Ja so, Du liebst ja nicht, — warum dann diese Erregung? Du bist in der That krank, — ich verlasse Dich also, aber morgen, wie ich befohlen, müssen wir Korinth vor Sonnenaufgang im Rücken haben.

Parmenion. (Auß.) Lebe wohl und Zeus sei mit Dir! (Geht ab.)

Alexander. (Lächelnd.) Und mit Dir, Aphrodite!

Zweiter Auftritt.

Alexander. (Aein.) Glücklicher Parmenion! Er liebt — umsonst versuchte er es zu leugnen — er liebt und stärker als je. Er verheimlicht mir's — stille Wasser sind tief. Wie mich seine Verwirrung belustigte! Doch ist es nicht schön, vor mir den Geheimnißvollen zu spielen, aber ein Beweis, daß er diesmal leidenschaftlich und wahrhaft liebt. (Nachsinnend.) Was kümmert das mich? Ich habe andere Sorgen. O, liebe nur, guter Parmenion, ihr Olympier! Vergönnt ihm eine süße Nacht und nicht bitter sei ihm das Erwachen! Im Schlamme des Lebens, darin noch kein Philosoph eine Perle gefunden, kann jeder Sterbliche Deiner Art glücklich sein. Jeder, nur Alexander nicht! Liebe, Parmenion — umarme das unbekanntes Kind Aphroditens, streiche ihr welliges Haar und flüstere mit glutvollen Lippen Sapphos unsterbliche Verse, die werth sind, in den schönsten Stunden gesprochen zu werden — Du, der Kleine, darfst es! Aber auf mich blickt die Welt! Wenn Dich im Liede Homers die holdlächelnde Briseis lockt oder die große Helena — mir winkt der Schatten Achills, und ich muß ihm nach. Ward ich nicht in jener Nacht geboren, in welcher Herostratos den Tempel der Diana angezündet? Das ist kein unbe-

deutendes Symbol! Bin ich zur Liebe nicht auch geschaffen? Aber Diana ist nicht mehr die unschuldige Göttin und Deine Lippen, Alexander, sind bitter worden durch die Küsse der Weiber. In der Nacht Deiner Geburt wurde der Tempel der reinen, echten, großen Liebe verbrannt, und Du ziehest durch die Welt und sammelst nur Splitter dieses Diamanten, der, als ihn vom Olymp die große Aphrodite auf die Sterblichen fallen ließ, an dem Felsen Alltäglichkeit zerschellte. Bekenn' es Dir selber: Wie Parmenion bist Du zu lieben nicht fähig. (Bitter.) Ziehe Du aus, die Welt zu erobern — das ist ein schöner Zeitvertreib, ähnlich dem Fangen der Schmetterlinge — aber zu lieben, das ziemt Dir nicht. (Geht einige Sekunden auf und ab, bleibt dann wieder stehen.) Doch wenn ich lieben wollte, wie Parmenion? Aus ganzer Seele und fürs ganze Leben? Was wäre Alexander unmöglich?! Aber jetzt erst? — Ich hätte früher daran denken sollen — ich fange an, zu glauben, daß wir morgen Korinth doch nicht verlassen werden. (Will abgehen, da erscheint Melissa.)

Dritter Auftritt.

Alexander bleibt bei ihrem Anblick stehen. Melissa.

Melissa. (Für sich.) Jemand hier? Hat er die Stunde vergessen?

Alexander. (Für sich.) Sie schaut umher — sie erwartet jemand. Sie ist schön — diese Scheu erhöht ihre Anmuth. Ich verstehe euren Wink, ihr Götter! (Tritt näher.) Suchst Du jemand, schönes Kind?

Melissa. (Verlegen.) Verzeihe, Herr. (Für sich.) Was beginn' ich? (Laut.) Ich sehe, daß ich mich irrte.

Alexander. Vielleicht nicht, denn unsere Schritte leiten die Unsterblichen. (Für sich.) Wahrlich, sie ist schön — o, Sappho! (Laut.) Du suchst jemand?

Melissa. (Für sich.) Darf ich ihm trauen? Sein Antlitz ist voll Güte. (Laut.) Verzeihe, Herr — ich will nicht länger Dich behelligen.

Alexander. Du suchst jemand, warum das verleugnen? Ich bin Dir im Wege. Wenn ich fort bin, kommt er. Gesteh nur, Dein schöner Mund giebt Dir das Recht?!

Melissa. Ich weiß nicht, was ich gestehen soll.

Alexander. Wiederhole nur, was ich gesagt. Er kam nicht — er — Parmenion.

Melissa. (Erschrocken.) Du weißt? Dann bist Du Alexander. Einem andern hätte er sein Geheimniß nicht anvertraut. Erlaube, daß ich gehe.

Alexander. Warum willst Du gehen? Vielleicht brächte ein kurzes Plaudern uns beiden Vorthail.

Melissa. (Bescheiden.) Dir, o Herr, kaum. Aber es ist spät, und ich allein hier —

Alexander. Du bist nicht allein. Ich bin ja hier.

Melissa. Du sprichst wahr, ich bin nicht allein, — das ist noch schlimmer, aber ich ahne, daß er hier gewesen, ich fühle seine süße Gegenwart.

Alexander. (Für sich.) Wieder spricht sie von ihm. (Laut.) An eben dieser Stelle stand Parmenion.

Melissa. (Vertrauensvoll.) Sprichst Du Wahrheit?

Alexander. Er war hier, — vor wenigen Minuten entfernte er sich und ging wohl ahnungslos an Dir vorbei.

Melissa. (Seufzend.) Und ich war doch so achtsam —

Alexander. Er sprach von Deiner Liebe —

Melissa. (Neugierig.) Von mir?

Alexander. Ja, süßes Kind. Er sprach: Wie süß es ist in den Schlaf eingelullt zu werden durch Sapphos glühende Hymne —

Melissa. (Ihn freudig unterbrechend.) Und erweckt zu werden durch ein schelmisches Lied Anakreons! Ja! Er sprach von mir, denn gestern lasen wir Sapphos Verse —

Alexander. (Für sich.) Wie aufrichtig! (Laut.) Gestern, mein Kind? Und wann?

Melissa. (Verlegen.) Aus seinen Worten konntest Du's errathen. Heute früh lasen wir Anakreon.

Alexander. Also gestern Abend! (Für sich.) Lügner, der mir jagte, er habe die Werkstatt Keinios in Gesellschaft von Künstlern besucht. (Laut.) Ich zweifle nicht, daß Ihr recht vergnügt waret. Aber sieh! Parmenion ist gegen Dich nicht aufrichtig.

Melissa. Das glaub' ich nicht.

Alexander. Ich meine, er hat aufgehört, gegen seine Freunde aufrichtig zu sein, seit er Dich liebt.

Melissa. Das würde nur gut für unsere Liebe sein.

Alexander. Liebe ist immer selbstsüchtig, mein Kind. Möchtest Du nicht von der reichen Tafel der Liebe dem einige Brocken gönnen, der gramvoll seufzt und in Einsamkeit schmachtet?

Melissa. Ich verstehe Dich nicht, o Herr! Die Liebe giebt, aber sie begehrt auch alles. Ihre Schätze können nur ihre Bekenner erfreuen, wie könnten Brocken einem andern genügen?

Alexander. (Sich ihr nähernd.) Vielleicht in Form eines kleinen Kusses?

Melissa. (Zurückweichend.) O, wie elend muß der sein, der sich zu Frieden giebt mit dem — Mitleid!

Alexander. (Für sich.) Ja, Du sprichst wahr, so elend bin ich. Sie ist bezaubernd — sie muß mein werden. (Laut.) Du liebst Parmenion?

Melissa. Du weißt es Herr — doch nun laß mich gehen — ich blieb länger, als ich sollte —

Alexander. Und weißt Du, wer Parmenion ist?

Melissa. Er ist mein Geliebter — das ist mir genug. Ich hab' ihn nie gefragt und werde nicht fragen.

Alexander. Bist Du von seiner Lieb' und Treue überzeugt?

Melissa. Ich habe darüber nie nachgedacht, ich glaube, das bedenken, hieße zweifeln. (Will gehen.)

Alexander. (Für sich.) Daß sie abermals recht behält! (Laut.) Und wenn Dir jemand sagte, daß er Dich liebe — inniger und feuriger Liebe?

Melissa. Daß er mich liebe, könnte ich glauben, nicht aber, daß er mich inniger und mehr liebe.

Alexander. Und wenn er die Welt Dir zu Füßen legt?

Melissa. Und fügt er auch des Himmels Sterne bei — das verschönte ihn nicht in meinen Augen.

Alexander. Und wenn ich selbst es wäre? Ich, Alexander!

Melissa. Desto weniger könnt' es Dir nützen, o Herr! Vor wenig Augenblicken durst' ich Mitleid für Dich fühlen, nun darf ich auch das nicht mehr, denn wie dürfte ein armes Mädchen, wie ich, Mitleid haben mit dem Beherrscher der Welt? Wie schlecht würde ich Dir dienen! (Entschlossen.) Doch länger halte mich nicht zurück. Ich will Parmenion suchen.

Alexander. (Gereizt und wild.) Prächtige Mäher, Du entgehst mir nicht. (Vertritt ihr den Weg.) Weiber der Könige und Satrapen Asiens knieeten im Staube vor meinem Wagen, ich führte sie gefesselt in goldenen Ketten an mein Lager und Du willst mir trotzen? Thörichte Einfalt spricht aus Dir! Nicht ahnst Du, daß ich Eure Liebe vernichten kann, daß Deines Geliebten Leben und Güter von einer Bewegung meiner Augenbrauen abhängig sind, daß der Schatten eines einzigen meiner Gedanken Euch beide vernichten, auf immer zugrunde richten kann!

Melissa. So würde ein Liebender handeln, wenn er beleidigt ist, aber nicht Alexander, — dessen bin ich gewiß.

Alexander. (Immer gereizter.) Ah, das soll, richtig gedeutet, sagen, Alexander darf nicht ein Mensch sein, darf nicht fühlen, darf nicht in Leidenschaft erglühen! Aber Du betrügst Dich, an Dir selbst sollst Du erfahren, daß Du irrst, — Du mußt mein werden! (Nähert sich ihr.)

Melissa. Wie leichtfertig sprichst Du gewichtige Worte! Man sieht, Du bist gewohnt, der Welt zu befehlen. Aber auf Herzen verstehst Du Dich nicht. Ich fürchte nicht für Parmenion. Die Liebe muß selbst mit Göttern kämpfen, wir wollen's mit einem Halbgott, wie Du, lernen — und desto eher werden wir siegen. (Schneil ab.)

Vierter Auftritt.

Alexander. (Allein.) Mein muß sie werden, heute noch mein! Ich will doch sehen, wer in Korinth regiert. Was kümmert mich Parmenion! Was die Welt! Mein Herz ist aufgegangen und sehnt sich nach Umarmung. Ihre Zurückhaltung reizt mich, ihre Bescheidenheit giebt mir Muth, ihre Schönheit macht mich rasend. Heute noch will ich sie besigen, — was ist mir die Welt, da ich lieben will? (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

(Von entgegengesetzter Seite tritt Diogenes auf, ein Greis mit gekrümmtem Rücken, langem, stark ergrautem Barte; in der Rechten hält er eine angezündete Laterne.)

Diogenes. „Wenn ich nicht Alexander wäre, wollt ich Diogenes sein“, sagte gestern Alexander zu mir. Ich habe lange über diesen Ausspruch nachgedacht und gefunden, daß er, gleich allem, was aus dem Munde der Menschen kommt, nach Selbstsucht und Eitelkeit riecht. (Sitzt sich.) Selbst ihm sitzt ein kleiner Alexander im Herzen. Ich bemitleide ihn, er will der Welt gebieten und vermag nicht, sich selbst zu beherrschen. Er kam zu mir, um mich anzusehen, wie etwa ein wildes Thier, als wäre ich ein Marktschreier der Wahrheit, wie die anderen. Doch, so sind sie alle. Mit Flitterworten umkleiden sie ihr inneres Selbst, daß man vor lauter Lappen den Grund nicht sehen kann. Aber ich sagte ihm, was er verdiente und glaube nicht, daß

meine Aufrichtigkeit ihn erfreute. Ein Cyniker — ha, ha! Die Leute werfen einen freipirten Hund in die Blut der Sonne und wundern sich dann, daß er stinkt; vergrüben sie ihn tief in die Erde, hätten sie Ruhe. Ihr Narren! Ihr zieht die Wahrheit in die Helle des Tages — sie wird Euch nie duften. (Geht auf das Faß zu.) Ich muß fort, bald fort, sonst wird eine Seltenheit Korinths aus mir und das wäre mir nicht lieb. Die Sterne kann ich überall betrachten, Wasser giebt es auch überall genug und für den Hunger ersann ich ein treffliches Mittel: mit der Handfläche die Magengegend zu reiben. Ich höre jemand — bah! Auswendig weiß ich schon, warum die guten Korinther abends herschleichen, hier wird geliebt, und umso schlechter ist der Aufenthalt für einen Philosophen.

Sechster Auftritt.

Parmenion. Diogenes (der sich hinter das Faß stellt).

Parmenion. Er ist fort, — ich wollt' ihm alles entdecken. Ich hatte Unrecht ihn zu reizen, und seinen Widerspruch herauszufordern. Er ist wild und doch gut, — ich war gegen den Freund nicht aufrichtig. Aber da ich sie, die ich so innig liebe, hier erwartete! Das kann er nicht fassen. Gewohnt an die wüsten Orgien Asiens, sieht er im Weibe nur den Gegenstand einer vorübergehenden Leidenschaft. Zwar erzählte ich ihm stets all' meine Liebesabenteuer, — aber damals liebte ich nicht wahrhaft! Und nun versäumte ich auch Melissa! Doch sei, wie ihm wolle, diesmal, meine duftige Blüte, verberge ich Dich in der Tiefe meines Herzens und keines Sterblichen dreister Athem soll Dich berühren. (Sieht Diogenes.) Heh, Freund!

Diogenes. (Tritt vor und leuchtet in sein Gesicht.) Ich kenne Dich, Herr, Du warst gestern im Gefolge des macedonischen Schönredners. Mit was kann ich Dir dienen? Befiehlt mir etwa Dein Herr durch Dich? Ist ihm vielleicht mein Wort vom Alexander und der Sonne klar geworden?

Parmenion. Ich bitte Dich, vorerst Deine blinkende Laterne wegzustellen, suchst Du ja doch mit ihr vergebens —

Diogenes. Einen wahren Menschen, nicht wahr? So bist Du auch keiner, da Du Dich selbst dazu bekennst.

Parmenion. Ich habe nicht Zeit, mich in ein Wortgefecht einzulassen, aber Du, Freund der Wahrheit, wirst mir sicherlich mit Wahrheit dienen. Ging an Dir oder Deinem Fasse nicht ein Mädchen vorbei, — wie soll ich sie Dir schildern?

Diogenes. (Ihm ins Wort fallend.) Schlank und weiß, wie eine Taube, duftend wie die Blüte einer Hyacinthe, strahlend, hold, olympisch, reizend für die Augen der Götter, Freude für die Augen der Menschen?

Parmenion. (Freudig.) Du kennst sie also? Sie ging, jemand suchend, hier vorüber?

Diogenes. (Trocken.) Nein, ich kenne sie nicht, aber so wie diese, sind alle in den Augen der Liebenden.

Parmenion. Foltere mich nicht und sage, ging sie vorbei?

Diogenes. Ach, lieber Freund, an Sommerabenden flattern hier viele Nachtfalter umher.

Parmenion. Redseliger Tropf! Ich vergeude unnütz meine Zeit. Ich gehe — aber Du solltest vor allem Deinen eigenen Verstand beleuchten. Gute Nacht. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Diogenes. (Allein.) Ich zürne Dir nicht, guter Freund, ich beleuchte täglich meinen Verstand und danke den Göttern, daß ich noch nicht verrückt worden bin aus Liebe. Lebe wohl, und wenn Dir's schlimm geht in der Liebe, erinnere Dich meiner. Narr, der glaubt, daß die, die er sucht, anders ist, als alle übrigen. Ein neues Beispiel der Eitelkeit und Selbstliebe — auch dieser vermeint anders zu lieben, als die übrigen.

Achter Auftritt.

Eutychides und einige Soldaten Alexanders erscheinen. Diogenes.

Eutychides. (Das Schwert in der Hand.) Heh, Du Philosoph, sahst Du nicht ein Mädchen vorübereilen?

Diogenes. Was? Ist heut die ganze Welt toll geworden, eines Weiberrockes willen? Ich habe nichts gesehen.

Eutychides. Weiche nicht aus. Meine Soldaten durchforschen schon die ganze Stadt, nirgends ist eine Spur von der Dirne zu finden.

Diogenes. So pflegt's zu sein — Du suchst das Pferd und sitztest darauf.

Eutychides. Du weißt also, wo sie ist. Wohin ist sie geflohen? Wo hält sie sich versteckt?

Diogenes. Wer?

Eutychides. Das Mädchen, das wir suchen.

Diogenes. Weiß ich denn, wen ihr suchet?

Eutychides. Alexander ist in der Nähe und raset, wie ein verwundeter Tiger. Nie hab' ich ihn so ergrimmt gesehen! Er eilt, wie der Blitz und zittert wie Espenlaub. Wehe dem, der in seinen Weg kommt!

Diogenes. Da zeigt er sich wieder nur als das, was er ist — als Mensch. Ein Gott würde sich auf seinem Piedestale nicht rühren, wenn auch ein Narr ihm hundertmal die Zunge wiese. Helios wirft Dir sein Gespann nicht auf das Haupt, wenn Du auch zehnmal in sein ewiges Licht speiest, die Gipfel sind ruhig, — die Abgründe nur dröhnen, die Sümpfe nur werfen Blasen auf und stinken.

Eutychides. Du fürchtest nicht den Zorn des Weltbeherrschers?

Diogenes. Ich? Freund, ich fürchte nur ein einziges Wesen auf dieser Welt, mich selbst. Ich kenne mich selbst noch nicht genug und fürchte, daß plötzlich in meinem Herzen die Löwen zu brüllen anfangen, welche jetzt die Brust des großen Alexander zerfleischen. Aber ich fürchte diese Bestien nicht in andern.

Eutychides. Du sprichst verdachtweckend und herausfordernd. Soldaten, durchsuchet sein Faß. Vielleicht ist darin das Mädchen verborgen! (Es geschieht.)

Diogenes. (Rachend.) Suchet nur und meldet getreu Alexander, was ihr gefunden: einen verfaulten Kürbis, eine flohzerbissene Decke,

— mein ganzer Haushalt. So tief bin ich noch nicht gesunken, mir ein verschlossenes Heim zu wünschen. Darin brütet nur die aufgeblasene Eitelkeit die Eier ihrer Wichtigkeit aus. Mein Bedarf ist der aller Menschen, dessen schäme ich mich nicht. — ich esse, trinke und ichlafe, wie alle, und gäbe es nicht Regen und Winde, so erlaubte ich Euch, selbst dies Lehmsfaß Alexandern zu bringen und ihm zu sagen, daß ich, wär ich auch nicht Diogenes — Alexander nicht wollte sein.

Eutychides. Ich habe eine Bitte an Dich, Philosoph! Alexander tobt und seine Raserei sucht ein Ziel. Seinen Lippen entströmt unablässig der Name Parmenion. Ich weiß nicht, worin er sich vergangen, aber Parmenion ist mein Gönner. Warne ihn, — er möge heute Abend wenigstens Alexander meiden, wenn's möglich ist.

Diogenes. Ich begreife, — eine Hand wäscht die andere.

Eutychides. Kam' er ihm in den Weg, — ich bin um den Ausgang besorgt. Alexander kennt im Zorn sich selbst nicht. In Susa durchbohrte er bei einem Gelage den Clitus nur deshalb, weil dieser in Trunkenheit widersprach und behauptete, das Weib des Satrapen Bessus habe nicht smaragdgrüne, sondern Augen, gelb wie ein Fuchs. Ich gehe weiter, Du aber trachte, das Mädchen zu erwischen und Parmenion zu warnen. (Giebt das Zeichen zum Aufbruch, — ab mit den Soldaten.)

Neunter Auftritt.

Diogenes. (Nacm.) Leidenschaft, Leidenschaft, — Blütenstaub, Blasen! — Dort bringt ein Narr ganz Korinth in Aufruhr — warum? Hier läuft der zweite Narr dem ersten zuliebe, daß ihm die Füße abzufallen drohen, und warum? Ich, dritter Narr, höre all die Narretheien und warum? Um eines Weiberrockes willen! Achilles schämte sich, in seiner Jugend Weiberkleider tragen zu müssen, — er riß sie sich vom Leibe und ward ein Mann. Die Narren reißen auch Weiberkleider ab, aber Männer werden nicht aus ihnen. Doch Theil will ich an dem Narrenthum nicht haben. (Geh't an das Faß, — da erscheint Melissa.)

Zehnter Auftritt.

Melissa (in Schrecken und Angst). Diogenes.

Diogenes. (Für sich.) Ei, hier naht in der That, was einem Weiberrocke ähnelt! (Erhebt die Laterne.)

Melissa. Ueberall Fackeln und Schwerterklingen! Ich kann nicht weiter. (Zu Diogenes.) Ich fordere nicht: Verbirg mich! aber gönne mir einen Augenblick, um aufzuathmen, und dann warne ihn, — ihn — (sinkt zur Erde.)

Diogenes. (Leuchtet ihr ins Antlitz.) Wirfst Du verfolgt? (Für sich.) Es ist wahr, sie ist schön.

Melissa. Alexander — sie sind mir auf den Fersen —

Diogenes. (Für sich.) Das ist das Mädchen, welches Parmenion und Eutychides suchen. Zwei Hähne auf einem Misthaufen. (Zu Melissa.) Ei, mein Goldvöglein, Du bist kindisch, dem Glücke zu entfliehen.

Melissa. Dem Verderben, jage lieber, gefühlloser Mann.

Diogenes. Ei, ganz Korinth wäre heute wohl gern an Deiner Stelle, — nur ein Mensch nicht und der heißt Diogenes.

Melissa. (Ernt.) Und ich! Du bist also mein Verbündeter, Du

verwirft heuchlerische Gunst und predigt Freiheit und Unabhängigkeit, — ich verfluche sie, weil ich die Liebe erkenne, Liebe und Freiheit, — das sind die Pulse der Welt!

Diogenes. Nur schade, daß beide verbunden sind mit Vorurtheil und Blindheit. *(Für sich.)* Sie gefällt mir, — kann ich, so will ich sie retten.

Melissa. Du rettetest mich, — Du rettetest ihn, — Parmenion!

Diogenes. Vor kurzem ging er hier vorbei und fragte nach Dir. Auf meine Fragen antwortete er nur unfreundlich. Doch Du liebst ihn, — das spricht für ihn und auch, daß Alexander ihm zürnt. Nur hohe Bäume reizen den Blitz des Himmels.

Melissa. Verdammte Alexander nicht! Sein Ruhm macht ihn nicht glücklich, er fühlt sich einsam auf seiner Höhe.

Diogenes. So lieb' ihn und ihm ist geholfen.

Melissa. Quäle mich nicht länger! Ich liebe nur Parmenion, — in ihm lebe ich, um ihn zittere ich. O, Fluch des Schicksals, das die Liebe des Weibes in solche Ketten einschließt!

Diogenes. Sage mir, würdest Du nicht auch Alexander Deine Liebe schenken, wenn Dir Parmenion deshalb nicht zürnte?

Melissa. Du bist grausam! Ich will versuchen, weiter zu gehen, so lange mich die Füße tragen. Hörst Du nicht Schritte? Wehe mir, sie kommen, und ich habe nicht die Kraft mehr zu fliehen.

Diogenes. *(Ueberlegt, nach kurzer Pause.)* Dort ist mein Faß! Verbirg Dich darin! Sie haben es schon durchsucht und werden es ein zweites Mal nicht thun.

Melissa. Dank, Dank! Ach, ich sterbe vor Angst um Parmenion. *(Verbirgt sich im Fasse.)*

Elfter Auftritt.

Diogenes. *(Allein.)* Diese Nacht ist an Wundern schwanger! Ein Weib im Fasse des Diogenes! Ich weiß nicht, wie ich heute Nacht schlafen werde. Jemand naht. Es sind Eutychides und Parmenion. Nun gilt es Vorsicht! *(Geht hinter das Faß.)*

Zwölfter Auftritt.

Eutychides. Parmenion. Diogenes.

Eutychides. Ich bitte, ich warne, ich beschwöre Dich: Tritt Alexander nicht in den Weg! Gar mit dem Schwert in der Hand. Er raset wie ein Löwe. Sei des Clitus eingedenk!

Parmenion. *(Das Schwert in der Hand.)* Und was ist mir die Welt? Was Alexander, was Clitus? Was das Leben, in welchem sie durch seine freche Zunge beschmutzt wurde? Er komme, ruf ihn herbei, — ich weiß, daß ich falle, aber was liegt mir am Leben?!

Eutychides. Du rasest! Laß ihn nur ruhig werden, morgen ist alles wieder gut. Kennst Du ihn denn nicht?

Parmenion. Bis morgen! Indessen pflückt er die unberührte Blüte meiner Liebe, meiner heiligen, meiner einzigen Liebe, tritt sie mit den Füßen und lästert mein heiligstes Gefühl. Nein! ich gehe ihm entgegen. Unmännlich ist's sich vor dem Gewitter zu verkriechen. *(Will fort.)*

Eutychides. Steh! — Du hast den Verstand verloren. Er hat ja das Mädchen nicht. Es verberg sich gut, wir suchen umsonst.

Parmenion. Aber wenn er sie findet, — dann, o besser, sie lebte nicht! O, mein Zorn wächst, in meinem Zorn fühle ich mich nicht kleiner als Alexander. *(Will gehen.)*

Eutychides. Ich höre Schritte. Du bist Dein eigener Feind und gegen Deinen Willen rett' ich Dich. *(Wirft sich auf ihn, Diogenes faßt Parmenion von rückwärts, entwaffnet ihn und bindet mit seinem Gürtel seine Hände.)*

Diogenes. Warum sollt' ich Dir nicht helfen, guter Mensch? Meiner Laterne Licht fiel just auf Dein Gehirn, — es ist ein bißchen verbrannt.

Parmenion. *(Auf ein Anisee sinkend.)* Verrath! Ich bin verrathen! Und ein Mann wie Diogenes erniedrigt sich dazu! O, Schande, Schande! Jetzt wollt' ich gerne stürzen —

Diogenes. Sei gewiß, wir stürzen Dich, daß Du bald still sein wirst und wie still! Wie eine Maus vor einem forngesüllten Sack!

Eutychides. Fort mit ihm! *(Verschließt ihm den Mund mit der Hand.)*

Diogenes. Ins Faß mit ihm! Dort sucht man ihn nicht. *(Steht sich vor das Faß, so daß Eutychides nicht ins Innere sehen kann.)*

Eutychides. Vortrefflicher Einfall! Ich wette, er wird uns morgen danken. *(Sie nöthigen ihn, ins Faß zu kriechen.)*

Diogenes. Ich wette nicht, ich weiß, daß ers noch heute thun wird.

Eutychides. Nun muß ich fort, die Flüchtige zu verfolgen, um Alexanders Zorn zu sänftigen. Da kommt Alexander.

Diogenes. Ich gehe ihm entgegen. *(Eutychides nach rechts ab, Alexander kommt von links, das Schwert in der Hand. Diogenes geht ihm ruhig entgegen, erhebt seine Laterne und leuchtet ihm ins Gesicht.)*

Dreizehnter Auftritt.

Alexander. Diogenes.

Alexander. Wer wagt es mir den Weg zu verstellen?

Diogenes. *(Leuchtet ihm dennoch ins Gesicht und macht Geberden des Erstaunens.)*

Alexander. *(Schlägt mit dem Schwerte die Laterne aus Diogenes' Hand.)* Fort mit den Gaukelkünsten!

Diogenes. *(Ruhig.)* Nun, jetzt weiß ich wieder so viel, wie früher. Ich wollte sehen, wer da heranstürze, ich dachte, ein nemäischer Löwe und wunderte mich wahrhaftig, daß es ein Mensch sei. Ich täusche mich — es ist doch nur —

Alexander. Ich — Alexander!

Diogenes. Eine wilde Bestie.

Alexander. Die Dich zerfleischen wird.

Diogenes. *(Immer ruhig.)* Kann sein, aber bleibt doch eine gemeine Bestie. Die eine hört auf den Namen Darius, die andere auf den Namen Cyrus — die, welche ich beleuchtete, zufällig auf den Namen Alexander — das ist der ganze Unterschied. Wie Du siehst, ist er nicht gerade groß. Doch alle stehen nicht dafür, daß ein Philosoph ihretwegen stehen bleibe.

Alexander. Und warum, Du Tropf, bleibst Du also stehen? Dich suche ich nicht.

Diogenes. Ich weiß es, mich suchtest Du gestern, heut' einen andern.

Alexander. Du weißt?

Diogenes. Ei wozu wär' ich ein Philosoph? Du suchst Dich selber, Alexander verlor den Alexander; darum zürnst Du und ärgerst Dich über Dich, was giebst Du mir, wenn ich Dir suchen helfe?

Alexander. Was sollen diese Reden?

Diogenes. Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, Du suchest etwas anderes? Am Ende gar, Du suchest ein Weib! Der Sieger bei Issus und Gangamela! Daran glaub' ich nicht! Jene sind schlecht, die sagen, Du habest Clitus, Deinen besten Freund, getödtet, eines Weibes willen, weil er Dir widersprach — die bösen Leute flüsteren, Du habest des Bessus Weib geliebt. Aber Du achtest nicht darauf, es sind ja nur Gerede, das ist nun einmal so. Auch Du hast Deinen Schatten hinter Dir! Damals verlorst Du Dich selbst und es lebte bis jetzt kein Diogenes, um Dir Deinen verlorenen Menschen suchen zu helfen.

Alexander. (Ungebuldig.) Ich verliere Zeit!

Diogenes. Zum Welterobern? Vielleicht, — aber Dich selbst zu erobern, hast Du schon weit mehr Zeit verjäumt, und darüber warst Du nicht böse.

Alexander. Rede, so viel Du willst — ich suche — darum aus dem Wege, Geipenst, — bin ich nicht Alexander?

Diogenes. Ei, darüber streiten wir ja. Siehe! Mir fiel nie ein, daß ich Diogenes sei, zu bezweifeln. Der Mensch muß eine gewaltige Eiselei begangen haben, der anfängt, an sich selbst, an seinem Wesen zu zweifeln. Erlaube mir, Herr der Welt, Dich zu bemitleiden. Ich sehe klar — Du stürmst die Welt um ein — Weib.

Alexander. Du täuschest Dich — ich will nur Verrath bestrafen.

Diogenes. Ah, den Parmenion! Auch das ist überflüssig. Verrätherei rächt sich selbst, das ist eine Schlange, die sich in ihren eigenen Leib verbeißt. Laß ihn — er wird sich selbst strafen. Er verlor Deine Gunst — der Narr! Er setzt sich aus dem Glanz der Sonne in den Schatten.

Alexander. Ich dulde keine Untreue, und er verrieth mich.

Diogenes. Er fand eine Feige, eine reife, schöne Feige — der Schlaue hob sie nicht auf, um mit ihr zu prahlen, er gab nicht dem Freunde davon, damit dieser sie zuerst anbeißt, sie aussauge und ihm die Schale lasse. Wahrlich ein verrätherischer Freund! Alexander ist größer, edelmüthiger! Alexander theilte schon längst sein Reich und seinen Ruhm mit Parmenion. O, wie groß ist Alexander!

Alexander. (Wirft das Schwert zur Seite.) Mit einem Narren ist schwer zu rechten.

Diogenes. (Triumphirend.) Alexander hat sich gefunden — er eroberte mehr als die Welt! (Aus dem Fasse wird Geräusch von Rüssen und Worten hörbar.)

Alexander. Was ist das? Welch ein Geräusch?

Diogenes. (Lachend.) Kosende Turteltauben! Sie flogen vom Olymp auf die elende Welt. So klangen die Tropfen der Ambrosia, die aus der Amphora Dianas fielen, als die Göttin Endymion begrüßte. Der Himmel lachte bei ihrem Klange und die Erde ward frühlingjung. Die Jungen wurden nachdenklich und die Alten falte-

ten die Hände zum Gebete. Wir beide sind die Vertreter des Menschenalters. Denke nach, Alexander, ich will nach meiner Weise beten. (Das Geräusch wiederholt sich.)

Alexander. (Wut.) Ich verstehe. Du hältst sie in Deinem Fasse verborgen. (Hebt das Schwert auf und will zum Fasse.)

Diogenes. Geh! Darin ist nur für zwei Raum und das müssen Liebende sein. Wollen sie drin bleiben, müssen sie sich in der Umarmung festhalten. Ich bin dort überflüssig, und Du gelangst nicht hinein.

Alexander. (Läßt das Schwert fallen und wendet sich rasch um.) Lebe wohl, kindischer Greis! Ich langweilte mich und versuchte mich zu zerstreuen, wie es meine Art. Nun will ich gehen — Du hast recht — ich habe mich gefunden.

Diogenes. Noch nicht ganz.

Alexander. Was willst Du noch? Ich will ja ihre kleine Seligkeit nicht stören.

Diogenes. Sie ist größer, als Du denkst. Aber weise noch, Du hast Dich noch nicht ganz gefunden. Du mußt —

Alexander. Ich — ich muß?

Diogenes. Nicht etwa ihnen verzeihen, aber sie um Verzeihung bitten, — Du mußt Dich versöhnen, — mußt in ihrem Glücke vergessen.

Alexander. Meiner, — das ist der bittere Kern jeder Weisheit.

Diogenes. Er ist süß, wenn Du ihn hinabschluckst. Du mußt nicht nur Dein Glück vergessen —, nein auch Deine Thorheit. Nur hinunter mit dem Kern, nur hinunter! (Ruht in das Faß.) Nur heraus, ihr Kinder; der Vater Diogenes zähmte den Hauslöwen. Jetzt könnt ihr ihn nach Herzenslust an der Wähne zerren. (Parmenion und Melissa kommen aus dem Fasse.)

Bierzehnter Auftritt.

Alexander. Diogenes. Parmenion. Melissa.

Alexander. (Reicht Parmenion die Hand.) Aber morgen auf nach Indien!

Parmenion. O, gerne, gerne — aber mit Melissa!

Melissa. Dank, o Herr, Dank — mich täuschte nicht das Herz — ich sagt' es gleich, als ich zum ersten Male Dich gesehen, Du hast Güte in Deinem Antlitze. (Umarmt Parmenion.)

Diogenes. Und würde sie nicht Parmenion lieben, sie wollte Alexander lieben.

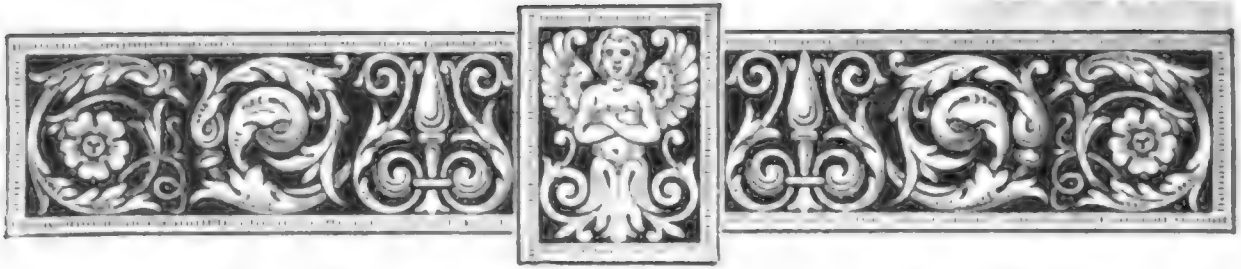
Alexander. Ja, — wenn er nur vermöchte immer Alexander zu sein. (Reicht auch ihr die Hand.) Seid glücklich! (Zu Diogenes.) Ich danke Dir, alter Freund, ich kam doch nicht ganz unnütz nach Korinth. Die Götter seien mit Dir — Zeus möge Dir Deine Jugend und Zufriedenheit erhalten!

Diogenes. In meinem Fasse ein Paar kofende Turteltauben! Wahrlich, jetzt ist alles möglich in der Welt, aber für mich sei dies ein Wink, Korinth zu verlassen. Am Ende verliebte auch ich mich und wer würde mir dann helfen, Diogenes zu suchen?

Alexander. Gar — da ich Deine Laterne zerichlagen.

Diogenes. Ich brauche sie nicht mehr — mir genügen die Sterne

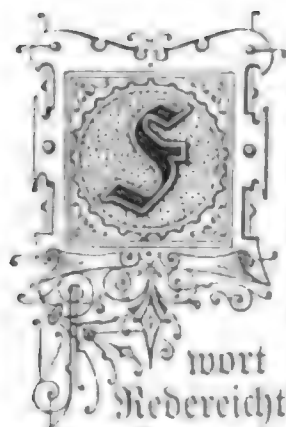
Der Vorhang fällt.



An die Frauen.

Was wäre das vollkommenste Weib
Wenn es nicht Weib bliebe?

A. Weiskner.



rauenemanzipation ist ein gewagtes Wort in unserer Zeit, ein Wort, welches widerstreitende Empfindungen herausbeschwört. Auf der einen Seite die fanatisirten Vertreterinnen frauenrechtlicher Bewegung gleich einer Louise Michel oder einer Hubertine Auclere, welche enthusiastisch schwärmen, bei denen ein einziges Stichwort genügt, um den ganzen, unerlöschlichen Schwall ihres Redereichthums zu entfesseln. Auf der anderen Seite als schroffer Kontrast die nicht minder fanatischen Eiferer gegen alle Frauenrechte; verknöcherte Gelehrte, hausbackene Pedanten, oder Proletarier des Geistes, welche in der Frau nichts anderes sehen wollen, als ein Lastthier besserer Art, als ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, ein Wesen ohne Denkvermögen, ohne Wissen oder Wissensdrang, ohne Geist, ohne Gehirnwindungen, ein Ding, bei dem nur Eigensinn und Unverstand an der Tagesordnung sind und welches nimmer den Versuch wagen sollte, auch nur einen Gedanken zu hegen, der über Küche oder Strickstrumpf hinausreicht, da es Dank dem geistigen Unvermögen der Frau damit doch nur einen Mißerfolg zu verzeichnen hätte.

Im Unrechte sind die einen wie die anderen! Es ist dies immer der Fall, wenn Leidenschaft den klaren Blick trübt, Leidenschaft das Gefühlleben beeinflusst. Sieht man sich heutzutage in der Welt um, so muß es bei unparteiischer Denkungsweise den Sinn für das Komische lebhaft berühren, wenn man da und dort die Brandreden fanatisirter Vertreterinnen der Frauenemanzipation hört, wenn man von ihnen vernahmen muß, wie „geknechtet und getreten“ das schwache Geschlecht sei, andererseits es aber doch überall ins Auge fällt, welche geachtete Stellung die Frau in der Gesellschaft einnimmt, wie viele Berufszweige ihr offen stehen, wie viele Hilfsquellen ihr geboten werden. Diese Thatsachen hindern einzelne rabiante Bahnbrecherinnen der Frauenemanzipation noch immer nicht, in gleißenden Farben „Die Knechtschaft des Weibes“ zu schildern, welches der Mann „dieser Barbar, dieser Tyrann, dieses Ungeheuer“ mit Füßen tritt.

„Gleichberechtigung ist es, die wir fordern, man soll uns Freiheit geben, Auflösung der Ehe, freie Liebe, Stimme und Wahlrecht im Parlament, man soll uns alle Erwerbszweige zugänglich machen, uns, die wir geistig und ethisch dem Manne gleichstehen, wenn wir ihm nicht gar überlegen sind!“ So und ähnlich lauten verschiedentliche Phrasen, welche raketenhaft in die Menge geschleudert werden und von denen man doch hofft, daß sie da und dort als zündender Funke wirken mögen.

Wie wenig berechtigt sind aber die Klagen und Forderungen, deren Durchführung durch die Naturgesetze zur Unmöglichkeit wird! Kassirerinnen, Buchhalterinnen, Telegraphistinnen, Postbeamtinnen hätten wir glücklich erreicht, um vom Lehrfache und den zahllosen Verkäuferinnen in den verschiedenen Läden und Magazinen gar nicht zu sprechen. Doktoren der Medizin und Philosophie im Weiberrode gehören nicht mehr zu den ungewöhnlichen Erscheinungen, Malerinnen, Bildhauerinnen, Musikerinnen und Schriftstellerinnen sind an der Tagesordnung; was also noch? Es erübrigt nicht viel mehr als Amazonenregimenter, wenn das schöne Geschlecht noch immer nicht zufrieden ist; es müßte dann bis auf den letzten Rest umgestoßen werden, was Jahrtausende Sitte und Brauch gewesen, man müßte sich in Zukunft nicht mehr damit genügen lassen, daß die Frauen mit den Männern in die Schranken treten, wie es nun der Fall, sondern, wenn man auf der Bahn vorwärtschreitet, auf welche einzelne fanatische Schwärmerinnen die Frauen drängen wollen, kommt man schließlich so weit, daß die Männer zu Weibern werden. Sollen sie es sein, die das Haus betreuen, die Kinder warten, die Kranken pflegen, damit die Frauen sich im Wettkampf des Lebens den Lorbeer erringen und von dem erhebenden Bewußtsein getragen werden, daß sie sich keinem Manne zu unterordnen haben?

Unwillkürlich fühlt man sich veranlaßt, diese Frage zu stellen, wenn man die bitteren Klagen vernimmt, welche da und dort laut werden, sobald der viel erörterte, verhöhnute und verhimmelte Begriff „Frauenemanzipation“ als mehr oder weniger angegriffenes oder vertheidigtes Thema auf die Tagesordnung tritt.

Wer wollte in Abrede stellen, daß es eine Zeit gegeben, in welcher es Pflicht der Humanität gewesen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für die Emanzipation der Frau zu wirken; das war z. B. als Behmgerichte und Hexenprozesse noch in voller Blüte standen, als die Frau, nur zu oft, auf dem Scheiterhaufen endete, als sie thatsächlich das war, was sie sich jetzt oftmals zu sein einbildet: eine niedrige Magd, der man jede rohe Arbeit aufbürden konnte, die Feld und Acker bebauen, das Haus versorgen, die Kinder pflegen mußte, während der Mann auf der faulen Haut lag; eine niedrige Magd, der man für all' ihr Mühen kein gutes Wort gönnte, die man schlug und mißhandelte, weil man sie als ein untergeordnetes Geschöpf ansah, welches nichts besseres verdiene.

Der Kulturzustand eines Volkes ist nach der Stellung zu beurtheilen, welche die Frau bei demselben einnimmt und je ungebildeter die Nation, desto geknechteter ist die Stellung des Weibes. Es ist dies ein allgemein anerkanntes Faktum, das auch seine volle Begrün-

ding hat. Denn nur wer im Gemüthe roh ist, wird imstande sein, sich gegen den Schwachen roh zu zeigen, und dem Manne gegenüber bleibt die Frau schon vermöge ihrer physischen Beschaffenheit immer das schwächere, zarte, der Stütze bedürftige Wesen, welches Halt und Leitung braucht, auch wenn es sich dessen kaum bewußt ist und sich diese Thatsache nicht eingestehen will.

Den übertriebenen Emanzipationsgelüsten überspannter Köpfe aber sollte man immer eine Frage entgegenstellen, auf welche selbst die Eraltirtesten es schwer finden würden, so zu antworten, daß sie durch ihre Antwort für ihren Standpunkt Proselyten machen könnten und diese Frage lautet: Was ist das Leben ohne die Liebe, wie kann diese Hand in Hand gehen mit übertriebenem Emanzipationsdrange? Stellen Sie sich ein Amazonenregiment vor, das zu Felde ziehen soll gegen ein Heer, in welchem sich Vatten, Brüder, Freunde, der kampfbereiten Damen befinden. Legen Sie die Hand aufs Herz und fragen Sie sich, ob nicht im entscheidenden Momente selbst die muthigste und tollkühnste Kämpferin lieber das Hasenpanier ergreift, als einem ihr theuren Wesen aus Leben zu gehen. Und Gott sei Dank, daß dem so ist. Denn, den Frauen fällt es zu, das Gemüthsleben zu pflegen, nicht aber Kampf und Hader heraufzubeschwören. Jenes Frauenherz, in welchem die echte, wahre, hohe und heilige Liebe einmal ihren Einzug gehalten, jenes Frauenherz ist — wir sind dessen gewiß, für immer von den Emanzipationsgelüsten kurirt, selbst wenn es sich früher zu denselben hingeneigt gefühlt haben sollte. Und da die Liebe trotz allem Fortschritte und aller Verbesserungsmanie, trotz dem Feldgeschrei realitätscher Tempelstürmer, Gott sei Dank, noch kein Gegenstand geworden ist, welchen man aus der Weltordnung streichen kann, so wird auch die neue Gesetzgebung der Emanzipationslustigen nicht so rasch zu allgemeiner Geltung kommen, als diese es wohl wünschen mögen.

„Der Mann wahre das Recht, und das Weib pflege die Sitte“, sei die erhabene, reine, sittlich veredelnde Priesterin ihrer Herzensreligion, sie wird damit glücklich sein, weit glücklicher, als wenn sie in verknöchertem Egoismus, fanatisirte Phrasen nachbetet, welche sie kaum versteht, deren Tragweite sie nicht erfährt, deren Folgen sie nicht bedenkt.

Emanzipiren soll sich die Frau allerdings, aber nur von kleinlichen Untugenden, welche ganz speziell in ihr Revier schlagen, so z. B. von Klatschsucht, Eitelkeit, nörgelndem Neide zc. Keine Gelegenheit soll sie ungenützt vorübergehen lassen, um ihren Geist zu bilden, ihr Herz zu veredeln, ihre Seele zu entflammen, für Großes, Hohes, Edles.

Daß man den Frauen immer neue Wege weise zur Selbstständigkeit, ist klug und vernünftig, denn die pekuniären Verhältnisse werden für den gebildeten Mittelstand immer mißlicher, die Ausgaben steigen, die Einnahmen sinken und es ist somit nicht mehr als recht und billig, daß auch die Frau lerne eine erwerbende Kraft des Hauses zu werden. Das bedingt aber nicht, daß sie zum burschikosen Mannweibe herabsinke, daß sie sich ihres größten Zaubers entschlage — der Weiblichkeit; im Gegentheil, jemehr sie dieselbe pflegt, desto gewisser wird sie aus dem Kampfe mit dem Manne — wenn denn absolut gekämpft sein

muß, immer als Siegerin hervorgehen. Nicht das Feldgeschrei einer wuthentbrannten Kohorte verhilft der Frau zur Herrschaft, sondern nur Würde, Milde und Sanftmuth.

Die Macht der Frau läßt sich nicht in Abrede stellen, aber ihre Hauptverbündete ist — die Liebe, welche dem überspannten Emanzipationsdrange als Antagonistin, gegenübersteht, und sich bei jedem echten und edlen Weibe als Achillesferse erweist, die verwundbar ist, sobald der Rechte kommt.

Der Kultus der Familie und des trauten Heims ist, wenn er mit Herz und Verstand betrieben wird, der idealste Lebenszweck, der Frau, welcher tausendfach mehr wahre und tiefinnerste Herzensbefriedigung gewährt, als die volltönenden Phrasen leidenschaftlicher Querköpfe, die zu ihrer verschrobenern Weltverbesserung, meist nur durch irgend einen Herzensschiffbruch gerathen sind und sich sehr gerne kuriren ließen, ohne daß sie sich dies eingestehen wollen, wenn nur der rechte Doktor käme.

Jahrtausende sind gekommen und gegangen, Generation um Generation hat gelebt und gelitten, aber immer und überall, wo der menschliche Geist gehaust, das menschliche Herz gepocht hat, ist es die Liebe gewesen, welche eine der bedeutsamsten Triebfedern war für alles, was geleistet, gedacht, gefühlt wurde; so war es, so ist es und so bleibt es auch so lange der Weltengeist besteht, und deshalb, wir sprechen es offen aus, bangt uns auch nicht gar so sehr vor dem Feldgeschrei der Emanzipirten, das sich in den entscheidendsten Momenten des Lebens selbst Lügen strafen muß und dessen Banner früher oder später von jedem Weibe verlassen wird, je nachdem früher oder später dem Herzen der Frau die rechte Stunde schlägt.

Was die Emanzipation Gutes an sich hat, das können wir alle pflegen und wahren in der Häuslichkeit, in der Familie. Die übertriebenen Phrasen fanatischer Mädelsführerinnen aber sind nichts als krankhafte Hysterie, häßliche Schlacken, durch die das Weib sich selbst erniedrigt und in den Staub tritt.

Max v. Weißenthurn.



Die Geschichte eines Bartes.

Humoreske von Arpad von Bercziki.

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen. Von Adolph Kobut.

Venedig, den 15. April.

Seit drei Tagen bin ich erst verheiratet und doch schon um eine Erfahrung reicher geworden!

Beim heutigen Frühstück, als mich Leo küssen wollte, stach etwas in mein Antlitz — die Stoppeln seines wachsenden Bartes! Ich blicke auf meinen Mann und gewahre zu meiner größten Ueberraschung, daß sein früher so glattes Gesicht einem Reibeisen gleicht; aus allen seinen Gesichtsporen strecken kleine Stoppeln ihre Köpfe hervor.

„Leo, Du hast Dich schon zwei Tage nicht rasiren lassen“, sagte ich im vorwurfsvollen Tone. Er neigte sich lächelnd zu mir — o er kann sehr lebenswürdig lächeln! — umfaßte meine Taille und fragte scherzend:

„Aljo ich gefalle Dir unrasirt gar nicht, liebste Viktorine?“

„Jedenfalls nicht so gut wie im glatten Zustande. So bist Du garstig!“

„Bin ich sehr garstig?“ neckte mich Leo.

„Glaube mir, sehr garstig, auf Ehrenwort!“

„Ei, ei, hast Du mich denn nur wegen meiner Schönheit geheiratet?“

„Gewiß war dies auch ein Beweggrund, denn es würde meine Eitelkeit sehr verletzen, wenn mein Gatte auf die Bezeichnung eines schönen Mannes kein Anrecht hätte.“

Leo lachte hell auf und indem er einen gerade dort sich befindlichen Taschenspiegel ergriff und hineinblickte, sagte er, mich neckend:

„Höre mal, kleines Weibchen, ich bin gar nicht so garstig . . . Im Gegentheil . . . Ja, ich fange an mir zu gefallen. Ein gar hübscher Junge blickt mir aus dem Spiegel entgegen.“

„Ich bin ganz anderer Ansicht und hoffe, daß Du in dieser Beziehung dem Geschmacke Deiner Frau mehr als dem Deinigen zutrauen wirst!“ meinte ich in meinem einschmeichelndsten Tone und setzte dann, ihn kokett anblickend, hinzu: ach bitte, „geh' zum Friseur, bitte, mein liebster Leo!“

Ich hätte bestimmt gedacht, daß meine zärtliche Bitte meinen Mann sofort veranlassen würde, aufzuspringen, mich zu küssen und dann zum ersten besten Figaro zu stürzen, um dann nach einer Viertelstunde mit dem glatteften Gesichte vor mir zu knien und begeistert auszurufen: hier, mein Täubchen, Dein Wunsch war mir Befehl!

Aber Leo befindet sich heute in einer unbegreiflichen Stimmung — eine Augen blißen schelmisch — augenscheinlich sitzt ihm der Schalk im

Nacken . . . O, er stürzt nicht zum Friseur, sondern erklärt, daß er noch einige Tage mit diesem Stoppelbart herumlaufen will.

„Aber, Männchen“, sagte ich, „ich kann Dich nicht begreifen!“

„Und doch ist nichts einfacher, als das. Ich dachte, ich hätte Dich lediglich durch die heilige Dreifaltigkeit meines Charakters, Gemüthes und Geistes erobert und nun muß ich die Erfahrung machen, daß Du Dich in meine Schönheit vernarrt hast. Ich kann diese Entdeckung nicht ignoriren und so will ich Dich auf die Probe stellen, ob Du mich auch in einem so unrasirten Zustande lieben kannst? Nun, aber, mein Liebchen, mache rasch Toilette, denn von Venedig haben wir bisher blutwenig gesehen . . . Sieh' doch, wie schön die Aussicht von unserem Fenster aus ist! . . . Dort ist der Dogenpalast . . . Eile, denn ich will in einer Stunde wieder zurück sein.“

Und er eilte davon!

Ich sah ihm bestürzt nach!

Welch' ein Umschwung!

Er ist erst seit drei Tagen mein Mann und doch erfüllt er meinen Wunsch nicht mehr! Sollte er so rasch alle süßen Gewohnheiten, alle theuren Traditionen des Brautstandes über Bord geworfen haben? Sollte es wahr sein, daß der Mann in dem Augenblicke, wo er das Jawort vor dem Altar erhält, seine zärtliche Gesinnung verändert? Sollte es sich bestätigen, daß die Frau nur eine goldene Zeit, die des Brautstandes besitzt, denn nur dann ist der Mann aufmerksam, zärtlich, gehorsam und unterwürfig! Sollte es wahr sein, daß die Ehe — und selbst die glücklichste — nichts anderes ist, als der Kampf zweier feindlicher Naturen?

Wer aber hätte das von ihm gedacht? Er sah so nachgiebig und schwach aus!

Florenz, 20. April.

Während unserer Anwesenheit in Venedig erwähnte ich des Bartes mit keiner Silbe mehr . . . Ich wollte abwarten, was er beginnen, ob er Gewissensbisse empfinden und sich schließlich doch rasiren lassen werde . . . Aber vergebens waren meine Hoffnungen. Leo hat gar keine Gewissensbisse, sein Bart wächst von Tag zu Tag — sein Gesicht wird immer stacheliger . . . Es liegt auf der Hand: Leo will nicht gehorchen und demonstriert gegen mich! Dieser Bartwuchs ist eine stille Kriegserklärung gegen meine Herrschaft! O, Minka, Minka, wie recht hattest Du, als Du mich warntest, vor Leo auf der Hut zu sein; er sei kein Mann, der seinen Willen vor dem seiner Frau beugen werde; unter der Maske eines höflichen, gefekten und heiteren Betragens verberge er einen despotischen Willen! Und meine Freundin Minka rieth mir deßhalb, ihn gleich schon im Brautstand zu gängeln — dann ginge es noch leichter —; lange überlegten wir, wie wir's anfangen sollten . . . Minka hat ihren Mann dadurch gezähmt, daß sie ihm das ewige Beinschwenken abgewöhnt hat. Er hatte nämlich die Gewohnheit, beim Sitzen das eine Bein über das andere zu schlagen und das obere fortwährend hin und her zu schwenken. Minka ersuchte ihn, diese Unart, welche sie nervös mache, zu unterlassen. Aber bei Arthur war diese Gewohnheit bereits zur zweiten Natur ge-

worden und sofort begann er das Bein zu schwenken, sobald er sich vergaß . . . Dann pflegte Minka ihn bedeutungsvoll anzublicken . . . ihre Augen begegneten sich . . . und das zappelige Bein wurde ruhig. Auf diese Weise hat Minka ihren Mann daran gewöhnt, daß er auf ihren Wink schon gehorche und seine Natur zügele — allmählich hat sie ihn ganz firre gemacht.

„Aber Leos Bein zappelt nicht“, meinte ich; doch Minka erwiderte schlagfertig:

„Mon dieu! Er wird doch eine Angewohnheit haben; er wird doch z. B. rauchen. Nun, Du mußt ihm dann die Cigarre abgewöhnen . . . Ach, Viktorine, etwas besseres fällt mir ein! Du mußt ihn bereden, sich seinen Bart abnehmen zu lassen!“

Ich blickte entsetzt auf meine Freundin: welch' schrecklicher Gedanke! Leos Bart ist ein wahres Meisterwerk der Schöpfung: so schön, so seidenweich, so imponirend! Und wie kleidet er ihn! Er ist in diesem Bartschmuck gewiß viel schöner als ohne ihn!

„Das darf ich von ihm nicht verlangen“, replizierte ich.

„Meinetwegen, dann mußt Du auf Deine Herrschaft im Hause verzichten.“

„Was thut das? Ich bin ohnehin nicht herrschsüchtig“, meinte ich; doch Minka war nicht so leicht zu beruhigen. Sie setzte mir eingehend auseinander, daß die Frau ihren Mann leiten müsse, nicht aus Herrschsucht, sondern des häuslichen Friedens wegen — denn sonst verdirbt der Mann, läßt sich von seinen Kameraden beeinflussen und kann schließlich ein leichtsinniger Lüstling werden; bleibt er jedoch stets unter dem wohlthätigen Einflusse der Frau, so sei von ihm nichts zu befürchten.

„Uebrigens kannst Du durch dieses Opfer sofort erkennen, ob Dein Bräutigam Dich aufrichtig liebt“, setzte Minka hinzu.

Ich that also. Ich bat Leo so hingebungsvoll, daß er sich seinen Bart abnehme, da er mir sonst gar nicht gefalle . . . und er brachte mir dieses Opfer.

Als mich Minka nach dem Hochzeitsbankett zur Eisenbahn begleitete, damit wir in Italien unsere Flitterwochen verleben, flüsterte sie mir ins Ohr: „Gieb nur acht, daß Leo nicht mit einem Bart zurückkehre!“

Als ob sie die Zukunft geahnt hätte!

* * *

Florenz, 21. April.

Meine Lage ist in der That eine sehr schwierige — was soll ich beginnen? Eine Frau kann auf dreifache Art ihren Willen bei ihrem Manne durchsetzen: durch Zank, Thränen oder Schmolten — aber ich weiß nicht, zu welcher Waffe ich greifen soll, denn mein Herz rath mir ingrunde zu keinem dieser Hilfsmittel . . . bah, am liebsten würde ich Leos Wunsch nachgeben — mag er sich immerhin seinen Bart so lang, als es ihm beliebt, wachsen lassen! . . . Aber, Minka? . . . Ich sehe im Geiste ihr satirisch lächelndes Antlitz . . . Ich höre schon, wie sie beim Anblick des Bartes in gedehntem, spöttischem Tone sagt, indem sie mich bedeutungsvoll anblickt: „Ach, trägt Leo wieder einen

Bart?" . . . Aber ich befürchte auch, meinen Einfluß auf meinen Mann zu verlieren, weil eine Frau mit dem Verluste ihres Einflusses auch ihres Mannes verlustig geht . . . Es muß sein! Er muß sich seinen Bart abrasiren lassen, sagte ich mir, nachdem wir die Madonna della Sacco bewundert hatten und zu Fuß nach der Piazza della Signoria gingen, wo wir in der deutschen Aneipe frühstücken wollten.

In diesem Augenblicke gewahre ich in einer Entfernung von zehn Schritten einen Barbierladen. Ich bleibe sofort stehen und sage:

„Mein lieber Leo!“

„Was befehlst Du, mein Liebling?“

„Du weißt, daß ich seit unserer Abreise aus Venedig Deines Bartes mit keiner Silbe erwähnt habe. Du wolltest wissen, ob ich Dich bloß Deiner Schönheit wegen liebe; Du wirst wohl jetzt bereits vom Gegentheil überzeugt sein; es steht dem also nichts mehr im Wege, daß Du . . .“

Ich zeigte auf den „Barbierjalon“.

„Jetzt haben wir keine Zeit, ich habe kannibalischen Hunger“, antwortete er ausweichend.

„Wie kannst Du Dich in so ungehobeltem Zustande auf der Straße blicken lassen?“ bemerkte ich ein wenig ärgerlich.

„Bah, mich kennt hier niemand; ich reise infognito“, erwiderte er lachend. Dieses Lachen verdross mich so, daß ich wüthend wurde.

„Nun, ich gehe mit Dir nicht frühstücken, bevor Du Dich nicht rasiren läßt.“

Leo antwortete trocken, daß er in diesem Falle das Frühstück mir auf mein Zimmer schicken lassen werde. Und so geschah es auch, zu meinem nicht geringen Aerger — er führte mich in mein Hôtel zurück, brachte mich auf mein Zimmer, begab sich in den Restaurationsaal, befahl ein Frühstück für mich auf mein Zimmer und ich mußte allein dejeuner. O, ihr Flitterwochen, o du Hochzeitsreise, wie ganz anders habe ich mir euch vorgestellt!

* * *

Pisa, 24. April.

Duomo, schiefer Thurm — nichts habe ich gesehen! Denn ich habe keine Stimmung dazu, ich bin schlecht gelaunt! Ich habe an nichts mehr Freude!

Desto heiterer ist Leo gestimmt! Er ist die verkörperte Fröhlichkeit, stets zu Scherzen und allerlei Schabernack aufgelegt! Er küßt mich — und wenn es sein muß, mit Gewalt! Er kümmert sich nicht um mein Schmollen, um meine zornigen Blicke; seine tollen und humoristischen Einfälle veranlassen mich wider meinen Willen zuweilen zum Lachen. O, was ist es doch für ein Unglück, wenn man kein strenges Gesicht aufsetzen kann — wie ich z. B.! Der regelmäßige Ausdruck meines Antlitzes ist heiter und freundlich und ich muß mir Zwang anthun, wenn ich ernst erscheinen soll. Und so imponire ich Leo nicht.

Bin ich einmal dennoch ernst, sagt er: „Aber, mein Herz, sei doch nicht so bitterböse — das wird Dir doch nicht gelingen!“

Greifere ich mich, meint er: „Aber, Püppchen, nur kein Schausse-

ment!“ Immer und immer bin ich für ihn nur „Püppchen! Püppchen!“ Ich bin für ihn nur eine Puppe, mit der man ja bloß zu spielen pflegt! Aber da wird er sich doch schneiden!

* * *

Genua, 26. April.

Zum Abendbrod ließ Leo Champagner kommen, jedoch leerte er fast ganz allein die Flasche. Als wir allein waren, umarmte er mich zärtlich . . . aber ich bedeckte mein Antlitz, ihn abwehrend.

„Was thust Du, mein Püppchen?“ fragte er verwundert.

„Das „Püppchen“ will eben kein stoppeliges Gesicht küssen!“ antwortete ich entschieden.

„Wieder diese Bartgeschichte!“

„Ja, wieder, weil Du Dich nicht rasiren lassen willst!“

Ich muß wohl sehr energisch gesprochen haben, denn Leo wurde stutzig. Seine rosige Laune schwand plötzlich und er sah mich ernst, fast zornig an, als wollte er mir auf Grund meiner Seele blicken. Ich schlug meine Augen nicht nieder . . . Aber im Nu wurde er wieder ausgelassen heiter und übermüthig und rief:

„Bist Du, mein Püppchen, in der That dazu entschlossen, mich nicht zu küssen, bevor ich die Hilfe eines Figaro anrufe?“

„Ja, gewiß!“

„Nun, es sei, er soll geopfert werden, mein Prachtbart, aber nun küsse mich auch!“ bat er zärtlich.

„Ist's auch wahr?“ rief ich frohlockend.

„Schon morgen in aller Früh!“

Mir schwindelte — die Freude tödtete mich schier. Nicht mein Sieg machte mich so glücklich, nicht die Thatsache, daß Leo sich mir ergeben, sondern daß er mich liebt, wahrhaftig liebt! O, was ist doch mein Mann für ein guter und edler Mensch! Er liebt mich — er steht also noch unter meinem Einflusse — ich werde ihn nicht verlieren — ich werde schon aufpassen, daß er nicht verdorben wird! Doch werde ich ihn deshalb meine Macht nicht fühlen lassen, ihn vielmehr an einem kaum sichtbaren Gängelbände lenken — wenn wir nach der Residenz zurückgekehrt sind, mag er meinetwegen sich aufs neue den Bart wachsen lassen!

Ich fiel ihm um den Hals . . . Unsere Lippen berührten sich in einem langen, heißen Kuß . . . Süße Worte stammelnd, versöhnten wir uns . . . O, wie herrlich ist doch die Ausöhnung!

* * *

Nizza, 27. April.

Ich hätte es zwar gern gesehen, wenn Leo gleich am nächstfolgenden Tag sich hätte barbieren lassen, da jedoch der Zug sehr früh abdampfte und alle Rasirsalons noch geschlossen waren, verzichtete ich auf meinen Wunsch.

„Nicht wahr, liebster Leo, in Nizza . . . ?“

„Gewiß!“

Wie entzückend, wie unbeschreiblich schön ist doch die Riviera, aber sie ist doch am schönsten, wenn wir sie an der Seite eines ge-



Der Steuerzettel.

liebten Gatten bereisen — zumal einen Tag nach der Aussöhnung! Und giebt es einen Zug, der für ein junges Paar zur Hochzeitsreise geeigneter wäre? Kaum! Die vielen Tunnels . . . auf jeden Schritt einen: diese Eisenbahn ist wirklich mit meisterhafter Technik erbaut!

Ein Engländer saß mit uns im Coupé. Nach dem zehnten Tunnel stieg er aus und bestieg einen anderen Waggon.

„Den haben wir verscheucht“, lachte Leo, „er floh vor dem Küsseregen.“

„Aber wie konnte er es bemerken, wir küßten uns doch nur in den Tunnels!“

„Er sah nichts, aber er hörte alles!“

„Du bist ein Bösewicht . . . Warum mußt Du mich so laut küssen!“

* * *

Nizza, 28. April.

Verrath!

Ich bin betrogen!

Leo hat mich hintergangen!

Heute früh ließ ich den Barbier kommen — ich machte gerade Toilette — Leo ging aus und kam wieder heim, aber unrasirt. Ich traute meinen Augen kaum.

„Und wo bleibt das Versprechen?“

„Welches Versprechen denn?“ fragte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Hast Du mir nicht vor wenigen Tagen in Genua versprochen — Du weißt an jenem herrlichen Abend — daß Du Dir den Bart willst abnehmen lassen?“ erwiderte ich indignirt.

„Allerdings habe ich es Dir zugesagt“, meinte er mit listigem Lächeln, „aber nur in der Voraussetzung, das Versprechen nicht zu halten.“

Ich war starr.

„Also Du willst nicht Wort halten?“ rief ich entrüstet aus.

„Ich thäte es gern, aber seit kurzem empfinde ich heftige Zahnschmerzen; ich habe mich wahrscheinlich erkältet. So geht es auch anderen, welche sich rasiren lassen, nachdem sie sich früher den Bart stehen ließen. Ich bin nun entschlossen, wieder meinen Bart wachsen zu lassen, ohne daß das Rasirmesser oder die Scheere eines Figaro mehr daran kommen soll.“

Ich sah ihn stumm — vernichtet an.

„Na, Püppchen, willst Du nicht mit mir spazieren gehen?“ fragte er mit schlecht verhehltem Hohn.

„Nein!“ erwiderte ich kurz und scharf.

„Also, auf Wiedersehen!“

Und damit entfernte er sich mit leichtem Schritt, fast tänzelnd. Er hat mich düpiert, betrogen, absichtlich getäuscht — nur um meine Küsse zu rauben . . . O, könnte ich die Küsse von ihm wieder abverlangen, die ich ihm in so verschwenderischer Fülle gespendet habe! . . . Ich kann mir denken, wie er seelenvergnügt sein, sich die Hände schadenfroh reiben und dabei murmeln wird: „O, das Püppchen habe ich schön überlistet, aber mein Püppchen war damals doch zu entzückend, zu liebenswürdig!“

Als er zurückkehrte, fand er meine Thür verschlossen. Er klopfte an, aber ich rief, daß ich Kopfschmerzen habe und nicht gestört sein will.

Spät abends kehrte er zurück. Er war in Monte Carlo, wo er sich augenscheinlich sehr gut amüsiert hat, denn er rühmte die Gegend außerordentlich und erzählte mit großer Umständlichkeit seine Erlebnisse.

Ich antwortete nichts.

* * *

Nizza, 29. April.

Was wird daraus werden? Die Beleidigung ist eine so große, daß von einer Versöhnung nicht mehr die Rede sein kann. Ich wollte bisher über ihn nicht triumphiren, doch nach dem Vorgefallenen muß es sich zeigen, wer von uns beiden der Stärkere ist. Heute will ich zu Hause bleiben — wieder Krankheit vorschützen — ich will sehen, ob er mit mir nicht Mitleid haben wird.

Aber er scheint dazu nicht geneigt zu sein!

Den ganzen Tag über langweilte ich mich allein auf meinem Zimmer, während er in der ganzen Stadt herumflanierte. Des Abends kehrte er in Gesellschaft einer älteren Dame, der langweiligsten Person auf Gottes Erdboden, zurück. Es ist die Frau Rätthin aus der Residenz, der Leo bei der Table d'hôte begegnet ist. Sie haben ihre Bekanntschaft von früher erneut. Die Rätthin langweilt sich entsetzlich und freute sich unendlich darüber, daß ich kränkle, denn sie wolle mich zerstreuen.

„Ich werde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie meine liebe Viktorine ein wenig zerstreuen“, meinte mein Mann. (O, dieser Verräther! Er weiß, wie langweilig diese Rätthin ist und daß ich sie schon zu Hause nicht ausstehen konnte!)

„Mit Freuden“, erwiderte die Rätthin in süßlichem Tone, „ich verspreche, Viktorine täglich zu besuchen, so lange sie das Zimmer hüten muß.“

„O, Sie sind lebenswürdig! Sie bereiten Viktorine dadurch eine große Freude! Nicht wahr, mein Schatz?“

„Ohne Zweifel!“ (Was hätte ich auch sonst antworten können!)

„Nun kann ich mich beruhigt entfernen“, sagte mein Mann, „da ich Dich in so guter Gesellschaft weiß. Ich danke Ihnen, Frau Rätthin, für Ihre gütige Theilnahme. Adieu, mein Engel.“

Als er bei der Thüre war, warf er mir noch einen Blick zu — es prägte sich darin teuflischer Hohn aus!

* * *

Nizza, 30. April.

Was sind das für schreckliche Tage! Zur schönsten Saison in Nizza zu sein und den ganzen Tag im Zimmer bleiben zu müssen — und dazu in Gesellschaft einer alten, schwachhaften Rätthin! Wie lange werde ich das noch aushalten können! Ich werde ganz nervös vor Ungeduld!

Aber sollte ich denn kapituliren? Ich habe ja diese Art der Kriegsführung begonnen und mich selbst dazu verurtheilt, nicht aus-

zugehen! Ich kann doch das Zimmer nicht verlassen, ohne ein Zugeständniß erlangt zu haben! Und dieser Bart! . . . O, dieser Bart, wie er wächst! Wie er täglich dichter wird!

Es ist wirklich ein Wunder, daß ich nicht wahnsinnig werde!

* * *

Nizza, 2. Mai.

Ich habe Leo erklärt, daß ich es in Nizza nicht länger aushalten kann — wir müssen nach Paris.

„Aber, mein Püppchen, Du hast das herrliche Nizza Dir doch noch gar nicht angesehen!“

Ich werde ihn erschrecken — dachte ich und verdrießlich warf ich die Bemerkung hin, daß mich Nizza nicht interessirt.

Von hundert Männern hätten gewiß neunundneunzig ihre Frauen aus Nizza nicht abreisen lassen, bevor diese auf der Promenade des Anglais nicht wenigstens einmal spazieren gegangen wären — nur Leo war dazu fähig. Er ließ packen, bezahlte und wir reisten ab.

Mein Herz wollte mir schier brechen, daß ich diese herrliche Gegend, nach welcher ich mich Zeit meines Lebens gesehnt habe, auf Nimmerwiedersehen verlassen sollte. Aber mein Stolz war zu sehr verletzt. Die Küsse von Genua brannten auf meinen Lippen — ich mußte deren Spuren verwischen!

* * *

Paris, 10. Mai.

Wir haben den heutigen Abend in der Comédie française verbracht und mein Mann hat sich gottvoll amüsirt. Er läßt sich überhaupt die Freude an seiner Hochzeitsreise nicht rauben — er hat einen ausgezeichneten Appetit und der Champagner schmeckt ihm vorzüglich — nur ich bin unglücklich.

Entweder — Oder!

In unserem Hôtel angekommen, warf ich mich mit Thränen in den Augen in ein Fauteuil, der Schmerz schnürte mir das Herz zusammen, während Leo sich gemüthlich schlafen legte, ja sogar bald zu — schnarchen begann.

Leo — schnarchte!

Ich war empört! Während ich heftig schluchze, schläft er den Schlaf des Gerechten und schnarcht.

Fassungslös wecke ich ihn aus seinem Schlummer und rufe ihm zu:

„Ich will meine Sachen packen und nach der Residenz zurückkehren.“

„Na, meinetwegen, ich reise nicht“, antwortet das Ungeheuer.

„Dann muß ich allein reisen!“

„Ganz nach Belieben“, und er schläft ruhig weiter . . .

„Du darfst nicht schlafen, ich erlaube Dir's nicht, daß Du jetzt einschläfst!“

„O, ich bin sehr müde!“

„Wenn auch!“ Meiner Sinne kaum mächtig, umklammere ich seinen Hals mit den Worten: „Du Treulofer! Warum liebst Du mich nicht mehr? O Gott, warum bist Du mir nicht mehr gut?“

„Woraus schließt Du das?“ fragte er zärtlich, mich an seine Brust drückend.

„Wie kannst Du noch fragen? Du weißt es ja am besten!“ erwiderte ich vorwurfsvoll.

Leo schwieg eine Minute, dann flüsterte er mir ins Ohr: „Ach, der Bart?“

„Ja freilich!“

„Warum gefällt Dir mein Bart nicht?“

„Als ich noch Braut war, genügte schon ein Wort von mir und Du ließeist ihn Dir abrasiren, jetzt fruchten meine inständigsten Bitten nicht, — natürlich ich bin ja nun Deine Frau!“

Leo erhob sich von seinem Lager, ergriff meine beiden Hände und sah mir scharf ins Auge, dann fragte er lächelnd:

„Verlangst Du dieses Opfer von mir?“

„Wer denn sonst?“

„Vielleicht Minka?“ meinte Leo mit Nachdruck.

Die Frage traf mich wie ein Blik — das Blut schoß mir in die Schläfen und mein Herz pochte heftig. Er weiß alles — ich bin gefangen! Ich wollte mich seinen Armen entwinden, aber er drückte mich desto leidenschaftlicher an sich.

Dann nahm er einen Brief aus seinem Portefeuille und übergab mir ihn mit den Worten:

„Lies das, mein Engel!“

Ich las ihn. Er lautete:

„Budapest, 12. April.

Lieber Freund!

Du wirst Dich gewiß darüber wundern, daß Du schon in Venedig, der ersten Station Deiner Hochzeitsreise, einen Brief von mir erhältst. Ich hätte Dich in Deinen Flitterwochen mit meinen Zeilen nicht heimgesucht, wenn ich Dir nicht eine wichtige Mittheilung zu machen hätte. Zum Glück kenne ich den Namen des Hôtels, wo Du absteigen wirst. Also, in aller Kürze nur die Nachricht: Dir droht große Gefahr! Hier ist die einfache Erklärung: Von meinem Freunde K. erfahre ich ein kolossales Geheimniß. Seine Frau hat von meiner Gattin Minka die Kriegslist vernommen, welche sie Deiner lieben Viktorine angerathen — Deinem Barte den Krieg zu erklären. Kehrst Du bebartet zurück, bist Du der Herr im Hause, bist Du bartlos, schwingt Dein Frauchen das Pantöffelchen. Ich erfahre zugleich, daß meine Minka auch mir nur deshalb das Fußschwenken abgewöhnt hat, um mich unter ihren Pantoffel zu bringen — ich stürzte sofort in mein Bureau, um Dir diese Zeilen zu Deiner Warnung und Orientirung zu schreiben. Von jetzt ab werde ich wieder, wie vor meiner Ehe, mein Bein schlenkern, und Dir kann ich nur rathen, Deinen Bart so lang als möglich wachsen zu lassen.

Mit besten Grüßen

Dein Dich liebender Freund und Leidensgenosse

Arthur.“

* * *

Ich war vernichtet, als ich diesen Brief gelesen hatte. Aber Leo

ist großmüthig, er baute mir goldene Brücken, indem er mein Gesicht mit Küssen bedeckte.

„Keiner von uns soll herrschen, wir wollen unsere Macht theilen.“
„O Leo!“

* * *

Budapest, 30. Mai.

Minka besuchte mich heute zum ersten Male in Gesellschaft ihres Mannes.

Als sie eintraten, umarmte mich meine Freundin, dann blieb sie vor Leo erstaunt stehen. Sie blickte ihn einige Zeit an, als wenn sie ihn nicht wieder erkennen würde.

„Das ist doch Dein Gatte!“

„Natürlich!“

„Ich hätte ihn in seinem Barte fast nicht erkannt!“ Dann meinte sie anzüglich: „Ah, er trägt wieder einen Bart?“

„So ist's“, meinte Leo. „Ich litt unterwegs sehr an Zahnschmerzen und Viktorine bat mich, wieder den Bart stehen zu lassen, vielleicht würden dadurch die Zahnschmerzen aufhören — was in der That seitdem der Fall ist.“

Ich warf ihm einen dankbaren Blick zu. Ich habe doch ein gutes, prächtiges Männchen!

Wir setzten uns . . . Arthur beginnt mit dem Beine zu schwenken. Minka wirft ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

Arthur bemerkt nichts und er schwenkt desto eifriger das Bein.

Meine Freundin beißt sich auf die Lippe und wird blaß wie der Tod.

„Arthur, Du machst mich durch Deine üble Angewohnheit ganz nervös!“ ruft sie endlich, aufs äußerste gereizt.

„Pardon!“ ruft Arthur; einen Augenblick verhält er sich ruhig — dann geht das Fußschlenkern aufs neue los.

Aphorismen.

Von Hans von der Vogelweide.

Merck auf:

Wenn sich zwei Menschen lebhaft streiten,
So hat gewöhnlich jedes recht;

Und wo:

Zwei Verliebte ernstlich sich entzweiten,
Da kam die Trennung grad zurecht;

Sedoch:

Wo Mann und Frau sich Weh bereiten,
Da sind sie beide dumm und schlecht.

*

Ob das Unglück einen Menschen
Besser oder schlechter macht;
Lieber Freund, das willst Du wissen?
Hast Du nie daran gedacht:

Wenn Du einen Diamanten
Wolltest von dem Schmutz befrei'n,
Wie er Dir zerbröckeln würde,
Wenn er wär' ein Kieselstein?

*

Du wunderst Dich, daß Du so oft
Umsonst nach Tugend späh'st,
So daß Du wohl die halbe Welt
Als voller Laster schmäh'st.

O, tröste Dich, mein lieber Freund!
Das ist der Gang der Welt:
Die Tugend muß so selten sein,
Damit sie auch was gelt'!

*

Willst Du ein Herrscher sein,
So mußt Du gut regieren;
Und keine Leidenschaft
Zu Deinem Throne führen.

Willst Du ein Herrscher sein,
So folge weisen Lehren;
Sprich wenig, aber gut,
Und such' recht viel zu hören!

Im Speisezimmer. *)

Wenn es auch wissenschaftlich begründet und erfahrungsgemäß festgestellt ist, daß im großen und ganzen eine Mischkost aus pflanzlichen und thierischen Nährstoffen für unsere Verhältnisse am geeignetsten ist, so kann doch andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß der Mensch auch bei einer vorzugsweise aus Pflanzennährstoffen bestehenden Kost gesund und leistungsfähig zu bleiben vermag. Ganze Völkerschaften leben, gedeihen und arbeiten bei einer hauptsächlich vegetabilischen Ernährungsweise; dennoch hat die Meinung von der alleinseigmachenden Lehre des Vegetarianismus keine Berechtigung. Die Organisation des menschlichen Körpers weist keineswegs darauf hin, als ob sie für eine ausschließliche Pflanzenkost bestimmt wäre. Es ist daher ganz irthümlich, die vegetarische Lebensweise als die allein naturgemäße hinzustellen, und ganz gewiß ist diese Ernährungsform für das Säuglings- und das zarteste Kindesalter im höchsten Maße schädlich. Hierüber kann nicht der mindeste Zweifel obwalten. Auch die orthodoxesten Vegetarier werden die Behauptung nicht wagen, man könne die Milch bei der Säuglings- und Kinderernährung entbehren. Man braucht daher wirklich nicht viel Worte darüber zu verlieren, daß der Vegetarianismus in seiner strengsten Form eine Schrulle

*) Diesen Abschnitt entnehmen wir dem seeben in J. J. Seines Verlag in Berlin erschienenen interessanten Buche: „Gesundheitspflege in Haus und Schule. Ein Lesebuch für Eltern und Erzieher. Von Dr. J. Kasten, prakt. Arzt in Berlin und Brunnenarzt in Ems“, auf welches wir unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten.

ist und bleiben wird. Eine übertriebene Fleischkost ist allerdings für den menschlichen Körper mit mancherlei Unbehaglichkeiten, ja Uebelständen verknüpft; allein noch schlimmer ist es in dieser Hinsicht mit der übertriebenen Pflanzkost bestellt, und es will gar nichts beweisen, wenn es einzelnen Individuen unter ganz bestimmten Verhältnissen gelingt, sich andauernd mit pflanzlicher Kost gut zu ernähren und dabei sich gesund und leistungsfähig zu erhalten. Es bleibt trotzdem das alte Bibelwort auch in diesem Sinne bestehen: „der Mensch lebt nicht vom Brod allein!“ Wir wissen es als eine unumstößliche Thatsache, daß der Mensch zu seiner leiblichen Gesundheit einer mannigfach zusammengesetzten, schmackhaften, weder das Auge noch die Nase beleidigenden Kost bedarf, die überdies noch jenes Gefühl des Sattseins hervorzurufen imstande sein muß. Es genügt keineswegs, das Nahrungsbedürfniß der Menschen im physiologischen Rechnungswege sozusagen festzustellen, und, gestützt auf diese Ermittlungen, eine Kost zusammenzusetzen, welche genau die erforderlichen Mengen an Eiweißstoffen, Fetten, Kohlehydraten, Nährsalzen und Genußmitteln enthielte. Selbst mit Nahrungsmittelkonserven ist auf die Dauer nicht auszukommen, und noch weniger würde es gelingen, mit konzentrirten Nahrungsmitteln das Nahrungsbedürfniß des Menschen zu befriedigen. Und gerade angestrenzter arbeitende Menschen werden bei ihren Mahlzeiten neben der Nahrhaftigkeit der Speisen auch auf eine gewisse Fülle derselben sehen. Sie wollen nicht bloß im physiologischen Sinne auskömmlich ernährt sein, sondern sie wollen auch das Gefühl der Sättigung nach der Mahlzeit empfinden. Umgekehrt sollen Menschen mit einer mehr sitzenden Beschäftigungsweise, und namentlich sobald dieselben eine intensive geistige Thätigkeit entwickeln, für möglichst wenig den Magen mit Speisemengen anfüllen lassen. Diese müssen darauf halten, daß das Mahl wenig copiös und dabei sehr nahrhaft und leicht verdaulich sei. Welchen Beschäftigungen man auch immer obliegt, stets würde es ein arger Verstoß gegen die Gebote der Gesundheitspflege sein, wollte man das für einen Tag etwa ausreichende Quantum von Nahrung mit einem Male zu sich nehmen. Die unvermeidliche Folge einer derartigen Ernährungsweise würde eine schwere Schädigung unserer Gesundheit sein. Die Menge der erforderlichen Nahrung muß vielmehr auf verschiedene Mahlzeiten vertheilt werden, und es ist von großer Wichtigkeit, daß dieselben möglichst regelmäßig eingehalten werden. Auf welche Stunden im Tage die Mahlzeiten entfallen, das hängt von den sozialen Gewohnheiten eines Standes oder eines Volkes ab. Man kann hierüber keine allgemeine Vorschriften aufstellen. Nur den Grundsatz muß man festhalten, daß man die zweite Hauptmahlzeit nicht in die späte Abendstunde verlege. Es ist nicht zuträglich, mit einem vollen Magen sich zu Bette zu begeben. Gegen diese, jedem schlichten Menschenverstande einleuchtende Vorschrift wird aber leider verstoßen, und gerade in den angeblich besseren Kreisen unserer bürgerlichen Bevölkerungsschichten werden die Abendmahlzeiten bis in die Nacht hinein gar häufig ausgedehnt. (Man denke nur an die wenig empfehlenswerthe Sitte, nach einem Theaterbesuch noch ein recht reichliches und nicht immer leicht verdauliches Abendessen zu sich zu nehmen. Mit dem beinahe schon gewohnheits-

mäßigen Theelöffel voll doppeltkohlenfaurem Natron glaubt man sich so eine Art von allgemeiner Absolution für alle Diätsünden erkaufte zu haben. Das ist durchaus nicht der Fall.)

Dieser Mißstand des fast gewohnheitsmäßig späten Nachteffens würde sich am besten durch die Einführung der englischen Tageseinteilung beseitigen lassen. Ein auskömmliches Frühstück gegen 12 Uhr mittags und die eigentliche Mahlzeit zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags einzunehmen, das ist eine wirklich vernünftige und sehr nachahmungswerthe Sitte und man sollte dieselbe auch bei uns zu verallgemeinern suchen. Ist die Hauptmahlzeit auf die letzten Tagesstunden verlegt, dann bedarf es überhaupt keines Nachteffens mehr. Eine Tasse Thee und etwas leichtes Gebäck, wenn durchaus noch einmal etwas nach dem Theater zu vorgerückter Stunde genommen werden soll, würde alsdann vollkommen hinreichen, um nicht gerade hungrig zu Bett gehen zu müssen.

Wichtig ist, daß man nicht zu rasch esse und sich genügende Zeit nehme, um die Speisen gehörig zu kauen und auf diese Weise dem Magen sein Verdauungsgeschäft soviel als thunlich zu erleichtern. Das Hinunterwürgen großer, halbgekauter Bissen verursacht allerhand Belästigungen des Magens, aus denen sich schließlich recht unangenehme, andauernde Krankheitszustände unserer Verdauungswerkzeuge ergeben können. Das langsame und sorgfältige Zerkauen der Speisen hat überdies noch den Vortheil, daß dadurch dieselben ordentlich abgekühlt werden, bevor sie in den Magen gelangen. Denn es kann nicht im mindesten in Zweifel gezogen werden, daß manche Magenerkrankungen in dem gewohnheitsmäßigen Genuß zu warmer Speisen ihren Grund haben. Ohne daß man wissenschaftlicherseits über diese Frage genaue Versuche angestellt hätte, kann man dennoch auf Grund einer zahllos bestätigt gefundenen Erfahrung behaupten, daß Speisen in einer Temperatur von etwa 38—40—42° C. unseren Verdauungswerkzeugen am zuträglichsten sind. Unter dem Einflusse solch eines Wärmegrades geht die verdauende Wirkung des Magensaftes am besten vor sich. Eben so schädlich als der Genuß zu heißer Speisen ist der zu kalter. Ein überstürzter Trunk eiskalten Bieres oder Wassers, oder eine ansehnliche Menge von Fruchtis rasch hinuntergeschluckt, hat gar häufig einen sehr unangenehmen Magentatarth herbeigeführt. Man kann überhaupt nicht eindringlich genug davor warnen, eiskalte Flüssigkeiten zu sich zu nehmen. Wasser, Bier, Sodawasser sollte niemals kühler als 9—12° getrunken werden. Vom Bier kann es als ausgemacht gelten, daß es ganz außerordentlich schädigend auf die Verdauung einwirkt, sobald es auf weniger als 10° abgekühlt getrunken wird. Herr Wiel, ein ungemein zuverlässiger Arzt, verlangt in seinem vortrefflichen Buche „Tisch für Magenfranke“, daß man das Bier niemals unter 12° C. trinken sollte. Wenn aber unzweifelhaft gewisse alkoholische Getränke bedeutend stärker abgekühlt getrunken werden können, ohne unsere Gesundheit direkt zu benachtheiligen, so ist der Grund hierfür eben in dem Alkoholgehalt zu suchen, durch welchen sehr bald ein Wärmegefühl im Magen hervorgerufen wird. Am allerschlimmsten erweisen sich für die Magenschleimhaut die jähen Uebergänge von heißen Speisen und eiskalten Getränken. Ganz besonders soll man

sich davor hüten, die verschiedenen Suppen oder die breiartigen Speisen, ferner die Genußmittel, Kaffee oder Thee, so heiß als nur irgend möglich hinunterzuschlürfen. Manche Menschen bringen es in dieser Hinsicht zu einer erstaunlichen Fertigkeit und muthen ihren Verdauungswerkzeugen geradezu unglaubliches zu, sobald es sich darum handelt, heiße Getränke zu sich zu nehmen. Allein schädlich und verkehrt ist es darum doch, so zu verfahren. Man sollte Suppen niemals wärmer genießen, als etwa 46—50 oder höchstens 52°. Milch wird am besten in ihrer natürlichen Wärme vertragen; also entweder in dem Zustande, in welchem sie sich unmittelbar, nachdem sie gemolken und durchgeseiht, befindet, d. h. ungefähr 33—34° warm, oder bis auf diese Temperatur erwärmt. Es ist sehr eigenthümlich, daß Milch von 13—15° Wärme uns immer noch sehr kalt schmeckt und daß sie mit 16—18° noch sehr erfrischend ist, während sie auf 10—12° abgekühlt und geradezu eisig der Geschmacksempfindung nach vorkommt. Solche kalte Milch wird recht schlecht verdaut und sie erzeugt allerlei Magen- und Darmbeschwerden. Es ist überhaupt darauf zu achten, daß Milch niemals hastig und in großen Mengen getrunken werde, und gar manche Klagen über die Schwerverdaulichkeit derselben sind einfach auf diesen Umstand zurückzuführen. Daß Brod nicht allzu frisch genossen werden darf, namentlich nicht, sobald es noch nicht gehörig abgekühlt, haben wir bereits früher erwähnt. In neuerer Zeit hat sich bei uns, namentlich in den wohlhabenderen Kreisen, die englische Sitte verbreitet, zum Frühstück geröstete Weißbrodschnitten und womöglich mit scharf gerösteten Speckscheibchen zu verzehren. Es wäre unsers Dafürhaltens gut, diese Sitte wieder über den Narmelkanal zurückzuschicken, von wannen sie gekommen.

Es ist zweckmäßig, sich ungefähr einen Begriff von der Gesamtmenge an Nahrung zu verschaffen, deren ein mäßig angestrengt arbeitender Mensch täglich bedarf, damit man in den Stand gesetzt sei, einer übermäßigen Nahrungszufuhr entweder aus eigenem Antrieb Einhalt zu thun, oder sich eine Einschränkung durch andere gefallen lassen zu können. Man kann annehmen, daß ein Mensch von 60 bis 65 Kilo Gewicht täglich etwa 1600 bis 1800 Gramm breiiger und fester Nahrung, die eigentlichen Getränke also nicht eingerechnet, bedarf; von dieser Menge würde am zweckmäßigsten etwa die kleinere Hälfte auf die Hauptmahlzeit entfallen.

Soll man während des Essens auch Getränke zu sich nehmen? Diese Frage ist in neuester Zeit, besonders in Folge der Bertelschen Entfettungskuren, vielfach in Fachkreisen und auch sonst in allgemeinen Tagesblättern erörtert worden. Die Sitte beim Essen gleichzeitig auch zu trinken, ist ja eine uralte und bei allen Völkern verbreitete; es wird daher kaum jemals gelingen, hierin eine durchgreifende Veränderung herbeizuführen. Ist es denn aber auch vom Standpunkte der Gesundheitspflege geboten oder auch nur erwünscht, daß das geschehe? Hierauf ist mit einem Ja oder einem Nein zugleich zu antworten. Reichlicher Genuß von Getränken, welcher Art auch immer, ist bei der Mahlzeit geradezu schädlich, weil hierdurch aller Wahrscheinlichkeit nach der Saft der Magenlabdrüsen verdünnt und die Verdauungs-

kraft derselben herabgesetzt wird. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn man beim Essen viel Wasser trinkt. Magentarrhe, Verdauungsbeschwerden aller Arten, Magenschmerzen sind gar häufig die Folgen solchen allzu reichlichen Wassertrinkens beim Essen, und ganz außer allem Zweifel ist es festgestellt, daß es recht schädlich ist, während oder unmittelbar nach dem Genuße von Eiern oder Eierspeisen Wasser zu trinken. Daß das Bier die Verdauung im Magen erheblich beeinträchtigt, ist durch verschiedenfache neuere Beobachtungen ermittelt worden, und man wird in der That darauf bedacht sein müssen, den Biergenuß beim Essen einzuschränken. Allerdings erwächst der häuslichen Gesundheitspflege hierin eine sehr schwer zu lösende Aufgabe; indessen sie wird sich derselben auf die Dauer nicht entziehen dürfen. Es wird durchschnittlich bei uns zu Lande viel zu viel Bier vertilgt, und zwar nicht bloß bei dem Besuche in der Schänke, sondern auch im Hause. Für die Gesundheitspflege macht es nämlich nur wenig Unterschied aus, ob man zu Haus oder in der Kneipe einen bis anderthalb Liter Bier und darüber täglich trinkt. Hier muß ein ganz entschiedener Wandel geschaffen werden. Einem innerhalb mäßiger Grenzen sich haltenden Biergenuß während der Mahlzeit oder nachher wird kein Vernünftiger entgegentreten wollen; jedoch vor dem leider Gottes nur zu oft sich bemerkbar machenden Uebermaß im Biertrinken muß ernsthaft gewarnt werden. Mit dem Wein verhält es sich insofern anders, als derselbe an und für sich keineswegs ungünstig auf die Verdauungsthätigkeit der Magendrüsen einwirkt. Eher dürfte im Gegentheil eine verstärktere Absonderung des Magensaftes infolge des genossenen Weines eintreten. Allein eine beträchtliche Zufuhr von Wein setzt ebenfalls die Verdauungskraft des Magens herab, und wenn die Zufuhr von Wein 15% des Mageninhaltes und darüber beträgt, dann ist die Verdauungsfunktion des Magens schon sehr bedeutend herabgemindert. Also muß auch vor übertriebenem Weingenuß beim Essen ernstlich gewarnt werden. Nach dem Genuße fetter Speisen aller Art ist unter allen Umständen ein Gläschen Cognac oder ein Gläschen schweren Rothweins sehr zu empfehlen. Aus all dem Gesagten ergibt sich somit von neuem die Bestätigung des uralten Erfahrungssatzes, daß Mäßigkeit im Trinken und im Essen eine Grundbedingung für unser Gesamtwohlbefinden ist.

Ob man nach dem Essen besser daran thut, zu ruhen oder sich zu bewegen, ist eine seit alters her vielumstrittene Frage. Mit derselben Hartnäckigkeit vertheidigen beide Parteien ihre Behauptungen von der Nothwendigkeit, die Verdauung durch Bewegung nicht zu beeinträchtigen, oder umgekehrt sie gerade durch Bewegung zu fördern. So allgemein gestellt dürfte sich die Frage überhaupt nicht gut beantworten lassen. Die individuellen Stimmungen, Gewohnheiten, Alter müssen dabei gebührend berücksichtigt werden. Säuglinge, Kinder im zartesten Alter, so bis ins vierte Jahr hinein, und andererseits Menschen in vorgerückteren Jahren haben das Bedürfniß der Ruhe nach der Mahlzeit. Eine Temperaturerhöhung macht sich ja ausnahmslos bei beginnender Verdauung geltend und dieser Umstand befördert die Neigung zur Ruhe; sehr häufig steigert sich diese Erhöhung der Körperwärme nach der Mahlzeit in dem Grade, daß man ganz füglich von

einem Verdauungsstieber sprechen kann. In diesem Falle geräth das betreffende Individuum in einen sanften, zuweilen auch recht festen Schlummer, aus welchem man nicht ohne zwingende Veranlassung aufgeschreckt werden soll. Die heranwachsende und die gereifte Jugend, die vollsaftigen Jünglinge und Jungfrauen, überhaupt die kräftigen Altersklassen sollen nach Tisch nicht ruhen, sondern sich lieber eine tüchtige Bewegung machen, und gerade Naturen, welche zu einem gewissen Phlegma hinneigen, sollten einem etwa sich bemerkbar machenden Ruhebedürfnisse nach der Mahlzeit nicht nachgeben, sondern sich ordentlich tummeln. Freilich macht sich bei manchen jugendlichen Individuen, namentlich bei recht schwächlichen, bleichsüchtigen Mädchen, nach Tisch sehr häufig ein recht energisches Ruhebedürfnis geltend; in solchen Fällen wäre es durchaus verkehrt, auf Bewegung zu dringen. Hier müssen eben die eigenthümlichen individuellen Verhältnisse berücksichtigt werden. Unter keinen Umständen soll man jedoch unmittelbar nach dem Essen den Körper andauernd in eine Lage bringen, in welcher die Magenwände und die Bauchorgane zusammengepreßt werden. Ununterbrochenes Sitzen und Schreiben mit vorn übergebeugtem Körper ist also unmittelbar nach der Mahlzeit unbedingt schädlich und daher soviel als eben irgend durchführbar zu vermeiden. Andererseits sind zu anstrengende Turnübungen sowie das Baden mit vollem Magen zu verbieten. Es ist schon manches schwere Ungemach durch derartig begangene Unvorsichtigkeiten hervorgerufen worden.

Die Freuden der Tafel über Gebühr lange auszudehnen, kann unter Umständen eine Verlockung sein, der man nur schwer zu widerstehen vermöchte. Und wer würde wohl solch einer echt menschlichen, vergnüglichen Geselligkeit hindernd entgegentreten wollen? Allein diese Tafelfreuden dürfen sich nicht allzu häufig wiederholen. Sie sind nicht bloß vom allgemeinen, sondern vom speziell hygienischen Standpunkte aus nicht zu billigen. Von diesen üppigen Gelagen ist weder für unsere Sinne, noch für unsern Magen etwas ersprießliches zu erwarten. Ein anregend Gespräch mit guten Freunden, „wenn man es haben kann“, verleiht einem Mahle die beste geistige Würze. Doch wohl gemerkt, auch sie wird von dem massigen Duft der Speisen und Getränke schließlich übertäubt. Unser Mahl sei einfach zubereitet, nahrhaft und von einem angenehm behaglichen Gespräch begleitet. Für gewöhnlich sollte man jedoch nicht länger als eine halbe bis dreiviertel Stunden bei Tische sitzen.

Und die Cigarre?

In einem Speisezimmer sitzen, nach der Mahlzeit noch ein wenig plaudern und die Cigarre nicht anbrennen, das wäre für unsere Anschauung geradezu unsaßbar. Die Frage des Tabakrauchens kann überhaupt in der häuslichen Gesundheitspflege nicht umgangen werden. Nun, wenn je zu einer Tageszeit, dann ist nach Tisch die Cigarre angenehm und erlaubt. Vorausgesetzt, daß sie nicht allzu schwer ist. Aber gerade nach dieser Richtung hin wird recht viel gesündigt. Je opulenter das Mahl, desto schwerer die Nachtschmökchen, und wir haben somit zwei unsere Gesundheit beeinträchtigende Momente bei einander. Erneuern sich diese an sich vielleicht nicht allzu großen Diätfehler häufiger — und das ist in unseren größeren und großen Städten

während der winterlichen geselligen Vergnügungen eben der Fall —, dann sind bleibende Magen- und Verdauungsbeschwerden aller Art die unausbleibliche Folge. Der allzu häufige Genuß starker Cigarren ist unbedingt schädlich und daher nach Möglichkeit einzuschränken. Das neben anderen aromatischen Stoffen in der Cigarre vorhandene Nikotin nämlich ist ein Alkaloid von außerordentlich starker, giftiger Wirkung und kann unter den Erscheinungen einer Herznervenlähmung schon nach kleinen Gaben den Tod herbeiführen. Leichtere Vergiftungsformen kommen auch in der That bei passionirten Cigarren- oder Tabakrauchern gar nicht so selten vor. Es tritt unregelmäßiger, zuweilen aussetzender Puls ein, allgemeine Abgespanntheit der Nerven macht sich bemerkbar, die Ekstase wird geringer, die Verdauungsfähigkeit des Magens vermindert sich. Unter allen Umständen ist der Genuß einer Cigarre oder des Tabaks bei Magenkatarrhen, bei darniederliegender Verdauung und in Fällen von unregelmäßiger oder erregter Herzthätigkeit zu verbieten. Namentlich des Morgens, bei noch völlig nüchternem Magen, sollte man von dem Cigarrenrauchen abstehen. Das ist just die aller schlimmste Zeit für den recht empfindlichen, morgendlichen Magen. Indessen, hier ist die Gesundheitspflege an eine Stelle angelangt, wo sie den Kampf aufzunehmen hat gegen die Macht der Gewohnheit, gegen eine eingewurzelte Neigung, und man darf es sich keineswegs verhehlen, daß die Bedingungen dieses Kampfes sehr ungleich sind. Tritt nicht der feste Wille des Einzelnen als zuverlässiger Bundesgenosse mit ein, dann ist die Aussicht auf Erfolg eine verzweifelt geringe. Die Gesundheitspflege kann sich nur darauf beschränken, ernst vor dem übermäßigen Cigarrenrauchen zu warnen und die bedenklichen Folgen, die langsam aber unvermeidlich eintreffen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verhüten suchen. Eine gewisse Mäßigung auch in dem Genuße dieses angenehm schmeckenden „Krautes“ ist freilich erforderlich, wenn man nicht schließlich doch Schaden an seiner Gesundheit nehmen will.

Nippfäden.

Schönheitspflasterchen. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans eiferte einst der Bischof Massillon, bekanntlich einer der berühmtesten Fastenprediger seiner Zeit, von der Kanzel herab gegen die schönen Nacken und Schultern der Hofdamen, die damals ebenso bereit waren, sich jeglicher unwürdiger Hülle zu entledigen, als heute. — „Wald“ rief Massillon mit bitterer Ironie, „wird man noch weiter gehen und sich nicht damit begnügen, diese schönen Schultern zu zeigen, sondern man wird noch impertinente Schönheitspflasterchen darauf kleben, um die Blicke der Männer um so sicherer dahin zu lenken.“

Diese Idee ließ sich hören. Am andern Tage erschienen alle Damen auf dem Balle des Regenten mit Pflasterchen von schwarzem Taffet auf den Schultern, die man Massillonnes nannte, so daß der fromme Prälat nicht nur die Idee, sondern auch den Namen zu den Schönheitspflasterchen hatte hergeben müssen.

Später nannte man dieselben Mouches (Fliegen) und je nachdem sie halbrund, eiförmig, halbmondförmig oder sternenförmig geschnitten und je nach dem Orte, auf welchem man sie trug, erhielten sie besondere Namen, und die Damen benutzten dieselben nicht selten, um vermittelt ihrer mit ihren Liebhabern in unbeargwöhnter Weise zu korrespondiren.

„Wer Geschmack besaß“, heißt es in einem diesen Gegenstand behandelnden Artikel der Mode parisiennne, der plazirte seine Mouches auf die pikanteste Weise auf dem Gesicht und je nachdem sie wirksam angebracht waren, nannte man dieselben la fatale, la dangereuse oder gar l'assassine. Einfältige Frauenzimmer freilich folgten stets einer gewissen Regel und klebten das eine Pflästerchen oben auf die rechte, das andere unten auf die linke Wange oder in die Falten des Kinnes; das war so gewöhnliche Sitte. Bei Damen von gutem Geschmack und Distinktion hingegen sah man die Pflästerchen zuweilen sogar auf der Oberlippe, die durch den Kontrast mehr Purpur erhielt.

Wird selbst eine geschmackvolle Mode von geschmacklosen Leuten übertrieben und dadurch zur Karikatur, so konnte dies bei einer so geschmacklosen Sitte wie der, sich das Gesicht mit schwarzen Pflästerchen zu bedecken, natürlich erst recht nicht ausbleiben. Es gab Damen, welche sich mit Mouches förmlich überfüet und wenn sie, wie damals üblich, vorher Weiß und Roth aufgelegt, alle Farben des damals freilich noch nicht existirenden deutschen Reiches in ihrem Gesichte zur Schau trugen.

Die Mode der Schönheitspflästerchen erhielt sich bis gegen Ende der Regierung Ludwig XV.

M.

Nevizan. — Frauenlob. Giovanni Nevizan, ein italienischer Jurist, schrieb: Sylvae nuptialis libri sex. Paris 1521. 8°. Dies Werk wurde später mehrfach gedruckt, so in Lyon 1526; ibid. 1545; ibid. 1556; ibid. 1572, Venet. 1570; ibid. 1573 und ohne Ort 1602. 8° in Frankfurt 1647, gehört aber trotz dieser vielen Ausgaben zu den bibliographischen Seltenheiten.

Von den sechs Büchern dieses Werkes enthalten zwei alle Gründe, warum man heiraten und die andern vier alle Gründe, warum man nicht heiraten solle.

Schon aus dieser Vertheilung läßt sich erkennen, daß die Gründe gegen die Heirat in den Augen des Verfassers die für dieselbe sprechender überwiegen und die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes kommt, wie nicht zu leugnen, bei Nevizan ziemlich übel weg. „Mulieres in ecclesia sanctae, sagt er, angeli in accessu, in domo daemones, in fenestra bubones, in porta picae, in horto caprae*).

Die Frauen von Turin waren über Nevizans Buch und dessen Urtheil über ihr Geschlecht so beleidigt, daß sie den unglücklichen Autor mit Steinwürfen aus der Stadt jagten, auch nicht eher wieder hineinließen, bis er sie kniefällig um Verzeihung gebeten.

Dies beweist, was man freilich schon vor Nevizan gewußt haben dürfte, daß das Geschlecht, welches die Dichter vorzugsweise das sanfte genannt haben, doch auch sehr rachsüchtig sein kann.

Jedenfalls ist es, wie das Beispiel Heinrichs von Meissen, den seine Lieder zu Ehren der heiligen Jungfrau und weiblicher Sitte und Frömmigkeit den Beinamen Frauenlob verschafft, beweist, eine angenehmere und dankbarere Aufgabe, die Frauen zu loben als sie zu tabeln, zumal da das letztere — die schönen Leserinnen mögen uns verzeihen — doch nichts hilft.

Als Heinrich von Meissen, den einige unserer Literaturhistoriker zu den Minnesängern, andere weil er angeblich in Mainz die erste Meistersängerschule gegründet, zu den Meistersängern zählen, im Jahre 1318 zu Mainz verstarb, da trugen Mainzer Jungfrauen den Leichnam des frommen Sängers und warmen Lobredners ihres Geschlechtes auf ihren Schultern zur Gruft und die Frauen haben danach alsbald soviel Weins in und auf sein Grab nachgegossen, daß es ums Grab geschwommen, wie sie ihm denn auch oftmals bei seinem Leben den Wein verehret haben.

Auch der Grabstein im Mainzer Dom wurde Heinrich von Meissen von den Frauen gesetzt, und nachdem derselbe im Jahre 1744 zerbrochen worden, da sorgten die dankbaren Frauen im Jahre 1842 für ein neues Denkmal von Schwanthalers Meisterhand.

Frauenlobs Gedichte gab Ettmüller 1843 zu Quedlinburg heraus.

M.

*) Die Weiber sind Heilige in der Kirche, Engel, wenn man sich ihnen nähert, Teufel im Hause, Eulen am Fenster, Eistern in der Thür, Ziegen im Garten.

Salon-Büchertisch.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, von Friedrich Albert Lange.

Wohlfeile Ausgabe. — Zweites Tausend.

Besorgt und mit biographischem Vorwort versehen von Hermann Cohen.
Fischerlohn und Leipzig. Verlag von J. Neuberger. 1887.

Wenn ich von einem unter allen mir bekannten Werken, welche, sei es unter diesem oder jenem Titel, im großen und ganzen ein Resumé unserer gesammten wissenschaftlichen Erkenntniß darbieten, eine wohlfeile Ausgabe gewünscht habe, so ist es „Langes Geschichte des Materialismus“. Verdient schon das Schicksal des großen Philosophen, daß ihm die Anerkennung, die ihm gebührt und die er im Leben nicht finden konnte, nach jeder Richtung verschafft werden muß, so ist dieses Werk an sich wie kein anderes geeignet, demjenigen, der denken gelernt hat, den klaren Beweis von der Unhaltbarkeit der materialistischen Weltanschauung zu geben. Hier herrscht keine Wortspalterei und gekünstelte Dialektik: in kraftvollen Zügen treten uns die Vertreter jener einseitigen Weltanschauung von den griechischen Atomistilern an bis auf die neueste Zeit entgegen. Präzis, verständlich und mit außerordentlicher Gründlichkeit wird die Lehre eines jeden und der Fortschritt in derselben vorgetragen und mit Ruhe, Sachlichkeit und gerechter Strenge das Urtheil gefällt. Der ungeheure Stoff, den das Werk umfaßt, denn es behandelt alle Fragen der einschlägigen Wissenschaften, Anthropologie, Biologie, Physiologie, Chemie, Physik, Mechanik, Psychologie, Soziologie, Nationalökonomie u. s. w., ist in geradezu klassischer Weise disponirt, und wir können den Werth, den das Studium dieses Buches für jeden Gebildeten hat, nicht hoch genug anschlagen. Ein Studium freilich ist es und keine Lektüre; wer nur solche sucht, hat überhaupt kein Recht, in solchen Dingen mitzusprechen.

Der hochbedeutende Verfasser, der trotz der materialistischen Richtung unserer Zeit an den Idealen der Menschheit festhält, zeigt klar, daß der heutige Zustand nicht allein das Resultat egoistischer Bestrebungen ist, sondern daß der Einfluß der Nächstenliebe unverkennbar ist und fernerhin sich geltend machen wird, sich geltend machen muß, soll das Ende nicht Verzweiflung sein. Mit prophetischem Auge verkündet er den Antritt einer neuen Weltperiode, welche nicht ohne vorhergehende große Umwälzungen ins Dasein treten wird. „Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie, einem Erdbeben gleich, die Ruinen einer vergangenen Weltperiode dauernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt; gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegsetzt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt.“

Das sind goldene Worte, mögen sie recht viele dazu anregen, sich das genannte Werk anzuschaffen, das in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen sollte.

Dr. Johannes Schanz.

Aus der Musikliteratur. Der Uhländsche Ausspruch: „Singe, wem Gesang gegeben“ ist mit einem Enthusiasmus und mit einem Eifer beherzigt und bethätigt worden, wie selten ein Dichterwort. Nicht nur, daß lyrisch veranlagte Gemüther in dem Uhländschen Vers für sich eine direkte Aufforderung zur unablässigen Mißhandlung der hohen Göttin finden zu müssen vermeinen, so ist auch die ausübende Kunst in Befolgung der Aufmunterung Uhlands nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Wir dürfen bereits jetzt verrathen, daß der Konzertflügel in Zukunft von den höchsten Justizbehörden als ein gefährliches Werkzeug im Sinne des Strafgesetzbuchs aufgefaßt werden wird. Es wird eben verkannt, daß die Uhländsche Aufforderung eine hypothetische ist und nur für den gilt, dem Gesang gegeben. Andererseits aber, wer weiß nicht, wach' eine Quelle wahrhaftiger und edler Genüsse in einer schönen Menschenstimme enthalten ist? Wem rührt es nicht das Innerste, wenn ein einfacher Gesang aus schönem Munde und aus tiefer Seele quillt? Es liegt in den einfachen Weisen der Dichtkunst wie der Musik etwas unendlich sehnsuchtsvolles, und der ebenmäßige Wohlklang umstrickt nicht nur unser Ohr, sondern fesselt noch mehr unsere Herzen. Freilich ist das einfache Lied und der diesem angepaßte musikalische Ausdruck

eine Seltenheit. Wir glauben daher den Dank unserer Leserinnen zu verdienen, wenn wir auf einige vor kurzem im Musikverlag von Heinr. Petersen zu Leipzig erschienene Kompositionen des Dr. Johannes Merkel aufmerksam machen, welche in der Flut derartiger Erzeugnisse eine hervorragende Stellung einnehmen. Der genannte, übrigens als ausübender Künstler nicht mehr unbekannt Komponist hat in seinen „Sechs Liedern“ für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte Tonwerke geschaffen, welche wir unseren Leserinnen mit gutem Gewissen ans Herz legen können. Die komponirten Lieder sind: „Mein Herz ist am Rhein, im heimischen Land“ von Müller von Königswinter, „Du bist die Sonne, die nicht untergeht“ von Hoffmann von Fallersleben, „Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß“ von Friedrich Mückert, und drei Lieder unseres Mitarbeiters Emil Traut, als: „Nun ist das Laub verdorben“, „Mein sei der Schmerz, Dein sei die Wonne“, sowie „Du schönes, blaßes Frauenbild“. Am besten gefallen uns die Kompositionen des Müller von Königswinterschen Liedes und des letztgenannten Trautschen Gedichts, auch „Erinnerung“ betitelt. Während die erstere in ihrer schlichten Weise glücklich den volkstümlichen Ausdruck trifft, hat Dr. Johannes Merkel in der musikalischen Reproduktion der „Erinnerung“ von Traut dem Gedanken an vergangenes Liebesglück eine weich tönende Stimme verliehen. Es klingt aus den vollen Akkorden ein wehmüthiges Sehnen, und Thränen rinnen perlend durch die klagende Melodie. Uebrigens hat Dr. Johannes Merkel in demselben Verlage eine „Sonate“ und „Drei Novelletten“ erscheinen lassen, welche, an die Schumannschen Muster angelehnt, dennoch von der originellen Gestaltungskraft und der Beherrschung der musikalischen Form des Komponisten ein glänzendes Zeugniß ablegen. Während die „Sonate“ leicht spielbar und in ihren Themen voll Natürlichkeit und Frische ist, stellen die „Novelletten“ an den Spieler bedeutende Anforderungen und verlangen einen nicht unbeträchtlichen Aufwand von technischer Mühe, die aber doch in dem inhaltlichen Reichthum und der Anmuth der musikalischen Gedanken ihren vollen Lohn findet. Die Merkelschen Kompositionen dürften sich viele Freunde erwerben und Spielern und Zuhörern gleichmäßig einen edlen Genuß bereiten.

Dr. G. K.

Die Feld-Artillerie der Zukunft. Zeitgemäße Forschungen. Berlin, Friedrich Luchhardt, 1887. In einer Zeit, in welcher der Krieg an unseren Thüren rüttelt, und in welcher er uns täglich zu überfallen droht, liegt die Beschäftigung mit kriegerischen Dingen so in der Luft, daß auch diejenigen, die sich sonst um das Getöse der Waffen wenig zu kümmern pflegten, jetzt ein lebhaftes Interesse empfinden, wenn von kriegerischen Vorbereitungen die Rede ist. Aus diesem Grunde glauben auch wir unsere Leser auf eine werthvolle Schrift aufmerksam machen zu sollen, welche sich die Aufgabe gestellt hat, zu untersuchen, ob die Artillerie genügend für den Krieg vorbereitet ist, oder ob noch materielle Aenderungen, oder solche in den Prinzipien der Ausbildung erforderlich sind. Der Verfasser, offenbar ein tüchtiger Taktiker, geht von der Ansicht aus, daß alles, was in der Truppe geschieht, mit Rücksicht auf den Krieg geschehen muß. Alle Uebungen des Friedens dürfen von der kriegerischen Thätigkeit nur in so fern abweichen, als das Friedensverhältniß Aenderungen unbedingt erforderlich macht.

Es wird unsere Leser nun interessiren, zu verfolgen, welche Durchführung im Speziellen dieser Gedanke hinsichtlich eines so wichtigen Heerestheiles erfahren hat, wie die Artillerie es ist. Zu keiner Zeit hat die Artillerie eine solche Rolle in der Schlacht gespielt, wie sie ihr mit Sicherheit in der Zukunft zufallen wird. In allen Staaten ist deshalb die Artillerie wesentlich vermehrt und verbessert worden, so daß die erste große Schlacht des nächsten Krieges uns in erster Linie einen Titanen-Kampf zweier ungeheurer Artilleriemassen zeigen wird.

Bildertisch.

Der Herr Pfarrer eröffnet diesmal den Reigen der Salonbilder. Der Herr Pfarrer, ein rundliches, behagliches, älteres Herrchen, sitzt in seinem Arbeitsstübchen; er arbeitet sich die Sonntagspredigt aus oder hat mit Perikopen und Exegese zu thun, oder ist es das Verzeichniß der Namen der ihm anvertrauten Schäflein, welche er als Hirte treu zu überwachen hat?! Sei es, was es sei; jedenfalls ist es keine

Arbeit, welche den „Herrn Pfarr“ allzusehr anstrengt und die ihm etwa nicht Zeit ließe, auch manchmal dem dunkelgrünen Römer mit dem goldigen, duftigen Trank schmunzelnd zuzusprechen. Von allen Lebensberufen billigt die Statistik, wie bekannt, dem des Geistlichen das längste Leben zu. Sie hat sich auch bei Dir, braves Pfäfflein, nicht verrechnet, und die düstere Parze ist noch weit entfernt, Dir Deinen Lebensfaden abzuschneiden.

Unser zweites Bild zeigt eine **Klavierstunde**. Der kleine Bursche, der da unter der Aufmerksamkeit der Familie zum Klavierspiel angespannt wird, ist sehr ergötlich. Es ist ihm sicher ein schreckliches Beginnen, die dummen tönenden Tasten nach den Noten da vor ihm greifen zu müssen. Viel lieber schweifte er draußen mit den Kameraden umher! Aber warum war Fritz in der Wahl seines Großvaters so unglücklich; warum mußte dieser auch gerade ein Klavierlehrer sein? Tröste Dich aber, Fritzchen, Du hast viele Leidensgenossen, und sei zufrieden, wenn man einst von Dir sagt: „Ein schlechter Musikant, aber ein guter Kerl!“

„**Blanka**“ schaut mit der Mohnblume und der Gerstenähre im blonden Haare sinnenden Auges hinaus in die Ferne. Der Leser wird den fein geschnittenen Kopf des schönen Mädchens gern betrachten und bei näherem Zusehen auch die Technik der Zinkfärbung bewundern.

Und der alte Mühlhofschristel auf dem vierten Blatte? Nun, fast jeder seiner Beschauer hat wohl in ähnlicher Lage ein ähnlich verdüstertes Gesicht gemacht. Es ist nämlich der **Steuerzettel**, über den der Mühlhofschristel sich wundert. Lassen wir einmal den Dichter seine Gedanken ausdrücken:

Er wird vor Aerger blaß und roth,
Der alte Mühlhofschristel.
„Da schaut nur an, Schockschwerenoth,
Schon wieder 'ne Epistel!

Ich lasse nächstens Hof und Haus
Und geh' im Lande betteln!
Der Rentamtsdiener treibt mich aus
Mit seinen Steuerzetteln!

Lebt doch in Frieden mit der Welt!
Was braucht Ihr denn Kasernen?
Denkt Ihr, das Silber wächst im Feld,
Wie Schoten und Luzernen?!

Du herrlich großes Kaiserthum,
Fürwahr, ich muß Dir's sagen,
Noch größer, als Dein Glanz und Ruhm,
Ist Dein erlauchter Magen!“ —





Neueste Moden.

Nr. 1. Blouse „Gzarine“.

Diese Blouse ist aus rothem oder auch ruffischgrünem Surab anzufertigen. Die Vordertheile sind an jeder Seite in zwei Falten gelegt, der Rücken in drei Falten. Diesen bis zur Taille reichenden Theilen ist ein in tiefe Falten gelegtes



Nr. 1. Blouse „Gzarine“.

Schoosstheil angefügt, welches ein Gürtel von demselben Stoff zusammenhält. Um den Hals ist eine in Doppelfalten gelegte Krause befestigt. Die weiten Ärmel haben unten eine ebensolche Faltenkrause und sind etwas zusammengezogen.

Nr. 2. Capote für Damen.

In der Mitte des vorderen Randes befindet sich ein hoher Sammetbausch, der sich nach den Seiten zu vermindert und flach ausläuft. Ueber diesem ist eine in der

Der Salon 1888. Heft III. Band I.

Mitte reichlich fallende, in der Farbe des Sammets mit Seide und mit Gold besetzte Spitze aufgelegt, welche mit Sammetlagen befestigt, sowie mit zwei schönen zweifarbigen Federn und einer Nigrette geschmückt sind.

Nr. 3. Theatercapote für Damen.

Die vordere Mitte des Schirmes besteht aus einem, eine Spitze bildenden, in der Mitte hohen Bausch aus rosa Sammet, welcher nach den Seiten zu flach aufliegt und über welchen, den ganzen Kopf des Hutes bedeckend, schöne, mit Gold besetzte Gaze gebreitet ist. Ueber der Spitze des Sammetbausches vorn sind schöne rosa Federn und eine Nigrette befestigt. Die Bindebänder sind von Faille mit Goldfransen an den Seiten.



Nr. 2. Capote für Damen.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Auf einem ersten Rock aus marine-granitfarbigem Wollenstoff, welcher auf einen untern Rock aus Seide fällt, ist vorn ein glattes Schürzentheil aus marineblauem Sammet angebracht, welches an beiden Seiten mit breiten Aufschlägen (Panneaux) begrenzt wird. Diese Aufschläge haben einen Besatz von schräg aufgesetzten Borden in gleicher Farbe. Das übrige Rocktheil ist zu lang herabfallenden Falten mit einem Puff eingerichtet. Die anliegende Taille hat vorn herab einen glatten Einsatz von Sammet und unten lange Schößchen, unter denen ebenso viereckig geschnittene Doppelschößchen hervorsehen. Der Rücken endiat gleichfalls in einem Falten Schooß. Die anliegenden Aermel haben einen ähnlichen Bordenbesatz wie die Aufschläge des Rockes. Vorn am Schluß der Taille befinden sich zwei lang herabreichende Bänder aus marineblauem Failleband mit langen Fransen. Der Stehragen und die Aermelaufschläge sind von Sammet. Hut „Directoire“ aus marineblauem Filz mit Tüll-

kaufen unter dem Schirm. Oben auf ist ein Tüllschleier um den Kopf des Hutes gewunden, welcher am Hinterkopf über Kreuz genommen und vorn unter dem Kinn gebunden ist. Vorn auf dem Hut sind hochstehend schöne rothe Federn angebracht. An Stoff zu diesem Anzug ist verwendet: 4 Mtr. 20 Centm. Taffet zum ersten Rock. 1 Mtr. 80 Centm. Sammet zur Schürze und Taillebenfatz. 7 Mtr. 80 Centm. Wollstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite.

Ar. 5. Promenaden-Anzug.

Auf einen falschen Rock aus Seide fällt der zweite aus otterfarbigem Wollen-



Ar. 5. Theatercapote für Damen.

stoff in regelmäßigen Falten herab und bildet hinten einen Puff. An den Seiten der Rockfalten herab befindet sich ein breiter bestickter Panneau. Die vorderen Rockfalten sind aus gleichfarbigem Surab, wie der die offene Taille ausfüllende Kaltentlag. Die Vordertheile der Taille sind unten mit einer großen Metallschnalle geschlossen und haben breite Schößchen, auf welchen das hintere Rocktheil befestigt ist. Vorn am Tailenschluß sind langberabhängende Bänder, sowie an der Seite des bestickten Rocktheiles zwei Bandrosetten angebracht, welche dasselbe auf dem vorderen Kaltentheil befestigen. Der Kragen und die Taillenverzierung, welche vorn in einer Spitze auf die Falten des Tages herabreichen, besteht aus reicher Stickerei, welche auch die oberen Ärmel, sowie den unteren Rand derselben bedeckt. Auf der linken Schulter ist eine Rosette aus Band befestigt. Die écarufarbene Capote

FIG. 4. 4. 4. 4.

FIG. 5. 5. 5. 5.





ist besetzt, hat kleine rosa Schleifen unter dem vorn aufgebogenen Saum und ist in hochstehenden Schläpfen hinter denselben garnirt. Die Bindebänder sind von



Nr. 6. Fremden-Jacke.

gleicher Farbe. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mr. 20 Centm. Taffet zum untern Rock. 3 Mr. 80 Centm. Surah zur Schürze und zum Fay. 9 Mr. Wollstoff von 1 Mr. 20 Centm. Breite.

Nr. 6. Promenaden-Jacke.

Das vom Hals bis nach unten hin reichende Vorderteil der Jacke ist aus malven-



Nr. 7. Anliegende Promenaden-Jacke.

farbiger Seide in tiefe glatte Falten gelegt. Die Vorderteile der Jacke gehen oben ziemlich zusammen, während dieselben unten weit auseinanderstehen. Der Schoof ist lang. Die Vorderteile und der Rücken sind von dunkelmalvenfarbigem Sam-

met und breiten, bestickten Streifen aus havanafarbiger Seide zusammengesetzt. Auch die weiten, unten offenen Ärmel haben Längsstreifen aus dunkelrotem Sammet und hellerer bestickter Seide. Innen haben dieselben ein hellmalvenfarbiges Seidenfutter. Auf einem Stehkragen aus Sammet befindet sich ein anderer aus bestickter Seide. Lange Schlupfen von hellmalvenfarbigem Seidenband fallen auf das Laibteil herab. Der Toque ist aus gleichfarbigem Sammet mit Bünchen belegt und hat vorn eine Spitzenaigrette. An Stoff zur Anfertigung der Jacke bedarf man: 3 Mtr. malvenfarbige Seide. 2 Mtr. 30 Centm. Sammet. 2 Mtr. Band Nr 9 zu den Schleifen. Gleichfarbige Passementen und Perlen.

Ar. 7. Anliegende Promenaden-Jacke.

Die aus havanafarbigem Tuch angefertigte Jacke hat an den glattanliegenden Vordertheilen herab, sowie auch am Schooß, auf dem Kragen und den laugen glat-



Ar. 8. Schürze für Kinder.

ten Ärmeln eine reiche Soutabestickerei aus Seide und Gold. Vorn herab ist dieselbe mit Knöpfen geschlossen. Vorn vom Schluß der Jacke bis nach der linken Achsel sind reiche Kangschmuren aus Seide angebracht, welche mit Passementen auf der Achsel befestigt sind und in Quasten, auf den Ärmel fallend, endigen. Der Filzhut mit hohem Kops hat hinten einen aufgebogenen Rand, welcher vorn einen glatten Schirm bildet und mit Sammet belegt ist. Den Kops theil umgeben Stoffwindungen und oben auf sind schöne hellfarbige Federn angebracht. Stoff zur Jacke ist erforderlich: 1 Mtr. 80 Centm. Tuch von 1 Mtr. 40 Centm. Breite. Soutache zc.

Ar. 8. Schürze für Kinder.

Die aus weißem Wollenstoff angefertigte Schürze hat offene Vordertheile, welche mit einem Faltenlag ausgefüllt sind. Der Rock ist vermittels eines Gürtels mit der Taille verbunden. Die Taschen auf dem Rocktheile sind roth eingefast. An den offenen Vordertheilen, sowie unten an den Ärmeln befinden sich farbige Languettenverzierungen. Der Rücken ist mit Knöpfen geschlossen. Auf den Taschen, Ärmeln und Schultern befinden sich farbige Schmetterlingschleifen.

Handwritten marks or scribbles in the top right corner.



Am Weihnachtsmorgen.

Nach einem Originalgemälde von H. Werner.



Wir von der Garde!

Eine Metamorphose. Von Hermann Birkenfeld.

Auf dem Bedehofe bei Rummelsburg stand Besuch zu erwarten. Aber weder der biedere alte Major, welcher eben die eingegangenen Brieffschaften durchgesehen hatte, noch sein Töchterchen Eva bekundeten etwas von jener gelinden Unruhe freudiger Erwartung, welcher der Ankunft willkommener Gäste vorherzugehen pflegt. Der Hausherr hatte gar kein überglückliches Gesicht aufgesetzt, als Evchen ihm aus einem duftenden Miniaturbillet von gelblichem Büttenpapier die Kunde vorlas, daß Helene Tirphaus binnen kurzem, voraussichtlich schon morgen, sich wieder für einige Zeit auf dem Bedehofe einnisten werde.

Seufzend hatte er die Nachricht hingenommen. Er war vor Jahren einmal ihrem Vater nicht unerheblich verpflichtet gewesen, und seinem von Natur wohlwollenden Herzen entsprach es, einen Theil der Dankbarkeit, welche er dem Andenten des alten, würdigen Justizraths zu schulden glaubte, auf dessen Tochter zu übertragen. Man war es gewohnt, daß Helene ihre „liebe Freundin“ alljährlich im Sommer besuchte, man würde sie auch diesmal gastlich aufnehmen. Aber im übrigen genoß die Erwartete nicht ganz des Majors Sympathie; ihr Besuch paßte ihm nur wenig. Seiner Tochter schon eher — der Abwechslung wegen — wenschon sie mit Helene Tirphaus mehr auf äußerlich freundschaftlichem Fuße stand als daß ihr Herz sie zu der anderen hingezogen hätte.

„Ich werde ihr wieder das Eckzimmer im zweiten Stock zurichten lassen, Papa“, sagte das junge Mädchen, nachdem der Vater nur mit gelindem Gebrumm ihre Nachricht beantwortet hatte.

„Meinetwegen. Nur Sorge von vornherein dafür, daß nicht wieder unsere halbe Hausordnung über den Haufen geworfen wird. — Hm! — es ist doch —“ Er hatte einen Brief durchflogen. „Das kann ja nun ganz fidel werden auf dem Bedehofe! Das Frauenzimmer und dazu dieser Bengel! — na, mir ist er immer noch lieber als die Kofette —“

„Wovon sprichst Du, Papa?“

„Ernst Dillmuth ist nach Rummelsburg versetzt, und sein Vater bittet mich, ihm Gelegenheit zu geben, sich möglichst eng an uns anzuschließen. — Hm! Möglichst eng an uns anzuschließen. Daß Dich! — Wird wohl nun alle paar Tage von Rummelsburg herübergeritten kommen. Der Windhund!“

Eva hatte die letzten Worte schon überhört; ihr Vater bemerkte zwischen den dichten Wolken, die er vor sich hin passete, nicht, wie des Töchterleins erstaunte Augen starr auf sein geröthetes Gesicht geheftet waren.

Es dauerte eine kleine Weile, bis Fräulein vom Wedehof sich so weit faßte, daß sie fragen konnte:

„Ist — ist der — der Lieutenant schon in Rummelsburg, Papa? Und hat es denn mit seiner Versetzung eine besondere Bewandniß?“

„Bewandniß? — Hm! — Nun, auf dem Rummelsburger Pflaster wird er sich schon allgemach das leichteste Zeug von seinen Hasenfußjohlen ablaufen. Schließlich wird's freilich nichts überschlimmes sein, was er auf dem Kerbholz hat. — Ein bißchen Uebermuth! — Sein Vater schreibt, er selbst habe veranlaßt, den Sohn nach Rummelsburg zu versetzen, um ihn dem flotten Residenzleben zu entziehen. Morgen ist ja wohl der erste Juni? Da wird er schon heute Abend oder morgen früh in seinen neuen Wirkungskreis eintreten. Und in was für einen Wirkungskreis! Hahaha! Spaßhaft ist es doch: Ernst von Dillmuth, leichtester Leichtfittig im flottesten Garderegiment, und nun auf einmal detachirter Offizier bei einem Wachtcommando von dreißig Mann in Rummelsburg! Möchte wohl das Gesicht von dem Herrn sehen! Ingrunde thut er mir doch ein bißchen leid! Kannst ihm wohl freundlich entgegentreten, Evchen, wenn er herüberkommt, er ist ja doch Dein Vetter und — ei, gewiß, Ihr kennt Euch ja längst und waret früher 'mal die besten Freunde.“

Evchen schien von des Vaters Bemerkung wenig erbaut. Sie schwieg mit einer gewissen Ostentation; die aber — wenn sie ein bestimmtes Ziel hatte — dieses durchaus verfehlte; denn der Alte schien schon an ganz anderes zu denken.

„Kommt Herr von Parisot heute?“

Die klaren grauen Augen des Majors hasteten einen Augenblick wie forschend auf Evas Zügen. Sie fühlte den Blick und sticte doppelt emsig an ihrer Handarbeit. Das Blut stieg ihr in die Wangen.

„Ich weiß nicht“, antwortete sie beklommen.

„Hm!“ machte Herr von Wedehof nur, sah aber dabei eher belustigt als mißbilligend auf seine Tochter. Dann stand er auf, klopfte im Vorbeigehen einmal wie schäfernd auf ihre Wange und verließ schweigend das Zimmer.

Evchen stichelte an ihrem Leinwandstreifen, als gelte es, den Heineschen Weltriß damit zu bandagiren.

* * *

Und sie kamen.

Am ersten Tage gegen Abend Fräulein Tirphaus, mit einer wahren Arche von Reisekorb, einem hellen, einem halbhellen und einem dunklen Sonnenschirm, einem Parapluie, einer halben Wagenladung Gutschachteln, einen Sack voll Empfehlungen von der Mama an den

Herrn Major und einem Vorrath von Willkommengküssen für Fräulein Eva, um welchen ein junger Mann, der nicht gerade ein steinernes Herz im Busen trägt, die glückliche Empfängerin hätte beneiden können.

Denn das mußte der Neid Fräulein Helene Tirphaus lassen: hübsch war sie, verführerisch hübsch, ein „devilish fine girl“, wie Ernst von Dillmuth so ungefähr in der ersten Viertelstunde seiner Anwesenheit auf dem Wedehofe bemerkte. Der Lieutenant kam nämlich am zweiten Tage, hoch zu Ross, wie sich von selbst versteht, und begleitet von einer Laune, als sei sämmtliche Petersilie der Welt sein eigen und gestern Abend erst noch verhagelt. Er wurde vom Major mit oheimlichem Wohlwollen, von Eva mit — sehr kühlere Zurückhaltung empfangen, so kühl, daß der alte vom Wedehof nicht umhin konnte, in mißbilligender Verwunderung auf sein Kind zu schauen.

Ernst von Dillmuth war deshalb in der Hauptsache auf die Liebenswürdigkeit von Fräulein Tirphaus angewiesen, fand auch bei ihr das geneigteste Ohr für seine Jeremiaden über das elendiglich grau in graue Dasein, das seiner in Kummelsburg harren würde. Helene Tirphaus war in der Residenz gewesen und — hatte vom Chic der Großstadt profitirt, wenigstens, was die Lebhaftigkeit der leichten Unterhaltung anging. Das blickte, sprühte, plätscherte dahin von den vollen Lippen der graziosen Blondine, das erglänzte in diesen wunderbar dunklen Augen, bald mit feuchtem Schimmer wie schwelgend in begeisterter Erinnerung, bald wie blickendes Lachen, wenn dem schönen Munde ein kleiner Scherz, ein lustiges Bonmot ent schlüpft war. Der Lieutenant hätte beinahe all' sein Erdenelend vergessen. Beinahe — wenn nicht gegen Abend auch Herr von Parisot nach dem Wedehofe herübergekommen wäre!

Parisot wohnte erst seit einem halben Jahre in dieser Gegend, Helene hatte noch gar keine Ahnung davon gehabt und war, wie es schien, freudig überrascht, hier unerwartet in dem Gutsbesitzer einen alten — Freund begrüßen zu können. Wenigstens glaubte Dillmuth aus dem Benehmen der jungen Dame auf eine ziemlich fest begründete Bekanntschaft schließen zu dürfen, eine Entdeckung, die ihn fast ex abrupto zum Begner des geschmeidigen Gutsbesizers gemacht hätte. Aber Parisot verhielt sich durchaus kühl; Eva mochte ihm ein würdigeres Object seiner Aufmerksamkeiten scheinen. Er widmete sich fast ausschließlich dieser und ihrem Vater.

Inzwischen unterhielt der von den Freuden der Residenz verbannte Lieutenant seine Partnerin damit, ihr das biedere Kummelsburg und seine Bewohner vom Bürgermeister herab bis zum Hausknecht im „Löwen“ mit einer Art drolligen Galgenhumors zu schildern.

Fräulein Tirphaus wollte sich schütteln vor Lachen. Aber sie that es mit Grazie, unter Offenbarung von zwei Zahnreihen, die wie Perlen zwischen dem süßen Roth ihres Kirschmündchens hervorlugten.

„Man möchte Sie um Ihre Menschenkenntniß beneiden, Herr Lieutenant! Erst zwei Tage hier, zeichnen Sie schon unsere Kummelsburger so köstlich à la Dickens.“

Der Major räusperte sich gelinde.

Sein Neffe aber war ins Feuer gerathen. Er war von Natur

nicht eitel, aber ein Wort der Anerkennung — gar der Bewunderung — von solchen Lippen wirkt immer. Wenigstens, wenn man sich dabei zugleich im Studium der holden Sterne verliert, die zu diesen Lippen gehören. „Ah bah! Wer die Menschen erst in der Residenz kennen gelernt hat, dem geben diese spießbürgerlichen Verhältnisse wenig mehr zu rathen auf.“ Er sprach das große Wort mit unnachahmlicher, mit — ja, mit — mit einfach gardemäziger Nonchalance. „Uebrigens ist es nicht eigentlich das erste Mal, daß ich hier in der Gegend bin, ich war früher schon einmal auf dem Wedehofe, vor fünf — nein, vor sechs Jahren war es. Nicht wahr, Cousinchen?“

Das Cousinchen hörte gar nicht.

„Aber nein, wie wunderbar! Davon hat mir Eva nie gesprochen!“ rief Fräulein Tirphaus in offenem Erstaunen. „Waren Sie denn damals schon Offizier, Herr Lieutenant?“

„Sogar ein ganz frisch gebackener. Nicht wahr, Eva?“ fragte Dillmuth wieder, diesmal lauter, unter einem Anflug von verstecktem Humor.

Jetzt mußte Eva gehört haben.

Sie blickte den Better nur fragend an.

„Der Herr Lieutenant spricht gerade von seinem ersten Aufenthalt auf dem Wedehofe“, nahm Helene für ihren Cavalier das Wort.

„Ah so!“

Fräulein vom Wedehof sprach's ein bißchen gedehnt, dieses „ah so“, aber gleichgiltig, ungeheuer gleichgiltig wurde es doch hingeworfen, ohne daß nur eine Wimper an den ernst dreinschauenden Augen der Sprecherin gezuckt hätte.

„Sie trugen noch Ihre ersten Epaulettes, sagten Sie, Herr von Dillmuth? O, Sie müssen erzählen!“

„Zu erzählen wäre davon nicht eben viel. Aber eine amüsante Zeit war es doch.“ Der junge Offizier lachte bei den Worten.

Helene's Blicke flogen lebhaft von einem zur andern; es entging ihr nicht, daß Eva in Verwirrung vor sich niederschaute, während Dillmuth sich an der Verlegenheit seiner Cousine sichtlich zu weiden schien.

„Eva kann sich jener Zeit nicht mehr erinnern“, sagte er scherzend. „Sie war ja auch noch so klein! Kaum ein Backfisch! Aber — wie gesagt — wir amüfirten uns zuweilen köstlich zusammen.“

Jetzt blißte es in Evchens dunklen Augen aber doch zornig auf. Nur ein einziges, flüchtiges Mal.

Dann entriß sie plötzlich ihren Nachbar einem eifrigen Gespräche mit dem Vater.

„Ich wollte Ihnen ja noch die neue aufgeblühte Belle des jardins zeigen, Herr von Parisot.“

Des Betters Bemerkung würdigte sie keiner Silbe und stieg mit Parisot, der sich eifertig erhoben hatte, die Stufen der Terrasse hinab.

„Ja, ja, unsere Rosen können sich dieses Jahr sehen lassen!“ sagte der Major, den beiden nachblickend, und erging sich dann des weiteren über die Kultur der Blumenkönigin.

Sein Nefse zausste ärgerlich an den Spitzen des langen blonden Schnurrbarts. Er fand auch nachher seine Laune nicht wieder.

*

*

*

Lieutenant von Dillmuth hatte am ersten Tage seines Exils in Nummelsburg abwechselnd geseufzt und — geschimpft: auf das elende Pflaster mit seinen Pfützen, auf den mit Europens Höflichkeit noch sehr wenig übertünchten Wirth zum „Löwen“, auf das „Hundeloch“, das man ihm dort zur Wohnung angewiesen hatte, auf die zum Sterben langweilige Abendgesellschaft im Gastzimmer, von deren Unterhaltung er mitzehren sollte — kurz, auf alles, was in seinen Augen zu den Dornen auf den Nummelsburger Lebenspfaden gehörte.

Und als er am Abend des zweiten Tages vom Wedehofe zurückkehrte, befand er sich keineswegs in erheblich günstigerer Stimmung: der Verkehr mit der „schnippiichen“ Cousine erschien ihm doch im voraus unerträglich, und Fräulein Tirphaus' Weilchenaugen allein würden ihm Nummelsburg und Umgegend auch nicht verdaulich machen! Freilich, diese Augen . . . Aber daneben Ewas fühle, ja, geradezu verletzende Haltung, zu der er den Schlüssel nicht zu finden wußte . . . Und er hatte doch auf die Dauer nicht Lust einfach zuzuschauen, wie ein anderer, dieser Herr von Parisot, seiner Cousine den Hof machte . . . am Ende noch zuletzt mit der Anstandsaufsicht über ein Brautpaar betraut zu werden! Danke schön! Ein niedlicher Posten für einen Lieutenant im 1ten Garderegiment!

Er war in heller Verzweiflung. O jerum, jerum! Wenn ihn hier seine Kameraden vom Regiment sähen, der dicke Baldau, bei dessen Champagnerpartien, der sarkastische Helfenberg, bei dessen niedlichen Arrangements en cabinet particulier er — na, hinterher doch kein Spielverderber gewesen war! Oder „Gottfried der Fromme“, wie man den ein bißchen früh gealterten Premier von Lendersen getauft hatte, der so salbungsvoll der jungen Welt vom Verderb einer flotten Lebenszeit zu predigen verstand: O jerum! Es war, um — ja, mochte daraus folgen, was da wolle — kurz und gut, es war, um den Dienst zu quittiren!

Und der Lieutenant entwarf für alle Fälle sein Abschiedsgesuch.

Am dritten Tage wollte er eigentlich nicht wieder nach dem Wedehofe, aber „dies Leben halte ein Pferd aus“, dachte er, und ehe er sich dessen versah, war er wieder draußen. Und als er am Abend klirrend vor dem „Löwen“ ab- und die Treppe nach seinem Zimmer hinaufgestiegen war, machte er Licht, griff kurz nach dem Abschiedsgesuch vom Tage vorher, zerriß es, streckte sich in seiner ganzen Länge auf das Kanapee und zündete eine Havannah an. Dann pfiß er sein Lieblingsstückchen:

„Auf jeden Schlag ein lustig Lied.“

Möglich, daß es ihm für seine Situation besonders passend schien. Er pfiß sich wenigstens in eine Art Millöcker-Begeisterung hinein.

„Heinrich!“ rief er nach diesem Präludium.

Heinrich erschien — wie geölt. Der Lieutenant hatte ihn gut angelernt.

„Sag' 'mal, was machst Du denn eigentlich den ganzen Tag, Heinrich?“

Das war eine ganz absonderliche Frage. Heinrich sah fassungslos in das Gesicht seines Herrn.

„Wenn der Herr Lieutenant befehlen —“ stotterte er.

„Ich meine, wie gefällt es Dir in diesem Krähwinkel?“

Heinrichs breites Pommergesicht nahm einen gelinden Ansaß zum Grinsen.

„Wenn Herr Lieutenant befehlen: es geht ja so. Ja, was die Bildung angeht, da sind wir hier höllischen auf den Undamm gerathen, und was die Wohnung angeht, auch, und — und —“

„Und was die Frauenzimmer angeht? — Nun weiter im Text!“

Heinrich wurde roth bis hinter die Ohren.

„Na, also die Frauenzimmer?“

„Wenn Herr Lieutenant befehlen: die — die sind ja nun so ohne nich.“

Dabei grinste Heinrich mit dem ganzen Gesicht.

Und sein Herr hätte mitgegrinst, wenn sich das für einen Gardelieutenant geschickt hätte. So aber lachte er nur.

„Nun, dann geh' mal herunter und bestell' bei den Frauenzimmern mein Abendessen. Kannst auch gleich eine Flasche Gelblack mitbringen.“

Heute Abend speiste der Lieutenant zum ersten Male in Kummelsburg mit etlicher innerer Befriedigung. Er hatte doch wieder gewissermaßen einen Lebenszweck: es schien, als könne man sich auf dem Wedehofe amüsiren. Die Cousine kümmerte ihn nur noch wenig, Herr von Parisot schien ein leidlicher Gesellschafter, der Onkel Major konnte ganz aufgeräumt sein, und Fräulein Helene Tirphaus! Ein göttliches Wesen! Diese Figur, diese Tournüre, diese im Plaudern so vertrauliche Hingebung, die ihn vergessen ließ, daß sie sich erst seit einem Tage kannten, dieses reizend pikante Gesichtchen, diese Augen, diese Wangengrübchen, aus denen beim Lächeln ein ganzes Chor winziger Liebesgötter hervorzulauchen schienen — es war einfach süperb gewesen heute Nachmittag! Ein kleines Spiel auf dem sammetglatten Croquetplaz, ein Spaziergang durch den stattlichen Park, dessen dunkle Baumkronen sich über den weichen Pfad breiteten wie die Kuppel einer byzantinischen Moschee, dessen dichtes Gesträuch hier und da einen Ruheplatz umrahmte, der so verlockend zum Sitzen einlud, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, vorüberzugehen . . . Und sie waren nicht vorübergegangen, Fräulein Tirphaus und er.

Es hatte erst wenige Tage zuvor stark geregnet, noch war der Boden unter dem Schatten der alten Buchen nicht ganz trocken — ein feuchtes Stück Holz, ein mit glattem Moos bewachsener Stein, irgend etwas schlüpfriges hatte im Wege gelegen — mit einem unterdrückten Angstschrei hatte sich Fräulein Tirphaus fester auf seinen Arm gestützt — sie mußte einen Augenblick ruhen — sie setzten sich. Der Fuß — ein allerliebste Füßchen — ein förmlich kokettes Füßchen in seiner glänzenden Umhüllung von durchbrochenem Leder — hatte zum Glück keinen Schaden genommen, aber — war es Nachwirkung des plötzlichen Schrecks? — Fräulein Tirphaus hatte wie in einem Moment der Ohnmacht sich zu ihm hinübergeneigt . . . er hatte gefühlt, wie der schönen Bürde Athem seine Wange streifte — einen Augenblick nur, aber — je nun, es war ein Augenblick im Parke seines Oheims, nicht in der Residenz, und er hatte sich zusammengenommen. Nachher war die Unterhaltung zwischen ihm und seiner Dame nicht

recht wieder in Fluß gekommen, jedoch — der Augenblick war zu süß gewesen, unser Lieutenant zehrte noch an der Erinnerung.

Nicht acht Tage währte es, bis er den Weg nach dem Wedehof hätte im Schlafe reiten können, sein Pferd, sein Hektor, wußte ihn auswendig. Er kannte seitdem überhaupt keinen anderen, wochenlang. Helene Tirphaus fesselte den jungen Offizier — so unlösbar: es war, als habe er sich in eine der goldschimmernden Ringeln verwickelt, die ihr über die Stirn fielen, und suche vergebens nach dem Alexander-schwert, den gordischen Knoten zu zerhauen. — Vergebens! — Das heißt, in Wahrheit war er wohl nicht verlegen darum; es war so wonnig, so bequem, sich von der blonden Circe umgarnen zu lassen, so strahlend himmelblau erschienen die Stunden in ihrer Gesellschaft — und dazu der Sommer, der herrliche, linde, blütenduftthauchende, bunte, lachende Sommer mit seinen mildsonnigen Abenden, seiner verlockenden Waldeskühle, seinen kleinen Regenschauern, nach denen allemal die dämmerigen Alleen im Park doppelten Reiz hatten, die braunen Wege den Duft der erquickten Scholle aushauchten, während hin und wieder die schweren Blätter mit geheimnißvollem, leisem Rascheln die letzten Tropfen auf das braune Laub unten herabschüttelten, sodaß die Begleiterin sich zuweilen leicht zusammenschreckend näher an ihn anschmiegte, daß er ihre weiche Hand fester auf seinem Arme fühlte und etwas wie eine ganz heimliche, innerliche Freude ihn wundersam durchschauerte.

Des Wandels, der in ihm vorgegangen, wurde er sich gar nicht recht bewußt, er hätte sich sonst vor sich selbst geschämt. Ein Lieutenant im 2ten Regiment und dieses empfindsame Spazierenführen von allerlei halbdunklen Gefühlen und Stimmungen! — vielleicht hätte er sich auch ausgelacht, wenn er zum vollen Bewußtsein seiner eigenen Metamorphose gelangt wäre. Und vielleicht — vielleicht wäre er auch schon ein gutes Stück weiter, wenn nicht die Cousine — ja die Cousine! — Was sie nur eigentlich gegen ihn einnahm! Schon öfter hatte er sie dabei ertappt, wie ihre großen braunen Augen ihn so beobachtend anschauten, so — er wußte selbst nicht wie, aber den seinen hatte er schnell eine andere Richtung gegeben . . . auch heute wieder, als er Helene zu einem Spazierritt in den Sattel hob.

Evas Verlobung mit Herrn von Parisot war ja so gut wie besiegelt, er kannte den Zweck der kleinen Gesellschaft, die man für morgen auf den Wedehof geladen hatte. Dennoch sah seine Cousine nicht eigentlich aus wie eine glückliche Braut. Und Parisot? Er wußte nicht genau, was er von ihm halten sollte. Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle, jung, mit stattlichem Extérieur, war er die Höflichkeit selbst gegen alle Welt, stand mit Helene auf vertraut ritterlichem Fuße und schien bereit, Eva auf seinen wohlgepflegten Händen zu tragen. Aber ob sie ihn wirklich liebte? — Bah, was ging's ihn an! Er ertappte sich fürwahr zuweilen auf Gedanken, die ihn schwer machten, sich selbst wiederzuerkennen. Er! Zum Kluckuck, er wollte wieder der festsche Gardelieutenant sein, und — heidi! ging's dahin an der Seite seiner schönen Partnerin, erst in leichtem Trabe — jetzt ein bißchen verschärft — Galopp! — die Zügel fahren gelassen — hopho! — der Graben war genommen . . .

Doch noch einen Moment später als Helenens Schimmel das Hinderniß überwunden hatte. Der scharfe Ritt hatte ihre Wangen höher gefärbt, die tiefen Augen glänzten lebhafter, ihre Brust hob und senkte sich rascher unter dem geschmeidigen Stoffe des die reizvolle Gestalt in weichen Linien umfließenden stahlblauen Reitkleides.

Auch seine Augen strahlten.

„Mein Kompliment, Fräulein Tirphaus! Sie reiten geradezu göttlich!“

Schmollend erhob sie die Werte gegen ihn.

„Fi done! Wer wird so glatt drauf los schmeicheln!“

„Parole d'honneur! Ich hab's noch nicht besser gesehen. Aber bitte, schlagen Sie zu, Fräulein Helene! Ein Schmerz von schöner Hand, ein süßer Schmerz!“

Sie waren wieder auf den Weg zurückgeritten. Die Dame im Sattel wandte den Kopf.

„Wo mögen die anderen sein, Herr von Dillmuth?“

Dillmuth lachte übermüthig.

„Evchens Pony wird nicht so schnell vorwärts wollen wie unsere Pferde.“

„Oder die Reiterin will zurück bleiben.“

Fräulein Tirphaus hatte einen besonderen Nachdruck auf das „will“ gelegt. Jetzt bemerkte ihr Kavalierr auch eine Falte zwischen den goldenen Brauen der haarumflatterten Stirn. Sie hatte ihr Pferd angehalten.

„Man sollte fast meinen, Sie wären eifersüchtig auf Evchens Anbeter“, scherzte der Lieutenant.

Hätte er seine Dame aufmerkamer betrachtet, er würde bemerkt haben, wie die feinen Falten auf ihrer Stirn sich dichter zusammengezogen und das frische Roth ihrer Wangen auf einen Moment jähem Erbleichen Platz machte.

„Reden Sie keine Thorheit, Herr von Dillmuth! Helfen Sie mir lieber vom Pferde; wir müssen auf Eva und Herrn von Parisot warten.“

Bis in seine innersten Fasern fühlte er das leise Vibriren in ihrer Stimme. Doch beeilte er sich, ihrem Wunsche Folge zu leisten. Rasch sprang er vom Pferde und näherte sich dem ihren.

„Und wenn mir Ihr Wunsch Befehl ist, wollen Sie mir verzeihen?“ Er hatte mit der Linken des Thieres Zügel gefaßt und hielt die Rechte neben dessen Flanke. „Wollen Sie, Helene . . .?“ Er fühlte die leichte Last des kleinen Fußes in der Hand, wieder überkam ihn süßer Schauer wie neulich, als er sie im Parke zu jener Bank geleitet hatte, er empfand die glühende Wärme in seinem Kopfe, als der Duft ihres schimmernden Haarschmucks sein Gesicht streifte. „Wollen Sie?“ . . . Einen Augenblick später hielt er sie fest umschlungen . . . nur wenige Sekunden. — „Helene!“

„Still, still! Sie kommen.“

Hastig machte sie sich von ihm los.

Gleich darauf hielten Eva und Herr von Parisot ihre Pferde vor dem verwirrten Paar.

„Das nenne ich reiten!“ rief Parisot. „Fräulein Eva hatte nicht

übel Lust, in gestrecktem Galopp zu folgen, ich besann mich indessen, daß ich gewisse Verantwortungen auf mich genommen hatte, so sind wir denn nur ganz peu à peu nachgetrabt.“

„O, es war wundervoll!“ sagte Fräulein Tirphaus strahlend. Ihr Blick streifte dabei Dillmuth, der kein Auge von ihr gewandt hatte.

Auch Eva sandte wieder einen ihrer forschenden Blicke nach dem Better hinüber. Sie hatte die Lippen fest zusammengekniffen, ihre Linke preßte die wogende Brust. Die feinen Züge schienen in diesem Augenblick wie aus Marmor gemeißelt.

Es wurde Zeit zur Heimkehr.

Ein wechselseitiger Blick zwischen Parisot und Helene, und ersterer ritt dicht an ihrer Seite. Der Weg war schmal, es ging nicht wohl an, zu dritt neben einander herzureiten, Dillmuth mußte weichen. Er hätte jetzt den andern peitschen mögen! Langsam folgte er mit Eva.

Eine Weile sprach keines ein Wort.

„Ihr seid wirklich scharf geritten“, sagte sie schließlich gleichgiltig. Das Schweigen schien sie zu bedrücken.

Er hatte seine ganze Fassung wieder gewonnen.

„Freilich, Cousinchen. Und ich hoffe, man ist nicht böse über die Zeit, die man dadurch zum Ausplaudern süßer Geheimnisse gewonnen hat?“

So deutlich auf ihr Verhältniß zu Parisot anzuspieren, hatte sie ihm bisher kein Recht gegeben — ihm nicht! Es waren also unzarte Worte, die er da sprach; er empfand es auch selbst, und — war es sein Schuldbewußtsein, was ihm sehr wider Willen das Blut in die Wangen trieb, oder fühlte er wieder Ewas offenes, forschendes Auge auf sich gerichtet?

Sie antwortete gar nicht. Gelassen trieb sie ihr Pony mit der Zunge an.

„Ich habe alles gesehen, Ernst, und —“

Sein Hektor tänzelte unter dem leichten Sporendruck, den er ihm, ohne es selbst zu wissen, gegeben.

„Und? — Alles gesehen. — Was gesehen?“ stotterte er.

Wieder eine Pause.

„Du weißt, was ich meine — Du fühlst es, ich sehe es Dir an. Es ist nicht eben schön von Dir —“

„Oho, Cousinchen!“ Er schien seine ganze Gardecourage wiedergefunden zu haben. „Das dürften doch am Ende meine eigenen Sachen sein.“

„Du kannst nicht — Du bist zu gut für sie!“ platzte sie förmlich los, mit einer Heftigkeit, die ihrem stillen Wesen sonst ganz und gar fremd war.

Er wollte etwas erwidern, aber schon war sie von seiner Seite verschwunden und galoppirte den anderen nach.

So blieb er allein zurück.

Er war zu gut für sie! Die Worte sausten ihm ordentlich im Kopfe herum. Er ließ Hektor gelassen seinen Paßschritt weiter trotten, er hatte viel zu viel nachzudenken. Volle zwanzig Minuten später als die anderen kam er auf dem Wedehofe an.

Am liebsten wäre er gleich wieder zurückgeritten, der Stadt zu,

aber er hatte dem Oheim versprochen, einige Briefe für die Nachtpost mitzunehmen. Doch hielt er sich nicht lange auf dem Gute auf, kaum eine Stunde nach seinem Gespräch mit der Cousine passirte er auf dem Heimwege schon wieder die Stelle, wo er Helene zum ersten Male in seinen Armen gehalten hatte. Wie viele, viele glückliche Stunden mochten seiner noch harren! Morgen, gleich morgen früh wollte er die nöthigen Schritte thun, sich den Besitz der Geliebten für immer zu sichern . . . Sie war eine Bürgerliche, freilich, jedoch . . . nun gut, er freute sich beinahe auf den bevorstehenden Kampf mit allerlei für ihn haltlosen Argumenten, die Bettern und Tanten ihm entgegenhalten würden. Coûte qui coûte — er mußte Helene sein nennen! Er mußte . . . ja, da kam ihm wieder und immer wieder die Cousine in den Sinn mit ihrem „Du bist zu gut für sie“, mit ihren forschenden Augen, und — zum Kuckuck, ja! Er hatte doch Recht, es handelte sich um seine eigenen Sachen . . . Er wurde verstimmt. Hektor mußte es fühlen. Das Thier bäumte sich ein paar Mal unter dem Druck seiner Schenkel. Das gab seinen Gedanken momentan eine andere Richtung. Er sah auf den Weg. Da — was war das?

Ein Stück Papier, lässig zusammengefaltet, es mußte einem aus der Gesellschaft entfallen sein. Er wollte es doch aufnehmen, man konnte nicht wissen, ob es für Unberufene zu lesen war. Er stieg ab und bückte sich . . . Einen Blick nur warf er auf den Zettel — die Handschrift kannte er. Er warf sich aufs Pferd, und zurück ging's nach dem Bedehofe. Doch nein — er mußte zum Abend in der Stadt sein, und zudem — dort draußen wäre er jetzt vielleicht nur zur unpassenden Stunde gekommen. So wandte er sich nach kurzem Besinnen und jagte heim.

Im Kummelsburger „Löwen“ schritt er noch geraume Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Diese Geschichte fing an, mehr als interessant zu werden — man wollte mit ihm sein Spiel treiben, mit ihm! — Eine ganz neue, ungewohnte Rolle sollte er spielen lernen — hahaha! Wirklich es wäre zum Lachen gewesen — hätte es nicht eben seine vertheufelt ernste Seite gehabt.

Tiefe Stille herrschte rings in der Stadt, als er sich anschickte schlafen zu gehen. Er wollte deshalb Geräusch vermeiden und seinen Burschen selbst rufen. Er öffnete die Zimmerthür. Auf dem halbdunklen, niedrigen Korridor stand ein flüsterndes Paar.

„Heinrich!“

Ein kurzes Rauschen wie von Frauenkleidern, ein Huschen nach einer nahe gelegenen Thür, dann ein halblautes:

„Herr Lieutenant?“

Heinrich kam verlegen näher.

Sein Herr hatte das tête-à-tête zwischen ihm und der drallen Marie, der Küchenfee des Hauses, wohl bemerkt, aber heute nicht Lust, sich um die Interna seines Burschen zu kümmern.

„Kannst mich morgen um acht Uhr wecken!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Danach ging der Herr Lieutenant zur Ruhe.

Aber er schlief unruhig, jammervoll geradezu. O, dieses erbärmliche Kummelsburger Bett!

Am andern Morgen hatte er ähnliche Empfindungen wie nach einer verlängerten Champagnerfürgung im Klub der Residenz. Er war sehr schlecht zu sprechen.

„Wir sind heute nicht ganz richtig aufgestanden“, sagte Heinrich Klappmeier erklärend zu Marie, als diese sich beklagte, vom Herrn Lieutenant nicht einmal eine Erwiderung ihres Morgengrusses erhalten zu haben. „Und das schlechte Aufstehen kommt vom schlechten Schlafen, und das schlechte Schlafen von — wer weiß! — Ihr Frauensleute!“ — Eine Explikation, welche Heinrich einen grundbösen Blick aus Mariens hellen Augen eintrug.

„Na, laß man gut sein, Marienchen; sie können ja nicht alle sein wie Du.“

Auch auf den Wedehof brachte dieser Morgen keine goldene Stimmung. Und was für ein Morgen war es doch eigentlich! Der Morgen von Evas Verlobungstage, die Overture zu jenem Musikdrama, dessen harmonisch ineinander fließende Melodien die Leute eine glückliche Ehe nennen! Hier stimmte das Orchester anscheinend aber noch sehr wenig.

Wenigstens konnte man es Eva nicht anmerken, daß am Abend ihr „Glück“ als junge Braut gefeiert werden sollte; mit Helene entspann sich keine vertrauliche Blanderei — ja, Helene selbst sah zerstreut, ein wenig übernünftig, drein. Der Major, welchem die Disharmonie seiner Umgebung leicht die eigene Stimmung trübte, ärgerte sich über diese „Mädchenlaunen“ und ging schließlich, nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf- und abgestampft hatte, ins Freie, dort mit seinem Tabak auch sein Mißbehagen zu verpaffen.

Gegen elf Uhr kam der Briefbote aus der Stadt.

„Mama schreibt, es werde wohl Zeit für mich, an die Heimreise zu denken“, sagte Helene, indem sie ein gelesenes Blatt wieder in sein Couvert steckte. „Wie bald doch die paar Wochen, die ich bei Euch sein darf, jedesmal dahin sind! Nun muß ich schon wieder ans Einpacken gehen, und eigentlich —“

„Du hast doch zu Hause nicht zuviel zu versäumen!“ warf Eva leichthin ein. Aber die Worte kamen weniger frei über ihre Lippen, als sie wohl gewünscht hätte.

„Zu versäumen! Du weißt, in unserm Haushalt heißt es selbst angreifen, Schätzchen! Da setzt man sich nicht so mir nichts, Dir nichts halbe Tage in die Fensternische um wie eine Märchenprinzessin zu träumen von eitel Glück und Glanz und Gold und — von dem Prinzen, der am Abend kommen soll, das Prinzchen vom Vater zu fordern. Es sind nicht alle Mädchen so glücklich wie Du.“

Evas Zähne nagten an ihrer Unterlippe; die dunklen Augen blizten einen Moment wie unwillig zu der „Freundin“ hinüber. Dann stand sie auf und machte sich an einem Seitentischchen zu schaffen.

Bitterer Groll gegen ihr Geschick, Scham, Neid, Born, nein, Haß gegen Helene Tirphaus, gegen — ja, vielleicht auch noch gegen sonst jemanden — stiegen mit einem Male in ihr auf: ein Chaos verworrener Empfindungen. Und das kochte und wallte in einander, das flammte

empor in dem zuckenden Gesichtchen . . . sie mußte sich tiefer auf die Tischplatte hinabbeugen und kramte in einem Necessaire.

„Mein Gott, Eva! Was ist Dir?“

Helene war erschreckt zu ihr hingeeilt und schlang den Arm um den Nacken der Kleinen. Aber heftig, wie ein lästiges Insekt wurde sie abgeschüttelt; Eva floh vor ihrer Berührung in die entfernteste Zimmerecke. All ihr Jammer löste sich dort in herzbrechendem Schluchzen.

„Laß mich — laß mich wenigstens — weinen! Du hast ja alles — O Gott!“

Ein Klopfen an der Zimmerthür ließ die rathlos dastehende Fräulein Tirphaus zusammenfahren. Im nächsten Augenblick trat Ernst von Dillmuth über die Schwelle, kurz grüßend, offenbar in Erregung. Er hatte auf kein „Herein“ gewartet.

Helene stierte ihn an wie ein Gespenst. Er sah ganz anders drein, blickte sie mit so ganz andern Augen an, als sie von ihm gewohnt war.

„Ich suche Eva. — Aber was ist geschehen? — Ich bin, scheint's, zur unrechten Stunde gekommen.“

Er machte Miene, sich zurückzuziehen. — Doch nein, er durfte nicht zögern.

„Eva!“

Helene Tirphaus starrte sprachlos von einem der beiden auf die andere.

„Ich möchte mit meiner Cousine ein Wort unter vier Augen sprechen, Fräulein Tirphaus.“ Mit mühsam erzwungener Ruhe sprach er es. Er fühlte, wie es ihm siedend zu Kopf stieg.

Helene war um eine Nuance bleicher geworden. Noch zögerte sie —

„Wenn ich bitten darf —“ Mit einer leichten Verbeugung öffnete er die Thür.

„Das muß ich gestehen, bündiger hat noch niemand ein tête-à-tête gefordert!“ lachte sie ein wenig krampfhaft. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr von Dillmuth. Haha!“ Mit komisch übertriebener Reverenz hüpfte sie hinaus.

Der Offizier hatte ihrer Worte gar nicht geachtet. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Eva gerichtet, die im Halbdunkel ihrer Ecke auf einem Tabouret saß und weinte.

„Cousinchen!“

Ein schwacher Versuch von ihm, einen leichten Ton anzuschlagen! Sie winkte ihm nur, sie zu verlassen.

„Nein, ich gehe nicht, weil ich nicht weiß, wann sich mir wieder die Gelegenheit zum Reden bietet. Es möchte nachher leichtlich zu spät sein. Ich habe Dir eine Entdeckung zu machen, Eva. Sie betrifft Dich. —“

„Geh! — Ich bitte Dich, laß mich allein!“

Für einen Moment hatte sie die thränenfeuchten Augen zu ihm aufgeschlagen. „Leiste doch Fräulein Tirphaus Gesellschaft!“ preßte sie dann mit wieder abgewandtem Gesicht hervor, halblaut, wie ein zaghaft trotzendes Kind.

Eine Weile hörte man in dem Gemach nichts als auf dem Teppich

pich das leise Klirren seiner Sporen. Dann blieb er vor der Cousine stehen.

„Ich muß mit Dir reden, Eva! Lassen wir die Kindereien! Wir waren doch einmal gute Freunde — vor Jahren wenigstens — oder hast Du den Vetter Lieutenant damals für immer aus Deinem Backfischköpfchen gestrichen, nachdem Du dich wegen einer Neckerei mit ihm gezankt hattest?“

O, das war geradezu niederträchtig von ihm! Mit ihrem Schmerze zu spielen und sie an die alte Zeit zu erinnern, wo sie beide die besten Freunde von der Welt gewesen waren, wo das sechzehnjährige Cousinchen ohne den Vetter nichts hatte unternehmen können! . . . keine jener herrlichen Entdeckungsreisen in die Umgegend des Wedehofes, keinen lustigen Ritt auf ihrem Pony, keine Nachenfahrt auf dem schilfumwucherten Parkteiche! — Vetter Ernst hier und Cousinchen Eva da — bis sie sich beide gründlich gezankt hatten — wegen einer harmlosen Rosenknospe, die ihm Paula von Bonse einmal verkehrte und die er den ganzen Tag im Knopfloch seines Jacketts trug. Das heißt, das Zanken hatte sie allein besorgt, er hatte sie einfach ausgelacht. — Ausgelacht! Das war's ja eben! Seit jener Zeit hatte sie nichts mehr von ihm wissen wollen. O, so ein Backfischherzchen ist empfindlich! Viel empfindlicher oft als das mit mütterlichen Weisheitsregeln gesättigte, hundertmal im Cotillon geschwenkte, vielleicht gar schon — erfahrene Herz der young lady of fashion, der Welt dame, bei welcher der Kopf seinerseits schon eine gewichtige Stimme mitredet. Und sie hatte ihn damals herausgerissen aus ihrem Herzen, den seligen, süßen Traum ihrer unbewußten, ersten — Liebe. Und ihn! Sie wollte ihn eben gar nicht mehr sehen, auch neulich nicht, als er nach sechsjähriger Trennung zum ersten Male wieder auf den Wedehof kam — sie hatte es damals taktlos von ihm gefunden, an die alte Zeit zu erinnern, und jetzt — heute war es mehr als taktlos, es war anmaßend, ja —

„Es bezeugt in der That kein geringes Maß von Arroganz, nach dem, was gestern vorgefallen, mich gerade heute daran zu erinnern, daß —“

Sie sprach wie von einem Piedestal herab. Wie gelassen und überlegen, wie wohlgesetzt hatte sie den Satz begonnen! Aber auch nur begonnen. Zum Schluß konnte sie ihn doch nicht bringen.

Erregt warf sie sich in einen Stuhl.

„Gestern Abend!“ Er lachte bitter. „Ueber diesen Punkt dürftest Du ruhig sein, Evchen; Dein Scharfblick hat vollkommen das Richtige erkannt. Ich komme mir wirklich zu gut vor für sie. Und Du siehst, diese Erkenntniß hat mich noch nicht zum verlorenen Manne gemacht — meinen Liebeskummer trage ich so leicht wie — so leicht, als ob gar keiner vorhanden wäre.“

Es schien fast, als fielen er wieder in seinen gewohnten, legären Cavalierston. Gänzlich verändert hub er nach einer kleinen Pause an:

„Aber bist Du gestern zu mir als Warnerin gekommen, heute warne ich Dich: Du bist zu gut für ihn, Eva, für diesen — hier, lies das! Ein Billet des Herrn von Parisot an Fräulein Tirphaus.“

Er sprang auf und reichte ihr den gestern gefundenen Zettel.

„Sei besonnen, Helene! Du mußt einsehen, daß wir kein Paar werden können. Ich habe Gelnrode unter bedeutenden Verpflichtungen übernommen; sie zu erfüllen bleibt mir kein anderer Weg als diese Heirat. Inzwischen bietet sich Dir die günstigste Gelegenheit bei diesem Gardelieutenant, der sich Dir auf Gnade oder Ungnade ergeben wird — wenn Du nur willst. Du kannst ja alles. — Die Ehe ist ein Geschäft. Erst dieses, und nachher — nous verrons! Meine Liebe bleibt Dir!“

Kurt.“

Eva glaubte, die Sinne schwänden ihr, als sie den Brief gelesen. In ihren Ohren sauste und schwirrte es durcheinander . . . sie war wirklich einer Ohnmacht nahe, freidebleich lehnte sie an der Wand. Unwillkürlich war ihr Vetter hinzugesprungen, sie zu stützen.

Seine Besorgniß war überflüssig. Sie erholte sich bald wieder, wenigstens halb, mechanisch reichte sie ihm das Blatt zurück. Er griff danach. Zugleich aber ergriff er noch etwas anderes: eine kleine, geschmeidige, weiße Hand, und er beugte sich darauf hinab und küßte die zarten Fingerspitzen. Sie zuckte zusammen, aber sie entzog ihm die Hand nicht, sie war wie willenlos. Und im folgenden Augenblick stand seine hohe Gestalt neben ihr und beugte sich tief über das eröthende Gesichtchen hinab.

„Eva! Ich weiß, Du hast den Mann da“ — er deutete auf das Papier, das er verächtlich bei Seite geworfen — „Du hast ihn nie geliebt, Du hättest ihm mit gutem Gewissen Dein Jawort nicht geben können — auch ohne jenes Blatt nicht. Aber der Troß! — O Evchen, Evchen, wann wird man Euch Mädchenherzen auskennen! — Ja, aus Troß hättest Du Dich mit ihm verbunden und Dich für immer unglücklich gemacht, aus Troß, weil — darf ich's sagen, Evchen? — weil Du im Grunde doch den Vetter liebtest. Wie lange? — das weiß ich nicht; aber daß er Dir nicht gleichgiltig war, hat er gestern Abend erfahren — und jetzt wieder. O Evchen, Evchen!“

Ihre Thränen perlten unaufhaltsam über die glühenden Wangen, sie erwiderte keine Silbe. Sie ließ ihn ausreden — seine Stimme — diese Stimme, diese Worte tönten wie lockende Musik in ihre Ohren — sie wehrte sich kaum, als sie seinen Arm auf ihrer Schulter fühlte und er sie küßte — wieder und wieder!

Draußen an der Thür aber lauschte Fräulein Helene — eifrigst — sie hörte und sah nichts mehr um sich her.

„Ich habe nirgends auf dem Wege ein Papier finden können, Fräulein. Der Wind muß wohl —“

„Schon gut!“

Hestig schob sie den Dorfknaben, welcher, die Mütze zwischen den Fingern drehend, vor ihr stand, beiseite und flog den Korridor hinab.

Als am Nachmittag der Lieutenant nach Haus kam und sich hinsetzte, ein Niesentelegramm an seine Eltern aufzusetzen, das Heinrich zur Post tragen mußte, wußte letzterer gar nicht, was er von der plötzlichen Veränderung im Wesen seines Herrn denken sollte. Der benahm sich ja mit einem Male, als sei Rummelsburg das reine Paradies von einer Garnison für preussische Gardelieutenants, als gebe es gar kein Berlin mehr! Und große Fête auf dem Wedehofe? Um! — Unfern Wagen putzen und die Uniform erster Garnitur dazu

— beste Epaulettes, bester Helm — Blic noch, das muß hoch hergehen! Mariechen hatte sich schon zweimal erkundigt, was denn eigentlich los wäre, aber er hatte es ja beim besten Willen nicht sagen können . . . bis ihn der Herr Lieutenant 'mal beiläufig gefragt hatte, ob es ihm in Rummelsburg heute noch ebensogut gefiele wie früher.

„Wegen meiner, Herr Lieutenant, und wenn Herr Lieutenant befehlen, dann könnten wir ja nun wohl ewig hier bleiben.“

Der Herr Lieutenant hatte ganz verschminkt gelächelt.

„Wegen Deiner? Und wegen Mariechen, hm? — Das scheint ja schnell gegangen zu haben.“

„Herr Lieutenant! — Nun ja, Herr Lieutenant, es hat sich ja gemacht. Aber es ist wahr, wir von der Garde haben doch bei den Frauensleuten höllisches Glück.“

Da hatte der Lieutenant laut gelacht:

„Ja, ja, Heinrich. Aber — sag' 'mal, Du gehst ja wohl zu Herbst ab?“

„Jawoll, Herr Lieutenant.“

„Was willst Du denn später anfangen, Heinrich? Schon irgendwo so'n Plätzchen im Trockenen gefunden — für Dich und Mariechen?“

Heinrich mußte sich hinter den Ohren kratzen bei solch' heikler Frage. Da wußte er doch nicht so recht aus noch ein.

„Na, kommt Zeit, kommt Rath, Heinrich. Vorläufig bleiben wir 'mal zusammen.“

Und das hatte der Herr Lieutenant mit so eigener Betonung gesprochen, daß der brave Bursche bald nachher im vorbeigehen Mariechen in den runden Arm kniff und sagte:

„Du, ich glaube, wir bleiben noch alle beide bei der Garde.“

„Ih, das sollte mir passen! Bist wohl nicht recht gescheit?“

„Bist, Mariechen! Du sollst sehen, dies giebt 'was.“

Weiter hatte sich Heinrich zu Mariechens bitterster Entrüstung nicht ausgesprochen und war gegen sechs Uhr schon mit seinem Lieutenant abtutschirt — in blitzblauker Livrée, die Arme selbstbewußt ineinander verschränkt und — nein, das war denn doch! Er ließ sich wahrhaftig von seinem eigenen Lieutenant fahren! Mariechen ward puterroth vor Stolz. Und sie horchte dem Wagen nach, so lange sie ihn über das Rummelsburger Straßenpflaster klappern hörte.

Auf dem Bedehofe waren die Geladenen nicht wenig erstaunt, daß Fräulein Tirphaus plötzlich abgereist, Herr von Parisot nicht erschienen war und — Lieutenant von Dillmuth vom 2ten Garderegiment zu Fuß als Verlobter Evas proklamirt wurde.

An Parisot hatte sein glücklicher Rivale schon am Morgen eine Abschrift jenes verhängnißvollen Zettels gesandt, was zur Folge hatte, daß der junge Gutsbesitzer „schleunigst eine unvorhergesehene kleine Reise antreten mußte.“ Fräulein Helene war nicht minder rapide abgefahren, nachdem sie sich beim Mittagstisch hatte entschuldigen lassen. Der Major war somit nicht wenig froh, allen Skandal vermieden zu haben. Und hatte er sich im ersten Freier seiner Tochter gründlich getäuscht, so vertraute er sein Kind getrost dem zweiten an, machte er doch zur Bedingung, daß das junge Paar späterhin auf dem Bedehofe wohnen sollte. Denn von dem Gute wollte sich der Alte nicht

trennen, und ohne Eva wäre es ihm dort zu einsam gewesen. „Hier draußen aber vergehen Deinem Sohne schon die Gardestreiche, dafür sorge ich und unser Evchen“, hatte er an Ernsts Vater geschrieben.

Und sie sollen dem Lieutenant vergangen sein.

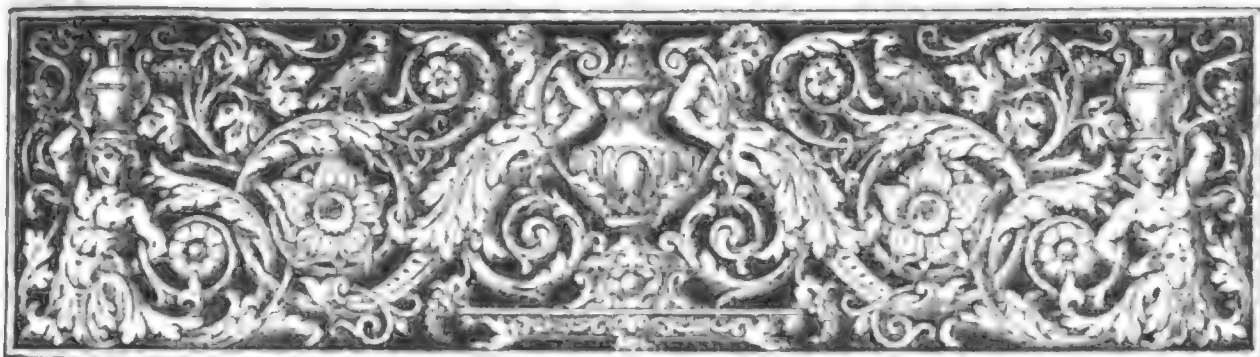
Heinrich nur, der sich in dienender Stellung auf dem Wedehofe außerordentlich wohl fühlte, sagte noch zuweilen zu seiner besseren Hälfte:

„Ja, das waren Zeiten, Mariechen! Von dem Leben bei der Garde macht Ihr Kummelsburger Euch gar keinen Begriff, sage ich Dir.“

Doch wie man sagt, reussirt er bei Mariechen wenig mit seinem Lobe vergangener Herrlichkeit.

Herrn von Parisots Gut stand schon ein Vierteljahr nach der Hochzeit auf dem Wedehofe zum Verkauf.





Engelbert Kämpfer.

Historische Skizze von Dr. Rudolph Müldener.

Als nach dem Untergange der Hanse Deutschland nicht nur die bis dahin behauptete Herrschaft auf der Nord- und Ostsee, sondern auch seinen Antheil am Welthandel verlor, so befand sich der Deutsche, wenn es sich um geographische Entdeckungsreisen handelte, in einer weit ungünstigeren Lage als die im Besitz mächtiger Flotten und reicher Kolonien befindlichen Franzosen, Niederländer und Britten. Um so erfreulicher ist es, daß, trotz der Ungunst der Verhältnisse, Deutschland nichts desto weniger eine ganze Reihe von Männern zählt, denen auf dem Gebiete geographischer Entdeckungsreisen ein Ehrenplatz gebührt: es giebt kaum irgend ein Stück der bewohnten Erde, auf welchem nicht deutscher Forscher- und Entdeckungseifer Lorbeeren errungen, oft sogar geradezu bahnbrechend gewirkt hat. Unter diesen Umständen ist es wohl an der Zeit heute an einen von der Jetztzeit ziemlich vergessenen Naturforscher zu erinnern, an Engelbert Kämpfer, der der Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten, speziell aber dem der Länder- und Völkerkunde, die wichtigsten Dienste geleistet und uns namentlich die Kenntniß eines Landes erschlossen hat, welches in neuerer Zeit gerade für uns Deutsche ein steigendes Interesse und eine enorme Bedeutung gewonnen.

Engelbert Kämpfer wurde am 16. September 1651 als zweiter Sohn des Pastors und Magisters Johannes Kämpfer zu Lemgo geboren.

Seine Jugend fiel in eine traurige Zeit: die Periode der Hexenverfolgungen. Auch im Lippeschen forderte dieser finstere Wahn zahlreiche Opfer. Selbst ein Amtsgenosse des Pastors Kämpfer, der Pastor Andreas Coccaus, wurde des Bündnisses mit dem Teufel angeklagt und infolge dessen enthauptet. Dieser Umstand veranlaßte den Pastor Kämpfer, der vielleicht ein ähnliches Schicksal fürchten mochte, im Jahre 1675 seine Pfarrstelle zu quittiren und sich — er mag wohl

ein wohlhabender Mann gewesen sein — auf sein Gut Steinhof zurückzuziehen, wo er im Jahre 1682 in hohem Alter starb.

Bis zu seinem 16. Jahre besuchte der junge Engelbert Kämpfer die lateinische Schule seiner Vaterstadt, später die in Hameln, von wo seine angeborene Reiselust den 17jährigen Schüler zu einer Reise nach Holland verleitete. Von Hameln ging er, zum Besuch des dortigen Gymnasiums, nach Lüneburg, von wo aus er eine Fußwanderung durch Holstein und Mecklenburg unternahm. Der Rückweg führte ihn über Lübeck, dessen Gymnasium sich damals eines bedeutenden Rufes erfreute, welcher Umstand Kämpfer veranlaßte, dort seine Gymnasialstudien zu vollenden. Im Jahre 1672 bezog er die Universität Danzig, wo er disputirte, um 1674 nach Krakau, wo er die Magisterwürde empfing, zwei Jahre später nach Königsberg überzusiedeln, wo er sich vier Jahre lang, außer mit Chirurgie und Medizin, vorzugsweise mit dem Studium der damals arg vernachlässigten Naturwissenschaften beschäftigte. Endlich kehrte er im Jahre 1680 nach seiner Vaterstadt Lemgo zu einem, freilich nur kurzen Aufenthalt zurück. Sei es, daß er in seiner Heimat keinen geeigneten Wirkungskreis zu finden vermochte, oder daß Reiselust und Wissensdrang ihn wieder in die Ferne zogen, kurz, er ging von Lemgo über Königsberg nach Upsala, wo es ihm gelang, sich an dem Ethnographen Dlaus Rudbeck und dem Kanzler Esaias von Busendorf und dessen Bruder, dem Historiker Samuel von Busendorf, einflußreiche Freunde zu erwerben. Seiner Verbindung mit dem Kanzler von Busendorf hatte Kämpfer es ohne Zweifel zu danken, daß man ihm die Stelle eines Legationssekretärs bei einer Gesandtschaft anbot, — Gesandte gehörten damals noch nicht zu den stehenden Artikeln an den Höfen — welche Schweden in Handelsangelegenheiten damals an den russischen und persischen Hof zu senden im Begriff war. Um ihn für diesen Antrag zu gewinnen, gab Karl XI. Kämpfer das Versprechen, daß er nach seiner Rückkehr an der Universität Upsala eine Professur erhalten, oder, falls er dies vorziehe, sonst im Staatsdienste rasch befördert werden solle.

Kämpfer nahm den an ihn ergangenen Antrag an und stieß am 28. April des Jahres 1683 in Narwa zu dem Gesandten Ludwig Fabricius und dessen aus 30 Köpfen bestehenden Gefolge. Am 7. Juli wurde die Gesandtschaft in Moskau, wie Kämpfer versichert, mit einer fast unglaublichen Pracht feierlichst eingeholt und hatte am 11. Juli Audienz bei den unter Vormundschaft ihrer Schwester Sophie regierenden beiden Zaren Ivan und Peter, welchem letzteren die Geschichte später den Namen „des Großen“ gegeben.

Am 5. September verließ die Gesandtschaft Moskau, um sich auf der Moskwa, Oeca und Wolga nach Kasan einzuschiffen, welches sie am 1. Oktober erreichten. Von dort wurde die Reise, gleichfalls auf der Wolga, nach Astrachan fortgesetzt, welche Tour einen ganzen Monat in Anspruch nahm und namentlich auch wegen der überall herumschweifenden, räuberischen Kosaken und Tartaren, die die Dörfer plünderten und die Schiffe auf der Wolga versenkten, mit manchen Gefahren verbunden war.

Am 8. November schiffte sich die Gesandtschaft wieder auf der Wolga ein, erreichte am 12. November das kaspische Meer und landete

nach einer sehr stürmischen Fahrt am 22. November bei Misabat an der persischen Küste*).

In Misabat traf die schwedische Gesandtschaft mit einer gleichfalls an den persischen Hof bestimmten polnischen und russischen Ambassade zusammen. Alle drei Gesandte setzten nun mit ihrem Gefolge, 100 Kameelen und 100 Pferden, die Lastthiere ungerechnet, die Reise nach Schameisie (Schamachie), der Residenz des Gouverneurs der Provinz Schirwan, gemeinschaftlich fort. In Schamachie mußte die Gesandtschaft längere Zeit liegen bleiben, bis der Gouverneur die Ankunft derselben am Hofe zu Ispahan gemeldet und wegen deren Weitertransportes die nöthigen Befehle eingeholt. Diese gezwungene Muße verwandte Kämpfer einmal zu einem Besuche der durch ihre Naphthaquellen bekannten und infolge dessen namentlich den Suebern geheiligten Stadt Baku und zur Ausübung seiner ärztlichen Praxis, welche ihm, seiner eigenen Erzählung nach, ziemlich viel Geld und ein schönes Reitpferd einbrachte.

Am 22. März des Jahres 1684 langte die Gesandtschaft endlich in Ispahan an, wo sie indessen aus einem jedenfalls sehr originellen Grunde volle vier Monate lang auf die gewünschte Audienz zu warten hatte. Seine Hofastrologen hatten dem Schah nämlich versichert, daß in den Sternen geschrieben stehe, daß er sich während einer gewissen Zeit nicht öffentlich zeigen dürfe, daher diese Verzögerung, die Kämpfer, weil von ihm zu Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten mannigfacher Art benutzt, keineswegs unwillkommen war. Am 3. Juli endlich gab der Schah seinen hohen Würdenträgern und den fremden Gesandten ein Bankett und letzteren zugleich Audienz, Kämpfer schätzte den Werth des bei dieser Gelegenheit aufgetragenen Tafelgeschirres auf 10 Millionen Thaler. Die Zahl der Gäste war sehr groß, da außer der schwedischen, russischen und polnischen Gesandtschaft noch siamesische, arabische, usbekische, kalmückische, georgische, dagestanische und cirkassische Gesandte, außerdem Abgeordnete der Johannischristen bei Bagdad und endlich ein Franzose, der als Bischof in partibus von Babylon im Auftrage des Papstes in Persien verweilte, bei dem Bankett zugegen waren.

Zu Ende des Jahres 1685 verabschiedete sich der schwedische Gesandte vom Schah und trat die Rückreise an, ohne daß Kämpfer ihn begleitete. Derselbe, mächtig angezogen durch diese dem damaligen Europa fast unbekanntem Gegenden, hatte sich im Eifer seines Forschungstriebes vielmehr entschlossen, noch einige Jahre seines Lebens der Durchforschung Asiens zu widmen, obgleich er bei Ausführung dieses Vorhabens auf keine anderen Erwerbsquellen zu zählen hatte, als diejenigen, welche ihm seine medizinischen und chirurgischen Kenntnisse boten, welche ihn auch, wie er selbst sagt, nur selten im Stiche ließen.

Von Ispahan aus unternahm Kämpfer zunächst eine Reise nach Faristan, dem eigentlichen Altpersien, und zeichnete und beschrieb

*) Die Fahrt über das kaspische Meer war, wie Kämpfer erzählt, darum so gefährlich, weil das Schiff, welches sie trug, zwei Steuerruder und auch zwei Steuerleute hatte, von denen keiner den andern untergeben war und die beide eine verschiedene Sprache redeten.

hundert Jahre früher, ehe Niebuhr, Ker-Porter und Morier sie sahen, die Ruinen von Persepolis und Pasargada. Von Schiras wandte er sich dann nach Gamron, dem heutigen Bender Abassi, wo ihn jedoch infolge des heißen ungesunden Klimas ein heftiges Fieber längere Zeit darnieder warf.

Nach diesem seinen Aufenthalte in Bender Abassi lassen uns Kämpfers Reise- und Tagebücher über sein Verbleiben längere Zeit im Zweifel. Zunächst finden wir ihn als Leibarzt des Fürsten von Tiflis wieder; er muß also, um dorthin zu gelangen, von Bender Abassi aus ganz Persien durchschritten haben. In Tiflis, wo er in großem Ansehen stand, suchte ihn der Fürst auf die Dauer zu fesseln und ihn zu diesem Zwecke mit einer schönen Georgierin zu verheiraten; allein Kämpfers Reise- und Wandertrieb widerstand sowohl den Lockungen des Geldes, wie denen der Liebe. Er kehrte zunächst nach Ispahan zurück und trat dann mit dem bescheidenen Titel eines Schiffschirurgen in die Dienste der niederländisch-ostindischen Compagnie.

In solcher Eigenschaft war er im Januar 1689 zu Cochin, auf der Küste von Malabar, wo er über eine dort herrschende Krankheit eine Anschwellung der Füße, die er Prical nennt, eine Abhandlung schrieb, in Ceylon, an der Küste von Bengalen, bis er endlich im September des Jahres 1689 zu Batavia ankam. Hier blieb er bis zum Mai des folgenden Jahres und benutzte seine Zeit namentlich zum Studium der javanesischen Thier- und Pflanzenwelt.

Von Batavia ging derzeit alljährlich eine Gesandtschaft nach Japan ab, welches Reich seit mehr als hundert Jahren allen Europäern, mit Ausnahme der Holländer, verschlossen war. Letzteren allein war ein, wenn auch in peinlicher Weise beschränkter und durch demüthigende Bedingungen aller Art erschwelter, freilich aber auch sehr gewinnbringender Verkehr mit dem Lande durch den Hafen von Nangasaki gestattet. Diesen Verkehr war die holländisch-ostindische Compagnie, eben seiner Einträglichkeit wegen, mit allen Mitteln zu erhalten bemüht. Daher die jährliche Gesandtschaft, die aber vom Kaiser von Japan nicht wie die Ambassade einer fremden, gleichberechtigten Macht, sondern wie die Abgesandten eines tributpflichtigen Vasallen empfangen wurde.

Das Schiff, auf welchem die Ambassade sich einschiffte, stach am 7. Mai 1690 in See und war zunächst nach Siam bestimmt, um dort einen Theil seiner Ladung zu verkaufen und dafür siamesische Waaren einzunehmen. Am 6. Juni langte das Schiff an der Mündung des Menam an, worauf die Gesandtschaft in den Boten ihres Schiffes stromaufwärts nach Judja, der damaligen Residenz des Kaisers von Siam — die jetzige ist das südlicher gelegene Bankok — fuhr und die dortige holländische Faktorei am 11. Juni erreichte.

Kämpfer war bei der Audienz zugegen, welche der holländische Gesandte bei dem Berklam oder ersten Minister des Kaisers von Siam hatte, und er beschreibt dieselbe ausführlich. — Kämpfers Aufenthalt in Judja währte im ganzen vom 11. Juni bis zum 4. Juli, und diese kurze Zeit genügte ihm, uns über das Reich Siam und seine Bewohner eine reiche Fülle schätzenswerther Nachrichten mitzutheilen,

deren Wahrheit uns, da bei den vorzugsweise konservativen Völkern des Orients Sitten und Zustände sich nur langsam ändern, neuere Reisende ausnahmslos bestätigt haben. Speziell verbreitet sich Kämpfer über die Religion der Siamesen, den Buddhismus, dessen Kulturgebräuche und kirchliche Organisation, und er stellt dabei eine Hypothese auf, wonach Buddha nicht ein Asiat, sondern ein ägyptischer Priester gewesen, der um das Jahr 530 v. Chr., nachdem Cambyses Aegypten erobert und mit Feuer und Schwert gegen die dortige Priesterkaste gewüthet, dieses Land mit einigen seiner Anhänger verlassen habe und in Asien Stifter einer heute über 300 Millionen Bekenner zählenden Religion geworden sei. Die Gründe, womit Kämpfer seine Ansicht unterstützt, hier mitzutheilen, würde zu weit führen; wir beschränken uns auf Mittheilung seiner Hypothese, ohne dieselbe einer Kritik zu unterwerfen.

Am 23. Juli verließ das Schiff der Ambassade die Küste von Siam und langte nach einer langen, stürmischen Fahrt an den Küsten von Cambodja, Cochinchina und Tonkin hin und her durch das chinesische Meer am 18. September endlich im Hafen von Nagasaki an. Bei einem der heftigen Stürme, welche die Reise so gefährlich machten und das Schiff mehr als einmal dem Untergange nahe brachten, erlitt Kämpfer einen unersehblichen Verlust, indem das in den Schiffsraum eindringende Seewasser einen Theil seines Reisegepäcks beschädigte, darunter auch ein auf ungeleimtes persisches Papier geschriebenes Manuscript über Persien und über die Tartarei in Brei verwandelte.

Die holländische Faktorei befand sich in Desima, einer kleinen, dicht an der Stadt Nagasaki gelegenen und mit derselben durch eine Brücke verbundenen Insel, die gegen die Außenwelt durch ein doppeltes Staket abgeschlossen war.

Gleich nach Ankunft des Schiffes erschienen zwei japanesische Beamte mit ihren Schreibern und Dolmetschern und in Begleitung vieler Soldaten am Bord, ließen alle Ankömmlinge nach der Schiffsrolle die Musterung passiren und nahmen alle Räume des Schiffes mit ihren Truppen besetzend, von jedem einzelnen ein förmliches Signalement auf; auch ließen sie sich alle Waffen und Pulvervorräthe ausliefern. „Alle Japanesen“, erzählt Kämpfer, „die in amtlicher Eigenschaft mit den Holländern in Berührung kommen, werden durch einen von ihnen alljährlich zu wiederholenden Eid und unter Androhung schwerster Strafen verpflichtet, gegen die Holländer über alle Dinge zu schweigen, welche sich auf ihr Vaterland, dessen Verfassung und Geschichte und ihre Religion beziehen. Dieser Eid verpflichtet zugleich jeden einzelnen, des anderen Verräther, im Falle einer Uebertretung dieses Gebotes, zu werden.“ „Aus diesem Grunde“ — setzt Kämpfer hinzu — „halten es auch die des Handels wegen in Japan lebenden Holländer für schlechterdings unmöglich, irgend etwas über die Zustände des Landes zu erfahren.“

Aber Kämpfer wußte in seiner Wißbegierde und seinem nimmer rastenden Forscher-eifer alle diese Vorsichtsmaßregeln zu vereiteln, so daß es ihm während seines zweijährigen Aufenthaltes gelang, über Japan und seine inneren Zustände genauere Nachrichten einzuziehen, als vor ihm selbst die portugiesischen Jesuiten vermocht, so daß seine

Mittheilungen über Japan bis auf die neueste Zeit, wo die Amerikaner die japanesische Regierung zwangen, ihrem Absperrungssysteme zu entsagen und ihre Häfen dem Verkehr zu öffnen, die Haupt-, ja fast die einzige Quelle unserer Kenntniß dieses Reiches bildeten.

Führen wir in Bezug auf die Mittel, deren er sich zur Befriedigung seiner Wißbegierde bediente, Kämpfer redend ein.

„Doch nein, lieber Leser“, erzählt er, „so schwer wie es vorgestellt wird und wie die japanische Regierung von ihren Unterthanen fordert und durch alle mögliche Vorsicht bewirken will, hält es denn doch nicht, Nachrichten von der Verfassung in Japan einzuziehen. Die Japaner sind ausnehmend beherzt, herrisch und klug und lassen sich durchaus nicht durch einen Eid binden, den sie bei den von ihnen selbst nicht geglaubten Göttern und Geistern schwören müssen. Nur die obrigkeitliche Strafe des Eidbruches, wenn er verrathen würde, kann sie zurückhalten. Nun sind sie aber, trotz ihres Stolzes und kriegerischen Geistes, doch ausnehmend freundlich, umgänglich und besonders so neugierig, als nur irgend eine Nation auf der Welt sein kann. Besonders sind sie sehr begierig, von den Geschichten, Verfassungen, Künsten und Wissenschaften fremder Völker etwas zu erfahren. Aus diesen Gründen muß man sein ganzes Betragen gegen sie so einrichten, daß man ihrem Stolze schmeichelt und ihren Eigennuß befriedigt, wenn man diese stolze Menschenart sich verbindlich machen und etwas von ihnen erhalten will. Diese Mittel habe ich angewandt und mir dadurch die Vertraulichkeit unserer Vorgesetzten und Dolmetscher erworben, die unseren Wohnplatz Desima und besonders mein Haus täglich besuchten. Und ich bin so glücklich gewesen, mit ihnen in eine so genaue Verbindung zu kommen, als, glaube ich, noch kein Europäer sich rühmen kann. Ich bezeugte mich nämlich von Anfang an ungemein willfährig, diesen vornehmeren Japanern mit meiner Profession, der Arzneiwissenschaft und Mathematik, nach ihrem Wunsche und ohne Entgelt zu dienen, und, was nicht zu vergessen, theilte ihnen dann auch ganz kordial bei diesem Unterrichte beliebte europäische Likörs mit. Dies machte sie mir so gewogen, daß ich mit aller möglichen Freiheit und ganz umständlich mich nach ihrer natürlichen, geistlichen und weltlichen Geschichte und nach allem, was ich wollte, erkundigen konnte. Keiner weigerte sich, mir nach seiner besten Wissenschaft Nachricht zu geben, auch selbst von den verbotensten Dingen, wenn ich nur mit einem allein war.

„Diese von meinen Besuchern täglich eingesammelten Nachrichten haben mir nun zwar sehr viel genützt, indeß waren sie doch nur Stückwerke und reichten also zu einer vollständigen und genauen Beschreibung des japanesischen Reiches nicht hin. Ein ungemeines Glück war es also, daß ich in einem sehr gelehrten Jünglinge ein recht erwünschtes Werkzeug fand, zu meinem Zwecke zu gelangen und mich zu einer recht reichen Ernte japanesischer Notizen zu führen. Dieser in der japanesischen und chinesischen Schrift sehr bewanderte, zugleich aber auch nach anderen Kenntnissen ungemein begierige Student von etwa 24 Jahren wurde mir gleich bei meiner Ankunft als Diener gegeben, um von mir in der Arzneikunst etwas zu lernen. Ich gebrauchte ihn auch bei den Krankheiten des Ottona, des Regenten unserer Insel, als

meinen Handlanger, und dieser wurde von ihm treulich bedient, hatte daher die besondere Gewogenheit, während meines zweijährigen Aufenthaltes den jungen Menschen beständig bei mir zu lassen, auch zu erlauben, daß er zweimal mit mir nach dem kaiserlichen Hofe reiste. Ich hatte daher das Vergnügen, mit ihm beinahe das ganze Reich in der Länge viermal zu durchreisen, da sonst nie erlaubt wird, daß kundige und geschickte Leute so lange bei den Holländern bleiben.

„Ich fing nun gleich damit an, diesem schlauen Kopfe die holländische Sprache, ohne welche ich nicht gut mit ihm reden konnte, grammatisch beizubringen, und war hierin so glücklich, daß er schon am Ende des ersten Jahres diese Sprache schreiben und so gut reden konnte, wie noch kein japanesischer Dolmetscher. Später unterrichtete ich ihn treulich in der Anatomie und übrigen Medizin und gab ihm auch noch einen nach meinem wenigen Vermögen ganz ansehnlichen jährlichen Lohn. Dagegen mußte er mir dann über die Lage und Beschaffenheit des Landes, die Regierung und Verfassung, die Religion, Geschichte, das häusliche Leben u. s. w. die genauesten Eröffnungen machen und allenthalben die besten Nachrichten aussuchen. Dies that er so willfährig, daß ich nie ein japanesisches Buch verlangt habe, das er mir nicht verschafft und erklärt, auch die wichtigsten Sachen übersetzt hätte. Und weil er nun vieles, was er nicht wußte, von anderen erforschen, auch manche Bücher leihen oder ankaufen mußte, so habe ich ihn niemals, wenn er in dieser Absicht von mir ging, ohne silbernen Schlüssel gelassen, auch für solche gefährliche Bemühungen noch besonders belohnt.“

Auf diese Weise und durch die Bücher, welche er sich durch seinen Famulus zu verschaffen wußte, und von denen er auch mehrere, namentlich eine Beschreibung des Landes, mit nach Europa gebracht, wurde es Kämpfer möglich, über Japan, seine Institutionen, seine Bewohner und deren Geschichte eine Fülle der genauesten Nachrichten einzuziehen. So giebt er, zum Beispiel, auf japanesische Quellen gestützt, ein vollständiges, einen Zeitraum von 2500 Jahren umfassendes Verzeichniß der japanesischen Regenten.

Während seines zweijährigen Aufenthaltes in Desima unternahm Kämpfer zweimal, das erste Mal im Jahre 1691 im Gefolge des holländischen Residenten Heinrich von Butenheim, das zweite Mal ein Jahr später mit dessen Nachfolger, Cornelius Duthoorn, eine Reise nach Jeddo zum Kaiserhofe, und er hat beide Reisen mit ebenso viel Anschaulichkeit als Ausführlichkeit beschrieben. Die für den Kaiser und einige seiner höheren Beamten bestimmten Geschenke — ohne solche ging es einmal nicht — wurden in einer eigens zu diesem Zwecke unterhaltenen Barke zur See nach Simonosaki vorausgeschickt, während die Gesandtschaft, bestehend aus dem Residenten der holländischen Faktorei, zwei Sekretären und einem Arzte, den Landweg einschlug. Die Gesandtschaft selbst wird von dem Augenblicke an, in welchem sie die Faktorei verläßt, von einer zahlreichen Eskorte japanesischer Militär- und Civilbeamter in Empfang genommen und von denselben scheinbar der Ehre, in der That aber der Bewachung wegen auf dem ganzen 200 Meilen weiten Wege bis Jeddo begleitet. Aufgabe der Eskorte ist es, jede Berührung der Holländer mit den Eingeborenen

zu verhindern, namentlich jeden etwaigen Versuch, den Japanesen Kreuze, Bilder oder andere auf das Christenthum bezügliche Symbole zuzustecken, zu vereiteln.

Trotz dieser ängstlichen Ueberwachung gelang es Kämpfer, seine wissenschaftlichen Zwecke auch auf der Reise zu verfolgen. „Ich hatte“, sagt er, „eine schlechte Schachtel aus Baumrinde bei mir, in welcher ich einen großen Kompaß verborgen hatte, mit welchem ich unvermerkt die Wege, Berge und Thäler allemal abmaß. Außerlich sah die Schachtel wie ein Schreibzeug aus, und ich nahm jederzeit Kräuter, Blumen und grüne Zweige zur Hand, wenn ich den Kompaß brauchte, damit die, so es sahen, denken sollten, als ob ich nur diese abzeichnen und beschreiben wollte. Es mußte mir dies um so eher gelingen, da alle japanesischen Reisegefährten und der Befehlshaber der Eskorte, der Soriki, selbst auf der ganzen Reise sich bemühten, mir alles, was ihnen an raren Gewächsen und Pflanzen vorkam, zuzubringen, und ihren Namen und Gebrauch zu erfahren. Es halten nämlich die Japaner, als Kenner und Liebhaber der Pflanzen, die Botanik für eine nützliche und unschuldige Wissenschaft, in der man keinen hindern müsse, und bei meiner Rückkehr nach Nangasacki hatte ich sogar die Ehre, daß mir der Gouverneur das Kompliment sagen ließ, wie er von unserem Soriki — Befehlshaber der Eskorte — mit sonderbarem Gefallen vernommen, daß ich meine Zeit während der Reise so rühmlich auf das botanische Studium verwendet hätte, davon er selbst ein großer Freund und Beförderer sei.“ Der ganze Reisezug bestand, mit Einschluß der Pferdeknechte, anfangs aus hundert, später, als die zur See nach Simonofaki vorausgeschickten Waaren wieder zu Lande transportirt werden mußten, aus 150 Köpfen.“

Ueber die 16 Tage nach ihrer Ankunft in Jeddo erfolgte Audienz der Gesandtschaft bei dem Kaiser Tsinajosiko berichtet Kämpfer wie folgt:

„Zuerst wurden die für den Kaiser bestimmten Geschenke von den Oberkommissarien und dem Bingo oder Bengo, der früher des Kaisers Aufseher und Vormund gewesen und jetzt sein Liebling und vertrautester Minister war, in dem großen Audienzsaale, wo sie der Kaiser in Augenschein nehmen sollte, Stück für Stück auf besonderen Tischen ausgelegt; sie bestanden in kostbaren Stoffen, Tinto- und spanischen Weinen, Calamback, borneischem Kampher u. s. w. Dann kamen drei Hausbediente des Nangasackischen Gouverneurs, unser Dofin oder Unterführer, zwei Nangasackische Stadtboten und des Dolmetschers Sohn, alle zu Fuß; wir drei Holländer (Kämpfer, ein Kaufmann und der Sekretär), zu Pferde, jeder in einem schwarzen, seidnen Mantel, als europäischem Ehrenkleide, jedes Pferd von einem Diener zu Fuß geführt; hinter uns her kam unser Resident, Herr von Butenheim, in einem Morimon und der Oberdolmetsch in einem Cango; unsere Leibdiener folgten nebenher. In die erste, mit Wall und Mauer befestigte Burg kamen wir über eine große, mit messingenen Knöpfen gezierte Brücke, unter der ein großer, mit vielen Fahrzeugen bedeckter Strom nordwärts um die Burg floß; die hier wachhaltenden Soldaten hatten über ihren schwarzseidnen Kleidern zwei Säbel hängen und saßen niederhockend in guter Ordnung.

„Durch die erste kamen wir in die zweite, gleich feste Burg, deren Pforten, Wachen und Paläste noch weit ansehnlicher waren, und durch diese wieder über eine lange, steinerne Brücke zu der eigentlichen Residenz, wo wir an der großen Schloßwache bis auf weiteres warten mußten, während zwei Hauptleute von der Wache uns sehr freundlich empfingen und uns Thee und Tabak vorsetzten. Nachdem nun während einer Stunde die Reichsräthe vorbei in das Schloß passirt waren, wurden wir über einen viereckigen, mit zwei prächtigen Pforten verschlossenen Platz in den eigentlichen Residenzpalast, und zwar in den mit vergoldeten Pfeilern, Wänden und Vorhängen prächtig ausgeputzten Warteaal geführt. Als wir hier eine zweite Stunde gegessen, holten die beiden Kommissarien und der Bingo unseren Residenten in den Audienzsaal, ließen uns aber zurück. Kaum daß er hinein getreten sein mochte, gab eine überlaute Stimme mit „Hollanda Kapitän“ das Zeichen, daß er sich nähern und seine Ehrerbietung bezeugen sollte, worauf er zu dem nur etwas erhöhten Sitzplatze der kaiserlichen Majestät, die mit untergeschlagenen Beinen darsitz, auf Händen und Füßen herbeikroch, das Haupt bis zum Boden neigte und sich ganz stillschweigend ebenso, und wie ein Krebs wiederum kriechend, zurückzog. Hierin besteht die ganze Ceremonie bei der mit so vielen Umständen vorbereiteten Audienz.

„Bormals hatte die ganze Sache hiermit ihr Bewenden. Seit 20 Jahren aber hat man angefangen, die ganze Gesandtschaft nach der ersten Audienz tiefer in den Palast einzuführen und sie der Kaiserin, den Prinzessinnen von Geblüt und den übrigen Hofdamen zum Vergnügen und zur Betrachtung vorzustellen, wobei der Kaiser, nebst den Frauenzimmern, hinter seidnen Jalousievorhängen verdeckt sitzt, die Reichsräthe und übrigen hohen Beamten aber öffentlich zugegen sind.

„Nicht weit von uns, zur rechten Hand, saß der Kaiser mit seiner Gemalin, deren Gesicht ich ein paar Mal, während ich auf kaiserlichen Befehl etwas tanzte, als sich der Vorhang mit einer kleinen Oeffnung beugte, erblicken und eine bräunliche, runde, schöne Gestalt mit europäischen schwarzen Augen voller Feuer und Leben an ihr wahrnehmen, auch nach Verhältniß ihres Kopfes eine große Statur und ein etwa 36jähriges Alter muthmaßen konnte. Doch das war erst später. Zuerst mußte jeder von uns gegen die Seite, wo sich der Kaiser aufhielt und die man uns anwies, seinen Respekt auf japanesische Manier, mit bis zur Erde gebücktem Haupte herzukriechend, bezeugen. Dann stattete unser Resident seinen unterthänigsten Dank für die Gnade ab, daß uns der freie Handel in Japan bisher vergönnt gewesen, was der Dolmetscher, mit auf der Erde liegendem Gesicht in japanesischer Sprache wiederholte, so daß es der Kaiser hinter seinem Vorhange hören konnte, dessen Antworten und Reden der Bengo dem Dolmetscher wieder vortrug. Zuerst kamen noch die Fragen an jeden, wie alt er und wie sein Name sei; was jeder, da man ein europäisches Schreibzeug bei sich hatte, aufzeichnen und dem Bengo hinreichen mußte, welcher den Zettel nebst dem Schreibzeuge dem Kaiser unter der Decke hin einhändigte. Unser Resident wurde gefragt: wie weit Holland von Batavia? Batavia von Mangasaki? ob der General auf Batavia oder

der Prinz in Holland mächtiger sei? und ich: welche innerliche und äußerliche Gebrechen ich für die schwersten und gefährlichsten hielte? wie ich mit den Krebschäden und innerlichen Geschwüren zu Werke ginge? ob ich nicht auch, wie die chinesischen Aerzte seit vielen Jahrhunderten gethan, einem Mittel zum langen Leben nachgespiert, oder ob nicht andere europäische Aerzte bereits ein solches aufgefunden? Ich antwortete, daß unsere Aerzte noch täglich studirten, das Geheimniß zu entdecken, wie der Mensch seine Gesundheit bis zu einem hohen Alter erhalten möchte. Man fragte weiter: welches denn fürs beste Mittel dazu gehalten würde? Antwort: das letzte sei allezeit das Beste, bis die Erfahrung ein anderes lehre. Frage: welches denn das letzte? Antwort: ein gewisser Spiritus, der bei mäßigem Gebrauche die Feuchtigkeiten flüssig erhalte und die Lebensgeister aufmuntere und stärke. Frage: wie selbiger genannt werde? Antwort: sal volatile oleosum Sylvii. Da ich wußte, daß alles, was bei den Japanern Achtung erwerben soll, einen langen Namen und Titel haben muß, so wählte ich diese Benennung um so eher, die ich auch etliche Male wiederholen mußte, da man sie hinter der Matte nachschrieb. Frage: wo er denn zu bekommen, und wer ihn erfunden? Antwort: in Holland der Professor Sylvius. Frage: ob ich ihn auch zu machen wüßte? Hier befahl mir unser Herr Resident mit einem Wink, nein zu sagen; ich antwortete aber: o, ja, aber nicht hier. Frage: ob er auch auf Batavia zu bekommen? Antwort: ja! womit denn der Kaiser verlangte, daß mit den nächsten Schiffen eine Probe übersandt werden sollte, die auch unter den Namen im folgenden Jahre wirklich überkommen ist, in der That aber nichts anderes war, als ein unlieblicher spiritus salis ammoniaci mit Gewürznelken abgezogen. Wie nun der Kaiser anfänglich uns gegenüber bei den Frauenzimmern weiter von uns gesessen, so veränderte er jetzt seinen Platz und setzte sich zur Seite hinter der Hängematte näher zu uns, hieß uns unsere Mäntel ablegen und aufrecht sitzen, damit er uns besser ins Gesicht sehen könne. Dies war es aber nicht allein, was der Kaiser verlangte, sondern wir mußten uns gefallen lassen, ordentliche Affenpossen auszuüben, die mir nicht einmal alle mehr erinnerlich sind; bald nämlich mußten wir aufstehen und hin- und herspazieren, bald uns untereinander becomplimentiren, dann tanzen, springen, einen betrunkenen Mann vorstellen, japanesisch stammeln, malen, holländisch und deutsch lesen, singen, die Mäntel bald um- und wiederwegthun u. s. w. Ich an meinem Theile stimmte hierbei eine deutsche Liebesarie an. Unser Resident blieb jedoch mit diesen Sprüngen verschont, weil man wohl bedachte, daß das Ansehen unserer Oberherren in seiner Person ungekränkt bleiben müßte. Nachdem wir denn so in die zwei Stunden lang, obwohl unter beständig sehr freundlichem Ansinnen, zur Schau gedient hatten, wurde jedem ein kleiner Tisch mit japanesischen Zubissen, dabei statt der Messer und Gabeln ein paar Stöckchen lagen, vorgelegt, wovon wir ein wenig aßen. Man hieß uns darauf die Mäntel anlegen und Abschied nehmen, dem wir auch unverzüglich nachkamen."

Solchen Demüthigungen mußten die Holländer sich um den Preis eines durch die peinlichste Ueberwachung verkümmerten Verkehrs mit Japan unterwerfen.

Kämpfer verließ Japan am 31. Oktober des Jahres 1692 und kehrte zunächst nach Batavia zurück, um sich bald darauf von dort aus nach dem Kap der guten Hoffnung einzuschiffen. Einen mehrwöchentlichen Aufenthalt am Kap benutzte er zum Studium des Kaplandes. Im Jahre 1694 kehrte er nach Holland zurück und erlangte im April desselben Jahres in Leyden die medizinische Doktorwürde.

Nun endlich wandte er sich der Heimat zu und nahm, vom Grafen Friedrich Adolph von Lippe zu seinem Leibarzte ernannt, dauernden Aufenthalt auf dem von seinem Vater ererbten Steinhofe in Nieme bei Lemgo.

In seinem 49. Jahre ging Kämpfer noch eine Ehe ein, die aber nicht glücklich war. Die drei derselben entsprossenen Kinder sanken noch vor dem Vater in das Grab.

Kämpfer starb am 2. November des Jahres 1716 zu Nieme und ist auch daselbst begraben.

Ohne Zweifel war Kämpfer nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch geistig bedeutendsten Männer seiner Zeit. Albrecht von Haller rühmt von ihm: „Engelbert Kämpfer wird von keinem der Reisenden übertroffen; er hat eine unermessliche Menge der schönsten Bemerkungen auf seiner Reise gesammelt; er verstand selbst zu zeichnen, war zu keiner Arbeit verdrossen und schonte sich selbst nie, so oft er hoffen konnte, die Wahrheit zu entdecken.“

Kämpfers ganzes Leben war gleichsam eine lebendige Illustration seines Wahlspruches: *Virtuti nihil inivium*. — Mediziner und Naturforscher von Fach, sprach oder verstand er, außer dem Lateinischen, das Griechische, Englische, Portugiesische, Französische, Holländische, Schwedische, Polnische, Russische, Arabische, Persische, Malayanische, Chinesische, Japanesische und mehrere indische Sprachen.

Um so mehr ist es zu beklagen, daß die Schriften dieses mit einem fast universellen Wissen ausgestatteten geistvollen und unermüdeten Forschers der Welt nur in sehr beschränktem Maße durch den Druck zugänglich gemacht worden sind.

Wohl dachte Kämpfer nach seiner Rückkehr in die Heimat an die Herausgabe seiner Arbeiten, die einer zehnjährigen Wanderung durch damals — und zum Theil selbst noch heute — fast unbekannt Länder ihre Entstehung verdankten. Allein zuerst hinderten ihn, wie er selbst sagt, Hausorgen, dann eine fast wider Willen zugefallene bedeutende ärztliche Praxis und endlich seine Stellung als Leibarzt seines Fürsten am Ordnen seiner Papiere.

Erst im Jahre 1712 hatte er die Freude, seine „*Amoenitates exoticae*“ in Lemgo erscheinen zu sehen*). Die fünf Fascikel enthalten detaillirte Berichte über den persischen Hof, Abhandlungen über das kaspische Meer, die Halbinsel Okasra oder Abscharon, wo Baku und die Naphthaquellen sich befinden, über die Sankt Johanniskristen, Details über indische Ordalien, über japanesische Papierfabrikation,

*) Der vollständige Titel lautet: *Amoenitatum exoticarum politico — physico — medicarum fasciculi V, quibus continentur variae relationes, observationes et descriptiones rerum Persicarum et ulterioris Asiae multa attentione in peregrinationibus per universum Orientem collectae. Lemgo 1712. 4^o.*

eine Geschichte des Thees, eine ausgezeichnete Monographie der Dattelpalme u. j. w. Und alle diese heterogenen Gegenstände sind mit gleicher Meisterschaft behandelt, so daß man, um uns eines Ausdruckes des „Journal des Savants“ zu bedienen, frappirt ist von der Tiefe und Ausdehnung der Kenntnisse Kämpfers, sein Jugement exquis und die Reinheit seines Stiles.

Die Abbildungen seines Buches sind mangelhaft; Kämpfer selbst beklagt sich darüber und versichert, daß er dieselben in dieser mangelhaften Ausführung gern weggelassen haben würde, wenn sie nicht zum Verständnisse des Textes unerlässlich gewesen.

In der Vorrede giebt Kämpfer eine kurze Skizze seiner Reisen und offerirt den Buchhändlern verschiedene Manuskripte zum Kauf:

1) Ein deutsch geschriebenes Werk: *Japan zu unserer Zeit* mit 40 Abbildungen. In Bezug auf dieses Werk rieth ihm das „Journal des Savants“ es lieber lateinisch zu schreiben, damit nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa davon profitiren könne.

2) *Herbariei — Trans-Gangeliei specimen* mit 500 Kupfern.

3) Eine Beschreibung seiner Reisen, je nach Wunsch des Verlegers in deutscher, lateinischer oder holländischer Sprache. Das Werk sollte drei Bände und so viel Kupfer enthalten, als der Verleger stechen lassen wolle. Der erste Band sollte die russisch-tartarischen Länder, der zweite Asien diesseits, der dritte Asien jenseits des Ganges enthalten.

Allein, trotz dieses offenen Appelles an die Verleger Europas, fand sich niemand, der geneigt gewesen wäre, mit diesen Manuskripten sein Heil zu versuchen, und Kämpfer stieg in das Grab, ohne seine Arbeiten der Dessenlichkeit übergeben zu sehen.

Kämpfers literarischer Nachlaß ging in den Besitz seines Neffen, des Dr. med. Johann Hermann Kämpfer, über, der sich wahrscheinlich mit der Absicht getragen, die Manuskripte seines Onkels seinerseits zu veröffentlichen, da er die Geschichte Japans sauber abgeschrieben und druckfertig gemacht hat. Allein der Neffe scheint eben so wenig einen Verleger gefunden zu haben, als früher der Onkel, und so verkaufte er denn seines Onkels Manuskripte, Tagebücher und Kollektaneen an John Sloane, der von Kämpfers Nachlaß gehört hatte und darum selbst nach Lemgo gekommen war, dieselben zu erwerben.

Sloane ließ die Geschichte Japans durch Joh. Kasp. Schleucher in das Englische übersetzen und als *History of Japan and Siam*, 1727, 2 Bde., Fol., in London erscheinen.

„Dieses Werk“, äußerte sich Langlez, „ist über jedes Lob erhaben und der Text enthält noch mehr, als der Titel verspricht. Zwei Männer, welche Japan in unseren Tagen besuchten, Herr Thunberg, Professor der Botanik zu Upsala, und der verstorbene Herr Titsingh, der, in seiner Eigenschaft als Beamter der holländisch-ostindischen Compagnie, drei Mal die Reise nach Jeddo gemacht, haben der Genauigkeit Kämpfers in der Beschreibung dessen, was unter seinen Augen geschehen, ihre Guldigung dargebracht.“

Von dieser *History of Japan* erschien 1727 eine französische Uebersetzung (von des Maizeaur) in Haag, 2 Bde. Fol., und dieselbe in zweiter Ausgabe ebenda 1733, 3 Bde., 12, und bald darauf noch

eine holländische Uebersetzung. Nun, nachdem Kämpfers Arbeit im Auslande anerkannt war, entschloß sich eine Kostocker Buchhandlung, die englische Uebersetzung wieder in das Deutsche zurück übersetzen zu lassen, während der Verfasser für das Original keinen Verleger zu finden vermocht hatte. Diese Ausgabe erschien 1750 in Kostock (4°); sie ist mir nicht zu Gesicht gekommen, doch bezeichnet Dohm sie als mangelhaft. Nach Sloanes Tode im Jahre 1753 bildeten dessen Sammlungen den Grundstock zum brittischen Museum, und Kämpfers Manuscripte gingen in dessen Besitz über.

Indessen fand sich doch noch im Jahre 1773 bei dem Tode der Nichte und letzten Erbin Kämpfers in deren Hinterlassenschaft Kämpfers Originalhandschrift seiner Geschichte Japans vor. — Das brittische Museum besitzt also nur eine Kopie. Dieses Manuscript kaufte die Meyersche Hofbuchhandlung in Lemgo und gewann den bekannten Staatsrath Dohm in Berlin für die Herausgabe. Das Werk erschien 1777—78 zu Lemgo in 2 Bänden, 4°. Es ist dasselbe also nicht, wie die englische Arbeit Schleuchzers oder die erwähnte Kostocker Ausgabe, eine Uebersetzung, sondern Kämpfers Original; Dohms Thätigkeit war dabei nur redaktioneller Natur.

Aus den im Staube des brittischen Museums ruhenden Handschriften Kämpfers edirte der bekannte englische Naturforscher Sir Joseph Banks: *Icones selectae plantarum, quae in Japonia collegit et delineavit Eng. Kaempfer et quae in museo britannico asservantur*, London 1791, Fol.

Kämpfers Hauptwerk aber, die Beschreibung seiner Reisen durch so viele, selbst heute theilweise noch wenig bekannte Gegenden, wartet leider noch immer der Veröffentlichung.





Vom alten Palmyra.

Kulturgeschichtliche Skizze von Ewald Paul.

G ist ein eigener Reiz, der sich über jenen Erdtheil ausbreitet, den wir den asiatischen heißen und welchem man um seiner Lage willen auch den Beinamen des Morgenlandes oder Orients verliehen hat. Wir wissen, daß Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist, daß aus den paradiesischen Gefilden zu Füßen des himmelanstrebenden Himalayagebirges, des „Schneepalastes“, wie die Landeseingeborenen sagen, das Menschenleben seinen Ausgang nahm.

Auf morgenländischem Boden entstanden die verschiedenen Religionsformen, die nacheinander die Welt bewegten und hunderte von Millionen Menschen zu ihren Anhängern gewannen, so der Glaube an einen Gott, wie ihn das Volk Israel gebar, wie ihn die Christen dann aus dem Judenthum zu höherer Reinheit und Kraft durchdrangen und wie ihn der Islam zu einer länder- und völkererobernden Idee, zu einer fanatischen, mit Feuer und Schwert verwüstenden Religion umgestaltete; so die buddhistischen Legenden, die unter den Chinesen und Indiern sich propagandirten, und manches andere heidnische Glaubenssystem. Denn es ist ein Vorzug der Asiaten, daß sie zuerst und am meisten über das große Geheimniß der Entstehung und Vergänglichkeit aller Dinge und über das Verhältniß des Geschaffenen zum Schöpfer nachdachten und in ihren diesbezüglichen Ansichten und Empfindungen die übrige Menschheit bei weitem überflügelten.

Das Morgenland war es, das zuerst jene, oft aus den allerkleinsten Anfängen entsprossene Riesenreiche auftauchen sah, die Kulturstaaten im wahren Sinne des Wortes, mit ihrer Bildung und ihren Einrichtungen, ihrem Glauben und ihren Sitten allmählich immer weitere Kreise über die Erde zogen, bis sie das Geschick ereilte, das den Starken wie den Schwachen ereilt: die Vernichtung. Daher rollten die Wogen des Geschicks und aus den Riesen wurden erbärmliche Trümmer.

Es geht wie ein grausamer Zug durch die ganze Weltgeschichte. Und doch ist es nicht Grausamkeit, die ihr zerstörendes Handwerk

treibt. Die ewige Gerechtigkeit wandelt ihres Weges fürbaß und vernichtet die, deren Strafgericht gekommen. Zu Staub wird, was aus dem Nichts aufgestiegen.

Wie wahr diese Worte sind! Ein Menschlein wird geboren, ein winzig Ding, ohne Kraft und Verstand, es wächst und gedeiht und dünkt sich klug, weise und allmächtig. Aber das Schicksal naht und dahin sinkt der Stolze, zermalmt und hilflos!

Und wie den Individuen, so ergeht es den Staaten und Völkern. Auch ihre Zeit der Verderbniß, des Stolzes und Uebermuthes kommt und sie gehen unter im Strome der Geschichte. Nirgends zeigt sich das deutlicher als im Morgenlande, das eine um die andere seiner großen Nationen untergehen sah. Verschwunden sind die Reiche des Glanzes und der Pracht, die Reiche, die einst groß und mächtig gewesen — ein Babylonien, dessen Kapitole zur Zeit der höchsten Blüte zwei Millionen Menschen in ihren Mauern bargen, großartige Burgen aufwiesen, goldstrotzende Tempel und Paläste, hängende Gärten und andere Wunderdinge mehr; ein Lydien, dessen Hauptstadt Sardes ob ihres echt asiatischen Luxus und raffinierten Wohllebens bekannt war und das einst über viele Millionen Unterthanen gebot. Ein gleicher Kulturstaat war das Königreich Saba, das sich über die gottgesegneten Ländereien Südarabiens erstreckte und dessen die orientalische Tradition heute noch in Verehrung gedenkt. Aber das Geschick war hier wie da völlige Vernichtung und nur dürftige Trümmer Spuren erinnern noch an die frühere Herrlichkeit.

Und Palmyra! Das Geschick dieser glänzenden und stolzen Stadt, an die heute nur noch etliche, im Sande der syrischen Wüste vergrabene Gebäudereste gemahnen, ist ein so tragisches und ihre Geschichte mit so interessanten Begebenheiten durchsetzt, daß wir es wohl für der Mühe werth halten, ihr in den nachfolgenden Zeilen einige Beachtung zu schenken.

Freilich würde es uns unmöglich sein, ein umfängliches Bild vom Entstehen und Gedeihen Palmyras zu geben, denn die geschichtlichen Mittheilungen über diesen Gegenstand sind derart spärliche, daß sie nur allgemeine Schlüsse zulassen. Soviel aber ist sicher, daß Jahrtausende ins Land gegangen sind, seitdem zum ersten Male dieser Stadt Erwähnung gethan wurde. Sie mag von gewissen semitischen Stämmen, die etwa achtzehnhundert Jahre vor Christi Geburt die asiatischen Lande überschwemmen, gegründet worden sein und erhielt unter diesen, die unbedingt mit den Aegyptern in Berührung gestanden haben müssen, eine ziemlich hohe Civilisation. Mit dem Zeitalter des Königs Salomo, der das Reich Israel um das Jahr Tausend vor Christo beherrschte, kommt Licht in die palmyrenische Geschichte. Höchst wahrscheinlich hatten die auf den Entwicklungsgang ihrer Handelsfreunde neidischen Aegypter einen Krieg mit denselben angebändelt und dabei deren Stadt zerstört, genug, König Salomo kam dazu, nahm vom zertrümmerten Palmyra Besitz und ließ dasselbe in verjüngter Herrlichkeit und größerer Pracht wieder erstehen. Großartige Gebäude wurden errichtet, die wegen des Reichthums an Vergoldung und Zierath Gegenstand allgemeiner Bewunderung waren. Derselbe Herrscher gab der Stadt auch starke Ringmauern, um sich ihren Besitz zu sichern,

und legte ihr den Namen Tadmor bei, was auf deutsch soviel ist wie „Ort der Palmen“. Lange dauerte übrigens der jüdische Einfluß nicht. Die Palmyrenser machten sich frei und gelangten dank ihrem neutralen Verhalten zu für jene Zeit ganz ungewöhnlicher Größe.

Zwischen dem äußersten Orient, Indien und China und den Ländern des Occidents unterhielten sie einen regen Tauschhandel. Ihre innigsten Beziehungen leiteten sie jedoch zu den Persern, mit denen sie bald in größter Freundschaft lebten. Tagaus tagein liefen Karawanen von Tigris und dem persischen Golf ein, hunderte und tausende von Persern besuchten im Laufe des Jahres diesen dankbaren Handelsort und schufen selbst eine eigene Kolonie in Palmyra. Auf der anderen Seite knüpften die handelsfleißigen Leute von Palmyra einen einträglichen Verkehr mit den Römern an, die ihnen die Produkte des Orients mit hohem Aufschlag abkauften. Dadurch speicherten sie immer mehr Reichthümer auf, Schätze, die ihre Neigung zu Pracht, Luxus und Wollust erhöhten, und sie schließlich den Römern völlig in die Arme führten. Das Bündniß mit diesen machte sie aber den Persern verhaßt, die nun mit den Palmyrensern in Fehde geriethen. Das Ende vom Liede war wie so oft im menschlichen Dasein, daß sich ein Dritter einmischte und die meisten Vortheile dabei zog. Mit anderen Worten: die Römer machten der palmyrensischen Herrlichkeit ein Ende. Unter den ersten Kaisern Roms mochte das noch angehen, denn diese beließen der Stadt einstweilen ihre Unabhängigkeit und zogen nur etwelche materielle Vortheile von derselben. Erst unter Kaiser Hadrian, der sie im Jahre 130 oder 131 unserer Zeitrechnung besuchte, empfing die Stadt das *jus italicum* und die Bezeichnung einer römischen Kolonie.

Die berühmteste und eigentlich auch die einzige näher bekannte Episode aus Palmyras Geschichte ist jene, in der ihr arabischer Herrscher Odeïnath mit seinem Weibe Zenobia auftritt. Man hat diesem Manne selbst die Gründung dieser Stadt zugeschoben, aber das ist grundfalsch, denn dieselbe hat schon viele Jahrhunderte vor seiner Geburt bestanden.

Jetzt wurde die Pracht erst recht groß und wie einige spärliche arabische Ueberlieferungen besagen, muß Palmyra damals ein wahres Paradies an Reichthum, Schönheit und Leppigkeit gewesen sein. Der Typus der meisten Häuser bestand zu jener Zeit in einem räumlichen Hofe, der oben offen und von allen vier Seiten durch die Wohnung selbst eingefast war. Der Hofraum war der Bewohner liebster Aufenthalt und sie empfingen hier ihre Besuche. Natürlich wandte man demselben schon darum große Pflege zu und es war nichts seltenes, ihn mit edlem weißen Marmor belegt zu sehen, in den man buntfarbige Steine zu den schönsten Mustern einsetzte. Bassins mit springenden Fontänen, die eine großartige Wasserleitung versorgte, schmückten die Mitte, und am Rande des Hofes führten Stufen in eine sehr hohe, kühn in Bogen gewölbte, nach dem Hofe zu ganz freie Halle, in welcher Divans mit reichen Kissen ringsum liefen und die zierlichsten Arabesken die Wände bedeckten. Das war der gewöhnliche Stil damaliger Zeit, und man denke sich zu dieser zierlichen und geschmackvollen Architektur einen asiatischen Bluthauch in den Straßen,



Küchendränger.

Nach einem Originalgemälde von Professor Carl Schaeffer.

Handwritten marks or scribbles in the top left corner.

goldene Sonnenstrahlen, köstlich blauen Himmel und den Duft der schönsten Blumen und Früchte, dazu eine geistig und körperlich bedeutsame Menschenrasse, ein lebhaftes, mannigfaltiges Gewirr auf den Straßen und Plätzen und ein romantisches Stilleben in den Häusern, um den ganzen Zauber des palmyrensischen Wunderlandes verstehen zu lernen. Alles das war auf einer Oase in Syrien groß geworden und gestaltete sich zu einem mächtigen Königreiche, das nach dem Tode Odeinath's von dessen schöner und heldenmüthiger Gemalin Zenobia noch weiter ausgedehnt wurde.

Diese Zenobia, deren eigentlicher Name Bathzebina, das heißt, „die Tochter des Kaufmanns“ lautete, war die Tochter eines arabischen Fürsten aus Mesopotamien. Nach dem Tode ihres Gatten, der zu Emesus ermordet wurde, nahm sie den Titel einer Königin des Ostens an und erweiterte in kühnen Zügen ihre Herrschaft vom Euphrat bis an das Mittelmeer und von den Wüsteneien Arabiens bis tief nach Kleinasien hinein.

Die erwerbungs-süchtige, thatkräftige und offenbar vom Glück begünstigte Frau war den Römern ein Dorn im Auge und sie versuchten zu verschiedenen Malen die Zerstörung ihres Reiches. Anfänglich scheiterten alle Angriffe, endlich aber mußte Zenobia erliegen und daran trug nicht zum mindesten der Leichtsinne Schuld, mit dem ihre Leute in den Kampf zogen, vor allem aber die Verweichlichung und das Wohlleben, das, durch Glück und Reichthum begünstigt, mittlerweile in Palmyra überhand genommen hatte. Zwar war für Wissenschaft und Kunst in der reichen Handelsstadt gar vieles geschehen und die Königin sammelte an ihrem Hofe einen Kreis der besten und edelsten Männer um sich, Künstler, Dichter und Gelehrte, darunter den wackeren römischen Philosophen Longinus, der ihr erster Rathgeber war und die Rolle eines palmyrensischen Staatskanzlers mit vielem Geschick spielte, aber auf der anderen Seite ging die Volksmoral durch die günstige und leichte Art des Gelderwerbs in Trümmer und die Kraft zu höherem Aufschwung, zu innerer Läuterung und Festigung erlahmte im ständigen Taumel der Genüsse, wie sie der Orient so überreich und in gesuchtester Form aufgebracht hat.

Palmyra wurde also von den Römern erobert und zerstört und Zenobia als Gefangene im Triumphe nach Rom geführt, nachdem sie in mehreren blutigen Schlachten, so bei Antiochia und Emesus dem Kaiser Aurelian ihre letzten Truppen mit Todesverzweiflung entgegengeworfen hatte. Sie beschloß ihr Leben in aller Stille in Tibur, wohin sie die Römer verbannt hatten, während ihre Vertrauten und obenan der berühmte Longinus ihre Anhänglichkeit mit dem Tode bezahlen mußten.

Von diesem harten Schicksalschlage erholte sich Palmyra nicht wieder und ob schon sich der spätere römische Kaiser Diocletian Mühe gab, das Geschehene nach Kräften wieder gut zu machen und die hauptsächlichsten Gebäude aufzurichten und ein anderer Imperator, Justinian, sie mit Befestigungen versehen ließ und neues Menschenmaterial dahinschaffte, ging ihr doch die innere Kraft zu einem Aufschwunge ab und ganz allmählich sank die Stadt, die einst ein großes Stück der Erde beherrschte und ein Handelsort ersten Ranges war,

in völlige Vergessenheit. Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hörte man wieder etwas von ihr und zwar durch englische Kaufleute, die zu Aleppo sich niedergelassen hatten und denen von einigen gelehrten Arabern über den ehemaligen Glanz Palmyras Wunderdinge erzählt wurden. Sie wollten nicht daran glauben, daß einstmals in der Wüste ein derart bedeutamer Ort existirt haben sollte, entschlossen sich aber trotzdem zu einem Entdeckungszuge, der einmal scheiterte, dann aber und zwar im Jahre 1691 glücklicher war.

Ihre in England veröffentlichten Berichte begegneten vielem Widerspruch, dieweil eben niemand es für möglich hielt, daß eine so große Stadt an einem so abgelegenen Orte sich befunden habe. Nachdem haben die englischen Forschungsreisenden Dawkins und Wood jedem Zweifel den Boden genommen und die Neigung, jene geheimnißvolle Ruinenstadt zu sehen, erwuchs in mancher Menschenbrust. Immerhin sind es nur wenige, denen es vergönnt war, die im Wüstenlande vergrabenen Denkmäler altersgrauer Vorzeit zu erschauen und manche haben ihren Versuch, dorthin vorzudringen, recht bitter bereut, so ein Graf Civrac und ein Herr von Beaufort, die es auf die bloße Zusage des Scheichs des letzten Ortes Karatein hin gewagt hatten, unter seiner Begleitung den gefährlichen Zug zu unternehmen, und unterwegs von einer Beduinenhorde angefallen und bis aufs Hemd ausgeplündert wurden. Auf keinen Fall darf man die Reise anders als unter großer militärischer Bedeckung unternehmen und die türkische Verwaltung gestattet das Unternehmen auch nur unter dieser Bedingung und stellt selbst die nöthigen Soldaten, denen man noch etliche Beduinen beigeßellt. Als Ausgangspunkt des Zuges dient Damaskus und von hier aus kann man die Strecke bis Palmyra in vier bis fünf Tagen abreiten.

Eine vorzügliche neuere Schilderung einer Palmyrareise lieferte eine vornehme russische Dame, die Frau Fürstin Lydia Paschkoff, welche im April des Jahres 1872 ihre Expedition von Damaskus aus in Scene setzte und hierüber dem Verfasser dieser Zeilen sehr schätzenswerthes Material zur Verfügung stellte. Das Gefolge der kühnen Frau bestand aus zwei Kammerzofen und einem wohlbewaffneten arabischen Diener. Weiter hatte sich ihr der Konsul ihrer Nation, Herr Tonjesovitsch zu Damaskus nebst zwei kampferüsteten Kawassen und ein französischer Photograph angeschlossen. Schon zu Anfang der Reise mußte man vor dem beduinischen Raubgesindel beständig auf der Hut sein und am zweiten Tage nahm man eine Eskorte von 20 berittenen Soldaten, die die Garnison des Dorfes Djerud lieferte. Gleich hinter Djerud wäre die ganze Karawane beinahe in die Macht eines einige tausend Köpfe starken Beduinenchwarmes gerathen und nur ein Zufall verhinderte dieses große Unglück und in Karatein verstärkte man, da ein neuer Ueberfall eines Reisenden verlautbarte, die Kopffzahl der Beschützer um einige weitere Soldaten und Beduinen.

Endlich ward Palmyra erreicht und schön sind die Worte, mit denen die Dame das Gefühl schildert, das sie bemeisterte, als sie die ersten Anzeichen des ersehnten Ortes am Horizont auftauchen sah. Sie sagt:

„Zwei Marschstunden trennten uns noch von Palmyra, aber man

unterschied deutlich die Grabdenkmäler dieser alten Stadt. Ich gestehe, daß ich mich nicht ohne innere Bewegung in den Sattel setzte. Ist es doch wenigen Menschen vergönnt, Palmyra zu sehen und gar einer Frau! Es sind etwa 100 Jahre verflossen, seit Volney die Reise nach Palmyra unternahm. Nichts hat sich seitdem verändert. Die Ruinen sind durch die Wüste geschützt, die sie von der Welt trennt, und ebenso durch die Milde des Klimas dieser Einöden und die Schwäche der armen Araber, die sie bewohnen und die Ruinen nicht umzustürzen vermöchten, selbst wenn sie den Willen dazu hätten.“ Dem Auge des Ankömmlings zeigt sich in der Ebene zunächst ein eigenartiges Wirrwarr von bearbeiteten Gesteinsmassen, herrliche, aufwärts strebende Säulen, die noch immer ebenmäßige und lange Reihen bilden, umgestürzte Marmorblöcke, köstlich weiß, gleichsam, als seien sie eben erst aus der Werkstatt zum Aufbau herbeigeschafft, Kapitäle, Karniesen, Gesimsstücke und Säulentrümmer aus demselben Material. Weiterhin zeigen sich verfallene Tempelhallen, von denen insbesondere ein der Sonne geweihter großartig angelegter Tempel den Reisenden anzieht.“

Mit Recht schreibt Frau Paschkoff beim Angedenken an diesen Anblick:

„Zur Glanzzeit Palmyras, als diese Säulengänge von vornehmen Müßiggängern belebt wurden, Höslinge im Palaiste Zenobias, der Königin des Ostens, sich herumtummelten und der große Tempel mit Priestern, Priesterinnen und anbetendem Volke erfüllt war, wer hätte da vorausjagen können, daß die Bevölkerung dieser schönen Stadt sich eines Tages in einige elende Beduinen verwandeln würde, für deren Hütten selbst der Tempel noch zu groß ist?“

„Keine Ruine giebt eine so feierliche Lektion der Philosophie als jene von Palmyra, kein Schauspiel führt die Seele zu so hohen Gedanken. In Rom lenkt die neue Stadt von der alten ab. In Palmyra kann man seine Gedanken ohne Mühe sammeln. Nichts ist auf dessen Trümmern wieder aufgeblüht, weder das Volk, noch Industrie und Handel. Die wenigen Beduinen, die die Ruinen des Sonnentempels bewohnen, sind nur da, um von neuem die Nichtigkeit menschlicher Eitelkeiten darzuthun.“

Der Anblick des in großartigem Stil erbauten Sonnentempels ist heute noch schön. Der viereckige Hof rings um dieses Gebäude ist durch eine an 30 Meter hohe Mauer eingefast, welche falsche Fenster und als Schmuck Pilaster aufweist, denen ein Karnies aufliegt. Den Eingang gewährt ein einfaches Thor, zu dem ehemals noch ein aus 10 Säulen bestehender, jetzt aber gänzlich zertrümmerter Porticus überleitete. Der mittlere Eingang hatte 10 Meter Höhe und fünf Meter Breite und die Pfeiler und Schwellen waren mit Früchten und Blumen skulptirt und geschmückt. Ganz riesig sind die Dimensionen des Hofes, der in der Seitenlänge beinahe 250 Meter mißt und früher noch einen doppelten Säulengang ringsum besaß. Der Tempel selbst mag überaus prächtig gewesen sein, wie seine Trümmer noch heute beweisen. Die jonischen und kannelirten Säulen trugen bronzene Kapitäle und die große Kolonnade, die vier Säulenreihen hatte, zählte insgesammt anderthalbtausend Säulen von je etwa 18 Meter Höhe.

Vom Palaste der unglücklichen Königin ist nichts mehr zu entdecken. Manche jagen freilich, daß die besterhaltenen Trümmer; die ein monumentales Thor und dahinter einen langen, viereckigen, von Mauerresten und sandverwehten Säulen umgebenen Raum darstellen, die Einfassung des Palastes der Zenobia bildeten. Frau Paschkoff fand an dieser Stelle kleine Stücke von Carneolhalsschnüren und von einem achatahnlichen weißen Stein, eine Menge kleiner Rameen und eine blaue Glasperle, die einem Saphir täuschend ähnlich sah. Uebrigens sind auch echte Gesteine von letzterer Art in den Ruinen gefunden worden.

Ein reizender kleiner Tempel im Osten der mysteriösen Trümmerstadt entzückt und fesselt den Beschauer. Es ist dies allem Anschein nach ein Tempel der Diana. Kolonnade und Säulengang stehen noch, nur das Dach fehlt. Schon zur Seite befindet sich ein Kellergewölbe mit Becken, zu denen man auf einer Marmortreppe hinabsteigt und die früher zu Bädern benutzt worden sein sollen.

Aber als die ältesten Denkmäler Palmyras gelten die thurmformigen Gräber, die sich zur Rechten und Linken des Thales befinden, das von Karatein aus nach Palmyra führt. Einige von ihnen sind längst vom Wüstenfande verschüttet, während andere wiederum sich recht gut erhalten haben. Das schönste und zugleich größte sieht einem viereckigen, ca. 30 Meter hohen Thurm aufs Haar ähnlich und ist, da hoch gelegen, schon in weiter Ferne bemerkbar. Vier Stockwerke bilden das Ganze und eine reich skulptirte Thür ladet zum Eintritt. Der Innenraum ist ziemlich groß und an 6 Meter hoch. Er besitzt außer einigen schmückenden an die Wand anschließenden Pfeilern, zwischen denen sich Sargräume aufthun, eine kreisrunde Vertiefung, die fünf Büsten trug. Ringsherum zeigten sich nicht kunstlos auf hellblauem Grunde gemalte Porträts, deren Farben nach Angabe der Frau Paschkoff so frisch erschienen, als ob der Künstler eben den letzten Pinselstrich gethan habe. Nur die Gesichtszüge zeigten sich von der Zeit mitgenommen. Von den Särgen war nur noch einer im dritten Stockwerk anzutreffen und diesen hatte der Zusammensturz des ihn umgebenden Mauerwerks bewahrt. In anderen Gräberthürmen bergen sich noch gut erhaltene, aber nicht vollständige Mumien. Den einen fehlen die Köpfe und den anderen die Arme oder Beine. Ebenso geht es mit den Marmorstatuen, die man hier und da am Boden der Trümmerstadt zu entdecken vermag. Das ist alles, was von der früheren palmyrensischen Herrlichkeit übriggeblieben ist und es gestaltet sich insgesammt zu einem Eindruck von großer Betrübnis, zu einem Bilde von Dede und Verfall, welches das Gemüth des Beobachters tief ergreift. Trümmer und nichts als Trümmer stellen sich bei näherem Beschauen vor seine Augen, nur dürftig belebt von etlichen wildblickenden, schwarzbärtigen Arabern, bettelarmen Gesellen, die kaum ahnen, in was für einer Umgebung sie ihre Strohthütten erbaut haben. Ja, es ist wahr: „Keine Ruine giebt eine so feierliche Lektion der Philosophie als jene von Palmyra, kein Schauspiel führt die Seele zu so hohen Gedanken.“

Verschwunden ist das Reich Palmyra, in dem ein stolzes und prachtliebendes Weib herrschte, wo Wissenschaft und Kunst blühten

und das einen Welthandel besaß, der den äußersten Orient mit dem Occident verband. Kärghche Ueberreste erinnern noch an jene Glanzperioden, verfallenes Gemäuer, Tempelsäulen und Palastruinen, die heute weit, weit von aller Kultur abliegen. Begraben und vergessen ruht das, was einst die Welt entzückt, und wenn der Mond am tiefblauen Wüstenhimmel seine stille Bahn zieht, so bescheint er ein weites Leichentuch und das ist die Wüste, die die Pracht und das Leben vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende deckt. Und immer weiter breitet sich die Decke, immer enger schmiegt sie sich an das, was heute noch stolz und trotzig gleich den Mastspitzen eines sinkenden Schiffes emporragt. Gewiß — die Ruinen sind in mancherlei Hinsicht vor schneller Verwitterung und allzuraschem Verschwinden geschützt, aber die Zeit ist dennoch abzusehen, in welcher auch die letzte Spur vom alten Palmyra im Sande der syrischen Wüste untergehen wird.

Und sind auch Stürme kommen —

Und sind auch Stürme kommen
Und Noth und Schmerz und Pein,
Sie haben mir genommen
Doch nicht die Liebe mein.

Sie konnten doch nur wehen
Bis an des Herzens Thor
Und nimmer weiter gehen:
Du standest ja davor.

Marie Lypol.





„So geht's!“

Eine einfache Geschichte von Georg Höcker.



Weit oben auf einer der rauhen Höhen des badischen Schwarzwaldes liegt ein einsames Gebirgsdorf. Von allen Seiten von dichtem, hochwipfligem Tannenwald umgeben, stundenweit von jedem anderen Orte räumlich geschieden, liegt es mit seinen wenigen strohbedeckten Hütten, der kleinen Kirche mit dem Holzturme und dem dicht neben der letzteren errichteten, ungleich stattlicheren Wirthshause schier weltverloren da.

Da es ziemlich abseits von der großen Heerstraße liegt und die es umgebende Natur, so großartig sie im allgemeinen auch sein mag, doch den verwöhnten Augen der Sommerfrischler als zu wenig abwechslungsreich erscheinen mag, berührt nur selten eines Fremden Fuß das Dorf.

So kommt es, daß die Bauern in Waldau noch heute dasselbe Leben führen, wie es ihre Urgroßväter gethan haben mochten. Noch heute herrscht dort dieselbe Beschränkung in den Ansichten und Gewohnheiten, wie vielleicht zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Kein Wunder, daß deshalb den Schullehrer Jeremias Gäbele ein gelindes Grauen beschlichen hatte, als er vor etwa vierzig Jahren als wohlbestallter Lehrer und Organist in das einsame Walddorf seinen Einzug gehalten hatte. Damals war er noch ein blutjunges Bürschchen gewesen, kaum der Zucht des Seminars entronnen. Man mochte ihn wohl seitens seiner vorgesetzten Behörde auf das einsame weltverlorene Waldau gesetzt haben, weil man dem schier überjungen Lehrer Gelegenheit hatte geben wollen, gesetzter und männlicher zu werden. Unter denselben Gesichtspunkten mochte auch unser Freund die ihm gewordene Mission betrachtet haben, denn er that von Anfang, als ob er nur mehr auf Besuch in dem kleinen Dörfchen sei.

Zu jener Zeit war unser Jeremias ein gar aufstrebender, feuriger Kopf gewesen, dem durch das Gehirn tausend weltverbessernde Pläne gespukt hatten, von denen einer immer größer und umfassender als der

andere gewesen war. Die Phantazien des damals noch bartlosen Jünglings hatten demselben eine gar glänzende und herrliche Zukunft vorgespiegelt. Wenn er seine kleine Schulherde in den Anfangsjahren seines Aufenthalts in Waldau aus seiner Zucht entlassen hatte, da war er fast tagtäglich während der schönen Jahreszeit hinausgewandert in den prächtigen Wald. Dort hatte er gar bald eine lauschige, abgelegene Waldwiese ausfindig zu machen gewußt, in deren hohem Niedergrafe es sich prächtig liegen und träumen ließ.

Das letztere hatte er denn auch eifrig gethan, und während er mit seinen hellblauen Augen zu dem gleichfarbigen Himmelszelt emporgeschaut hatte, da hatte sich seine Einbildungskraft in eine ferne, glänzende Zukunft verloren. Im Geiste sah sich der wackere Jeremias Gäbele bereits in hohen Aemtern und Würden. Schuldirektor zu sein, schien ihm nicht genug; er wollte womöglich noch höher hinaus und bereute es gar ernstlich, daß seine Mutter, welche als arme Wittve ihre kummervollen Tage hingelebt, nicht über die Mittel verfügt hatte, ihn studiren zu lassen. Dann wäre er vielleicht Oberschulrath geworden, dachte der spekulative Jeremias bei sich selbst . . . und vielleicht gar noch Minister. Wenn er freilich soweit in seinem Gedankengange gekommen war, dann fingen die glänzenden Aussichten an, ihn etwas zu verwirren. Gleich leichten Wölkchen hatte es sich vor seinen Augen aufzuthürmen begonnen, allmählich war das Gewölk dichter und immer dichter geworden und schließlich waren unserm Freunde die Augen zugefallen, und sein gesundes Schnarchen hatte bald bewiesen, daß vorläufig wenigstens der ihm in lockender Ferne erschienene Ministerstuhl von ihm total vergessen war.

Seltamerweise aber hatte es gar nicht den Anschein gehabt, als ob das Hoffen und Wünschen des jungen Lehrers, baldmöglichst wieder dem unscheinbaren Waldau zu entrinnen, ein geneigtes Ohr bei der maßgebenden Behörde fand. Zuerst wußte man ihn auf seine zahlreichen Bittschriften hin zu vertrösten; dann, als der ungeduldige junge Mann zudringlicher wurde, und einmal selbst nach der Residenz reiste, um sein Anliegen vorzubringen, wurde ihm gar kühler Bescheid zutheil. Er solle froh sein, daß er ein sicheres Brod habe, hatte der Herr Oberschulrath, ein gar gestrenger Herr, zu ihm gesagt, es sei gegenwärtig ein großer Ueberfluß an Lehrkräften, dem ein eben solcher Mangel an Lehrstellen gegenüber stände.

Ziemlich verzagt und niedergeschmettert war damals unser Freund von seiner Reise nach der Residenz in das kleine stille Dörfchen zurückgekehrt. Einen Trost hatte er wenigstens mit heim gebracht. Er hatte das stolze, selbstbewußte Wesen mit eigenen Augen wahrgenommen, welches dem ihm vorgesezten Herrn Oberschulrath zu eigen war. Nun hatte er doch eine Beschäftigung, die ihm allerliebste gefiel, nämlich sich auf seinen zukünftigen Beruf als Oberschulrath vorzubereiten. Ein harmloser Wanderer, der den wohlbestalteten jungen Lehrer zufällig auf der uns bereits bekannten Waldwiese angetroffen haben würde, müßte sich gewiß verwundert haben, wenn er den jungen Mann mit gar würdevollen Mienen vor einem hohen Tannenbaume hätte stehen und diesen mit derartig vornehm abgemessenen Handbewegungen traktiren sehen, als wenn der Tannenbaum ein armes Dorfschul-

meisterlein und der also seltsam agirende junge Mann bereits wirklicher, einflußreicher Oberschulrath gewesen wäre.

Aber auch diese Seltsamkeit gab sich, als wiederum einige Jahre in das Meer der Ewigkeit gerauscht waren und die Kinder, welche der junge Lehrer bei seinem Amtseintritte frisch in der Schule übernommen hatte, nun schon zur ersten Kommunion vor Gottes Tisch treten sollten.

Um diese Zeit nun war es, als unserem Freunde Gäbele das Mittagessen gar nicht mehr schmecken wollte, welches ihm durch die einfache, schlichte Gastwirthin zur blauen Weintraube in Waldau, so gut sie es vermochte, seit Jahr und Tag zubereitet wurde. Zu gleicher Zeit begann der Lehrer, welcher inzwischen mit den Bauern seiner Gemeinde in einen ebenso vertrauten, wie herzlichen Verkehr getreten war, diesen gegenüber sich über das unerträgliche Alleinsein, welchem ein Junggeselle ausgesetzt sei, zu beklagen. Nun begab es sich, daß der Profibauer, welcher zugleich das Schulzenamt der kleinen Gemeinde wahrnahm, ein gar wunderliebliches, hübsches Töchterlein zu eigen hatte, welches während seiner letzten Schuljahre noch bei unserem Freunde in den Unterricht gegangen war, und vor diesem einen grausamen Respekt besaß. Obwohl nun der Sinn des jungen Lehrers nach wie vor auf möglichst baldiges Fortgehen von Waldau gerichtet war, begab es sich doch, daß sein unterdessen dreißigjährig gewordenes Herz sich in besagtes junges Mädchen zu verlieben begann. Gegen die Liebe giebt es aber bekanntlich kein wirksameres Schutzmittel als das Heiraten. Mit Einverständnis des Profibauern wandte denn unser Freund auch dieses erprobte Hausmittel an und bald war die schlanke, flinke Hanne Profi die ehrsame und wohlgelittene Frau Schulmeisterin von Waldau geworden.

Obwohl nun das Dorf, wie der geneigte Leser bereits weiß, ganz abgelegen von allen bequemen Verkehrswegen lag, fand sich doch Freund Storch jahrein, jahraus nach der Waldeseinsamkeit zurecht, und er hatte eine derartige Vorliebe für das Haus des Schulmeisters gefaßt, daß er nie vorüberkam, ohne dem letzteren ein kleines Angebinde mitzubringen.

So kam es, daß sich die Familie unseres Freundes von Jahr zu Jahr vergrößerte; nicht aber vergrößerte sich das Einkommen der von ihm verwalteten Schulstelle, und wenn sein Schwiegervater deßhalb nicht gern alle möglichen Lebensmittel dem Haushalte der Eheleute beigeteuert hätte, dann wäre in dem letzteren wohl gar oft Schmalhaus Küchenmeister gewesen.

Je größer aber im Laufe der Jahre die Familie des Lehrers wurde, desto kleiner und unscheinbarer gestaltete sich seine Aussicht, von Waldau fortzukommen und eine einträglichere Stelle zu erhalten. Mit Verwunderung bemerkte unser Freund nach und nach, daß er eigentlich gar nicht der Alte mehr war. Ehe er es sich versehen hatte, war er mit seinem Hoffen und seinen Plänen zu einem recht gefekten und philisteriösen Manne geworden. Die weltentfernte Abgeschlossenheit seines Aufenthaltsortes hatte dazu auch das ihrige gethan und seinen Ansichten denselben engebegrenzten Gesichtskreis aufzuprägen verstanden, welchen auch sein leibliches Auge nur zu umfassen vermochte.

Immer schüchterner nur wagte Jeremias Gäbele deßhalb sein

Anliegen nach Aufbesserung bei der vorgesetzten Behörde anzubringen. Nur einmal, als er mit seiner getreuen Hausfrau schon einen siebenjährigen Ehekrieg mit beiderseitigen Siegen und Niederlagen ausgefochten, und Freund Storch schon zum siebenten Male Einkehr in der räumlich recht beschränkten Lehrerswohnung gehalten hatte, machte sich Jeremias auf den Weg nach der Residenz. Dort in dem stolzen palaisartigen Hause, welches das Unterrichtsministerium beherbergte, stand er wohl vor einem anderen gestrengen Herrn Oberschulrath, da dessen Vorgänger inzwischen wirklich Minister geworden war und so für seinen Theil freilich die kühnen Träume des armen Schulmeisterleins verwirklicht hatte. Aber der Bescheid, welchen Jeremias Gäbele von seinem neuen hohen Vorgesetzten erhalten, war noch viel weniger tröstlich, als der ihm früher gewordene. Er sei noch einer von der alten Schule, hatte der hohe Beamte achselzuckend zu dem demüthig geduckten Manne in der verschossenen, fadenscheinigen schwarzen Kleidung und der verlegenen linkschen Haltung geäußert. Es ständen jetzt so viele neugeschulte und kenntnißreiche Kräfte der Volksschule zur Verfügung, daß diese kaum unterzubringen wären. Nur aus besonderem Wohlwollen habe man überhaupt Freund Gäbele noch nicht in die Pension gethan, denn von Rechts wegen müßte eigentlich auch nach Waldau eine jüngere Lehrkraft entsandt werden, welche den neuen Zeitgeist und die durch diesen bedingten Fortschritte voll und ganz erfaßt habe.

Da war Jeremias Gäbele zusammengeknickt, wie etwa ein Taschenmesser. Er hatte sich wiederholt bis zum Erdboden herab vor dem hohen Vorgesetzten verneigt, gestottert und demüthig gebeten, man möge ihm nur wenigstens sein jetziges Brod lassen, denn er habe einen gar zahlreichen Hausstand und die Bissen seien jetzt schon so schmal, daß er wirklich das Delkrüglein der armen biblischen Wittwe gut gebrauchen könne.

Dann, als ihm wenigstens versprochen worden war, ihn in seiner Stellung zu belassen, hatte unser Freund recht kümmerlich und verzagt den Rückweg nach Hause angetreten. Zum ersten Male in seinem Leben benutzte er während dieser Reise die Eisenbahn, welche nun auch, bis auf wenige Wegstunden Entfernung, an seinen Heimatsort heranzuführte. Aber selbst diese großartige Neuerung, welche den Wackern unter anderen Umständen Mund und Nase hätte aufsperrern gemacht, konnte ihn jetzt seiner trübseligen Niedergeschlagenheit nicht entreißen. Ganz in sich zusammengesunken saß er im finstersten Winkel des dahinjauensenden Eisenbahnwagens. Ob und zu nahm er das großkarrirte, rothseidene Taschentuch hervor, welches seine getreue Hausfrau in der Regel als Kopftuch für die Nacht zu verwenden pflegte, und ihm nur zu dieser außerordentlichen Angelegenheit zu solch profanem Zwecke anvertraut hatte, und wischte sich die trübe gewordenen Augen damit ab, aus denen es unaushaltbar feucht hervorquoll. Zu jener Stunde der Heimkehr nahm Jeremias Gäbele für immer Abschied von seinen Jugendidealen; so lächerlich diese letzteren auch gewesen sein mochten, so wenig hätte wohl selbst der frivolste Beobachter gelächelt, wenn sein Blick von ungefähr auf den einsamen, schmerzgebrochenen und verschüchternen Mann gefallen wäre, der so ängstlich geduckt in der Ecke des dahinjauensenden Eisenbahnwagens saß.

Von jenem Tage an aber war unser Freund voll und ganz mit den Interessen Waldaus verschmolzen. Jetzt dachte er nicht mehr daran, das kleine freundliche Dörfchen, welches seiner Weltabgeschiedenheit halber ihm vor langen Jahren als schier unerträglicher Aufenthaltort vorgekommen war, zu meiden, sondern in seinem Nachtgebet verflocht er allabendlich die Bitte, der Himmel möge ihm wenigstens das Heim bewahren, welches er nun schon so lange Jahre sein eigen nannte.

Unterdessen wuchsen die Kinder immer größer heran, während Freund Gäbele und seine getreue Hausfrau immer älter wurden. Da, nachdem der älteste Bub schon dem Landesfürsten seine drei Soldatenjahre abgedient hatte, erlaubte sich der vorwitzige Freund Storch noch einmal einen Besuch in dem schon gar kinderreichen Schulmeisterhause abzustatten. Umsonst war es, daß Jeremias Gäbele wie verzweifelt mit den mageren überlangen Fingern durch das schon stark ergraute und gelichtete Haupthaar fuhr und mit Schrecken der Zukunft gedachte, welche womöglich noch schmalere Bissen bringen sollte, wie es die Vergangenheit ohnehin schon gethan hatte.

Tief zerknirscht betete er, wenn allsonntäglich der Geistliche aus seiner größeren Gemeinde nach Waldau herüberkam, um dort in der kleinen Kapelle Gottesdienst abzuhalten, aus vollstem Herzen: „O Herr, halte ein mit Deinem Segen!“ Das geschah nun freilich, denn nachdem der Himmel dem alternden Manne aufs neue ein wunderliebes kleines Mädchen geschenkt hatte, das nun das Duzend voll machte, da legte sich die wackere Hausfrau des Lehrers hin und starb. Es ist ja eine alltägliche Geschichte, die so oft vorkommt in der Welt, daß sie schier nicht mehr erwähnenswerth erscheint, daß nämlich die Mütter ihrer Kinder Dasein so oft mit dem eigenen Leben erkaufen müssen, aber den Mann, welchen das harte Loos trifft, daß er am Schmerzenslager seiner getreuen Lebensgefährtin stehen und zum Erlasse für deren treu sorgendes Herz einen ihm unbekanntem, schreienden Wurm in den Armen halten muß, dem will schier das Herz brechen.

So stand auch unser Freund, fast schwachsinzig vor Schmerz und Herzeleid, vor dem Sterbelager seiner wackeren Hausfrau, und als diese ihm sterbend den kleinen, schutzlosen Wurm anbefahl, den sie vor wenigen Stunden erst geboren, da wußte der fassungslose Mann ihr nur mit schluchzender Stimme ein kurz gestammeltes Versprechen zu geben.

Dann kam eine harte, traurige Zeit für unseren Jeremias. Nun war er schon volle dreißig Jahre in Waldau und fühlte sich dennoch vereinsamer, als zur Zeit seines Einzuges in das kleine, weltentfernt gelegene Dörfchen. So lange seine wackere Hausfrau noch gelebt hatte, war ihm ihre Liebe und Hingebung gleichsam selbstverständlich erschienen. Nach Mannesart hatte er gar nicht viel auf die treue Pflege geachtet, die ihm zutheil geworden war, und es nicht einmal wahrgenommen, mit welcher rührender Sorgfalt die Verblichene es einzurichten gewußt hatte, daß trotz allen Mangels dem Hausvater doch noch immer ein guter, nahrhafter Bissen zubereitet werden konnte. Gedankenlos hatte er sich allsonntäglich die langen Jahre seines Ehestandes hindurch das Schöppchen Weißwein gut munden lassen, das ihm seine

Frau vorgefetzt, und wohl auch noch darüber gemurrt, wenn ihm einmal das Tröpfchen „Guten“ besonders gut gemundet und er, auf der Meige des Glases angekommen, kein zweites mehr trinken durfte. Jetzt, als sein Eheweib im Grabe lag, und er selbst für all die tausend kleinlichen Sorgen stehen mußte, dämmerte ihm erst die Erkenntniß auf, wie hingebend selbstlos doch sein trautes Weib gewesen war. Jetzt kam's ihm in die Erinnerung, wie sie vielleicht zwanzig Jahre ein einziges Sonntagskleid getragen und sich jeden Bissen am Munde abgespart hatte, wenn es einmal schmal im Haushalt zugegangen war, nur um den geliebten Mann nichts davon merken zu lassen. Jetzt gab es mit einem Male kein Schöppchen Wein zum Sonntag mehr; ja, der unpraktische alte Mann, der bisher niemals dazu gekommen war, auch nur einen Tag der Haushaltung vorzustehen, kam sich wie verrathen und verkauft vor. Er hatte weder eine rechte Eintheilung noch eine rechte Kenntniß von dem Werthe des Geldes. Da gab es zu viel und dort zu wenig, hier sorgte er für Ueberfluß und dort konnte er dem grimmigsten Mangel nicht steuern. Dazu hatte er keine Tochter, welche ihm getreulich beizustehen vermocht hätte. Von seinen wohlgezählten Duzend Kindern war ihm schließlich nur das jüngste übrig geblieben. Fünf waren im Laufe der Jahre gestorben und hatten ihre Mutter nun im Himmel wiedergefunden. Seine vier Buben waren über alle Welt zerstreut und hatten selbst mit des Lebens Nothdurft zu ringen. Die beiden erwachsenen Töchter aber waren verheiratet und mit einem eigenen Häuflein Kinder gesegnet, das sie bekümmerte. So hatte der alte Mann — und recht alt und weißhaarig war er inzwischen geworden — für sein kleines, jüngstes Kind ganz allein zu sorgen. Das wurde ihm gar sauer und schwer, obwohl er doch fast durch sein ganzes Leben den Bafel in der Schule geschwungen und ein recht gefürchteter Schulmonarch gewesen war; aber auf die Erziehung des kleinen herzigen Mädchens mit den großen blauen Weilsenaugen und dem langen, blonden Lockenhaare, das sich so zart und glänzend anfühlte wie Seide, verstand er sich herzlich schlecht.

Als Bertha, so hieß das kleine Mädchen, sechs Jahre alt geworden war, trat der schon längst gefürchtete Fall ein, und Waldau bekam einen neuen, jungen Lehrer, während Freund Gäbele mit einem fargen Ruhegehalt fürlieb nehmen mußte. Er sah es ja selbst ein, der alte Mann, daß er zur Zucht für die übermüthige, widerspenstige Jugend nicht mehr taugte, aber ganz abgesehen von dem überschnalen Ruhegehalt, blutete ihm das Herz bei dem Gedanken, das kleine Amt, das ihm nach dem Scheitern all seiner hochfahrenden Jugendpläne übrig geblieben war, nun auch aufgeben zu müssen. Da hielt es ihn nicht mehr länger in Waldau zurück; es war ihm alles verleidet worden, die Menschen dort und die Natur, so herrlich und großartig die letztere auch anzuschauen war. Dazu sollte sein kleines herziges Mädchen, das ihm sein sterbendes Weib noch so besonders innig auf die Seele gebunden hatte, nicht auch ein gewöhnliches Bauernmädchen, wie die vorangegangenen Schwestern, werden; deßhalb ereignete es sich eines Tages, daß der alte Mann mit seinem Kinde Waldau verließ und in dem wildbewegten Strudel der Residenz sich wiederfand. Nun ist zwar Karlsruhe für den Großstädter nur ein kleines, ruhiges,

philiströs angehauchtes Städtchen, aber dem alten Manne, der sein Leben lang auf dem stillsten, abgelegensten Fleckchen Erde verbracht hatte, kam die Residenz ungeheuer groß vor. Er fühlte sich abgestoßen von all dem fremden Treiben rings um ihn her. Da sagte keiner zu dem anderen ein gut gemeintes „grüß Gott“ während des Vorübergehens, wie es auf dem Lande Sitte gewesen, wohl aber blieben da und dort übermüthige junge Leute stehen und machten ihre Glossen über den alten Mann, mit dem langen, silberweißen Haar und dem altmodischen, langschößigen Rock, der ebenso ehrwürdig, wie abgetragen war.

Am liebsten hätte Jeremias Gäbele seine sieben Sachen zusammengepackt und wäre wieder nach dem alten Dorfe gezogen; aber um seiner Bertha willen blieb er schon vor allen Dingen. Das Kind sollte ja etwas besseres werden, das stand in seiner Seele fest. Unwillkürlich tauchten die Jugendideale in seinem Herzen wieder empor und ohne sich selbst darüber völlig klar zu sein, dämmerte doch in seinem Innern der Vorsatz auf, nach Kräften dafür zu sorgen, um dem kleinen Mädchen gewähren zu können, was ihm selbst das Leben hindurch versagt geblieben war.

Aber es sollte unjerem wackeren Freunde gar schwer und sauer werden, sein Vorhaben gedeihlich auszuführen. Mit Schrecken mußte er schon während der ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt wahrnehmen, daß das Leben daselbst ein viel theureres und kostspieligeres sei, als es in dem kleinen Dörfchen der Fall war, das ihm mehr denn ein volles Menschenalter eine traute Heimatstätte dargeboten hatte. Obwohl Gäbele mit seinem Töchterchen schier in den Himmel hinaufzog, das heißt, ein Dachstübchen in dem vierten Stockwerke einer Miethskaserne in der Kronenstraße, dort wo sie am abgelegensten war, bewohnte, sah er doch bald mit Schrecken ein, daß allein die Miethe beinahe den dritten Theil seines kärglichen Ruhegehaltes verschlang. Wie sollte er aber, der sich seiner Unbeholfenheit nur zu gut selbst bewußt war, darauf hoffen dürfen, mit den wenigen ihm noch verbliebenen Gulden das ganze Jahr durch hausen zu können und seinem geliebten Kinde noch dazu den Besuch einer theuren Schule zu ermöglichen!

Indessen Jeremias Gäbele hatte ein ebensolch unerlöschliches Gottvertrauen, wie ein um trügerische Hoffnungen nie verlegenes Herz. Obwohl er doch nun schon volle sechzig Jahre zählte und dabei so welt und hinfällig ausjah, daß ihm ein oberflächlicher Beobachter wohl noch ohne weiteres zehn Jahre mehr zugestanden hätte, nahm sich der alte Schullehrer vor, es mit dem Ertheilen von Nachhilfestunden, Aufertigung von Abschriften, und was dergleichen mehr war, zu versuchen.

Bald erschienen denn auch in dem Tageblatte der Residenz kleine, schüchterne Inserate, in welchen ein älterer, körperlich aber noch rüstiger Mann sich in der gedachten Weise zu Hilfeleistungen anbot. Es war Gäbele nicht leicht geworden, die wenigen Kreuzer für das Inseriren aufzubringen, mußte er doch seine paar Gulden gleich einem Geizhalse zusammenhalten, wenn sein liebes Töchterchen nicht plötzlich Hunger leiden sollte. So kam es, daß Freund Gäbele an dem Tage, wo ein

Inserat von ihm erschien, weder zu Mittag, noch zu Abend aß, sondern seinen Magen mit einer Pfeife Tabak zu betrügen suchte, den er in Waldau zum Theil selbst gezogen, zum Theil auch höchst kunstreich aus getrockneten Rosenblättern hergestellt hatte. Auch Bertha mußte an diesem Tage mit einem Stück Brod und einem Endchen Wurst fürlieb nehmen. Es that dem alten Manne weh, wenn sein Goldtöchterchen das Mündchen über die magere Kost wie zum Schmollen verzog, ja es wurmte ihn noch in seinem Herzen, der Kleinen nichts besseres bieten zu können, wenn diese, nach Kinderart, schon längst wieder ihren kleinen Kummer vergessen hatte und lustig lachend und singend die steile Treppe hinuntereilte, um sich, von dem nur langsam nachfolgen könnenden Vater begleitet, in die unweit gelegene Töchter-
schule zu begeben.

Die Hoffnungen, welche der alte Mann auf die Wirksamkeit seiner Inserate gesetzt hatte, waren indessen vorläufig nur gar trügerische gewesen und zu wiederholten Malen mußte er muthig seinen Hunger verbeißen und hungrig zu Bette gehen, bis ihm endlich ein Anerbieten wurde.

Eine gut situirte Familie hatte zwei ungezogene Burschen, welche bei der Aufertigung ihrer Hausaufgaben beaufsichtigt werden sollten. Dafür nun wollte sie unserem Freunde täglich fünfzehn Kreuzer gewähren, und dieser nahm dankerfüllt das kärgliche Anerbieten an. Ja er pries sich glücklich, als er noch ein schier ungezählte Bogen starkes Werk zum Abschreiben erhielt und für die Seite Aktenformat einen ganzen Kreuzer zugesichert bekam.

Nun ging eine Zeit harter Entbehrung und übermäßigen Schaffens für den alten Mann an, gegen welche dessen früheres Schulhalten ein reines Kinderspiel gewesen war.

Besonders das Abschreiben strengte Jeremiaß Gäbele an; wenn er von der Unterrichtsstunde nach Hause kam, während welcher ihn regelmäßig beinahe die Herzensangst verzehrte, ob während seiner Abwesenheit von zu Hause seinem Lieblingskinde auch kein Unglück zugestoßen sei, dann ging erst die harte, eintönige Arbeit des Abschreibens für ihn los. Seufzend setzte er sich dann vor den rohen, tannenen Tisch und tauchte die Stiefsfeder in das mächtige Tintenfaß. Nur langsam und ruckweise ging es voran, denn die Finger waren schon gar alt und steif geworden und widerpenstig genug, wollten sie immer eine andere Richtung nehmen, als der alte Mann es ihnen vorschrieb. Dazu war es Bertha nicht gewöhnt, daß ihr Vater sich mit ihr nicht beschäftigte, sondern stille saß und schrieb. So belästigte denn naturgemäß das lebhafteste Kind, welches sich noch immer nicht recht an den Wechsel ihres Aufenthaltsortes gewöhnen konnte, den Alten ungemein. Sie hatte tausend wißbegierige Fragen an den Vater zu stellen, von denen keine zur anderen paßte, sondern ebenso fraus und verwirrt waren, wie die Gedankenwelt in einem solch jugendlichen Mädchenskopfe überhaupt. Der Alte nun hätte es aber nicht fertig gebracht, seinem Lieblingskinde zuzumuthen, stille zu sein, oder ihn gar mit Fragen nicht mehr zu belästigen. So hielt er geduldig aus und versuchte das Blandern mit seinem schwachlustigen Kinde dem Abschreiben, so gut und schlecht es eben gehen wollte, anzupassen. Aber der Versuch fiel

freilich kläglich genug aus; es ging einfach nicht. Die Fragen verwirrten ihn und ließen ihn tausend Fehler begehen, sodaß er oft, wenn er einen Bogen glaubte vollendet zu haben, ihn seufzend als unbrauchbar wieder beiseite legen mußte.

Da gab es der alte Mann denn bald auf, bei Tage die Abschrift anzufertigen; zudem glaubte er auch zu bemerken, daß seinem Kinde die Lustveränderung gar nicht gut bekommen wollte und daß Klein Bertha, welche daheim in Waldau einer rothblühenden Rose geglichen, nun plötzlich gar schmalwangig und bleich anzuschauen war.

Solch ein Anblick schnitt dem Alten tief ins Herz; deßhalb nahm er sein Töchterchen an jedem einigermaßen hübschen Tage bei der Hand und schritt mit ihm in den freundlichen Haardtwald hinaus, welcher die Residenz von zwei Seiten umgiebt. Dort freute er sich, wie ein Kind, wenn die Kleine so recht nach Herzenslust aufjauchzte und herumtollte und auch die scheue Zurückhaltung vergaß, welche sie sich unwillkürlich im Verkehr mit ihren neuen städtischen Schulgefährtinnen angewöhnt hatte.

Wenn nun die Kleine müde war und nach Hause strebte, wenn sie dann eingeschlummert in ihrem Bettchen lag und anzuschauen war mit ihrem blonden, langen Lockenhaar und dem stillen, friedlichen Gesichtchen, wie ein verklärter, liebespendender Engel, dann ging für den alten Mann erst recht die Arbeit los. Jetzt mußte er nachholen, was er den Tag über versäumt hatte. Er setzte sich hin und schrieb beim trüben Scheine einer kleinen Lampe. Da geschah es oft, daß er mitten im Arbeiten einnickte, um bald darauf erschreckt und wie auf einer bösen That ertappt wieder aufzuwachen und von neuem mit rastlosem Eifer in seiner Arbeit fortzufahren. Wie gern hätte auch er geruht . . . und doch, mit welcher neidloser Freude schaute er zu der kleinen, holden Schläferin hinüber, die ihm das einzige und theuerste war, was er noch hatte auf der Welt. Der Gedanke an die Zukunft seines Kindes, die sicherer und freudiger sein sollte, als seine eigene es gewesen war, gab dem alten Manne immer von neuem wieder Kraft und Ausdauer. So reihte er in den stillen Stunden der Nacht Bogen an Bogen. Oft, wenn er sich endlich erhob und die Feder in das Tintenfaß ausspritzte, graute schon durch das kleine Dachfenster fahl der junge Tag; dann legte er sich mit einem Seufzer der Erleichterung noch auf einige Stunden hin und schlief ein, um nur zu bald durch sein ungeduldiges Töchterchen wieder geweckt zu werden, welches die ganze Nacht süß und friedlich geschlafen hatte und nun es in kindlichem Egoismus nicht begreifen konnte, daß auch der alte Vater recht, recht müde war.

Aber Jeremias Gäbele brachte es nicht fertig, auch nur eine Sekunde dem kleinen Lockenköpfchen Gram zu sein; ergeben rieb er die noch schlafersfüllten Augen aus und ließ es dann willenlos geschehen, daß die übermüthige Kleine zu ihm ins Bett hineinstieg, ihn an den langen Silberlocken zauste und tausenderlei kindliche Allotria mit ihm trieb. Und in solch einförmigem, nie eine Abwechslung darbietenden Einerlei verging Tag um Tag und Woche um Woche. Diese wurden zu Monaten und die Monate zu Jahren.

Jeremias fühlte, wie er immer älter, schwächer und hinfälliger wurde; aber mit verzehrender Angst um die Zukunft seines Kindes

suchte er sich einzureden, daß er noch immer ein kräftiger und widerstandsfähiger Mann sei, der schaffen müsse vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht, um nur es seinem Goldtöchterchen an nichts fehlen zu lassen. Lieber Gott, die Kleine brauchte so viel: das Schulgeld, so hoch es war, und der sonstige Lebensunterhalt waren noch das wenigste. Aber Bertha ging in eine höhere Schule, wo die Töchter gut gestellter Beamten und sonstiger Honoratioren hingingen. Sie wurde immer älter und puzsüchtiger. Oft kam sie weinend nach Hause und erzählte dem besorgt sie ausfragenden Vater, daß sie ihres verwaschenen und verblichenen Kleiderfährchens halber von den Mitschülerinnen ausgelacht und verhöhnt worden sei. Diese Thränen seines Kindes, gekränkter Eitelkeit entsprossen, brannten aber dem alten Manne ebenso tief ins Herz hinein, als wenn einer aufgestanden wäre und ihm gesagt hätte, er sei ein alter pflichtvergeßener Schurke, der sein leibeigenes Kind verhungern ließe. So suchte denn Jeremias seine schwachen Kräfte doppelt anzustrengen, und da ihm dies nicht gelingen wollte, darbt er sich am eigenen Leibe ab, was er nicht verdienen konnte. Hin und wieder schickten ihm seine beiden verheirateten Töchter ein paar Gulden, in der Meinung, der alte Vater solle sich Wein dafür kaufen, oder ein Kistchen guter Cigarren, oder sonst einen kleinen unschuldigen Lebensgenuß, der sein Herz erfreute.

Aber Jeremias Gählele dachte gar nicht daran, auch nur einen Kreuzer von solch unverhoffter Zubuße für sich in Anspruch zu nehmen. Wie unbeschreiblich glücklich fühlte er sich dann, wenn er seinem Lieblingstöchterchen ein Paar neue, hohe Schuhe, oder gar ein schönes Kleidchen schenken konnte. Da standen ihm vor Mühlung und Freude die Thränen in den guten, alten Augen, und er fühlte sich wie verzückt, wenn das junge Mädchen sich in dem kleinen, halb erblindeten Spiegel bewunderte und in dem egoistischen Glücke ihres Herzens auf ihn zustürzte und, ihn umhalsend, küßte.

Dann arbeitete der alte Mann nur noch doppelt freudig und er wußte dem Himmel aufrichtigen Dank dafür, daß dieser ihm immer von neuem wieder Arbeit gab, wenn die alte vollendet und abgeliefert war.

Zum Glücke für den alten Mann erwies sich Bertha dankbar für die für sie aufgewandte Mühe, indem sie eine der fleißigsten und lobenswerthesten in der Schule war. Der freundliche, humane Direktor, zu dem unser Freund ab und zu kam, um sich nach den Fortschritten seines Töchterchens zu erkundigen, sagte regelmäßig: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, lieber Herr Kollege“, — o, wie dieses Wort dem alten Manne so wohl that, — „Ihre Bertha gereicht unserer Anstalt zur Zierde. Sie ist ein ebenso begabtes, wie muster-giltig fleißiges Mädchen, das Ihnen noch einmal viel Freude machen wird. In einigen Jahren hat sie ihr Lehrerinnexamen bestanden, dann liegt ihr die Welt offen, und auch Sie, werther Herr Kollege werden die Früchte ihrer jetzigen Opfer einheimen können!“

Aber an das letztere dachte der selbstlose Mann ja gar nicht, er wollte ja sein geliebtes Kind glücklich wissen. Kam er von einem solchen Besuche von dem Direktor der Töchter-schule nach Hause, dann verfehlte er niemals, Bertha irgend eine kleine Ueberraschung mitzu-

bringen; entweder waren es frühzeitige Kirichen oder Weintrauben, oder sonst ein kleiner seltener Genuß, der gerade außergewöhnlich für die betreffende Jahreszeit war. Das Mädchen sprang dann immer dem Herzensvater jubelnd an die Brust und biß dann mit ihren blickendweißen kernigen Zähnen herzhaft in die süße Frucht ein, ohne freilich zu bedenken, daß ihr flüchtiger Genuß dem alten Vater mancherlei Entbehrungen von neuem wieder auferlegte. Die paar Kreuzer, welche er aufgewandt hatte, um Bertha zu überraschen, mußte Jeremias Gäbele, den Erfahrung und Noth zu einem gar vorsichtigen Rechenmeister umgeschaffen hatten, anderen Ortes wieder einzubringen suchen. Dem jungen Mädchen aber fiel es gar nicht auf, daß der Vater, wochenlang vielleicht, sein gewohntes Gläschen Bier abends nicht mehr trank, oder die Pfeife unberührt im Winkel stehen ließ, die doch sonst immer seine liebste Erholung auszumachen pflegte.

* * *

Der Opfer, welche der alte Lehrer für sein Kind zu bringen hatte, wurden immer mehrere. Nun thaten es plötzlich seine kleinen Ausgaben mehr, denn Bertha war inzwischen confirmirt worden und nun eine junge Dame, die nothgedrungen auch äußerlich den Stand repräsentiren mußte, auf welchen sie sich vorbereitete. Aber Gäbele war unermüdetlich im Opfern und fand ordentlich einen Genuß darin, zu Gunsten seines Kindes den eigenen Leib zu kasteien. Wie leuchteten ihm immer von neuem die Augen voll herziger, selbstloser Freude, wenn er sein Kind von Tag zu Tag immer schöner und herrlicher sich entwickeln sah und sein Herz voll väterlichen Stolzes sich eingestehen durfte, daß Bertha im Laufe der Jahre zu einem wirklich schönen und begehrenswerthen Weibe herangewachsen war. „Sie ist Dein Kind“, jauchzte es in solchen Augenblicken in dem Herzen des alten Mannes auf, „Dein eigen Fleisch und Blut und noch mehr, Dein eigen Werk ist es, daß Du sie so weit in die Höhe gebracht hast!“

Wenn ihn nur ein freudiger Sonnenblick aus den großen, tiefblauen Augen seines zur Jungfrau herangeblühten Kindes traf, war er schon voll zufrieden. Sie konnte freilich nicht viel Zeit mehr für den alten Vater übrig haben. Hatte sie doch so viel zu lernen und zu studiren; dann nannte sie auch solch eine süße, glockenhelle Stimme ihr eigen und da übte sie sich tagtäglich stundenlang im Singen. Sie sang oft so viel, und spielte so ausdauernd auf dem Piano, daß dem alten Manne, der gar so gern manchmal ein Stündchen sich geruht hätte, oft ganz schwindlig wurde. Aber muthig bezwang er solche Umwandlungen der Schwäche und haderte wohl selbst gar noch mit sich selbst herum. Machte es ihm auf der anderen Seite doch wiederum überaus große Freude, Bertha spielen zu hören auf dem Instrumente, das er ihr mit unsäglichen Opfern erkauft hatte. Er durfte wohl sagen, daß er, um den Ankauf des theuren Klaviers ermöglichen zu können, von den wenigen Jahren, die ihm zu leben vielleicht noch vergönnt waren, sicherlich einige dahingegeben hatte. Er fühlte es wohl, der alte Mann, wie sein Körper nach und nach immer erjüchtlicher verfiel; freilich auch, wie sollte der alte, müde Leib gesund

bleiben, wo ihm wenig oder fast gar nichts zur Erhaltung geboten wurde! Vater Gäbele hatte ja nicht das Geringste für sich übrig, alles war für sein Herzenskind bestimmt; dieses brauchte es ja so nothwendig zu seiner Ausbildung.

Manchmal aber ertappte sich in der letzten Zeit Jeremias Gäbele über einem Gedanken, der ihn oftmals überkam, besonders wenn er einsam in seinem Stübchen weilte und der dann immer eine beseligende, beinahe berauschte Wirkung auf ihn ausübte. Es war eine Art wachen Traumes, den er dann durchlebte; er sah im Geiste sein Herztöchterchen am Ziele, im Besitze eines ausreichenden Einkommens, das ihr verstattete, den alten Vater sorglos zu ernähren, er sah sich selbst in einem behaglich weichen Lehnstuhle sitzen, der nichts gemein hatte mit seinem jetzigen harten Sitze; er fühlte ordentlich, wie ihm seine Tochter lieblosend über die eingefallenen, hageren Wangen strich, wie sie ihm lächelnd ein Gläschen Wein aufzudrängen versuchte ach Wein, wie lange hatte er keinen mehr getrunken, er kannte diese edle Gottesgabe fast nur vom Hörensagen und doch sagte der Doktor immer, wenn er einmal die vier Stiegen hinaufklomm, um nach Bertha zu sehen, wenn diese einmal Kopfschmerzen oder ein anderes Uebel hatte, — für sich hätte der alte Mann schwerlich einen Arzt gerufen, — zu unserem Freunde: „Sie müssen einen kräftigen, feurigen Wein trinken, alter Herr, der Ihnen das Blut lebhafter durch die Adern treibt . . . Sie wollen doch noch leben und Ihr Dasein genießen . . . so fallen Sie aber ja jeden Tag mehr ab, wahrhaftig, es darf nicht so fortgehen!“ Es würde aber auch nicht so fortgehen, dachte Jeremias Gäbele in seinem beseligenden Traume dann weiter, Bertha würde ihm alles vergelten, was er für sie gethan nicht, daß er die Bezahlung der ihr gebrachten Opfer von ihr erheischte, denn all die rührende Sorgfalt, die er für das Wohl seines Kindes aufgewandt, sie war ja unbezahlbar, — Liebe läßt sich nicht mit Goldstücken aufwiegen, — aber sie würde schon selbst beglückt sein, wenigstens einen Theil der ihr erwiesenen Gutthaten wieder ihrem Wohlthäter zurückzugeben.

Einmal erlebte der alte Mann eine besonders große Freude, die ihn noch lange nachher das Herz höher schlagen machte. Es war Charfreitag gewesen und in der geräumigen Stadtkirche der Residenz war die Matthäuspassion in seltener Vollkommenheit aufgeführt worden. Zur Vertreterin der herrlichen Sopranpartie hatte man aber berufenen Ortes das goldhaarige Töchterlein des alten Schullehrers gewählt. Ach, waren das Stunden seliger, unbeschreiblich süßer Vergessenheit, als der alte Mann mit andächtig gefalteten Händen am Abend des Charfreitags in der Kirche gesessen war und dem melodischen, herzergreifenden Gesange seines Kindes gelauscht hatte!

Auf Freud' folgt aber gar bald Leid. Das sollte auch Freund Gäbele wiederum an sich erfahren. Bertha war nun so weit, daß sie auf der Schule nichts mehr zu lernen hatte; sie hatte schon seit Jahr und Tag ihr Lehrerinnen-Examen gemacht und sogar schon während des letzten Halbjahres in den Anfangsfächern Unterricht ertheilt. Jetzt mußte sie hinaus ins Leben, um sich Erfahrung einzusammeln und auch um reichlicheren Verdienst zu erwerben, als er ihr vorläufig in

der Hauptstadt geboten werden konnte. Der Direktor der Töchter-
schule bewährte sich als ein barmherziger, wirklicher Freund und Be-
schützer des jungen Mädchens. Seinen Bemühungen gelang es, dem
jungen Mädchen den Posten als Erzieherin der verwaisten Kinder des
Fürsten Wilhelm von Behrenstein zu verschaffen.

Obwohl dieser nun in der Nähe des großherzoglichen Schlosses ein
gar prächtiges Haus besaß, wohnte er dennoch seit dem Tode seiner
Gemalin fast ausschließlich auf dem, verschiedene Meilen von der Resi-
denz entfernt gelegenen Stammschlosse seiner Familie Tiefenstein, wenn
er es nicht vorzog, einen Theil des Jahres auf weitläufigen Reisen zu
verbringen. So galt es denn für den alten Mann Abschied zu nehmen
von seinem Herzenskinde, vielleicht für lange, vielleicht auch gar auf
ewig. Wer konnte das wissen! War er doch ein alter Mann, der
nichts mehr im Leben zu erfüllen hatte, als zu sterben. Hinter ihm
lag all das Ringen und Hoffen, all die Enttäuschungen, welche das
Menschendasein mit sich bringt; er war schwach, alt und hinfällig ge-
worden; er fühlte es, wie seine Geisteskräfte immer stumpfer wurden,
sein Gesicht und Gehör immer mehr verfielen. So mußte er schließ-
lich den Würger Tod als einen freundlichen Tröster betrachten, und
sein einziges Beten zum Himmel war es nur noch, ihn so lange noch
leben zu lassen, bis er das Glück seines Kindes mit eigenen Augen
geschaut hatte. Es lebte in ihm die feste Zuversicht, daß Bertha einem
hohen, seltenen Glücke entgegengehen müsse. Hatte er nicht die langen
Jahre hindurch tagtäglich für sie fromm gebetet und des Himmels
reichsten Segen auf sie herabgefleht! Dann, wenn er sein Kind be-
glückt wußte, wollte er mit dem beseligenden Bewußtsein, nicht ver-
geblich gerungen und gedarbt zu haben, gern sterben.

Als er dann aber am Bahnhofe Abschied nehmend vor seiner
Tochter stand, welcher das Herz voll froher Erwartung mächtig ange-
schwellt war, und die im Hoffen auf die Zukunft bald des gegenwärti-
gen Vaters vergessen hätte, da begann ihm das Herz schier zu bluten;
er war so tief ergriffen, daß er nicht mehr zu sprechen vermochte, er
hielt die weiche, zarte Hand seines Kindes in der seinen und streichelte
sie wortlos nur leise.

Dann drängten die Schaffner zum Einsteigen. Flüchtig beugte
sich Bertha zu ihrem Vater nieder und küßte ihn auf die Stirn; ja
es schimmerten in ihren blauen Augen auch einige feuchte Abschieds-
thränen. Dann aber, als sie aus dem Waggonfenster noch einmal
herauschaute und Abschied nehmend dem Vater zuwinkte, da lächelte
ihr Mund schon wieder, und als der Zug sich in Bewegung setzte und
schwerfällig, dröhnend den Bahnhof verließ, da konnte sie dem Zurück-
bleibenden noch ein leichtes, gutgemeintes Scherzwort nachrufen.

Der alte Mann aber blieb lange und bewegungslos auf dem
Flecke stehen und starrte dem davonbrausenden Zuge nach, wie dieser
immer kleiner und winziger wurde, bis er schließlich zu einem kaum
sichtbaren Punkte zusammengeschrumpft war. Jeremias konnte es nicht
hindern, daß große, salzige Thrämentropfen ihm aus den trüben Augen
über die verrunzelten Wangen herabließen. Er fürchtete sich, in diesem
Augenblicke auch nur eine Handbewegung oder einen Schritt zu thun,
denn es war ihm, als wenn er dann aus tiefster Brust aufschreien

und aufschluchzen müsse. Er fühlte sich so grenzenlos elend und unglücklich, als er nun endlich den Bahnhof verließ und den Heimweg einschlug in die kleine, vereinsamte Dachstube.

Dann, als er endlich daheim angekommen war und ein Blick in das nebenan liegende Schlafkammerchen seiner Tochter ihn von neuem belehrt hatte, daß es kein Traum, und diese wirklich für lange von ihm gegangen war, da hatte die Kraft und Selbstbeherrschung des alten Mannes sein Ende erreicht. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl nieder, schlug die mageren, welken Hände vor das abgekehrte Gesicht und weinte bitterlich.

Ihm war es so unbeschreiblich weh zu Muth und dabei doch so öd und leer im Herzen, als wenn in diesem ihm ein heiliges, köstliches Gut gestorben wäre. Er fühlte sich unsagbar niedergedrückt und verstimmt, er schalt sich zwar einen alten, thörichten, grillenhaften Mann, aber dennoch konnte er es nicht verhindern, daß es ihm zu Muth war, als ob er Bertha nicht einer vielleicht glänzenden, wenigstens aber jedenfalls auskömmlichen Zukunft entgegen geleitet habe, sondern als ob er von einem Grabe heimgekehrt sei, in welches all sein Streben und Hoffen, der Inhalt seines ganzen, an Entbehrungen und Enttäuschungen überreichen Lebens eingesargt worden war.

* * *

Es war immer für Freund Gäbele ein hoher Festtag, wenn ein Brief in seinem ärmlichen Mansardenstübchen eintraf, dessen Adresse die zierlichen, schlanken Schriftzüge Berthas aufwies und der als Abgangsort den Stempel Tiefenstein trug. Freilich wurde dem alten Manne nur selten die Freude zutheil, ein Briefchen von seiner Tochter zu erhalten; diese hatte, wie sie in jedem Briefe schrieb, gar viel mit den ihrer Leitung anvertrauten beiden Böglingen zu thun. Es war eine wirkliche Vertrauensstellung, zu welcher sie berufen worden war, sie sollte den beiden verwaiseten Prinzessinnen mehr die entschlafene Mutter ersetzen, als ihnen bloße Lehrerin und Erzieherin sein. Solch hohe Aufgabe erforderte natürlich auch eine peinlich strenge Pflichterfüllung; das sah Vater Gäbele gern ein und der Stolz darüber, sein Kind in solch ausgezeichnete Vertrauensstellung zu wissen, tröstete ihn einigermaßen über das Weh, welches ihm das oft gar lange Ausbleiben der so hoch willkommenen Briefe verursachte.

In der ersten Zeit waren die Briefbogen sehr eng beschrieben. Bertha schüttete dem Vater ihr ganzes Herz aus; sie schilderte ihm ihr Erstaunen, sich in so ganz veränderten, glänzenden Verhältnissen zu wissen, jede Zeile ihrer Briefe athmete von froher, rückhaltloser Jugendlust, die Entbehrungen früherer Zeiten, so gelinde diese an sie auch herangetreten sein mochten, hinter sich zu wissen. Der alte Mann fühlte von Herzen das Glück seines Kindes mit und bewahrte einen jeden ihrer seltenen Briefe wie einen kostbaren Schatz. Nach und nach sahen die Bogen recht abgegriffen und zerlesen aus, hin und wieder war ein Wort wohl auch ausgewischt und undeutlich geworden; das hatten die salzigen Thräuentropfen bewirkt, welche unserem Freunde fast wider Willen beim Lesen und immer Wiederlesen der lieben Zeilen aus den Augen gedrungen waren.

Dann, als Bertha vielleicht schon ein Jahr sich in ihrer Stellung befand, wurden ihre Briefe immer seltener und kürzer. Unwillkürlich fühlte der alte Mann, dessen Lebensmittelpunkt nun einmal sein Lieblingskind war, einen brennenden Schmerz darüber; ein unbestimmtes etwas in seinem Herzen sagte ihm, daß Bertha nicht mehr die alte, harmlos Unbefangene war; es sprach ein fremder, ungewohnter Geist aus ihren Briefen, welcher den alten Mann verwirrte; nicht, daß diese weniger herzlich oder kindlich gewesen wären, aber der alte Mann hatte während des Lesens immer ein Gefühl, als ob seine Tochter ihm etwas verschwiege, als ob das alte, unbefangene Vertrauen dahin wäre, das ihn immer so unnenubar glücklich gemacht hatte.

Aber aus Zartgefühl wagte Jeremias Gäbele es nicht, in seinem Erwidерungs-Schreiben Bertha darüber leise Andeutungen zu machen. In seiner Herzensgüte suchte er sich einzureden, daß er Gespenster am helllichten Tage sehe, er wußte tausend Entschuldigungen wegen der immer kürzer werdenden Briefe Berthas sich selbst anzugeben; freilich wohl, er wußte es aus Erfahrung, was für Anstrengung es kostete, so eine zarte, junge Menschenblume immer auf dem Wege des Guten und der Pflicht zu erhalten. War dies aber schon bei ganz gewöhnlichen Bauernkindern der Fall, wie mußte es nun gar bei solch hochgeborenen Prinzessinnen sein. Wie jeder schlichte, beschränkte Mann, hatte auch Vater Gäbele vor allen Hochstehenden und Hochgeborenen einen gar gewaltigen Respekt.

Dann aber, nachdem einmal die säumige Brieffschreiberin über zwei Monate den besorgten Vater hatte warten lassen und ihm auch auf seine schüchterne, liebevolle Anfrage keine Antwort gegeben hatte, traf plötzlich ein Brief ein, der den alten Mann völlig bestürzte und verwirrte. Bertha schrieb ihm nichts weniger und nichts mehr, als daß sie auf das Herz des alternden Fürsten einen tiefen Eindruck gemacht und dieser ihr Herz und Hand angeboten habe.

Diese ungeheuerliche Mittheilung überstieg die Fassungskraft des alten Mannes um ein ganz bedeutendes. Die so zierlich aneinander gereihten Buchstaben des Schreibens schienen ihm vor den blöden Augen herumzutänzeln, es war ihm zu Muthe, als ob die schwarzen Gesellen ihn jammt und sonders verlachen wollten; seine Tochter, die Braut eines hochgestellten Fürsten, den man mit Durchlaucht anreden mußte!

Vater Gäbele hatte erst in seinem Leben einmal den Landesfürsten gesehen und war damals in Respekt erstorben vor dem allergnädigsten und doch so leutseligen Herrn. Jetzt sollte seine Bertha, das Kind, welches er förmlich mit seinem Herzblut groß gezogen hatte, die Gemalin eines Mannes werden, der dem Landesfürsten, wenn auch nicht gleich gestellt, so doch ebenbürtig war. Diese Vorstellung brachte den alten Mann fast völlig von Sinnen. Wieder und immer wieder las er das inhaltschwere Schreiben; es war kein Zweifel, die jubelnden, glückesathmenden Worte seines Kindes mußten lauter Wahrheit sein. Der alte Mann kannte seine Tochter, sie war nicht umsonst sein Kind und keiner Lüge fähig; dafür hätte er getrost die rechte Hand in das Feuer gesteckt. Aber wie war es nur möglich?

Tagelang ging Vater Gäbele am helllichten Tage wie ein Nacht-

wandler umher, er sann hin und sann her, aber er vermochte beim besten Willen das nicht zu begreifen, was seine Tochter ihm in ihrem Briefe als bereits vollendete Thatsache hingestellt hatte. Ja, der Gedanke, sein Kind als die Braut eines Fürsten zu wissen, hatte etwas überwältigendes für ihn, daß er sich nicht einmal über diesen unversehrtten Schicksalswechsel zu freuen vermochte. Er hatte ja immer hoch hinaus gewollt in seiner Jugend, er hatte davon geträumt, Oberschulrath und — o, diese Vermessenheit — sogar Minister zu werden und nun sollte sein leibeigen Fleisch und Blut, das Töchterlein des armen, armen Dorfschulmeisters gar eine wirkliche und wahrhafte Fürstin werden?

Es mochte recht konfuse Zeug gewesen sein, was der alte Mann seiner Tochter als Antwort auf ihren Brief geschrieben hatte, denn es erfolgte lange keine Antwort. Erst nach Wochen erhielt er wieder einen Brief mit ausländischen Marken beklebt. Als ihn Vater Gäbele öffnete und den kurzen Inhalt durchlas, befürchtete er beinahe, vom Schlage getroffen zu werden oder seinen Verstand einbüßen zu müssen. In gedrängter Kürze theilte ihm seine Tochter aus Paris mit, daß sie die Gemalin des Fürsten von Behrenstein geworden und durch die Gnade des Landesherrn zum Range einer Baronin von Grünfeldt erhoben worden sei.

Der alte Mann ließ das inhaltschwere Schreiben niedersinken, er mußte die Augen schließen, denn ihm tanzten sämtliche Gegenstände in der kleinen ärmlichen Mansardenstube vor den Blicken herum. Was er jetzt wieder und immer wieder von neuem gelesen hatte, war ihm zu unfaßbar, beinahe zu verwegen, als daß er es wirklich und wahrhaftig als eine vollzogene Thatsache hätte annehmen können. Dabei konnte er es nicht verhindern, daß ein tiefes brennendes Weh, trotz all des erstaunlichen Glückes seines Herzenskinds, sein Inneres durchzuckte. Sie schrieb ihm kurz und förmlich, daß sie sich verheiratet habe, nachdem dieser wichtigste Schritt ihres Lebens bereits geschehen war; nicht einmal den Tag hatte sie ihm vorher mitgetheilt, an welchem sie ihre Hochzeit mit dem Fürsten vollzogen hatte. Sie hatte es nicht einmal für nöthig befunden, ihren alten Vater um die Einwilligung zu erfragen, alles war durch fremde, dritte Hand gegangen, selbst die erforderlichen Papiere hatte man besorgt, ohne ihn darum zu befragen.

Tiefer und tiefer ließ Jeremias Gäbele das Haupt sinken und starrte, in düsteres Brüten versunken, vor sich nieder. War denn dieses herzlose Weib, welches seinen Gefühlsmangel in jedem Worte dieses Briefes niederlegte, wirklich das sonnig lachende, unschuldsvolle Kind, für das er selbst sein Herzblut gegeben hätte?

Ach, wie ganz anders hatte Vater Gäbele sich diese festliche Glückesstunde vorgestellt; freilich alle die langen Jahre vorher hatte er davon geträumt, wie seine Lieblingstochter festlich geschmückt, mit dem Myrthenfranze im blonden Lockenhaar, vor Gottes Altar stehen und von ihm, dem Manne ihres Herzens zugeführt werden würde; wie gar herrlich und feierlich hatte er diesen erhebenden Moment sich in seinen Träumen vorgestellt und nun war diese Weihestunde an ihm vorüber gerauscht und er, der Ahnungslose, hatte während dieser noch nicht einmal beten können für seines Kindes Glück und Heil.

Das that dem alten Manne so wehe, daß er glaubte, diesen Schmerz nicht überwinden zu können, aber gewaltsam suchte er sein Kind vor sich zu entschuldigen. Es war gewiß nicht Lieblosigkeit, suchte er sich einzureden, welche Bertha zu ihrem Vorgehen, das freilich wenig rücksichtsvoll war, bewogen hatte; da mochten tausend andere Gründe schwerwiegender Natur mit im Spiele gewesen sein. Gewiß, so mußte es ja auch sein. Kleinmüthiger, verzagter Thor, der er war! Wie konnte er auch nur eines Augenblickes Länge an dem treuen, reinen Herzen seines Kindes zweifeln, mußte ihn dieses nicht über alles lieben, war er ihr nicht immer ein treubeforgter, redlich strebender Vater gewesen, der kein anderes und höheres Glück gekannt hatte, als sie glücklich und zufrieden zu wissen, der die Nacht zum Tage umgeschaffen und sich die müden, welken Finger schier abgearbeitet hatte, nur um aus dem schlanken, blonden Mädchen etwas rechtes werden zu lassen?

Aber der schlichte Vater Gäbele war ein gar schlechter Sophist. Wohl gelang es ihm, sich mit seinen tausend Scheingründen zu überzeugen, verschloß er ja doch gewaltsam sein Herz gegen jene grausame, nüchterne Einsicht, welche ihm sein bescheidener Verstand geben mußte, aber hindern konnte er es nie, daß ein grimmiger, wüthender Schmerz sein Innerstes zerfleischte. Vergebens bemühte er sich, so heiter und glücklich gestimmt, wie nur jemals zu sein. Sah er doch die Welt plötzlich mit ganz anderen Augen an; es war ihm, als wenn sie an Schönheit abgenommen hätte, als wenn die Sonne nicht mehr so heiter und klar schiene, wie ehedem, und als ob er selbst sogar alt geworden wäre, daß er gar nicht mehr hineinpasse in diese seltsame Welt.

Aber Bertha schrieb ihm ja, daß sie in ungefähr vier Wochen von ihrer Hochzeitsreise wieder nach Burg Tiefenstein zurückkehren werde, dann würde sie ihm gewiß eine befriedigende Erklärung ihrer seltsam ungewöhnlichen Handlungsweise geben, redete Vater Gäbele sich ein; an diesem Trost klammerte er eigensinnig sich fest. So mag ein Ertrinkender sich verzweiflungsvoll an den Balken klammern, der nach dem Schiffbruch sein einziger fester Rückenhalt geblieben ist und ihm doch nur den grimmen Todeskampf auf Stunden hinaus verlängert.

Nun wartete der alte Mann Tag für Tag auf einen neuen Brief seiner Tochter. Diese mußte ihm doch gewiß wieder schreiben und ihn einladen, nach ihrer Rückkehr auf Schloß Tiefenstein zu kommen und sie und ihren durchlauchtigen Gemal dort zu besuchen. So zaghaft und ängstlich hatte Vater Gäbele wohl in seinem ganzen Leben noch nicht auf das Erscheinen des Briefträgers gewartet, als in diesen bange Schmerzenstagen. So oft er die Treppe unter der Wucht eines heraufstrebenden Schrittes erknarren hörte, eilte er mit fieberhafter Hast hinaus, um womöglich schon eine Sekunde früher in dem Besitz des so sehnsüchtig erwarteten Schreibens zu kommen.

Aber dieses blieb aus. Die Tage wurden zu Wochen — sie kamen dem bange harrenden Manne wie eben so viel Jahre vor — und schließlich war der Zeitpunkt schon verstrichen, an welchem die jetzige Baronin von Grünfeldt wieder auf Schloß Tiefenstein sein wollte.

Da ertappte sich der alte Mann oft auf gar bitteren, weltzerfal-

lenen Gedanken und nur mühsam wollte es ihm noch gelingen, ein Gefühl gährender Verzweiflung in seinem Innern niederzuhalten.

Endlich hielt er's nicht länger aus. Als verschiedene andere Briefe, die er an seine Tochter geschrieben, ohne jede Beantwortung blieben, machte er sich kurz entschlossen auf, um mit der Eisenbahn nach der Station zu fahren, von welcher, durch eine stündige Entfernung getrennt, Schloß Tiefenstein sich inmitten eines reizenden, Ueberfluß bergenden Thales erhob.

Gegen den Mittag eines brennend heißen Julitages kam der alte Mann vor Schloß Tiefenstein an. Als er von Ferne das Gemäuer der schon dem Mittelalter entstammenden Burg geschaut hatte, da war ein bängliches Zittern durch seine alten Glieder gegangen und es war ihm zu Muth gewesen, als wenn er umkehren und so schnell wie möglich wieder in den stillen Frieden seines vereinsamten Mansardenstübchens zurückfliehen müsse. Aber muthig hatte er diese Schwächeanwandlung bezwungen. Zog ihn doch jede Fiber seines lechzenden Herzens zu seinem Lieblingskinde hin, das er nun schon über ein volles banges Jahr nicht mehr gesehen hatte.

So schritt er dann mit gar langsamen und beschwerlichen Schritten längs des munter plätschernden Flusses auf der staubigen Landstraße dahin.

Dann stand er vor dem stolzen Portale der Burg und wandte sich an einen der herumlungernenden, reich gallonirten Lackeien mit der Bitte, ihn zu der gnädigen Frau Baronin zu führen.

Mit dreisten Blicken starrte der junge Lackei ihn an und musterte ihn mit spöttischem, unverschämten Lächeln vom Kopf bis zu Füßen. Freilich, eine hoffähige Erscheinung bot der alte Mann in seinem faden-scheinigen, schwarzen Rocke, den er zu seinem eigenen Hochzeitstage dereinst hatte anfertigen lassen, nicht dar. Dazu kam noch, daß sowohl seine Stiefeln, wie auch die schwarze Kleidung überhaupt mit Straßenstaub über und über bedeckt waren.

Endlich aber, auf das wiederholte dringliche Verlangen des alten Mannes und nachdem dieser schüchtern erklärt hatte, er wolle seine Tochter besuchen, denn diese sei die jetzige Baronin, schnitt der Lackei eine vielsagende Grimasse und gebot ihm, ihm zu folgen.

Jeremias Gäbele wurde in einen prunkvollen, gobelinbehangenen Saal geführt, wie er ihn in seinem ganzen Leben noch niemals so herrlich und prächtig zu sehen bekommen hatte. Der alte Mann hielt vor Beklommenheit über die ihn ringsumgebende Pracht schier den Athem an. Hohe Wandspiegel reflektirten von allen Seiten seine eigene dürftige Erscheinung; es wollte dem schlichten alten Manne schier als eine Beleidigung für die prunkenden Goldrahmen vorkommen, daß sie ein so armseliges Menschenkind, wie er war, wieder spiegeln mußten. Bescheiden stellte er sich in eine Ecke des prunkvollen Gemaches und wartete, während ihm das Herz in der Brust fast zum Zerspringen klopfte.

Er mußte lange, lange warten. Dem alten Manne war es zu Muth, als ob er sich in dem Vorhofe der Ewigkeit befinde, so unendlich langsam verstrich seinem heiß und ungeduldig pochenden Herzen die Zeit.

Da endlich näherten sich von außen Schritte dem Gemache.

Jeremias Gäbele mußte an sich halten, um nicht vor innerer Bewegung umzusinken. Jetzt endlich sollte er sein Lieblingskind wiedersehen, nach dessen Anblick er so sehnsuchtsvoll verlangt hatte. In diesem Augenblicke war alles bittere Empfinden aus seinem zagen Herzen entschwunden, er kannte nichts, als eine heiße, ungestillte Sehnsucht nach den blauen Augen der hohen, schlanken Gestalt und der so süßen, glockenreinen Stimme seines Kindes.

Die Thür that sich auf, ein leiser Schrei entfuhr den Lippen des alten Mannes und ein Nebel legte sich vor seine blöden Augen. Instinktiv taumelte er einige Schritte vorwärts und beide Arme weit ausbreitend, schrie er sehnsuchtsvoll mit zitternder, weicher Stimme: „Bertha, mein Herzenskind!“

Aber die Ernüchterung im nächsten Augenblicke war um so gewaltiger. Nicht seine Tochter war es, die ihm voll liebender Ungeduld entgegengeeilt war, sondern ein ältlicher, hagerer Herr mit einem vergilbten und verrunzelten Gesicht und steif nach oben gedrehten Schnurrbartspitzen war es, welcher mit vornehmer Herablassung und leichtem Hüfteln auf den alten Mann herabschaute.

Dieser wich verschüchtert wieder bis in die Ecke des Gemaches zurück und dienerte dann mit zitterndem Rücken ein über das andere Mal ungeschickt vor dem unbekanntem, vornehmen Herrn.

„Ich . . . ich bin der Schullehrer Gäbele!“ brachte er mühsam hervor, während er den andern gar nicht anzublicken wagte, „und ich bin gekommen . . . ich hätte . . . ich möchte gern meine Tochter, die Bertha, sehen.“

Der vornehme Herr hüftelte leicht. „Ich bin Fürst Behrenstein!“ sagte er mit abgemessener, kühler Betonung. „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr . . . äh . . . Herr . . .“

„Gäbele!“ stotterte ganz verschüchtert der alte Mann.

„Ja, ja, richtig, Gäbele!“ fuhr der Fürst mit vornehmem, etwas verlegenem Lächeln fort, „es ist ein ungeheuerlicher Name das, meinen Sie nicht Herr . . . Herr Gäbele?“

Das hatte nun der alte Mann bisher in seinem Leben noch nicht gefunden, sondern sein schlichter Name war ihm so ehrbar vorgekommen, wie jeder andere auch. Jetzt aber knickte er gehorsam zusammen und meinte schüchtern, daß es freilich ein ganz respektwidriger Name sei.

„Nun sehen Sie, mein lieber Herr . . . Gäbele“, meinte der Fürst wieder, während er es vermied, den Blick auf der niedergebeugten Gestalt des alten Mannes ruhen zu lassen, „Sie wissen vermuthlich . . . äh . . . äh, daß ihre Tochter . . . nun ja ich glaube, meine Gemalin hat es Ihnen geschrieben . . . äh . . . daß meine Gemalin nämlich, äh . . . äh, meine Gemalin geworden ist!“

Demüthig knickte der alte Mann von neuem zusammen und stotterte etwas von einer unverdienten, hohen Ehre, die seiner Tochter zu theil geworden sei.

„Sie ist doch nicht krank, weil sie noch nicht kommt?“ setzte er dann voll aufsteigender Besorgniß hinzu, während er den Blick mit fragender Unruhe auf den Fürsten heftete.

Dieser winkte leicht mit der Hand ab. „Nein, lassen Sie das,

mein Lieber“, sagte er dann hastig, „meine Gemalin ist nicht ganz bien aise; sie hat mich beauftragt, Ihnen einige freundliche Worte zu sagen, äh . . . Sie müssen wissen, mein lieber Herr . . . äh . . . ja richtig Gäbele ist Ihr Name . . . daß meine Gemalin gewissermaßen Pflichten übernommen hat . . . äh . . . sie ist sozusagen keine gewöhnliche Sterbliche mehr, äh . . . Sie werden mich wohl verstehen, mein Lieber!“

Der arme alte Mann verstand zwar nun nicht das Geringste, aber doch dienerte er gehorsam, während er nach wie vor voll banger Unruhe den Blick in dem prächtigen Gemache umherschweifen ließ.

Der Fürst räusperte sich wieder. „Nun sehen Sie, mein Lieber . . . ich habe augenblicklich leider nicht viel Zeit, wir haben nachher ein großes Diner . . . einige Gäste aus dem Nachbaradel . . . äh . . . und da müssen Sie schon fürlieb nehmen mit einigen kurzen Worten . . . Nun gut, meine Gemalin denkt Ihrer in Liebe und Hochachtung . . . äh . . . aber Sie werden einsehen, mein lieber Herr . . . Gäbele, daß die Gemalin des Fürsten von Behrenstein, jetzige Baronin von Grünfeldt gewisse Rücksichten auf unser altehrwürdiges Geschlecht zu nehmen hat . . . äh . . .“

Es mußte dem Fürsten unangenehm sein, daß die blöden Augen des alten Mannes so unverwandt auf ihn gerichtet waren, denn er schaute hastig beiseite und fing mit beiden Händen an seinen Schnurrbart zu drehen . . . „Nun kurz und gut, mein Lieber, Ihre Frau Tochter wird leider nicht mehr in der Lage sein, Ihre Besuche entgegenzunehmen . . .“

Ein leiser Wehlaut entfuhr den Lippen des alten Mannes. Dieser trat einen Schritt zurück und wurde kreideweiß im Gesicht, indessen schien der Fürst die ungeheure Gemüthsbewegung seines Gegenüber nicht zu gewahren, sondern fuhr mit jener Hast in der Stimme fort, wie man sie wohl anwendet, wenn man sich einer unangenehmen Mission zu entledigen bestrebt ist. „Sie können ihr das nicht verübeln, mein Lieber, äh . . . mit einem Worte Rücksichten auf die Familie . . . Ich will damit nicht sagen, daß sie Sie vergessen sollte, das wäre undankbar, mein Lieber . . . wir werden immer der höchst schätzbaren Dienste eingedenk sein, welche Sie der Baronin von Grünfeldt erwiesen haben . . . äh . . . indessen persönliche Besuche . . . Sie werden begreifen, mein Lieber, daß dies mit unserer Familientradition sich nicht in Einklang bringen läßt . . . äh . . . dagegen werde ich nichts dagegen haben, wenn Ihre Tochter Ihnen manchmal schreibt . . . überhaupt, wenn sie vielleicht einmal zufällig an einem dritten Orte mit Ihnen zusammentrifft . . . äh, man ist ja schließlich auch Mensch und . . .“

Es war offenbar die längste Rede, welche der Fürst seit langem gehalten hatte, denn er athmete erschöpft auf und starrte dann mit feinen kleinen, verschwommenen Augen nach dem alten Manne hinüber, gleichsam, als ob er von diesem Anerkennung erwartete.

Aber der arme alte Mann schaute nur mit erloschenen Blicken auf den Fürsten. „Und das alles läßt mir meine Tochter durch Sie sagen, Durchlaucht?“ brachte er mit stotternder, abgebrochener Stimme hervor, während er sich den kalten Schweiß mit dem buntkleinernen Taschentuche von der Stirn tupfte.

„Bah, Sie müssen das nicht so tragisch auffassen, mein Lieber . . . Sie wollen doch gewiß das Glück Ihrer Tochter . . . Rücksichten, die diese zu nehmen hat . . .“

„Und sie hat auch alles vergessen, was sie mir einmal im Leben gewesen ist?“ fragte der alte Mann leise und dabei zitterte durch seine Stimme ein Ton, der kundgab, daß ihm das Herz in der Brust gesprungen war.

„Und sie hat ganz den alten Vater vergessen, der sie so lieb gehabt hat . . . sie will mich alten Mann nicht einmal mehr sehen?“

Der Fürst drehte unbehaglich an seinem Schnurrbarte. „Ach, reden Sie doch nicht, mein lieber Herr . . . Herr Gäbele“, meinte er dann hastig, „die Sache liegt ja ganz einfach . . . Sie können sich denken, es hat ein kolossales Horreur abgesetzt bei Hofe, mich mit einer ganz gewöhnlichen Bürgerlichen liirt zu sehen . . . äh . . . verteuflerte Geschichte das, aber fabelhafte Liebe meinerseits . . . auf Ehre, lieber Herr Gäbele, war ganz sterblich verliebt in Ihre Frau Tochter, äh . . . bin es auch heute noch, müssen Gras wachsen lassen über diese Geschichte . . . später habe nichts dagegen, wenn meine Frau Gemalin Sie im geheimen wieder einmal sieht.“

Ein heiserer Laut quoll über die weitgeöffneten Lippen des alten Mannes hervor. „Und ich hätt' alles für sie gegeben“, stammelte er mit rauher, gurgelnder Stimme, „das Leben selbst, wenn sie's verlangt hätt' . . . die ewige Seligkeit und den Herrgott . . .“

Der Fürst trat an ihn heran und klopfte ihm for dial auf die Schulter. „Nur ruhig, kaltes Blut, mein Lieber“, meinte er, „wir wissen wohl, daß Sie Opfer gebracht haben . . . sollen entschädigt werden, parole d'honneur, ich bin bekannt als Gentleman, ich werde sorgen dafür, daß Ihnen ein Jahresgehalt ausgesetzt wird, von dem Sie bequem leben können . . .“

Da trat aber Jeremias Gäbele einen Schritt zurück und starrte den Fürsten mit solch' weit aufgerissenen, wildlodernden Augen an, daß dieser ganz betreten den Blick niederschlug.

„Also abkaufen wollt Ihr mir meine Liebe?“ schluchzte der alte Mann fassungslos auf, „meint Ihr, die Stunden und Jahre sind zu kaufen, die ich verloren habe an dieses Kind? . . . nein, nein!“ stieß er mit rauher Entschiedenheit hervor, als der Fürst eine Einwendung versuchen wollte. „Behaltet Euer Sündengeld . . . behaltet Eure Gemalin, mag's Euch gut gehen mit ihr, so gut als Ihr's verdient!“

Er zerraupte sich das dünne gelichtete Haar und starrte in dumpfem Brüten einen Augenblick vor sich hin; dann trat er ganz dicht an den Fürsten heran: „Aber sagen Sie's der Frau Baronin“, brachte er tief aufathmend hervor, „daß ich kein Kind mehr habe . . . daß . . . daß sie mir das Herz gebrochen hat . . .“ Seine Stimme erstarb in einem wehen Schluchzen, er vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten, sondern sank auf die Kniee nieder und barg das Gesicht in beiden Händen.

Dem Fürsten war es höchst unbehaglich zu Muthe, er trat von einem Fuß auf den andern und wußte offenbar nicht recht, wie er dem unerquicklichen Auftritt ein Ende bereiten sollte.

Endlich ließ der knieende alte Mann die Hände vom Gesicht wie-

der sinken. Dieses sah seltsam starr, wie leblos aus, die Augen lagen plötzlich tief in den Höhlen zurück und über dem ganzen Angesicht brütete ein Ausdruck, so gespenstlich und unheimlich, als ob der alte Mann schon lange im Grabe gelegen wäre.

Mit bittender Bewegung hob er beide Hände zu dem Fürsten empor. „Nein, sagen Sie's meinem Kinde nicht, daß sie mein Herz gebrochen“ flüsterte er mit zuckenden Lippen, „sagen Sie ihr, daß ich Gottes Segen herabflehen will auf sie bis zu meinem letzten Athemzuge . . . sagen Sie ihr . . . ja Herr, sagen Sie ihr, daß es gar weh' thut, wenn man ein Kind aus seinem Herzen verlieren muß . . . daß ich ihr aber das Herzeleid vergebe, das sie mir angethan hat . . . und . . . und daß sie's nie erleben soll an ihrem eigenen Kind . . . o, Herr“, schrie er plötzlich fassungslos wieder auf, während er sich dumpf mit der Faust vor die Stirn schlug, „ich habe sie so lieb gehabt, so gar lieb . . . sie war mein Sonnenschein und mein Glück, sie war mein ein und alles auf der Welt, ich lebte ja nur noch die langen Jahre hindurch für sie . . . aber nun ist mir's so öde und leer im Herzen . . . verzeihe ihr's Gott wie ich, was sie gethan hat!“

Auch der Fürst konnte sich dem Einflusse der tiefergreifenden Klagen des schlichten Mannes nicht entziehen. Er wollte diesem beide Hände entgegenstrecken und ihn beruhigen. „Fassen Sie die Sache nicht so streng auf, Herr Gäbele“, meinte er, „es wird sich schon machen . . . Sie müssen begreifen und einsehen, daß . . .“

Aber der alte Mann winkte wehmüthig lächelnd mit der Hand ab. „Es ist schon recht so, Herr Fürst“, flüsterte er, „ich bin ein alter ungeschickter Mann . . . ich kann's nimmer fassen, daß man von einem Herzen gehen und dieses von sich stoßen kann, wo es doch so lange Heimat und Himmelreich gewesen ist . . . geben Sie sich keine Mühe, Herr Fürst, ich werd's schon überwinden“, setzte er abweisend hinzu und entzog mit beinahe heftiger Bewegung dem andern seine Hand. „Sagen Sie nur meiner Bertha, daß . . . daß sie sich nicht bekümmern solle um mich . . . sie soll glücklich sein, recht glücklich . . .“ Damit wandte sich der alte Mann und schritt gegen die Thür. Der Fürst machte unwillkürlich eine Bewegung, um ihn zurückzuhalten, aber nur leise wehrte Jeremias Gäbele mit der Hand ab und war gleich darauf durch die hohe Flügelthür verschwunden.

Wenige Sekunden später schritt er wieder über den Schloßhof, er gewahrte die Bedienten links und rechts nicht, die ihn mit schadenfrohem Grinsen anstarrten, sondern schritt, den Kopf tief auf die Brust herab gebeugt, weiter und immer weiter.

Nur mühsam und beschwerlich kam er fort. Oft mußte er stehen bleiben und tief aufathmen. Erst nach langem Verweilen gelang es ihm dann wieder, den Fuß weiter zu setzen. Wer ihn von ungefähr gesehen hätte, wäre anzunehmen versucht gewesen, daß der alte Mann trunken sei, denn gleich einem, vom süßen Wein Berauschten taumelte er die abschüssige Landstraße hinunter.

Neben ihm rauschte der Fluß. Sein smaragdgrünlich Gewässer, auf welches blinkend die Sonne herabschien, plätscherte gar lustig und einladend. Der alte Mann wußte selbst nicht, wie ihm geschah, aber er kam unwillkürlich von dem Wege ab und plötzlich sah er sich hart

neben dem Flußbette auf dem schmalen, grünen Rasenstreifen stehen, der dieses begrenzte.

Mechanisch ließ sich der alte Mann nieder und starrte in das Gewässer hinein, das in unaufhörlicher Flucht an ihm vorüberauschte, während hoch oben der wolkenlose Himmel über ihm blaute und die Sonne mit verzehrender Glut auf ihn herabstrahlte.

Aber der alte Mann nahm weder die brennende, sengende Sonnenhitze wahr, noch hörte er das Zirpen der Grillen im Grase und starrte nur unablässig in das Wasser hinein und verfolgte nur mechanisch den Lauf der einzelnen Wellchen, bis diese in weiter Ferne in der Zahl ihrer muthwillig hüpfenden Genossinnen verschwunden waren.

Dann athmete er wohl gepreßt auf: „So geht's . . . ja so geht's!“ flüsterte er mit tonloser, gebrochener Stimme vor sich hin. „Als sie klein war, da hat ihre Mutter sterben müssen um sie, und nun sie groß ist, bricht sie ihrem Vater das Herz . . . und ich habe sie doch so lieb gehabt, so unendlich lieb!“

Im Wasserspiegel vor ihm erblickte er ein unsagbar müdes, welkes Gesicht, das ihn so weh und schmerzgebrochen anstarrte. „Alter Mann“, flüsterte er vor sich hin, „bist doch so müde, geh' zur Ruh' . . . was hast Du auf der Welt noch viel zu suchen; die Du lieb hast, wollen Dich nicht mehr kennen, sie stoßen Dich von sich, sie verleugnen Dich . . .“

Wieder athmete er tief auf und beugte sich dann tiefer zu dem ihm aus des Flusses Fluten entgegenstrahlenden Greisenangeichte, das der Wiederglanz seines eigenen war, hinab. Das Wasser rauschte so verführerisch, kristallenschmeichelnd und weich wob sich Welle auf Welle und zog rauschend an dem alten Manne vorüber. Dieser beugte sich tiefer und immer tiefer auf den Wasserspiegel hinab . . . nun neigte schon dieser sein bleiches, todtmüdes Gesicht . . .

Mit einem Male wurde ein Plätschern laut, der Wasserspiegel, wo eben der alte Mann noch gesessen hatte, trübte sich, immer größer werdende Ringe zogen ihre weiten Umkreise um die Stelle . . . ein leises gurgelndes Geräusch wurde vernehmbar . . . aber bald erstarb dieses wieder, die aufgeregte Wasserflut glättete sich und von neuem zog Welle auf Welle der kristallinen Flut ihrem fernen, großen Ziele, dem Weltmeere, entgegen . . .

* * *

Drei Tage später wurde die Leiche eines alten, unbekanntes Mannes in einem Dorfe unweit von Schloß Tiefenstein aufgefunden. Bediente aus dem letzteren erkannten in ihm den alten Mann, der wenige Tage vorher gekommen war, die Schloßherrschaft zu besuchen.

Ein stilles, schmuckloses Grab wurde dem Fremdling zutheil. Fast niemand geleitete ihn zur letzten Ruhestätte . . . auch nicht Fürst Behrenstein und dessen Gemalin, die neugeschaffene Baronin Grünfeldt . . . Diese waren am Tage vor dem Begräbniße in beschleunigter Hast nach Paris abgereist.





Durch Wald und Feld.

Ein kulturgeschichtlich-naturwissenschaftlicher Spaziergang.

Von S. Sundelin.

Wie angenehm ruht es sich an einem schönen Sommertage mitten im Walde zu Füßen der mächtigen Eiche, deren dichtbelaubte Aeste und Zweige sich weithin schattenspendend über der in frischem Grün prangenden Waldblöße ausbreiten! Es ist ein stolzer, wetterfester Baum von Ehrfurcht gebietendem Alter, der vielleicht schon zu jener Zeit hier stand, als unsere Vorfahren den Ur, den Wjent und den Elch jagten. Ihnen war die Eiche ein heiliger, dem Gott Donar geweihter Baum und unter seinen hohen Kronen erflehten sie von ihm alljährlich gegen den Frühling hin, Frost und Kälte bannen und den lachenden Venz senden zu wollen. Auch die auf ihr wachsende Mistel (*Viscum album*) verehrten sie, denn nach der Lehre der Druiden, der „Männer der Eichenmistel“, war sie nicht nur die heilsamste Pflanze, welche gegen alle Krankheiten wirkte, sondern auch die heiligste, von dem Gotte selbst erkoren, ohne die kein Gottesdienst gehalten werden konnte. Sobald ein Druiden eine auf einer Eiche wachsende Mistel entdeckt hatte, versammelte er alle in der Nähe wohnenden Brüder seines Ordens; sie legten ihre vielfarbigen Gewänder ab und kleideten sich weiß, als Zeichen der Demuth gegen die göttliche Pflanze. Der Oberdruiden ging, mit einer goldenen Sichel in der Rechten, zu dem Baume, beugte seine Kniee vor ihm und ließ sich dann so hoch emporheben, daß er die Pflanze erreichen konnte, welche alsbald mit der goldenen Sichel abgeschnitten und zu heiligen Gebräuchen aufbewahrt wurde. Konnte man sie sechs Tage nach dem Neumond schneiden, so hatte sie die größte Heilkraft und wurde sogleich zu einem Getränk gekocht, mit dem Opferblut unter der Eiche geschlachteter, noch nicht zur Arbeit verwendeter Stiere vermischt und so in einen Trank verwandelt, der allen, die ihn genossen, Segen, Fruchtbarkeit und Gedeihen brachte. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, fällt eine solche heilige Eiche bei Geismar in Hessen, als von ihm Befehrte während seiner kurzen Abwesenheit in das Heidenthum zurückgefallen waren und wieder zu dem Donarbaume pilgerten, mit eigener Hand; von Zorn und stummem Entsetzen erfüllt, erwarteten

die Zuschauenden, daß ein Blitzstrahl aus des Gottes Hand den Frevler vernichten werde; aber die Eiche fiel, ohne daß Donar den furchtbaren Hammer niederjandte, viele erkannten nunmehr die Wichtigkeit des Glaubens und ließen sich taufen. Auch den Alten war die Eiche heilig: die Pelasger verehrten sie als Lebensbaum, bei den Griechen war sie Zeus geweiht und aus dem Rauschen ihrer Blätter ertönten die Stimmen der Zukunft. Besondere Berühmtheit besaß der Eichbaum zu Dodona, dessen Orakel von weither in wichtigen Angelegenheiten um Rath befragt wurde. Aber die Eiche ist nicht nur ein schöner Baum, mit dessen Laub man seit alters her denjenigen, der sich ausgezeichnet und verdient gemacht hat, bekränzt, sondern auch vielfachen Nutzen bringend. Sein Holz dient beim Wasser- und Schiffsbau; seine Rinde, vorzüglich die der jungen Stämme, giebt ein vorzügliches Gerbmaterial; seine Früchte, die Eicheln, sind das beste Schweinefutter und liefern, geröstet und wie Kaffeebohnen behandelt, den bei Drüsenkrankheiten nützlichen Eichelkaffee. Und für den Freund der Natur ist die Eiche auch insofern von hohem Interesse, als nicht weniger denn zweihundert verschiedene Insektenarten auf ihr leben, vor allem der Hirschkäfer oder Schröter (*Lucanus cervus*), dieser stattliche Geweihträger, der ebenfalls Donar geweiht war, weshalb er in Niedersachsen „Fuerböter“, Feuerträger, in Süddeutschland „Donnerpuppe“ heißt. Man glaubt von ihm in verschiedenen Gegenden, er trage glühende Kohlen auf die Dächer und lenke den Blitz auf das Haus herab, wenn man ihn einfange und mit heimnehme. An der Unterseite der Eichenblätter aber bemerken wir oft kugelförmige grüne, häufig auch schön rothbäckige Auswüchse — wer kennt sie nicht, diese Galläpfel? Sie sind das Werk und die Wohnung eines anderen auf der Eiche lebenden Insekts, der Eichenblatt-Gallwespe (*Cynips quercus folii*). Im Jahre 1857 fanden sich die Galläpfel in der Elberfelder Gegend so häufig, daß junge kräftige Eichenbüsche in einiger Entfernung den Eindruck eines in Ueppigkeit prangenden Weinstocks machten; an fünf Blättern zählte man dreißig Stück, ja an einem besonders großen Blatte sogar zwanzig Stück ansehnlich entwickelter Gallen. An den Ästen sitzen gleichfalls solche, aber holzige und fast noch größere Kugeln, die von unserer größten Gallwespe herrühren, deren Weibchen sich von denen, welche in der Levante die zur Färberei und Tintenfabrikation verwendbaren Galläpfel bewohnen, wenig unterscheiden, aber schlechteres Material liefern.

Doch es ist genug gerastet und wir wandern weiter durch den Wald, der wohl hin und wieder einzelne alte Eichbäume und auch junge Anpflanzungen dieser Baumart aufweist, hauptsächlich aber aus Buchen besteht. Die Buche (*Fagus silvatica*) ist das Bild des Domes und nach dem alten deutschen Volksglauben derjenige Baum, welcher nicht vom Blitz getroffen wird. Die ersten Buchstaben waren Stäbe aus seinem Holz, die mit gewissen Zeichen (Runen) versehen zu Boden geworfen wurden. Die ölhaltigen Früchte der Buche, die sogenannten Bucheckern, sind ein Leckerbissen des flinken, beweglichen Thierchens, das dort an einem der Baumstämme emporklettert und neugierig zu uns hinlugt. Es ist ein Eichhörnchen, dessen aus dem Alterthum herrührende, ursprünglich griechische Benennung *Sciurus* „durch den

Schwanz beschattet“ bedeutet, während sein deutscher Name davon herührt, daß das sitzende Thier sehr dem abgebrochenen Ast (Horn) einer knorrigen Eiche ähnelt. Immer geschäftig eilt es von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, und nur wenn schlechtes Wetter im Anzuge ist oder wenn der Abend kommt, flüchtet es sich in das Nest, gewöhnlich ein verlassenes Raubvogel- oder Krähenest, das von seinem nunmehrigen Bewohner mit einem Dach überbaut wird, oder eine weich ausgepolsterte Baumhöhle, zuweilen auch selbst gebaut in kugelrunder Form. Das Eichhörnchen gehört ebenfalls zu Donar und wurde im Harz vor dem Anzünden der Osterfeuer im Walde gehezt, mit Steinen und Knütteln geworfen und gefangen. Seine ärgsten Feinde sind zwei andere Bewohner unserer Wälder: der Baummarder und der Habicht. Ersterer, schon in der Diluvialzeit vorkommend, lebt in ganz Europa, Sibirien, bis nach China hin und in Amerika bis zum 68. Breitengrad; er ist ein blutgieriger Räuber, der des Nachts sein grausames Handwerk treibt. Der Habicht steht in nicht besserem Rufe: „wie ein Habicht über etwas herfallen“ ist eine geläufige Redensart und die graue Wald- oder Wildtaube, die ihren Ruf durch den Wald ertönen läßt, gilt ihm als Leckerbissen. — Da schimmert es hell durch die Buchen-äste und einige Birken erfreuen uns durch ihre zarte Gestalt. Von ihrer Rinde sagt Lenau, es scheine

„Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen“,

und in einem littauischen Liede heißt es von dem Baume:

„Birke, Birke, arme Birke,
Warum bist Du denn so traurig?
War's vielleicht der kalte Herbststurm,
War's vielleicht der rauhe Frost,
Der Dir macht die Blätter starren?
Oder hat das böse Wasser
Dir der Erdenmutter Schutz
Von den Wurzeln weggespült?“

Darauf antwortet die Birke:

„Nicht der Frost macht mich erstarren,
Nicht das Wasser mich verklümmern;
Doch es kamen die Barbaren
Und sie brachen meine Nester,
Und zerstampften um mich her
All' das schöne, grüne Gras.
Schade, schade, daß von Osten
Nuch die schöne Sonne kommt.“

Die Birke (*Betula*) ist das Bild slavischer Melancholie, bei uns der Baum der Pfingsten, der Maien, und im hohen Norden wird ihr eine verehrende Huldigung zutheil. Den Bewohnern jener Gegenden ist sie eine wahrhafte Wohlthäterin, die ihnen Sommer und Winter ihren Segen spendet; viele Geräthe und Werkzeuge der arktischen Bewohner sind aus ihren Bestandtheilen gefertigt, z. B. die Dächer der Häuser mit Birkenrinde bedeckt. Zur Frühlingszeit, am Pfingstfeste zieht alt und jung in den Birkenwald; mit seinem jungen Grün geschmückt, feiert man unter Gesang, Spiel und Tanz das Frühlingstfest

und in den Liedern und Gesängen jener Völker spielt die Birke eine große Rolle. In unseren Gegenden werden mit ihren Zweigen Häuser und Kirchen am Pfingsttage geschmückt und wo „die Maie“ fehlt, da fehlt den Menschen überhaupt die rechte Freude am Pfingstfest. Auch im Sprichwort finden wir sie: „Nach den Maien zählen die Lubeter“ und „Keine Maie, keinen Liebsten“. Am Rhein, in Thüringen und im Harz pflanzt der junge Bursche der Geliebten in der Pfingstnacht eine Maie vor die Thür, wovon der Dichter singt:

„Einst holten wir Bursche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Da lachtest Du, Herzlieb, versthohlen heraus.

Das Fest ging vorüber, da gabst Du zur Stund',
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund,
Mein warst Du, o Schatz, und, o Schatz, ich bin Dein,
Wir wollen verbunden in Ewigkeit sein!“

Ein Gedicht des sechzehnten Jahrhundert aber weist auf die nützliche Verwendung des Birkenreises hin, indem es sagt:

„Grüß Gott, Du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt.“

Zwischen den Birken breitet ein Haselnußstrauch (*Corylus avellana*) seine Zweige aus. Dem Donnergotte heilig, gilt und galt er für eine der wichtigsten Zauberpflanzen, wurde, da Donar Gerichtsgott war, zur Umhegung der Gerichtsstätten gebraucht, und der züchtigende Haselstock der Korporale und Schulmeister dürfte mehr als einen nur praktischen Grund haben. Natürlich schützt der Haselnußstrauch vor Gewitter, in ihn und seine nächste Umgebung schlägt nie der Blitz ein, weshalb man ihn auch gern an Häuser pflanzt und drei Haselzweige in Bayern und Franken in das Gebälk des Hauses legt. Daneben wird der Hasel die Kraft zugeschrieben, Verborgenes zu entdecken. Zu dem Ende schneidet man an einem dazu geeigneten Tage einen jungen einjährigen Zweig ab und benutzt ihn als „Wünschelruthe“, indem man beim Abschneiden spricht:

„Ich schneide Dich, liebe Ruthe,
Daß Du mir mußt sagen,
Was ich Dich will fragen,
Und Dich so lang nicht rühren,
Bis Du die Wahrheit thust spüren.“

So gewonnen und in rechter Weise zugerichtet, zeigt die Wünschelruthe alle verborgenen Schätze an, wie Quellen und Metalle. Gern in Haselbüschen nistet die allerliebste Haselmaus (*Myoxus*), die sich zwischen den Nesten ein äußerst kunstvolles Nest baut. Heut aber hat ein anderes anmuthiges Thier sich im Schatten des Busches geruht: ein Reh (*Cervus capreolus*) springt bei unserem Nahen auf und flüchtet in schlanken Sägen in den Wald. Es ist uns lieb und traut,



Dornröschens Erwachen.

Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.

MS 25

dieses Thier des Waldes, das sich im Märchen gern zutraulich verirren Kindern nähert. Auf moosigem Grunde hat es gelagert, auf dem Gräser und Blumen sprießen. Dort blühen Veilchen (Viola), die Lieblingsblumen der Griechen, deren Sage erzählt: Cybele, die Tochter des Königs Meon von Phrygien, war als Kind von ihren Eltern ausgeföhrt, aber von Hirten gefunden und aufgezogen worden. Zur Jungfrau erblüht, wurde sie die Braut des schönen, götterentstammten, aber ebenfalls unter Hirten aufgewachsenen Atys. Von den Eltern an ihrer Schönheit und Majestät wiedererkannt, wurde Cybele wieder aufgenommen, Atys dagegen vom Könige grausam ermordet. Aus seinem vergossenen Blute entsproß das liebliche Veilchen. Neben ihm gesellt sich die Apothekerschlüsselblume mit gelben, wohlriechenden Blütendolden zu der niedlichen Waldprimel, das Buschwindröschen mit weißen und röthlichen Blüten zu dem goldgelben Hahnenfuß, das röthliche, später violette Lungenkraut zu dem rothen Seidelbast, die weiße Frühlingsknotenblume zu dem rothblauen Leberblümchen. Herrlich duften der Waldmeister und die Maiblume und später im Jahre leuchtet aus grünem Geblatt die rothe Frucht der Erdbeere hervor. Wie hoch sie von jeher geschätzt worden ist, beweist ein altes Sprichwort, welches sagt: „Wegen einer Erdbeere sollte ein Mann neun Mal vom Pferde steigen“, und in zahllosen Gedichten wird sie gefeiert. Der Tyroler Poet Hermann von Gilm singt:

„Munter, gleich den jungen Schwalben,
Singen wir auf Erdbeerlese,
Lilien in weißen Alben
Hielten uns die Katechese!

Walderdbeeren müßt ihr ohne
Zucker, ohne Zimmt genießen,
Nicht den Essig der Citrone,
Nicht Burgunder dazu gießen.

Last sie in der süßen Schale
Kosher Lippen halb zerdrücken,
Um sie dann zum zweiten Male
Noch mit einem Kuß zu pflücken!“

Wie wenig andere Bäume ist die Esche (Fraxinus excelsior) in die germanische Mythologie verflochten. Sie erzählt von dem Weltbaum Ygdrasil, einer ungeheuren Esche, welche ihre Aeste bis zum Himmel erhebt und über die ganze Erde ausstreckt. Drei Wurzeln nähren sie: die eine geht nach dem Aufenthalt der Götter Asgard, die andere in das Niesenland Jotunheim und die dritte nach der Unterwelt Niflheim. An dem Quell Urdarborn wohnen die drei heiligen Schicksalsnornen, welche diese Wurzeln täglich mit dem Wasser des Brunnens begießen; dieser Born ist im Niesenlande; bei der anderen Wurzel in Jotunheim ist der Mimirbrunnen, und in dem Reiche der Hel der Quell Svergelmer, aus welchem die Höllensflüsse entspringen. Der Baum ist bewohnt von verschiedenen Thieren, so von den Hirschen Dunair und Duratror, welche seine Blätterknospen abfressen; im Gipfel haust ein Adler, der zwischen seinen Augen den Habicht Bedurfölner trägt; ganz unten an der Wurzel wohnt die Schlange

Nidhügr, welche an des Baumes Wurzeln nagt; zwischen beiden läuft ein Eichhörchen, Ratatösker, auf und ab und sucht zwischen dem Adler und der Schlange Zwietracht zu stiften. Letztere benagt ewig die Wurzeln des Baumes, um ihn zu fällen, wie die Hirsche seine Zweige benagen, doch wird er durch das Begießen erhalten, und selbst beim Weltuntergange, bis zu welchem die Götter sich täglich in seinem Schatten versammeln, um Rath zu halten, wird er nicht untergehen, sondern nur heftig erschüttert werden. — Man erklärt diese Welteiche als ein Sinnbild der Zeit und des Lebens. Wie auf sie feindliche Mächte zerstörend einwirken, so nagen am Lebensbaume der ganzen Menschheit Zerstörung und Verderben, doch wird derselbe, wenn auch Blätter und Knospen zur Erde fallen, ewig grünen und Geschlechter auf Geschlechter erstehen lassen.

Ein seltsamer Glaube verband sich einstmals mit dem im Juni und Juli in den Wäldern blühenden Türkenbund, dessen fleischrothe, braunpunktirte Blumenblätter gleich einem Turban aufgerollt sind. Zur Zeit der Alchemisten und Goldmacher versiel man nämlich auf den Gedanken, diese mit der Kaiserkrone nahverwandte Blume zum Goldmachen zu verwenden, da sie goldgelbe Wurzelknollen hat. Noch jetzt hängt der Senne in der Schweiz ihre prächtig gefärbte Blüte in seiner Hütte auf, um sie vor Krankheit, Pest und Hexerei zu schützen. — Beim Weiterwandern bemerken wir, daß der Boden unter unsern Füßen feucht wird — wir finden hier Pflanzen, die einen solchen lieben, wie die Farnkräuter. Sie sind sehr gestaltenreich und für die Vorwelt von großer Bedeutung, denn sie gehören zu denjenigen Gewächsen, welche sich von der Zeit an, wo Landpflanzen entstanden, bis jetzt erhalten haben. Ehemals sagte man, es sei kein Kraut, mit welchem mehr Hexenwerk getrieben werde, als mit dem „Waldjarn“, d. h. mit seinem „Samen“, der nur in der Johannisnacht sich bildete und reifte; er wirkte Wunder über Wunder und verhalf vornehmlich zu Schätzen. Der Weg führt zu einer bewässerten Waldwiese; da fehlt es nicht an Orchideen, namentlich blüht hier das sogenannte Anabenkraut. Bei ihnen zeigt sich besonders das entschiedene Eingreifen der Insekten zur Vermehrung der Pflanzen, denn bei den Orchideen ist der Blütenstaub durch einen klebrigen Stoff zu einer Masse zusammengeklebt und hängt sich den honigsuchenden Insekten so fest an, daß sie ihn nicht abwerfen können. Auch die tiefgelbe Sumpf-Dotterblume wächst auf der von einem Bächlein durchrieselten Waldwiese, ebenso das lilablütige Wiesenchaumkraut und das blaue Bergisemennicht. Von ihm und der Schlüsselblume (Primula) erzählt eine uralte Volksjage: In einem Berge wohnten liebliche Mädchen, die unermessliche Reichthümer hüteten. Alle sieben Jahre öffnete sich der Berg; den Eingang fand nur ein Hirt, welcher eine vorher nie gesehene rothe, blaue oder gelbe Blume gefunden hatte, vor der eine dem Auge aller Sterblichen verborgene Thür aufspringt. Der Glückliche trat in die Wunder des Berges ein und eine der Jungfrauen geleitete ihn zu den Schätzen, mit denen er sich die Taschen füllen durfte, auch war es ihm gestattet, wiederzukehren. So erging es einst einem Hirten, dem die Jungfrau beim Abschiede noch nachrief: „Bergiß das Beste nicht!“ — in der Aufregung aber hatte er seinen Hut

auf den er die Blume gesteckt, zurückgelassen. Unachtsam eilte er weiter, da krachte die Thür zurückprallend an seine Fersen und schlug ihm die Rechte ab; da die Blume fehlte, fand er nie wieder den Eingang zu den einmal geschauten Herrlichkeiten. Die Deutung dieses Mythos ist folgende: Gott Donar, der Hirt der als Kühe dargestellten Wolken, öffnet mit der rothen Blume des Blitzes den Wolkenberg und gewinnt den Zugang zu dem Schatz; die Ferse wird ihm abgeschlagen, denn man verglich das zuckende Hin- und Herspringen des Blitzes mit dem Gange hinkender Menschen, wie ja auch der griechische Hephästos lahmt. Von der blauen, rothen oder gelben Blume aber, die im Frühlingsgewitter die Himmelsfelsen verschließt, glaubte man in irdischen Blumen die Abbilder in unserm blauen Vergißmeinnicht und der gelben Schlüsselblume zu sehen. — Von der Preiselbeere (*Vaccinium vitis idaea*), die im Verein mit der Heidelbeere (*V. myrtillus*), wie wir sahen, streckenweise den Waldboden bedeckt, erzählt eine andere Sage: Einst fleht ein Klausner die Jungfrau Maria um eine erfrischende Frucht für die Armen an. Die Madonna nahm darauf den Kranz, den sie trug, vom Haupte, löste ihn auf und verstreute die einzelnen Theile über die Waldberge, auf denen nun die Preiselbeeren so reichlich wuchsen, daß sich die Felsen zwei Mal im Jahre, im August und Oktober, davon färben. In Süddeutschland nennt man die Preiselbeere deshalb Liebfrauenstrauch oder Müttergotteskirche. Und von der smaragdgrünen Eidechse (*Lacerta viridis*), die wir dort auf der sonnigen, mit kleinem Gestein bedeckten Waldlichtung bemerken, heißt es im Volksmunde, sie sei eine verzauberte Hexe, als welche sie auch im griechischen Mythos von Apollo getödtet wird; interessant ist in dieser Beziehung die Erörterung Karl Simrocks über das Wort Eidechse, dessen ältere Form Hagedisse, d. i. Hexe, ist. Sofern jedoch die Eidechsen im Frühling erscheinen und die schöne Jahreszeit ankündigen, werden sie als der Sonne heilig und deshalb als von guter Vorbedeutung betrachtet. In Schwaben sind sie Prinzessinnen, welche wegen ihrer Eitelkeit in solche Thierchen verwünscht und verwandelt worden sind: der Schwanz soll ihr langes schönes Haar gewesen sein und auf ihrem Kopfe sieht man zuweilen eine kleine Krone. Unsere Eidechse hat soeben eine Kreuzspinne erhascht, die zu Donar in Beziehung gestanden zu haben scheint. Sie hat eine Rune auf dem Rücken, heißt in Westfalen „Hittenhiär“ (Ziegenhirt) und man meint hier, sie lebe von Gift, das sie der Luft entziehe, weshalb sie ein wohlthätiges und unverletzliches Thier sei. In ein Haus, in dem sich eine Kreuzspinne befindet, schlägt das Wetter nicht.

Jenseits der Wiese sehen wir den Wald sein Aussehen verändern: statt von Laub- wird er von Nadelholz gebildet, von Tannen, Fichten und hohen Kiefern. Sie alle haben einen traurigen Typus; der melancholische Ernst, der über den Nadelbaum ausgebreitet ist, regt unwillkürlich zu sinnendem Nachdenken, zu Reflexionen über Sein und Nichtsein an, und darum erscheinen die Nadelbäume vor allen geeignet, mit dem herbsten Schmerz und bittersten Weh in Verbindung gebracht zu werden, darum eignen sie sich vortrefflich zu Symbolen der Trauer, zu Bildern des Todes. Fast ausschließlich ist es die Fichte, welche bei uns zu diesem Zweck verwendet wird und von welcher die griechische

Mythologie erzählt: Pytis (d. i. Fichte) war eine sehr schöne, von Pan und Boreas gleich heftig geliebte Nymphe: Pan war der Begünstigte. Dadurch zog sich die schöne Pytis die Rache des Boreas zu, der sie zu Boden warf und tödtete. Aber aus Mitleid verwandelten sie die Götter in den Baum ihres Namens, Pan schmückte sich mit dessen grünen Zweigen und betrauerte weinend die Geliebte. Sympathisch weinte die Nymphe des Baumes mit ihm, so oft Boreas wehte und in klaren Tropfen (das Harz) hingen die Thränen in den Zweigen. Wie schön hat Heine in seinem Gedicht „Ein Fichtenbaum steht einsam“ den Charakter des Baumes geschildert und wie treffend sagt Lenau:

„Wildverwachsne dunkle Fichten,
 Peise klagt die Quelle fort —
 Herz, das ist der rechte Ort
 Für Dein schmerzliches Verzichten.“

Das zu allen Jahreszeiten frische Grün der Tanne machte sie auch zu einem Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit; kein Baum erschien deshalb würdiger als dieser, zum Weihnachtsbaum ausersehen zu werden. Sie erinnert am schönsten an die ewig währende Liebe des himmlischen Vaters, die sich in der Geburt des Christkinds offenbart, und an das ewige Licht, das in der Finsterniß leuchtet. Alle drei Arten unserer Nadelhölzer, ganz besonders aber Kiefer und Fichte, verbreiten sich wie die Birke bis zum höchsten Norden Europas und sind uns auch vielfach nützliche Bäume: abgesehen von ihrem Holz liefert die Kiefer (*Pinus silvestris*) das Terpentinöl, das Geigenharz, Holztheer, Pech und Aienruß und ihre Sprossen dienen als Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismen; die Fichte (*P. abies*) giebt sehr gutes Bau- und Nutzholz und den unechten Weihrauch und das der Edeltanne (*P. picea*) wird besonders für musikalische Instrumente, wie Geigen verwendet. Leider leben besonders auf der Kiefer (Föhre) überaus viele schädliche Insekten, von denen der Borkenkäfer oft furchtbare Verheerungen unter den Bäumen anrichtet. Ein helleres Grün kennzeichnet die in Büscheln stehenden Nadeln der Lärche oder Lärchentanne (*Larix europaea*), die in Deutschland nur in kleinen Beständen vorkommt, im Hannöverschen erst seit 1752, und gewöhnlich wie die Birke den Fichten- oder Tannenwald berandet. Unter allen Nadelhölzern liefert sie das beste Holz zum Wasserbau (Röhrenholz zu Wasserleitungen zc.) und zum Bergbau, in südlichen Ländern schwitzt aus den Nadeln die sogenannte Manna von Briançon. Zu Füßen dieser Nadelbäume führt die Heide (*Erica*) ihr stilles Leben und erfreut uns durch ihre zwar unscheinbaren, aber allerliebsten fleischrothen Blüten. Sie ist für das norddeutsche Tiefland so charakteristisch, daß man große, steppenartige, nur mit Heide bedeckte Flächen auch Heide genannt hat; ihre Blumen liefern gutes Bienensutter und nach der griechischen Sage bereiteten die fleißigen Bienen daraus den Honig für Zeus, der die süße Speise hochschätzte, ja kein anderes Gericht für würdig erachtete, auf der Tafel der Unsterblichen zu erscheinen. Der griechische Name „Erica“ bedeutet: „ich breche“, weil die Alten meinten, die auf dürrer Boden sprießenden Kräuter spalteten die Felsen

und hoben das Gold aus der Tiefe. Nach deutscher Sage sind der Heide Blüten von dem Blute der erschlagenen Heiden so roth gefärbt, die in den ehrwürdigen Hümnengräbern bestattet liegen. Auch sind sie ein sicherer Prophet, denn blühen die Pflänzchen recht zahlreich und setzen sie reichen Samen an, so hat man einen harten Winter zu erwarten, während im andern Falle die Kälte nicht groß werden wird. In Frankreich gab es eine Zeit, in der die Heide im wahren Sinne des Worts zur Modeblume wurde; von Rousseau erzählt man, er habe sie allen andern Blumen vorgezogen. — Die Stämme der Kiefern sind roth gefärbt: das kommt dem Fuchs zugute, der sich dort vorsichtig zwischen ihnen hinschleicht. „Reineke“ ist ein schlauer Bursche, davon wissen uns viele Fabeln und Märchen zu erzählen, in denen er den Wolf, den Bär, den Dachs prellt und dem armen Hasen den Garaus macht. Jenen freilich hat er nicht erhascht, der vor unsern Augen eilenden Laufes flüchtet; vielleicht hat ihn dabei der stattliche Hirsch behindert, der soeben stolzen Schrittes durch den Wald schreitet und bei unserer Annäherung kaum merklich seinen Gang beschleunigt. Er hat wohl Umschau gehalten über das freie Feld, welches wir nunmehr betreten.

Es ist zu Anfang des Sommers. Die noch grünen Aehrenfelder wogen wie Wellen unter dem Druck des frischen Morgenwindes, während sendet die Sonne ihre Strahlen auf sie herab. Dort ist Roggen gebaut, hier Weizen, die beide uns „unser täglich Brod“ geben. Indes und Aegypten kannten den Roggen (*Secale*) nicht, die Griechen erhielten ihn aus Thrazien und Macedonien, den späteren Römern galt er, als sie ihn kennen gelernt hatten, für ein häßliches schwarzes und unverdauliches Korn. Wo er heimisch, ist unbekannt, seine Namen — althochdeutsch *noeco*, altnordisch *rugr*, angelsächsisch *ryge* — deuten auf den Ursprung in den Ländern zwischen Alpen und schwarzem Meer; B. Koch will vor mehreren Jahren im nördlichen Klein-Asien beim Dorfe Tschinal auf Bergen von 5900 bis 6000 Fuß Höhe unsern Roggen wild gefunden haben. Jedenfalls ist er der wichtigste Gegenstand der deutschen Landwirthschaft und unsere nützlichste und nächst Weizen unsere nahrhafteste Getreideart, deren Körner als tägliche Nahrung für ein Drittel der Bewohner Europas, zur Bierbrauerei zc. dienen. Den Gegensatz zu ihm bildet in gewisser Hinsicht der Weizen (*Triticum*), den der Romane vorzugsweise unter *frumentum*, Getreide, versteht, wie der Norddeutsche unter Korn namentlich Roggen und der Schwede Gerste. Der Weizen stammt wahrscheinlich aus dem Westen oder Süden des Mittelmeeres oder aus Mittel-Asien und gehört zu den am längsten bekannten Cerealien. In China war er schon vor dreitausend Jahren Kulturpflanze, bei den Hebräern wurde so viel Weizen gebaut, daß Salomo dem König Hiram jährlich ein Geschenk in dieser Frucht machen konnte; Griechen und Römer unterschieden wie wir Sommer- und Winterweizen. Jetzt wird er in allen Welttheilen als eins der wichtigsten Getreidegräser in vielen Spielarten kultivirt; seine Körner dienen zu Weizengraupe, =grüße und =gries, liefern das feinste und weißeste Mehl zu Weißbrod, Nudeln, Kuchen, Oblaten zc. und werden als Malz zum Bierbrauen gebraucht. Zu letzterem dient auch vorzüglich die Gerste (*Hordeum*), vielleicht die

älteste Ackerfrucht, die noch jetzt zwischen Euphrat und Tigris wild wachsen soll. Am längsten bekannt ist die sechszeilige Gerste (*H. hexastichon*), welche Aegypter, Juden, Indier und Griechen seit uralter Zeit gebaut haben und deren Körner man in Mumien fand. Unsere nördlichste Kulturpflanze, die Gerste, ist das Hauptnahrungsmittel für Alpenbewohner und viele nördliche Völker und wird auch bei uns häufig gegessen. Die ursprüngliche europäische Kornfrucht ist jedoch der Hafer (*Avena*), dem Kelten und Germanen kultivirten ihn schon vor zweitausend Jahren; Aegypter, Hebräer und auch Griechen und Römer kannten ihn dagegen anfänglich nicht. Bei Homer findet sich noch keine Spur von diesem Getreide und auch später bauten ihn die Griechen nicht an, sondern scheinen nur die wildwachsenden Arten gelegentlich gebraucht zu haben. Er galt den Alten nach Theophrast und Cato für ein Unkraut, das sich unter das Korn mischte oder in welches sich das Korn verwandelte, in beiden Fällen den Ertrag mindernd oder aufhebend; bei den Deutschen war er aber nach Plinius Hauptnahrung und derselbe erzählt, daß sie ausschließlich von Haferbrot gelebt hätten. Dasselbe wird noch im Mittelalter von den britischen Kelten berichtet, wie noch jetzt der Hochschotte viel Haferbrot isst und dem Schwaben und Alemannen, wie bekannt, das „Habermus“ als Leibgericht gilt.

Nach dem Volksglauben hat das ernährende Korn natürlich eine wohlthunende Kraft. Wenn man die ersten drei im Frühling erblickten blühenden Kornähren durch den Mund zieht, ist man, wie es in Nieder- und Mitteldeutschland allgemein heißt, vor allem Fieber geschützt und wird immer Brod haben; im Kornfelde, sagt man in Schleswig, ist man vor dem „Werwolfe“ sicher; in Oldenburg streut man Roggenkörner im Hause unter den Sarg, damit das Glück nicht aus dem Haus getragen werde; Doppelähren schützen, an die Stubendecke oder hinter den Spiegel gesteckt im Voigtlande vor Blitz. In den Getreidefeldern hausen dämonische Gestalten, denn man glaubte ehemals in dem Wachsthum der Gräser, der Feldfrüchte, der Obst- und Waldbäume, kurzum in der gesammten Vegetation eine Anzahl theils thiergestaltiger, theils menschenartiger Wesen thätig, welche bei mancher Verschiedenheit im einzelnen doch nur jedesmal ein anderer Ausdruck für denselben Grundgedanken zu sein scheinen. Der Mensch sah, daß während des Blitzes und Regengusses die Wolke sich bald schädigend, bald befruchtend ins Wiesenrasen oder Kornfeld niederließ; daher stellte man sich vor, daß die in Wetter und Wolken waltenden Mächte im Regenguß zur Ernte hinabstiegen und in Feld und Acker unsichtbar und menschlichen Augen verborgen auf geheimnißvolle Weise ihr Wesen trieben. Diesen Mächten nun gab die Volkspheantasie verschiedene Gestalten, besonders solche von Thieren, wie Bär, Bock, Schaf, Gase, Hund, Wolf, Hahn, je nachdem man Wind- oder Wettererscheinungen im Auge hatte. Wenn nun in die Ähren tretendes oder in Blüte stehendes Roggen- oder Weizenkorn, vom Winde bewegt, auf- und niederwogt, wenn dasselbe in der Sprache des Landmanns „wolk“, dann sagt man zur Bezeichnung oder Erklärung dieser Erscheinung: „de willen Swine laget Druppe“ oder im Bremischen: „die Windfaken laufen im Getreide“, „die Wetterfaken sind drinne“; bei Kiel warnt

man die Kinder, keine Kornblumen zu sammeln, damit sie der „Bullfater“ nicht hasche. Und beim Schneiden oder Mähen des Getreides flieht dieser Korndämon von Ackerstück zu Ackerstück; wird nun jemand während der Ernte krank, so meint man, daß er unversehens auf das göttliche Wesen gestoßen sei, für welche profane Berührung er mit körperlichem Uebel bestraft worden. Nimmt der Korndämon menschliche Gestalt an, so heißt er „der Alte“, auf den bezugnehmend in Schlesien gesagt wird: es steigen Männer auf, im Margau: der schwarze Mann kommt, wenn Gewitterwolken am Himmel erscheinen, — oder das Weib „die Alte“, die Roggenmuhme, das Kornwis, die wilde Frau. Rothhängig und schwarznasig, eine weiße Haube auf dem Kopfe und in zerrissene Kleider gehüllt, hascht und raubt sie die Kinder, welche sich zu weit in die Kornfelder hineinwagten, um sich Kornblumen zu pflücken, wie auch Kopisch sagt:

„Daß stehen die Blumen, geh' nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um daborn,
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder.
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“

Aber wir fürchten uns nicht und langen sie doch, die schöne tiefblaue Kornblume (*Centaurea cyanus*), diesen Liebling des greisen Kaisers Wilhelm. Die Sage erzählt, daß die Cyanen, als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einmal die wogenden Aehrenfelder durchwandelte, sich ihr genahet und geklagt hätten: „O Ceres, warum ließ Dein Wink uns erblühen inmitten Deiner Gaben, die das Land mit Aehren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens, uns aber schaut er nicht ein Mal an. So gieb uns auch ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten Aehren; wo nicht, so laß uns wo anders einsam blühen, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entzogen sind.“ Die Göttin erwiderte ihren holden Blumenkindern liebevoll: „Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir ausersehen, hier im rauschenden Gewoge der Aehren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn viel höher als dieser ist euer Ruf und Ansehen bei den Menschen: ihr seid die Priesterinnen im großen Volk der Aehren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und empor schauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich auch euch als Priesterschmuck ein himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glauben und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht; am Erntetage, wenn alle diese Halme und Aehren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Busen schmücken.“ Das waren die klagenden Kornblumen zufrieden und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesicht der holden Göttin und freuten sich nun ihres be-

vorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie denn weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmmeeres und predigen den Menschen von des Himmels Gnade und Güte.

Am Rande des Feldweges blüht eine andere blaue Blume: die Cichorie oder Wegwarte (*Cichorium intybus*), die schöne Verbesserin unseres Kaffees, von welcher der Volksmund erzählt, sie sei eine verwandelte Jungfrau, die sieben Jahre lang vergeblich auf die Rückkehr des in mörderischer Schlacht gefallenen Geliebten geharrt habe. Purpurblütig reckt die Eselsdistel (*Onopordon acanthium*) ihr stacheliges Haupt in die Höhe, ein leckeres Futter für das langohrige Grauthier. Eine Freude der Jugend sind die Blüten der Klette (*Aretium lappa*), die so fest am Rocke des Schulkameraden hängen bleiben; aber vorsichtig weicht sie der gefürchteten Brennnessel (*Urtica*) aus, dieser „Schlange unter den Pflanzen“, welche bei der leichtesten Berührung bitterböse ihre gifthaltigen Haare fahren läßt. Unseren Vorfahren galt sie als dem Donnergott heilig, weshalb man noch heut in Tirol beim Gewitter Nesseln ins Feuer legt, damit der zündende Blitz abgehalten werde. Im Volksliede heißt es von ihr:

„Ei, Bauer, laß mir die Röslein stehn,
Sie sind nicht Dein.
Du trägst wohl noch von Nesselkraut
Ein Kränzelein.

Das Nesselkraut ist bitter und hart,
Es brennet sehr.
Verloren hab ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.

Es reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Daß ich die Herzallerliebste
Soll sehen nimmermehr.“

Auf dem Acker selbst hat Flora Kinder von liliputanischer Kleinheit erstehen lassen. Am zahlreichsten sind die Kreuzblütler vertreten, deren weiße Blüten am nackten Stengel aus den an den Boden gedrückten reichen Blattrosetten emporsteigen, wie z. B. das reizende Hungerblümchen, mit dessen zarten Blüten in Sandgegenden ganze Aecker übersäet sind und das so seinem Namen alle Ehre macht. Ebenfalls auf Sandbrachäckern wächst in Menge die Tresdalie, und überall das Hirtentäschelkraut mit herzförmigen Fruchtschoten, sowie die Frühlingsraute. Daneben zeigten sich der pfirsichrothe Reiherschnabel, der lilafarbige Verchensporn, die großen goldgelben Ranunkeln und die schönen gelblichgrünen Haserblumen. Einen wesentlich andern Typus tragen die Hornkräuter; ihre weißen Sternblüten sind doldig mit einander vereint und ihre grau-grünen Blätter machen sie wenig in die Augen fallen. Weit mehr wird unser Blick da durch das Tausende von Blumenkrönchen tragende Ehrenpreis (*Veronica*) gefesselt, das mit seinen tiefblauen Neuglein uns so einfach-liebtlich anschaut. Vom April bis August und September blühen der weiße und rothe Bienenjau und der gelbe Bärenzahn, auch Kuhblume (*Taraxacum*) genannt, welcher letzterer Augenleiden heilt, wenn er am Tage des hl. Bartholo-

mäus gegraben, in neun Stücke geschnitten und neun Tage in einem Beutel getragen wird. Der Brauch des Abblasens der langgefiederten Samen ist uralt; bekanntlich lebt man nach dem Volksglauben noch so viele Jahre, sobald Samen stehen bleiben, während es für Liebende ein glückliches Vorzeichen ist, wenn sie alle Samen auf einmal fortblasen können. In gleicher Weise dient das Gänseblümchen oder Maaslieb (*Bellis perennis*), dessen Blütenblätter einzeln abgepflückt werden, indem man spricht: Er liebt mich, er liebt mich nicht zc. In der Schweiz fragt der Bursche: Reich — arm — mittelgattig? das Mädchen: Ledig si? Hochzig? Ins Chlösterli ga? — Im Mittelalter genoss großen Ruf das im Juli und August überall an Wegen und Hecken wachsende Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), dessen Blätter, gegen das Licht gehalten, wie durchlöchert erscheinen. Daran ist der Teufel schuld, gegen welchen die Pflanze viel angewendet wurde und der deshalb einmal, als er ganz besonders „oben auf“ war, die Blätter derselben mit Nadeln durchbohrte; in Wirklichkeit sind die anscheinenden Löcher Deldrüsen. Blüten und Blätter des Krauts enthalten reichlich Farbstoff, welcher schon beim Reiben die Finger röthet: er heißt Johanniskraut und ihm schrieb man die merkwürdigsten Wirkungen zu. In der Nacht auf den Tag Johannis des Täufers gepflückt, wirkt das Johanniskraut am stärksten.

An die Getreide-reihen sich Kohl- und Rübenselder an. Der Kohl (*Brassica*), jezt eins der nützlichsten und verbreitetsten Gemüse, wächst oder wuchs ohne Zweifel in Europa wild; wo der Savoyer oder Wirsing-Kohl herkommt, ist in diesen Beinamen ausgesprochen, denn auch letzteres ist nichts als das oberitalienische verza, d. i. grüner Kohl. Daß überhaupt Italien uns lehrte, Kohl zu essen und zu pflanzen, sagt das Wort Kohl, aus *caulis*, *caputium*, *capuccio*, unmittelbar aus; auch der Kohlrabi, der Raps und der Rübsen tragen lateinisch-italienische Namen: *caulorapa*, *caulis rabi* und *rapicium*, und sind jungen Datums in Deutschland. Der zarte, seltsam gebildete Blumenkohl stammt aus dem Morgenlande und kam über Venedig und Antwerpen nach Europa, nach Deutschland erst kurz vor Beginn des dreißigjährigen Krieges. Das Sauerkraut mag eine tatarische, von den Slaven adoptirte Erfindung sein, die sich vom Slavenlande weiter nach Nieder- und Oberdeutschland verbreitete; europäisch sind die Rübe und die Möhre. Kohlrübe und weiße Rübe, sowie die Teltower Rübe gehören alle zu den Brassicaen; die Mohrrübe oder Möhre (*Daucus carota*), zogen schon die Griechen und Römer in ihren Gärten und auch Karl der Große empfahl sie als Kulturpflanze. Die Fenchelrübe (*Beta*) stammt von den Küsten des Mittelmeeres her, die Zuckerrübe (*Sium sisarum*), bereits den alten Deutschen bekannt und zur Zeit des Kaisers Tiberius als Tribut (*Siser*) nach Rom geliefert, vielleicht aus China oder der Mongolei. — Den Kohl glaubt vielfach der Hase für sich gepflanzt und stattet ihm mit seiner Sippschaft gern Besuch ab. Er gehört, wahrscheinlich als Sinnbild der Fruchtbarkeit, der Frühlingsgöttin an oder der Hulda oder Harke, deren Heerde aus lauter Hasen besteht und die sich bei ihren nächtlichen Wanderungen von Hasen Lichter voraustragen läßt. Hasenteiche, Hasenbrunnen, Hasennester gelten vielfach als der Ort des Ursprungs

der Kinder; Hase und Kinderreichthum gehören zusammen, die Oesterreicher legt der Hase. Den heidnischen Deutschen war er heilig und sie haben ihn nicht gegessen; in der indogermanischen Mythologie ist er der Mond, nach einer buddhistischen Legende von Indra in diesen verwandelt, weil er ihm freiwillig sein Fleisch zu essen gegeben hatte, als er, in einen Pilger verkleidet, um Brod bat. Der Hase, der ihm nichts weiter bieten konnte, legte sich übers Feuer, damit Indra seinen Hunger stillen könne. Der mythische Hase und der Mond werden beständig identifizirt; dieser ist der Wächter des Himmels, d. h. er schläft mit offenen Augen, und das thut jener auch, wodurch der somnus leporinus sprichwörtlich wurde. Ebenso begegnet uns der Hase als der sprichwörtliche Feind des Löwen und das lateinische Sprichwort sagt: *Mortuo leoni lepores insultant oder saltant* — der Mond springt auf die sterbende Sonne.

Die Wege zwischen den Ackerflächen sind mit Obstbäumen besetzt. Die Pflege des Apfelbaumes (*Pyrus malus*) findet sich sowohl bei den Griechen und Römern als auch bei unseren Vorfahren. Es wuchs in Deutschland von alters her ein wilder Apfelbaum, der sich noch heut gar nicht selten in deutschen Wäldern ziemlich verkrüppelt, an den jüngeren Zweigen dornig, findet und als Stammvater aller unserer edlen Apfelbaumarten angesehen wird. Damit ist freilich nicht gesagt, daß dieselben direkt von ihm durch Kultivirung gewonnen worden sind, vielmehr ist anzunehmen, daß die edlen Bäume von Zweigen stammen, welche über die Alpen gebracht und auf den einheimischen Stamm gepfropft wurden. Wann dies geschehen ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen, es muß aber bereits in früherer Zeit stattgefunden haben, denn schon in den Sprachen der verschiedensten alten Völker finden sich Namen für den Apfelbaum und seine Frucht. Ebenfalls wild wächst in unsern Gebirgswäldern, Feldgehölzen, Gebüschen und Hecken der Birnbaum (*Pyrus communis*), der auf gleiche Weise veredelt worden sein mag. Den alten Hebräern waren veredelte Birnen wohlbekannt und die Römer besonders gaben sich mit deren Kultur ebenso wohl als mit der Apfelfkultur ab. Jedenfalls hat Deutschland seine veredelten Sorten aus Italien und andern südlichen Ländern erhalten. Der Stammvater der Süßkirsche (*Prunus avium*) ist der in den Wäldern von fast ganz Europa vorkommende Vogelkirschbaum, während die Heimat der Sauerkirsche (*P. cerasus*) vermuthlich in den Gebirgswäldern am Schwarzen Meer zu suchen ist, denn nach Plinius soll ihr Name von der Stadt Cerasus (Kerasunt), am Schwarzen Meer in der alten Provinz Pontus gelegen, hergeleitet sein. Von daher brachte der Feldherr Lucullus diesen bereits veredelten Baum nach Rom, von wo aus sich derselbe weiter in Italien und dem übrigen Europa verbreitete. Karl der Große empfahl schon mehrere Arten zum Anbau, so daß im zwölften Jahrhundert bereits in Schlesien die Kirsche eingebürgert und im vierzehnten so allgemein angepflanzt wurde, daß man von eigentlichen Kirschbaumgärten sprechen konnte. Als Stamm-land des Pflaumenbaums (*Prunus domestica*) endlich gilt der Orient, von wo er zu Catos Zeiten nach Italien kam und dann immer weiter nach Norden vorrückte, doch ohne in Deutschland länger als seit vierhundert Jahren bekannt zu sein.

Zu beiden Seiten des Baches, welcher die Feldmark durchschneidet, sind Weiden angepflanzt, im Frühling mit ihren gelben Blüten-„Kätzchen“ ein lieblicher Anblick, aber meist verzerrt und verkrüppelt und infolge des häufigen Köpfens oft geborsten. Das kommt daher, sagt der Volksmund, daß Judas Ischarioth, als er seinen Herrn und Meister verrathen hatte und dann erfuhr, derselbe sei zum Tode verdammt worden, sich aus Reue an einem Weidenbaum erhängt hat, „und er ist“, sagt die Schrift, „mitten entzwei geborsten und hat alle seine Eingeweide ausgeschüttet.“ In den Eklogen des Virgil ruhen die Nymphen und Krieger, wenn sie ihre Liebe beweinen, unter Weiden: der Baum ist so auch das Sinnbild verlassener Liebe. Im Mittelalter trug aus diesem Grunde der von seiner Dame verlassene Ritter einen Weidenzweig und es heißt in einem gleichzeitigen Gedicht hierauf bezüglich:

„Der Weidenbaum, der von Dir gesandt,
Sagt mir, daß Du Dich abgewandt,
Und morgen such' ich, nah' dem Baum
Mein Grab in seines Schattens Raum.“

Eigentliches Symbol der Trauer ist die Trauerweide, weil der Psalmist von den gefangenen Juden singt: „Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind.“ Eine Legende erzählt, warum sie ihre Zweige so tief herabsenkt: Als unser Heiland noch auf Erden wandelte und der Leiden so viele erduldet, damit er die sündige Welt vom Verderben erlöse, waren alle guten, nicht verblendeten Menschen tief betrübt über seine Qualen und auch alle Thiere und Pflanzen trauerten. Am Ufer eines hellen Baches aber standen viele grüne und kräftige Bäume und Gesträuche, unter ihnen auch eine Weide. Als Königin stand sie unter ihren Gefährten da, das Haupt zu den Wolken erhebend. Auch sie war voll Trauer ob der Leiden des Erlösers, wie sie ihn vor Pilatus schleppten und „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ schriegen. Da nahen Diener des Pilatus dem freundlichen Orte und ihre Aelte raubten der Weide ihren herrlichen Schmuck der Aeste. Dann flochten sie die abgeschnittenen Zweige zusammen und geißelten den Herrn bis aufs Blut damit. Still duldet er auch dieses, dem bekümmerten Baume aber brach das Herz und voll tiefen Grames senkte die Weide ihre Zweige zur Erde hernieder, um sie zum Zeichen der tiefen Trauer nie wieder zu erheben. Die Menschen nennen sie deshalb Trauerweide.

Und jetzt biegen wir aus dem Feldweg auf die mit Pappeln besetzte Chaussee ein. Auch sie sind Trauerbäume, sowohl die Pyramiden- als auch die Schwarzpappel. Die erstere, auch italienische Pappel genannt, weil sie südlicher Herkunft ist, hat eine vornehme Haltung, deren Schiller in seinem „Spaziergange“ gedenkt, wo es heißt:

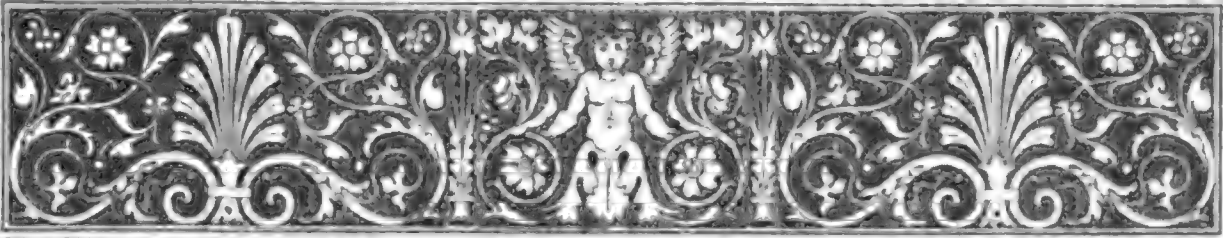
„Der Pappeln stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig dahin.“

Schon die Alten pflanzten den Baum an Straßen, Gräber und Denkmäler, bei uns verschwindet er jetzt mehr und mehr als entsetzlich langweiliger Chausseebaum. Auf Kirchhöfe paßt er weit eher, denn das Geflüster seines beständig bewegten Laubes ist wohlgeeignet,

schmerzliche Gedanken wachzurufen. Die Schwarzpappel hat gewissermaßen ein historisches Recht darauf, dieselbe Stelle, wie er, einzunehmen: sind die Schwarzpappeln nach dem griechischen Mythos doch nichts anderes als die trauernden Heliaden, welche von den Göttern aus Erbarmen in diese Bäume verwandelt wurden, damit ihr Gram um ihren von Zeus in den Eridanus gestürzten Bruder Phaëton endlich ende und ihre Thränen versiegen möchten . . . Doch da ruft uns Hundegebell aus unserem Zurückschweifen in die Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Rothbedachte Häuser tauchen hinter den Gebüsch auf, statt der Pappeln sind Kastanien zu beiden Seiten der beginnenden Dorfstraße angepflanzt. Es ist nicht die eßbare Früchte tragende, südeuropäische echte oder Maronen-Kastanie, die aber auch schon in Süddeutschland sich zu Waldungen vereint, sondern die gemeine Roßkastanie (*Aesculus hippocastanum*), deren bitter schmeckender Samen — kurzweg Kastanien genannt, — der Kinderwelt als Spielzeug, gepulvert bei der Anfertigung des Schneeberger-Schnupftabaks und nach dem Volksglauben als Mittel gegen Rückenschmerz und Gicht dienen. Der schattenspendende Zierbaum stammt aus dem nördlichen Indien und kam etwa um 1550 nach Konstantinopel, von wo der Arzt Quackolbeen einen Zweig mit Früchten an den Botaniker Mathiolus in Venedig sandte. Dieser wieder machte l'Écluse oder Klusius in Wien damit bekannt, welcher 1575 Samen auspflanzte: im Jahre 1581 blühte der prächtig aufgehende Baum zum ersten Mal in der Kaiserstadt an der Donau. Durch Klusius ist der Baum in Deutschland bekannt gemacht und eingeführt worden, in England durch Gerard und Tradescant; nach Frankreich kamen die Samen direkt aus Konstantinopel und die ersten Bäume wurden 1615 im Garten des Bacheliers zu Paris gezogen. Den Namen Roßkastanie hat der Baum erhalten, weil die Türken die Früchte für ein gutes Mittel gegen den Keuchhusten der Pferde ansahen. Zuweilen wird die Kastanie sehr alt und groß; in einem Restaurations-Garten zu Hirschberg in Schlesien zum Beispiel steht eine, deren Stammumfang sich auf 3,60 Meter beläuft, während der Durchmesser der Laubkronen 16,18 Meter und der Umfang der Krone 52,80 Meter beträgt. Unter ihrem Laubdache haben 200 Personen an Tischen und Stühlen bequem Platz.

Wenn auch nicht annähernd von gleicher Größe, geben doch auch die Kastanien vor den Häusern unseres Sommeraufenthaltsortes demselben ein freundliches Gepräge und der Straße fühlen Schatten. Unter einem der Bäume ruhen wir aus von unserm nummehr beendeten Spaziergange.





Budapester Umriffe.

Von Paul d'Abrest.

Alles „magyarisch“, alles „königlich!“ Der Haß gegen die „Schwaben“, die Abneigung gegen alles Deutsche ist, einzelne Ausbrüche etwa ausgenommen, nicht so intensiv, wie zur Zeit des Bachschen oder Schmerlingischen Provisoriums, und auch der Cylinder kann sich frei und gefahrlos in den Straßen bewegen; aber der positive und exklusive Patriotismus des Magyaren hat sich in den letzten Jahren noch gekräftigt und offenbart sich überall, wohin das Auge blickt; die Inschriften auf den öffentlichen Monumenten, die Schilder der Magazine, die Plakate — alles deutet auf das Bewußtsein vollständiger Autonomie und auf den Willen, alle nationalen Eigenthümlichkeiten stets zur Geltung zu bringen.

Dem richtigen Ungarn ist nichts widerlicher, nichts, das ihn so nervös stimmen könnte, als wenn man ihn mit einem Oesterreicher auf dieselbe Linie stellt oder gar verwechselt. Lassen Sie z. B. im Laufe des Gesprächs den Ausdruck „der Kaiser“ fallen. „Welcher Kaiser?“ wird sehr liebenswürdig der Vollblut-Magyarer, mit welchem Sie sich unterhalten, fragen und eine solche erstaunte Miene annehmen, als wäre vom Kaiser von China die Rede. „Nun“, lautet die schon etwas befangene Erläuterung, „ich meinte den Kaiser Franz Josef“. — „Einen solchen kennen wir nicht, sondern bloß einen König Franz Josef, unsern allverehrten und innigstgeliebten Herrscher“.

Ich besuchte das Abgeordnetenhaus, an dessen Schwelle ein Portier in Heiduckentracht mit mächtigem Kalpak wacht. In einer der Logen des Hauses fesselte eine Reihe rothausgeschlagener Tautewils mit reicher Goldverzierung meine Blicke. „Vermuthlich die Sitze der Erzherzöge“. — „Entschuldigen Sie“, lautete die Korrektur meines Cicero, „in Ungarn giebt es keine Erzherzöge, sondern nur königliche Prinzen“. Ich könnte die Beispiele ins unendliche vervielfältigen, um zu beweisen, wie ängstlich auch in Kleinigkeiten die Magyaren an der Scheidewand festhalten, welche der Dualismus zwischen beide Reichshälften errichtet hat, und wie sehr man bemüht ist, die bereits bestehende Grenze noch schärfer zu ziehen.

In den öffentlichen Aemtern waltet derselbe Geist, alles dasjenige, was in irgend einer Weise nicht etwa die Schwierigkeit (von einer solchen ist gar nicht die Rede), sondern die Zusammengehörigkeit bekunden könnte, wird perhorrescirt, und wehe dem, der daran erinnert. Ein journalistischer Kollege, der von einem Ministerium in Budapest eine Vergünstigung beanspruchte, hatte die unglückselige Idee, sich mit einem, in Wien ausgestellten deutschen Empfehlungsbrief ausgerüstet vorzustellen. Dank seines vermeintlichen Talismans wurde er „comme un chien dans un jeu de quilles“ aufgenommen und mußte unverrichteter Sache abziehen. Er klagte sein Leid einem Budapester Kollegen und beschwerte sich mit der erforderlichen Entrüstung über diese unglimpfliche Behandlung. Der Kollege lächelte, ließ einen Bogen Kanzleipapier, nebst vorschriftsmäßigem 50 Kr.-Stempel holen, setzte das Besuch ungarisch auf und bat dem Angewiesenen, es zu unterzeichnen. Nach 24 Stunden war die Angelegenheit im günstigen Sinne entschieden.

Man breche nicht allzu rasch den Stab über diesen, bis zum äußersten getriebenen Chauvinismus, der durchaus nicht dem Haße gegen andere Völker, sondern dem nationalen Selbsterhaltungstrieb entspringt und der neben seinen Erzentritäten wahre Verdienste aufzuweisen hat. Zeugniß davon kann die wahrhaft staunenerregende Entwicklung der heimischen Industrie, die Schöpfung neuer Thätigkeitszweige und gewerblicher Emporien, ablegen; der Sporn, welcher den von Natur aus trägen und kaum unternehmungslustigen Magyaren zu erfolgreicher und erspriesslicher Arbeit antreibt, ist eben der Chauvinismus. Man möchte auf eigenem Boden wenigstens den fremden Konkurrenten nicht auskommen lassen, um dem ungarischen Namen Ehre zu erweisen. Daß diese an und für sich löblichen Bestrebungen nicht ohne *mis en scène* bestehen können, das muß dem Sanguinismus und dem eigenthümlichen Temperamente des Magyarenvolkes zugeschrieben werden. Der Patriotismus der Magyaren ist eben keine friedliche Hauslampe, an deren Leuchte sich jedermann ruhig und gelassen erfreut, er ist eine stets mit Geknatter aufprasselnde Rakete, die sich bei den Klängen des *Makoscy-Marsches* in eine glänzende Feuerfarbe aufklärt; und für neue Raketen, für stetes Geprassel und Musik muß gesorgt werden, sonst könnte das Gefühl in der Stille einschlafen. Die Parteiführer und Regierungsbeamte in Ungarn müssen daher Talent zum Feuerwerker und Geschicklichkeit des Löschmannes besitzen, damit aus dem immerhin gefährlichen Spiele kein Ernst werde und damit das Brillant-Feuerverk in keine wirkliche Feuersbrunst ausarte. Und weil der heutige Ministerpräsident sich so häufig als geübter, politischer Feuerwerker bewährte, behauptet er sich so lange mit beispiellosem Erfolge und beispielloser Popularität in seiner Stellung.

Für jene, welche Gelegenheit hatten, sich die politische Komödie in Frankreich am Schlusse des zweiten Kaiserreiches, nebst den darin beschäftigten Mitthueren in der Nähe anzusehen, wird der prägnante, würdevolle Charakterkopf des ungarischen Ministerpräsidenten eine Erinnerung wachrufen.

Sie könnten im Wahne befangen sein, daß der damals vielgerühmte und viel gefeierte Revolutionär-Chemiker oder chemische Revo-

lutionär Raspail dem Grabe entstiegen ist und seine übrigens im hohen Alter in Frankreich unterbrochene Laufbahn fortsetzt. Ich möchte übrigens, während ich die frappirende Aehnlichkeit zwischen dem französischen Volksmanne und dem ungarischen Premier hervorhebe, letzterem durchaus nicht nahe treten; ist Herr v. Tisza als praktischer und thatkräftiger Staatsmann seinem verstorbenen Sozius unendlich überlegen, so hat sich Raspail durch seine Kampher-Medizin und seine verschiedenen magenstärkenden und von Katarrh befreienden Tränken und Pillen viele achtbare Verdienste um die Menschheit erworben. Es ist daher keine Schmach, für seinen Doppelgänger zu gelten. Mit jugendlicher Elastizität, kerzengerade und aufrecht wie eine stolze Gebirgstante trägt Herr Koloman v. Tisza die Last der Jahre und die Bürde der Regierungsjorgen. Mein verehrter Kollege des Pester Lloyd, Herr Dr. Nemeny, der übrigens heute als Abgeordneter der Majorität zu den Leuten und Vertrauten des Premiers zählt, hat in seiner vortrefflichen orientirenden Studie über den ungarischen Reichstag, den Minister-Präsidenten mit seiner hageren, schlotternden Figur, mit den langen Fortschrittsbeinen, der großen Hornbrille und dem langen, ehrwürdig weißen Barte, mit einem „laufenden Schulmeister“ verglichen, der die Versorgung mehrerer von einander entfernten Ortschaften mit geistigem Brode auf sich genommen hätte. Dieser Vergleich paßt, ein Schulmeister ist Herr v. Tisza, der 15 Millionen Schüler täglich drillt und unterrichtet. Er braucht bloß die Ruthe zu zeigen, damit auch die ausgelassensten Rangen dieser 15 Millionen Vernunft annehmen und sich brav aufführen.

Was dem Pariser das Café Riche, was dem Berliner Dreßel, das ist dem korrekten Budapester die „Königin von England“. In den verschiedenen, sehr geräumigen Speisensälen des Hôtels findet sich mittags — namentlich aber abends, wenn die, in einem diskret verhüllten Kiosk untergebrachten, unvermeidlichen Zigeuner ihre melancholischen, eintönigen Weisen erklingen lassen, die goldene Jugend, die Sportswelt, die politischen und künstlerischen Notabilitäten ein, insofern sie gerade Lust haben, an diesem Tage außer dem Hause zu speisen. Während der Parlamentssession werden ganze Tische im Vorhinein für Gruppen aus der Magnatenkammer oder aus dem Unterhause besteckt. Es werden hier bei Fogos und Magyorader Wein die verschiedenen Traktandas, welche während der Sitzung Gegenstand der Debatte bildeten, nochmals und im familiären Tone berathen und die kommenden Angelegenheiten erörtert. Freudige Ereignisse im Schoße einer Fraktion, wichtige Abstimmungen, Parteitriumphe werden nicht selten bei Champagnerpfropfenknall referirt, also wie die auf so und so viel Tokay-Klub oder Moët lautende Wetten hier zur Austragung gelangen.

Die Speisensäle der „Königin“ sind durchaus neutraler Boden; es finden dort Begegnungen, ja Annäherungen statt, die anderswo schwer zu bewirken wären. Es ist ein, in der ganzen k. k. Armee bekanntes Geheimniß, daß der vor einem Jahre so ziemlich auf Knall und Fall verabschiedete Landeskommandirende Edelsheim-Gyulay und sein Nachfolger General der Kavallerie Pejacsevic durchaus nicht durch Bande intimer, ja nicht einmal gewöhnlicher Freundschaft aneinander gefettet

waren, daß zwischen beiden eine ausgesprochene Antipathie herrschte, welche offenbar durch den Umstand, daß der kommende den verabschiedeten Kommandirenden einigermaßen verdrängt hatte, verschärft worden sein mag. Nun hatte Herr v. Edelsheim-Gyulay, der großer ungarischer Gutsbesitzer und Mitglied der Magnatentafel ist, sofort nach seiner Pensionirung die Absicht geäußert, in Budapest als opulenter Privatmann zu leben und er säumte nicht, sich ein, seinem Range entsprechendes Heim einzurichten. Man war nun ziemlich gespannt, wie sich die beiden Feldherrn vertragen würden und wie sich der Verkehr zwischen ihnen gestalten würde, da selbstverständlich für eine Berührung in gesellschaftlicher Hinsicht mannigfache und schwer auszuweichende Anlässe sich von selbst darbieten würden. Das Räthsel sollte, ehe man es dachte, gelöst werden und zwar in den Speisesälen der „Königin von England“. Herr v. Edelsheim-Gyulay soupirte an einem Tische in Gesellschaft einiger Freunde, meistens ungarischer Magnaten. Alle Welt hatte den populären Ex-Kommandanten erkannt, begrüßt und an allen Tischen wurden Bemerkungen ausgetauscht, wie und ob der schlichte Kammgarnanzug, den der Reitergeneral wohl zum ersten Male trug, der markigen, reckenhaften Gestalt und zu dem löwenartigen Kopfe paßte. Da trat durch die Thüre eine lang aufgeschossene und sehnige Gestalt mit scharfkantigen und verwetterten Zügen, die dabei einen hocharistokratischen Ausdruck hatten. Der neue Gast trug die österreichische Generalsuniform und eine Fülle leuchtender Ordenssterne auf der Brust. Auch diesen erkannte jedermann sofort, es war General Pejacsevics. Neugierig blickte alles auf den Eintretenden und auf dessen Vorgänger im hohen militärischen Amte. Mit Spannung folgten alle dem gegenwärtigen Commandeur, der gerade auf den Tisch, an dem Herr v. Edelsheim saß, losschritt und diesem seine Hand, die einzige, welche ihm seit Königgrätz geblieben ist, hinstreckte. Der Pensionirte erhob sich von seinem Sitze, erwiderte Gruß und Händedruck und nachdem einige Worte gewechselt wurden, schritt der neue Kommandirende auf einen Tisch zu, wo mehrere Offiziere seiner warteten. Nun wußten alle, woran sie waren. Die beiden Kriegsobersten hatten nicht Brüderschaft getrunken, wozu doch Gelegenheit geboten war; aber sie hatten sich nicht feindselig ignorirt, sie standen auf dem Grüßfuß, wie es sich für Gentlemen von echtem Schrot paßt.

Wenn aus einem gewissen Winkel des Restaurationsjaales fröhliches Gelächter hervorschallt und alle Anzeichen darauf hinweisen, daß dort die Wogen der Unterhaltung am höchsten gehen, wenn sich gar an der Tafelrunde einige schöne und elegant gepuzte Damen befinden, dann darf man getrost die Wette eingehen, daß den Mittelpunkt der Gruppe der lustige politische Agitator, der eifrige Kunstkennner und unverwüßlich schlagfertige Witzbold Herr Franz Pulsky bildet. Als Herr Pulsky im Jahre 1848—49 als Complice Koschuts (er war zuerst Unterstaatssekretär der revolutionären Regierung und ging später im Auftrage des Gouverneurs nach London) von der österreichischen Regierung steckbrieflich verfolgt wurde, hob seine bei allen Polizeiämtern und Grenzworten öffentlich angeschlagene Personalbeschreibung als besondere Merkmale hervor, daß er den Kopf stark nach hinten ge-

worfen zu tragen pflege, daß seine Kleidung gewählt, aber vernachlässigt wäre, daß er sehr geläufig deutsch, ungarisch, französisch, englisch und italienisch spreche und beim Sprechen die linke Hand in die hintere Rocktasche zu stecken pflege. Alle diese Merkmale passen heute noch vortrefflich; selbst das Vernachlässigte der Kleidung, welche übrigens der Persönlichkeit den unverfälschten genialen Stempel aufdrückt. Aber die Zeit der Steckbriefe ist für Franz Pulszky längst vorüber. Der Ausgleich von 1867 gab dem Verbannten seine konfiszierten Güter (darunter eine der herrlichsten Herrschaften Ungarns) wieder, setzte ihn wieder in seine Unterstaatssekretär-Stelle ein und gab ihm mehrere Ehrenämter dazu. Heute begnügt sich Herr Pulszky mit seinem Sitz im Abgeordnetenhaus und mit der Leitung einiger wissenschaftlicher, vaterländischer Institute. Das bewegte und wechselreiche Leben Pulszky's, welches von den örtlichen und an und für sich romantischen Verhältnissen, sowie von den abenteuerlichen Ereignissen begünstigt wurde, ist ein interessantes Kapitel politischer Romantik. Franz Pulszky, der Sohn eines Siebziger, der schon als Kind einen viel älteren Bruder auf tragische Weise verlor, der Zögling und Liebling eines jener genialen Originale, wie sie in Tokays Romanen so anziehend geschildert werden, der lebenslustige, in allerhand politische Intriguen und Liebesabenteuer verwickelte Jurat, der Mitarbeiter Koschutz und sein mehr oder weniger geheimer Emissär, der Kampfgenosse Garibaldi's, vereinigt die einzelnen Striche seines Lebenslaufes zu einem frappanten und hochinteressanten Bilde, ein Bild voll frischer Farbe, voller Urvüchsigkeit. Und wie Franz Pulszky versteht, die Episoden der Vergangenheit hervorzuzaubern, und die Personen, von welchen er Züge erzählt in natura, mit Fleisch und Blut, darzustellen! Und wie ernst die Begebenheit auch sein mag und was für gravitatische Personen auch geschildert werden — der Humor muß überall herhalten, ein gelungenes Bonmot wird überall als Würze verwendet! „Wird es mir gestattet sein, faule Wize zu machen“, erkundigte sich Herr v. Pulszky mit aufrichtiger Neugierlichkeit im Jahre 1866, als ihm ein Freund mittheilte, daß es unter gewissen Bedingungen gestattet wäre, nach Ungarn zurückzukehren.

Eine Zeit lang war ein Bruch in der vor und nach dem achtundvierziger Jahre so intim innigen Freundschaft zwischen Pulszky und Koschutz eingetreten. Als die italienische Bewegung im Jahre 1859 in Fluß kam und die Hoffnungen der ungarischen Emigranten hoch emporstiegen, da in Paris und in Turin die Parole „Vernichtung des Hauses Oesterreich“ lautete, gerirte sich Koschutz den Kabinetten der Tuilerien und von Turin gegenüber als rechtmäßiger Gouverneur von Ungarn, verkehrte mit Einhaltung der wirklichen diplomatischen Formen und schloß mit Cavour z. B. regelrechte Allianzen und Staatsverträge. Koschutz wollte auch Ungarn nur durch eine reguläre Armee, mit einem königlichen General an der Spitze, befreien lassen, er hielt wenig von Garibaldi und dessen Freiwilligen. Pulszky dagegen, voll Begeisterung für den Helden von Marsala, hoffte alles von einer Freischaaeren-Campagne unter Führung des revolutionären Feldherrn. Diese Meinungsverschiedenheit führte zu einem ziemlich bissigen Briefwechsel und zur vollständigen Entzweiung. Vor fünf Jahren söhnten

sich die beiden Patrioten aus. Eine Gesellschaft ungarischer Journalisten, Schriftsteller, Künstler etc. hatte beschlossen, sich nach Paris zu begeben, um dem nationalen Feste beizuwohnen. Die Touristen nahmen den allerdings längeren, aber interessanteren Weg durch Ober-Italien. Da in Turin Kasttag gehalten wurde, hielten es die meisten für eine Pflicht nationaler Pietät, den in Momalieri (ein Vorort Turins) wohnenden Ex-Diktator einen Besuch abzustatten. Pulszky war der Führer der Gesellschaft; an der Spitze seiner Reisegenossen begab er sich nach dem von Koshut bewohnten Landhause Die Erinnerung an die Tage gemeinsamer Kämpfe, gemeinsamer Hoffnungen und getheilten Leiden überwogen die Zwistigkeiten, gerührt fielen sich beide in die Arme.

Von den zahlreichen Anekdoten, die über die politische Thätigkeit Pulszky's während der Revolutions=Ära zirkulirten und die seine prägnante Persönlichkeit charakterisiren, möchte ich die eine erwähnen. Im Sommer 1848 war Pulszky als Vertreter des ungarischen Ministeriums in Wien. Eines Tages beschuldigte ihn einer der damaligen österreichischen Minister, die Unordnungen und Straßenkrawalle angestiftet zu haben. Diese Verdächtigung verrieth Pulszky in große Wuth. „Wie“, sagte er, „ich sollte Straßenkrawalle angezettelt haben? Wartet nur, ich will Euch einheizen, aber dann sollt ihr nicht mit zerbrochenen Fensterscheiben davon kommen. Wenn ihr alle an den Laternenpfählen hängt, sollt Ihr Euch sagen, das ist ein Franz Pulszkymanu propria“. Hier kann man sagen, daß der mit Aufhängen drohende Teufel nicht so schwarz ist, wie er sich auszuweisen die Mühe gab. Dereinst hatte Budapest in Punkto der Sittlichkeit einen nichts weniger als schmeichelhaften Ruf. Was wurden für Defamirungsgeschichten aus und über die Kaiserbäder erzählt, was für Scenen sollten sich in den Nachtkaffeehäusern abgespielt haben! Heute hat sich das alles zum besseren geändert. Die Kaiserbäder und harmlosen Reinigungsanstalten werden streng polizeilich revidirt, man duldet dort nichts anstands= und moralwidriges. Seitdem die Leitung der Polizei sich in den Händen des gegenwärtigen Stadthauptmannes H. v. Torok befindet, ist fromme Sitte die Parole.





Der Pfarrhof.

Novellette von Kjelrand.

Aus dem Norwegischen von G. Schlüter.

Es schien wirklich, als ob es immer so bleiben wollte. Der ganze April schwand dahin unter Nachtfrost und nördlichem Wind. Mitten am Tag schien die Sonne so warm, daß die eine oder andere Fliege summend umher zu schwirren begann und die Lerche hoch und heilig versicherte, es sei vollkommener Sommer.

Aber die Lerche ist das räthselhafteste Geschöpf, welches man unter Gottes Himmel findet. Mochte es zur Nachtzeit noch so frieren, bei dem ersten Sonnenstrahl wurde es vergessen und singend stieg sie über der Heide empor, bis es plötzlich ihr in den Sinn kam, daß sie hungrig sei.

Dann senkte sie sich langsam in weiten Kreisen zur Erde, jubilierte und flatterte im Takt mit den Flügeln; aber ein wenig vom Boden entfernt legte, sie dieselben zusammen und fiel wie ein Stein in das Heidekraut.

Der Kibitz spazierte mit kurzen Schritten zwischen den Erdhöckern und tauchte bedenklich das Köpschen unter. Er traute der Lerche nicht recht und wiederholte sein vorsichtiges: „Bei kleinem! bei kleinem!“ (Norwegisch: „bi' lite! bi' lite!“ etwa = bi lütten! bi lütten! im Blattdeutschen.)

Ein paar Enten lagen und wühlten in einer Wasserpflüze; die älteste behauptete, daß es nicht eher Sommer würde, bevor der Regen käme.

Längst war es Mai und das Feld noch gelb; nur hier und dort auf den Hügelseiten, welche der Sonne zugekehrt waren, begann es grün zu werden. Aber wenn man sich auf dem Boden niederlegte, so konnte man eine Menge kleiner Keime entdecken, — einige dick, andere dünn, wie grüne Stopfnadeln, — welche vorsichtig die Köpfe aus der Ackerkrume hervorreckten. Der Nordwind strich jedoch so kalt über dieselben dahin, daß sie an den Spitzen gelb wurden und ausfahlen, als verspürten sie die größte Lust, wieder unter zu kriechen. Weil ihnen dieses aber nicht möglich war, blieben sie ruhig stehen und

warteten und wuchsen nur ganz unbedeutend während der Mittags-
sonne.

Die Gnte hatte recht; es ging nicht ohne Regen. Und endlich kam derselbe, erst kalt, aber allmählich wärmer, und als er vorüber war, schien die Sonne Ernst zu machen. Man konnte sie nicht wiedererkennen; sie sandte eine solche Wärme hernieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend, daß die Nächte lau und feucht wurden.

Eine unerhörte Eilfertigkeit erhob sich; alles war im Rückstand und es galt nun, wieder gut zu machen.

Das Blatt brach mit einem leisen Knall aus seiner vollen Knospe und sämtliche kleine und große Schößlinge waren im raschen Lauf begriffen. Sie entsprossen dem gemeinsamen Stiel, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite, so schnell, als ob sie mit den grünen Beinchen zappelten.

Die Wiesen wurden buntfarbig, von Blumen und Kräutern bekleidet und die Heide unten am See begann sich zu färben.

Nur der gelbe Sand am Strand behielt sein früheres Gewand, er hatte keine Blumen, womit er sich schmücken konnte, seine einzige Zierde war der Strandhafer. Es sammeln sich deshalb große Sandhügel rings umher, sodaß die langen, biegsamen Halme schwanke, wie eine grüne Fahne auf den hohen Erdhaufen, welche man am Ufer in weiter Ferne erblickt.

Dort unten liefen Schnepfen umher, und zwar so geschwind, daß es schien, als besäßen sie nur ein Beinchen. Die Möven gingen am Ufer, wo die Wellen über ihre Füße spülten. Sie waren sehr ernst, tauchten das Köpchen nieder und streckten den Leib voraus, wie alte Frauen auf einer beschwerlichen Weganlage. Eine Strandelster stand dort mit zusammengesetzten Fersen in ihren engen Hosen, schwarzem Frack und weißer Weste. „Zur Stadt! zur Stadt!“ (Norwegisch: „Till byn! till byn!“) rief sie, und jedesmal machte sie eine kleine behende Verbeugung, sodaß die Frackschöße auf- und niederklappten.

Aus der Heide flog der Stibitz empor und flatterte umher. Der Frühling war so plötzlich über ihn hereingebrochen, daß es ihm an Zeit gemangelt hatte, einen tauglichen Platz für sein Nest zu suchen. Nun hatte er Eier gelegt mitten auf einem ebenen Erdhaufen. Das war sehr thöricht, er sah es recht wohl ein, aber jetzt mußte es so bleiben. Die Lerchen lachten sämtlich hierüber; die Finken jedoch waren ganz wild in der Haube vor Eile. Sie waren noch nicht halbfertig. Einige von ihnen hatten noch nicht einmal eine Wohnung, andere ein oder zwei Eier gelegt, aber der größte Theil derselben saß auf dem Viehstalldache und zankte sich um den Almanach. Vor Eifer wußten sie kaum, wo sie beginnen oder schließen sollten. Sie versammelten sich in einem großen Dornrosenbusche neben dem Gartenstacket des Pastors, plapperten und lärmten gegeneinander; die Männchen blähten sich auf, so daß alle Federn aufrecht standen; das Schwänzchen schräg in die Luft gerichtet, erschienen sie wie ein kleiner grauer Knäuel mit einer Rinne darin; sie zwitscherten unter den Zweigen und hüpfen auf dem Boden fort.

Plötzlich faßten sich zwei derselben an den Kragen; die anderen stürmten herbei, und alle die kleinen Knäule erschienen jetzt wie ein

einzigem großer. Letzterer wälzte sich fort unter dem Busch, stieg unter entsetzlichem Lärm ein Stückchen in die Luft empor, fiel dann wieder zur Erde und löste sich auf. Ohne einen Laut von sich zu geben, flog die ganze Schaar auf einmal davon, ein jeder zu seiner Station, und einen Augenblick später wurde kein einziger Fink mehr auf dem Pfarrhof gesehen.

Der kleine Ansgarius hatte mit lebhaftem Interesse dem Vogelkampf zugeschaut, denn derselbe bedeutete für ihn eine gewaltige Schlacht zwischen stürmenden und fechtenden Reiterhaaren. Er las seinem Vater Welt- und norwegische Geschichte vor und deshalb gestaltete sich alles, was auf dem Hofe um ihn her sich ereignete, zu einer kriegerischen Situation, sei es auf die eine oder andere Weise. Wenn die Hofjöhre am Abend heimkehrten, so waren es große Truppenmassen, welche sich näherten; die Hühner waren Bürgermilizen und der Hahn war Bürgermeister. Ansgarius war ein tüchtiger Knabe, welcher sein Jahressalter bis auf die Chiffre kannte, aber er besaß keine Vorstellung vom Zeitunterschied, daher wurden Napoleon, Erik Bodny und Tiberius durcheinander gemengt und an Bord eines Schiffes, welches drüben auf dem See vorbeisegelte, kämpfte Tordenskjöld bald mit den Wickingern, bald mit der spanischen Armada.

Hinter dem Gartenpavillon, in einer verborgenen Erdhöhlung, hielt er einen rothen Besenstiel versteckt, welcher Bucefalus hieß. Es war seine größte Lust, im Garten mit seinem Zelter zwischen den Beinen und einem Blumenstengel in der Hand, umherzuspringen. Ein kleines Stück Weges außerhalb des Gartens befand sich ein Hügel, auf welchem etliche Sträucher wuchsen; hier konnte er in seinem Versteck weit in die Ferne spioniren über die ebene Heidefläche und den großen See. Es geschah auch niemals ohne Erfolg, stets war die eine oder andere Gefahr im Anzug begriffen; entweder waren es verdächtige Boote, welche sich näherten, oder gewaltige Reiterzüge, und zwar so hinterlistig, als ob man nur ein einziges Roß zu erblicken glaubte. Aber Ansgarius durchschaute den betrügerischen Plan; er warf sich auf Bucefalus, sprengte vom Hügel herab durch den Garten und schwenkte im Galopp auf den Hof. Die Hühner wurden erschreckt und schriegen, als sollten sie geschlachtet werden, und der Bürgermeister Ransen flog gerade gegen das Fenster des Arbeitszimmers des Pastors.

Letzterer eilte ins Freie und konnte noch eben den Schwanz von Bucefalus erblicken, während der Held um die Stallecke bog, wo derselbe die Vorrichtungen zur Vertheidigung traf.

Welche Sorge man doch um die wilde Gemüthsart des Knaben hat, dachte der Pastor. Alle diese kriegerischen Neigungen gefielen ihm durchaus nicht sehr. Ansgarius sollte ein Friedensmann werden, wie er selbst es war, und es that ihm aufrichtig leid, daß er bemerken mußte, mit welcher Leichtigkeit der Knabe sich alles aneignete und lernte, was auf Streit und Krieg sich bezog.

Bisweilen bemühte er sich, seinem Kinde das friedliche Beten der alten Volksstämme oder fremden Nationen zu schildern, aber mit geringem Erfolg. Ansgarius hielt sich an dasjenige, was im Buch stand und hierin folgte Krieg auf Krieg; die Volksmassen waren nichts mehr als Soldaten, die Helden wateten im Blut, und es war vergeblich,

wenn der Pastor das Mitleid des Knaben gegen diejenigen zu erregen versuchte, in deren Blut sie wateten.

Nicht ein einziges Mal war es dem Pastor in den Sinn gekommen, daß es vielleicht besser gewesen wäre, gleich im Anfang das jugendliche Haupt mit friedlichen Ideen und Bildern anzufüllen, statt mit raublustigen Königstreitern und Meuchelmord und Ueberfall unserer Vorfahren.

Er erinnerte sich, daß er ja selbst dieses alles in seiner Kindheit gelernt hatte, daher mußte es so gut sein. Ausgarius sollte trotzdem ein Friedensmann werden, auf jeden Fall und — wenn er es nicht wurde?

„Nun ja, alles steht in des Herrn Hand!“ sagte vertrauensvoll der Pastor und ließ sich wieder bei seiner Predigt nieder.

„Du vergißt ja ganz und gar heute Dein Frühstück, Papa!“ rief ein blondes Köpfschen, welches durch die Thür guckte.

„Ja, Du hast recht, Rebecca, es ist bereits eine volle Stunde später“, erwiderte der Vater und ging sogleich in den Saal.

Vater und Tochter setzten sich vor den Frühstückstisch.

Ausgarius hatte am Sonnabend stets Ferien, weil der Vater mit seiner Predigt beschäftigt war.

Es gab wohl kaum zwei Menschen, welche besser zu einander paßten und in einem innigeren Freundschafts-Verhältniß lebten, als der Pastor und seine achtzehnjährige Tochter.

Sie war ohne mütterliche Pflege aufgewachsen; aber in dem milden, sanftmüthigen Herzen des Vaters wohnte so viel weiblicher Sinn, daß das junge Mädchen, welches sich ihrer Mutter nur als ein bleiches, lächelndes Angesicht erinnerte, deren Entbehrung mehr als einen wehmüthigen Schmerz wie bitteren Verlust empfand.

Und für ihn sollte seine Tochter immer mehr und mehr, während sie emporwuchs, die Leere in seinem Gemüth ausfüllen; alle die Sorgfalt, welche infolge des Schmerzes und Verlustes über den Tod der Hausfrau mit fortgeschwemmt war, verwandte er nunmehr auf das junge Mädchen, welches unter seinen Händen sich entwickelte, und das Leid wurde gemildert und es zog Friede in sein Inneres.

Deßhalb konnte er beinahe wie eine Mutter für sie sorgen. Er lehrte sie das Leben von seinem ruhigen, reinen Standpunkt aus kennen. Er betrachtete es als den schönsten Theil seiner Lebensaufgabe, ihre zarte, reine Natur zu umhegen und gegen alles Gemeine, alle Unruhe zu beschützen, welche die Welt so verführerisch, gefährvoll und zugleich es so schwierig macht, durch dieselbe zu dringen.

Wenn sie auf dem Feld neben dem Pfarrhof standen und auf die wild empörte See schauten, sagte er: „Sieh, Rebecca, gerade so erscheint das Leben, jenes Leben, wo die Kinder der Welt sich umhertummeln, wo ruheloße Leidenschaften das zerbrechliche Fahrzeug heben und senken, um endlich den Strand mit Wracksplintern zu bedecken. Nur derjenige, welcher starke Wälle um ein reines Herz baut, kann dem Sturme trotzen, und die Wogen brechen sich machtlos an deren Fuß.“

Rebecca schmiegte sich an ihren Vater, sie fühlte sich so sicher in seiner Nähe. Es lag eine so tiefe Klarheit über allem, was er sagte, und ein Lichtschein über dem Leben ausgebreitet, wenn sie darüber

nachsaun. Beide tauschten ihre Gedanken so rückhaltslos, wie Bruder und Schwester, aber dennoch war ein dunkler Punkt zwischen ihnen vorhanden. In allen Angelegenheiten richtete sie direkt an den Vater ihre Fragen, hier mußte sie Umwege einschlagen, etwas unberührt lassen, welches trotzdem immer wieder vor ihre Seele trat.

Sie kannte des Vaters großes Leid und wußte, welches Glück er bejessen und verloren hatte. Mit inniger Theilnahme verfolgte sie das wechselvolle Geschick der Liebenden in den Büchern, aus welchen sie an den Winterabenden vorlas; ihr Herz wurde tief ergriffen, als sie erfuhr, daß die Liebe, welche doch das höchste Erdenglück bildet, gerade den tiefsten Schmerz verursachen kann, aber außer der unglücklichen Liebe war es noch etwas anderes, etwas, was sie erschreckte, aber nicht verstand. Durch das Paradies der Liebe schienen bisweilen finstere Gestalten zu schleichen, welche jene erniedrigten und mit Schande bedeckten.

Mit der Liebe, — diesem heiligen Wort, — wird gleichzeitig die furchtbare Schande und das größte Elend genannt.

Es ereigneten sich unter den Leuten, welche sie kannte, bisweilen Dinge, woran sie nicht zu denken wagte, und wenn der Vater ein ernstes aber vorsichtiges Wort über die Sittenverderbniß hatte fallen lassen, so konnte sie eine lange Zeit vor Scham ihm nicht in das Antlitz schauen. Er merkte es und war erfreut darüber. So rein, so keusch hatte er sie aufwachsen lassen, so fern hatte er alles von ihr gehalten, was ihre kindliche Unschuld verletzen konnte, daß ihre Seele einer glänzenden Perle glich, an welcher kein Schmutzleck haften konnte.

Wenn er sie doch immer so erhalten könnte!

So lange sein Auge über ihr wachte, durfte kein Uebles ihr nahen. Und wenn er abgerufen wurde, so hatte er ihr ja als Erbschaft eine Rüstung für das Leben geschenkt, welche am Tag des Kampfes sich bewähren würde. Und ein Kampftag mußte wohl kommen.

Er betrachtete sie mit einem Blick, welchen sie nicht verstand und sagte mit seiner ihm eigenen großen Zuversicht: „Ja, ja, alles steht in des Herrn Hand!“

„Hast Du keine Zeit, heute ein wenig mit mir auszugehen, Papa?“ fragte Rebecka, als sie gegessen hatten.

„Sawohl, ich glaube es wird mir wohl thun. Das Wetter ist prächtig und ich habe so fleißig gearbeitet, daß meine Predigt so gut wie vollendet ist.“

Sie traten auf die Schwelle der Flurthür, welche nach der Richtung lag, wo die Hofgebäude sich befanden. Es war eine Eigenthümlichkeit des Pfarrhofes, daß der Landweg, welcher zur Stadt führte, quer über den Hof lief. Dem Pastor war dieses keineswegs angenehm, da er vor allem die Ruhe liebte und, obgleich die Gegend ziemlich abseits lag, so verursachten doch die Stadtwagen immerhin etwas Störung.

Aber für Ansgarius war dieser Verkehr eine beständige Quelle spannender Ereignisse. Während Vater und Tochter auf dem Hof standen und überlegten, ob sie den Weg verfolgen oder durch die Heide zum Strand gehen sollten, kam der junge Kriegsheld plötzlich bergauf zum Hof gesprenkt. Er war ganz roth und außer Athem und Buce-

salus stürmte in starker Carrière daher. Mitten vor der Thür brachte er sein Pferd mit einem kräftigen Ruck zum stehen, so daß sich eine tiefe Furche im Sand bildete; sein Schwert schwenkend rief er: „Sie kommen! Sie kommen!“

„Wer kommt?“ fragte Rebecka.

„Schnaubende, schwarze Hengste und drei Streitwagen, gefüllt mit Bewaffneten.“

„Beschwäh!“ sagte der Vater in ernstem Tone.

„Es kommen drei Kutschen mit Stadtleuten“, bemerkte Ausgarius und stieg mit einer verlegenen Miene vom Pferd.

„Laß uns hereingehen, Rebecka!“ sagte der Vater und wandte sich um.

Aber in demselben Augenblick eilten die ersten Pferde im schnellen Trab bergauf. Schnaubende Hengste waren es zwar nicht, aber eine stattliche Erscheinung war es, als Wagen hinter Wagen im Glanz der Sonne auftauchte, gefüllt mit fröhlichen Angesichtern und lebhaften Farben.

Rebecka konnte es nicht unterlassen, still zu stehen.

In dem ersten Wagen saß ein älterer Herr und eine corpulente Frau im Rücksitz; auf dem Vordersitz erblickte man eine junge Dame und gerade, als sie den Hof erreicht hatten, erhob sich der neben ihr sitzende Herr, wandte sich mit einer flüchtigen Entschuldigung zu der Frau im Rücksitz und schaute über das Haupt des Kutschers.

Rebecka richtete, ohne es zu wissen, unverwandt ihren Blick auf denselben.

„Wie schön ist es hier!“ rief der junge Mann.

Der Pfarrhof lag auf der letzten Anhöhe, welche dem See zugekehrt war, so daß der weite blaue Horizont in demselben Moment plötzlich sichtbar wird, sobald man den Hof erreicht hat.

Der Herr im Rücksitz beugte das Haupt ein wenig nach vorn: „Sawohl, hier ist es sehr schön; es freut mich, daß Sie an unserer eigenartigen Natur Vergnügen finden, Herr Lintow!“

Plötzlich begegnete der junge Herr Rebeckas Augen; schnell wandte sie ihren Blick von ihm. Doch den Kutscher anhaltend rief letzterer: „Hier wollen wir bleiben!“

„Pst!“ erwiderte die Frau lächelnd, „das geht nicht an, Herr Lintow! Es ist der Pfarrhof!“

„Das schadet nicht!“ bemerkte der junge Herr mit heiterer Stimme und sprang vom Wagen herab.

„Nicht wahr,“ so rief er den Insassen der übrigen Wagen entgegen, „hier wollen wir ruhig Halt machen?“

„Ja, ja!“ ertönte es im Chor, und die fröhliche Gesellschaft begann sofort auszustiegen.

Aber jetzt erhob sich der ältere Herr und sagte im ernsten Tone: „Nein, nein, meine Freunde! Das geht wirklich nicht. Unter keiner Bedingung können wir uns hier niederlassen bei dem Pastor, welchen wir gar nicht kennen. In zehn Minuten haben wir den Hof des Lehmannes erreicht, welcher fremde Gäste zu empfangen pflegt.“

Er war gerade im Begriff den Befehl zum Weiterfahren zu ertheilen, als der Pastor aus der Thür schritt und freundlich grüßte,

Er kannte den Konsul Hartwig, dem Ansehen nach, als den vornehmsten Mann der Stadt.

„Wenn die Herrschaften bei mir vorlieb nehmen wollen, so soll mir dieses sehr angenehm sein und ich wage zu versichern, was die Aussicht betrifft —“

„Nein, verehrtester Herr Pastor, Sie sind zu gut; wir dürfen keineswegs Ihr freundliches Anerbieten annehmen und ich muß aufrichtig um Entschuldigung bitten, bezüglich dieser übermüthigen jungen Leute —“, entgegnete Frau Hartwig in halber Verzweiflung, da sie entdeckte, daß ihr jüngster Sohn im letzten Wagen bereits eine vertrauliche Unterhaltung mit Ausgarius angeknüpft hatte.

„Aber, ich versichere Sie, geehrte Frau“, erwiderte lächelnd der Pastor, „meiner Tochter und auch mir selbst würde es eine große Freude bereiten, wenn eine solche angenehme Unterbrechung unserer Einsamkeit uns zutheil würde.“

Herr Linkow öffnete die Wagenthür unter einer feierlichen Verbeugung; Konsul Hartwig blickte seine Frau an und diese ihn; der Pastor trat näher, wiederholte seine Einladung und der Schluß war, daß sie, halb widerstrebend, halb lächelnd und einwilligend, ausstiegen und sich von dem Pastor in den geräumigen Saal des Erdgeschosses führen ließen. Hier erfolgten wiederum Entschuldigungen und Vorstellungen. Die Gesellschaft bestand aus den Kindern des Konsuls Hartwig und mehreren jungen Freunden sowie Freundinnen der ersten; die Ausflucht war eigentlich zur Ehre von Max Linkow unternommen, welcher als Freund des Hauses und ältesten Sohnes bei der Familie des Konsuls als Gast verweilte.

„Meine Tochter Rebecka“, sagte der Pastor, dieselbe vorstellend, „welche nunmehr in aller Einfachheit Vorbereitungen treffen wird, damit . . . —“

„Nein, nimmermehr, Herr Pastor!“ unterbrach ihn die lebhafteste Frau Hartwig mit großem Eifer, „jetzt geht die Sache zu weit. Wenn es auch dem unverbesserlichen Herrn Linkow und meinen ausgelassenen Söhnen gelungen ist, uns in Ihr Haus und Heim zu nöthigen, so lasse ich mir doch nicht den letzten Rest meiner Mündigkeit rauben. Die Bedienung werde ich ganz gewiß selbst übernehmen; heraus, meine Herren!“ — sie wandte sich zu den jungen Männern — „und packt die Wagen leer! Sie, liebes Kind, Sie sollen sich mit der Jugend belustigen; lassen Sie mir das Häusliche besorgen, ich bin einmal daran gewöhnt.“

Die behende Frau blickte mit ihren treuherzigen grauen Augen die hübsche Pfarrerstochter an und streichelte leise deren Wange.

Wie wohl das that! Es war eine seltsame, freudige Empfindung, als die weiche Hand der dicken Frau sie berührte. Rebecka traten fast Thränen in die Augen; sie stand da, als ob sie hoffte, die fremde Dame würde sie in ihre Arme schließen und ihr etwas zuflüstern, worauf sie schon so lange gewartet hatte. Doch die Unterhaltung nahm ihren Fortlauf. Die jungen Leute trugen unter steigendem Jubel alle möglichen Gattungen von Packeten aus den Wagen. Frau Hartwig warf ihre Klappe auf den Stuhl und ordnete alles nach bestem Vermögen.

Die Jugend, stets mit Herrn Litzow an der Spitze, zog es indessen vor, ihren Vorsatz, soviel Unordnung wie möglich anzurichten, zur Ausführung zu bringen.

Sogar der Pastor wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit angesteckt und zu ihrem größten Erstaunen bemerkte Rebecca ihren eigenen Vater, im Komplott mit Herrn Litzow, ein großes Packet unter Frau Hartwigs Kappe verstecken.

Endlich wurde es der alten Frau zu arg. „Liebes Fräulein Rebecca!“ rief sie, „giebt es hier nicht etwas besonderes zu schauen in der Nähe? Je länger fort, desto besser, damit ich eine Weile von den wilden Leuten befreit werde.“

„Man genießt eine herrliche Aussicht auf der Königshöhe; — man sieht dort den Strand und den See.“ —

„Ja, zum See!“ rief Max Litzow.

„Nun, das ist recht“, jagte Frau Hartwig, „können Sie mir diesen vom Halje schaffen, dann ist mir geholfen; denn er ist der Schlimmste von allen!“

„Wenn Fräulein Rebecca uns begleiten will, so folge ich dahin, wohin sie uns auch führen mag“, bemerkte der junge Litzow mit einer Verbeugung.

Rebecca erröthete. So etwas hatte ihr Ohr bislang niemals gehört. Der junge hübsche Mann verbeugte sich so tief vor ihr und seine Worte schienen so aufrichtig gemeint.

Es war jedoch keine Zeit, bei einem flüchtigen Eindruck stehen zu bleiben; schnell war die kleine Schaar aus dem Haus durch den Garten geeilt, Herr Litzow mit Rebecca voran und bald hatten sie den kleinen Hügel erreicht, welcher den Namen „die Königshöhe“ führte.

Vor vielen Jahren hatte man auf dem Gipfel derselben einige alterthümliche Gegenstände gefunden und einer der Honoratioren des Kirchspiels hatte mehrere weniger empfindliche Bäume auf den Abhängen gepflanzt. Außer einem Sperberbaum und einer Allee von Haselstrauden im Pfarrgarten fand man keine anderen Bäume, als jene auf den Wind und Wetter ausgesetzten Abhängen vor dem offenen See.

Im Lauf der Zeit waren dieselben trotz Sturm und Flugand glücklicherweise bis auf Manneshöhe emporgewachsen und ihre kahlen, dem Nordwind preisgegebenen, rauhen Stämme streckten ihre Zweige, wie ein gebeugter Rücken seine langen, flehenden Arme, zum Süden aus. Zwischen ihnen hatte Rebeckas Mutter Weilschen gepflanzt.

„O! Welch ein Fund!“ rief das älteste Fräulein Hartwig, „hier stehen Weilschen! Herr Litzow, pflücken Sie mir, bitte, ein Bouquet für den Abend!“

Der junge Mann, welcher sich bemühte einen passenden Ton anzuschlagen, welcher eine Unterhaltung mit Rebecca ermöglichte, glaubte zu bemerken, daß letztere bei den Worten des Fräuleins Friederike ein leichtes Zucken verrieth. „Die Weilschen sind Ihre Lieblinge“, sagte er mit halblauter Stimme.

Sie blickte ihn erstaunt an; wie konnte er das wissen?

„Sind Sie nicht der Ansicht, Fräulein Hartwig, daß es besser ist, wenn wir die Blumen nahe vor unserer Abfahrt pflücken? Sie erhalten sich dann frischer.“

„Wie Sie wollen“, erwiderte jene in kurzem Tone.

„Hoffentlich vergißt sie es bis dahin“, murmelte Max Linzow vor sich hin.

Doch Rebecka hörte seine Worte und wunderte sich, daß letzterer Gefallen daran finden konnte, ihre Weichen zu beschützen, anstatt sie für die hübschen Damen zu pflücken.

Nachdem sie einige Augenblicke die weit vor ihren Blicken sich ausdehnende Fernsicht genossen hatten, verließ die Gesellschaft den Hügel und schlug den Pfad ein, welcher zum Ufer des Sees führte.

Auf dem festen, glatten Sandboden, dicht neben der Tiefe des Sees, wanderte die jugendliche Schaar unter heiterem Gespräch dahin. Rebecka war im Anfang ganz verwirrt. Es schien ihr, als redeten diese fröhlichen Stadtkinder eine Sprache, welche sie nicht verstand. Bisweilen glaubte sie, daß sie über gar nichts lachten und umgekehrt mußte sie selbst manches Mal über jene lächeln, wenn sie mit einem Ausruf voll Bewunderung zu ihr kamen und über alle Gegenstände, welche sie erblickten, Fragen an sie richteten. Allmählich jedoch begann sie zwischen den gutherzigen Menschen sich sicher zu fühlen; das jüngste Fräulein legte sogar vertraulich ihren Arm um sie, während sie weiter fortschritten. Dann thauten Rebecka selbst auf, lachte mit ihren Gefährten und plauderte eben so unbefangen, wie alle übrigen.

Sie merkte es nicht im entferntesten, daß die jungen Herren, und vor allem der fremde, sich vorzugsweise mit ihr beschäftigten, und eben so wenig verstand sie die kleinen Anspielungen, welche hier und dort in die Unterhaltung von der anderen Seite hineinflössen.

Sie ergöhten sich eine Weile daran, auf der Sandbank vorwärts zu springen, so oft die Wellen sich zurückzogen, um eiligst aufwärts zu fliehen, wenn die nächstfolgende Woge herannahte. Großer Jubel erhob sich, wenn letztere einen der Herren erreichte oder eine zweite, höher als alle übrigen, plötzlich ihren schäumenden Kamm bis hoch über den Abhang schleuderte und die Gesellschaft unter lautem Gelächter zur eiligen Flucht zwang.

„Seht nur, Mama ist besorgt, daß wir zu spät zum Ball kommen“, rief Fräulein Hartwig plötzlich und man entdeckte bald, daß Frau und Herr Konsul, sowie der Pastor, drei Windmühlen ähnlich, auf der Höhe des Pfarrhofes standen und mit Taschentüchern und Servietten winkten.

Der Rückzug begann. Rebecka führte ihre Freunde einen Nichtweg über die sumpfige Niederung, ohne zu erwägen, daß die Stadtdamen nicht, wie sie selbst, von Erdhausen zu Erdhausen zu springen vermochten. Fräulein Friederike unternahm in ihrem engen Kleide einen viel zu kurzen Sprung und blieb in einer feuchten Vertiefung stecken. Sie erschrak und rief kläglich um Hilfe, während ihre Augen auf Linzow gerichtet waren.

„Aber, Henrik!“ rief Max dem Hartwig junior zu, welcher der Unglücklichen näher stand, „so hilf doch Deiner Schwester!“

Fräulein Friederike half sich nun selbst und die kleine Gesellschaft schritt weiter.

Der Tisch war im Garten neben dem Wohnhause gedeckt und wenn der Frühling auch erst begonnen hatte, so war es in der Sonne

doch ziemlich warm. Nachdem alle Gäste sich gesetzt hatten, warf Frau Hartwig einen prüfenden Blick über die Tafel.

„Aber, — aber, — ich glaube, daß hier noch etwas fehlt! Ich möchte es als gewiß behaupten, daß ich heute morgen die Jungfer ein Birkhuhn einpacken sah, Friederike, Erinnerst Du Dich nicht ebenfalls?“ —

„Verzeihung, beste Mama, Du weißt doch, daß ich mich nicht mit Haushaltungs-Angelegenheiten befaße . . .“

Rebecka blickte auf ihren Vater, Linkow gleichfalls, und der Pastor zeigte eine Miene, aus welcher sogar Ausgarius eine Frevelthat zu lesen meinte.

„Ich dürfte doch nicht glauben“, begann die Frau, „daß Sie, Herr Pastor, im Komplott mit —“

Doch jetzt mußte der Angeredete hell auflachen und bekannte unter lautem Jubel, während die Knaben im Triumph das Päckchen mit dem Vogel aus dem Hause trugen. Die Stimmung war vortrefflich. Konsul Hartwig war entzückt, als er entdeckte, daß auch der geistliche Herr sich auf einen Scherz einlassen konnte und letzterer gerieth in einen solchen Humor, wie man seit vielen Jahren nicht bei ihm gewohnt war.

Im Gang der Unterhaltung erwähnte jemand, daß das Arrangement einen durchaus ländlichen Charakter trage, aber die Gerichte der Tafel seien zu stadtmäßig. Zu einer Mahlzeit auf dem Lande gehöre unter allen Umständen eine Schale saurer Milch.

Rebecka erhob sich sofort und bat, daß man ihr erlauben möchte, letztere zu holen. Ohne auf Frau Hartwigs Einwendungen zu hören, verließ sie die Tischgesellschaft.

„Darf ich Ihnen behilflich sein, Fräulein?“ rief May und folgte ihr eilends. —

„Das ist ein gewandter junger Mann“, bemerkte der Pastor.

„Nicht wahr?“ erwiderte der Konsul, „und nebenbei ein tausendmal so tüchtiger Geschäftsmann. Er hat sich mehrere Jahre im Ausland aufgehalten und ist nunmehr Theilhaber der väterlichen Firma.“

„Vielleicht noch etwas unbeständig“, meinte im zweifelhaften Tone Frau Hartwig.

„Ja, das ist er gewiß“, seufzte Fräulein Friederike.

Der junge Mann begleitete Rebecka durch das Zimmer bis zur Molkenkammer. Es schien, als habe sie nicht recht Gefallen an dieser Aufmerksamkeit, obgleich die Molkenkammer ihr ganzer Stolz war; doch ihr Begleiter scherzte und lachte so heiter, daß sie selbst herzlich zu lachen begann. Sie erwählte eine Schale auf dem Schranke und streckte die Arme empor, um dieselbe in Empfang zu nehmen.

„Nein, nein, Fräulein, es ist zu hoch für Sie!“ rief May, „lassen Sie mich die Schale nehmen.“ Und bei diesen Worten legte er seine Hand auf die Rebeckas.

Hastig zog letztere dieselbe zurück. Sie fühlte deutlich, daß sie ganz roth wurde und es war ihr beinahe ums Herz, als ob sie weinen müsse.

Da sagte er im ruhigen, ernstesten Tone und schlug den Blick zu Boden: „Fräulein Rebecka! Mein Benehmen, ich muß es bekennen, ist

viel zu offen und unüberlegt in Gegenwart eines solchen Weibes, wie Sie es sind. Aber es würde mir unendlich leid thun, wenn Sie den Eindruck über meine Persönlichkeit empfangen, daß ich nur der leichtsinnige Thor bin, welcher ich zu sein scheine. Manche Menschen müssen ihrer wahren Gemüthsstimmung Fesseln anlegen, damit sie verheimlichen, wie schwer sie leiden, es giebt viele, welche lachen, um die Thränen zurückzuhalten.“

Bei den letzten Worten blickte er empor. Es lag etwas so wehmüthiges und zugleich ehrerbietiges in seinem Auge, daß Rebeckas plötzlich eine Empfindung sich bemächtigte, als sei sie zu hart gegen ihn gewesen.

Es war zwar ihre Gewohnheit, die Schale von dem Schrank zu heben, aber als sie zum zweiten Male nach derselben griff, ließ sie die Arme sinken und sagte: „Nein, es ist doch vielleicht zu hoch für mich.“

Ein leichtes Lächeln glitt über May' Gesicht, er hob vorsichtig das Gefäß herunter und trug es fort. Rebecka folgte ihm und öffnete ihm die Thüren.

Jedes Mal, wenn sie voran eilte, betrachtete sie ihn aufmerksam. Sein Kragen, sein Halstuch, sein Rock, alles war anders, als des Vaters Kleidung; auch ein seltsames Parfüm machte sich an derselben geltend, welches ihr unbekannt war.

Als beide die Thür erreicht hatten, welche zum Garten führt, stand May still, blickte mit einem melancholischen Lächeln empor und sagte: „Ich muß einen Augenblick zögern, damit ich eine heitere Miene annehme; ich möchte die Aufmerksamkeit bei den Gästen nicht erregen.“ Sodann betrat er die Treppe, schritt mit einem witzigen Einfall zu den Gästen und Rebecka, welche in der Mitte des Saales zurück blieb, hörte, daß der Scherz mit Gelächter erwidert wurde.

Der arme junge Mann! Wie leid er ihr that; und so eigenthümlich, daß gerade sie die einzige sein sollte, welcher er sich anvertraute. Welch ein geheimer Schmerz konnte es wohl sein, welcher auf seinem Herzen lastete? Sollte er auch vielleicht seine Mutter verloren haben? Oder war es noch schwereres? Wie gern wollte Rebecka ihm helfen, wenn es in ihrem Vermögen lag.

Als Rebecka etwas später in den Garten trat, war er wieder der fröhlichste Gast im ganzen Kreis. Nur ein einziges Mal, als er sie anblickte, glaubte sie jenen melancholischen, halb flehenden Ausdruck in seinen Augen zu entdecken, und es schnitt ihr durch das Herz, wenn er in demselben Augenblick hell auflachte.

Endlich erhob sich die Gesellschaft, um die Rückfahrt anzutreten; es war auf beiden Seiten ein herzlicher Abschied.

Während der letzten Einpackung und der allgemeinen Verwirrung, da sämmtliche Reisenden ihren alten oder neuen Platz in den Wagen suchten, schlich Rebecka sich in das Haus, eilte durch die Stube in den Garten und zur Königshöhe hinauf. Hier ließ sie sich nieder, von den Bäumen verborgen, unter denen die Weilchen blühten; sie bemühte sich, ihre Gedanken zu sammeln. —

„Aber die Weilchen, Herr Vinzow! rief Fräulein Friederike, welche bereits im Wagen saß.

Der junge Herr hatte bereits eine Weile nach der Tochter des Hauses sich umgesehen und fragte zerstreut: „Ich fürchte, daß es zu spät ist.“

Aber plötzlich, als ob er eine Eingebung empfing, sagte er: „Ach! Frau Hartwig! Sie werden verzeihen, wenn ich zwei Minuten fort-eile, um für Fräulein Friederike ein Bouquet zu sammeln!“ —

Rebecka vernahm eilige Schritte in der Nähe; es war ihr, daß kein anderer es sein konnte, als er.

„Ah! Trefse ich Sie hier, Fräulein? Ich komme, um die Beil-chen zu pflücken.“

Sie wandte sich halb von ihm und begann zu pflücken.

„Wollen Sie die Blumen für mich sammeln?“ fragte er mit un-sicherer Stimme.

„Sind dieselben nicht für Fräulein Friederike bestimmt?“

„Nein, — lassen Sie die Blümchen für mich sein!“ bat Max, indem er sich auf seine Kniee neben ihr niederließ.

Seine Worte lauteten wieder so verzweiflungsvoll, — fast wie die eines Kindes, welches flehentlich bittet.

Da überreichte sie ihm die Beilchen, ohne aufzublicken.

Er legte die Arme um ihren Körper und preßte sie fest an sich. Sie ließ es ruhig geschehen, schloß die Augen und athmete tief auf.

Dann fühlte sie, daß er sie küßte, — ein Mal, viele Male, — auf die Augen, auf den Mund; dann nannte er bisweilen ihren Namen und stammelte verwirrte Worte und dann küßte er sie aufs neue.

Es rief jemand im Garten. Er richtete sie empor und sprang von dem Hügel herab. Die Pferde stampften, der junge Mann schwang sich rasch in den Wagen und letzterer rollte davon. Als er die Wagen-thür wieder zuschlagen wollte, war er so ungeschickt, daß er das Bou-quet verlor; nur ein einziges Beilchen war in seinen Händen geblieben.

„Nun, es hat wohl keinen Zweck, dieses Blümchen Ihnen allein anzubieten, Fräulein?“ sagte er.

„Nein, ich danke! Behalten Sie dasselbe gern als ein Andenken Ihrer großen Geschicklichkeit“, erwiderte Fräulein Hartwig; sie war sehr ungnädig.

„Ja, Sie haben recht, das werde ich thun“, sagte Max Linkow mit großer Gemüthsruhe. —

Als er am folgenden Morgen, nach dem Balle, seinen Alltagsrock anzog, fand er ein welches Beilchen im Knopfloch. Er kniff die Blume mit den Fingern ab und warf den Stengel hinter sich.

„Ach Gott! Es ist richtig!“ sagte er, während er lächelnd im Spiegel sich beschaute, „beinahe hätte ich sie vergessen.“

Am Nachmittag reiste er fort und seitdem vergaß er sie ganz und gar.

* * *

Der Sommer mit seinen warmen und langen Tagen, mit seinen hellen Nächten rückte näher. Ueber dem glänzenden See lagerte sich der Rauch in dunkeln Streifen hinter den Dampfbooten, welche vor-überzogen; Segelschiffe trieben mit schlaffen Segeln daher und gebrauch-ten fast einen ganzen Tag, bevor sie dem Gesichtskreis entschwanden.

Es währte eine Zeit lang, ehe der Pastor in dem Wesen seiner Tochter eine kleine Veränderung bemerkte. Doch allmählich wurde er aufmerksam; es schien ihm, als beschwere etwas Rebeckas Herz. Sie wurde bleich und hielt sich am liebsten auf ihrer Stube; im Arbeitszimmer des Pastors zeigte sie sich beinahe gar nicht, und am Ende mußte er glauben, daß sie absichtlich seine Nähe mied.

Da redete er ein ernstes Wort mit ihr und bat sie, ihm zu sagen, ob sie krank sei, oder ob Skrupeln irgend welcher Art die Ursache seien, daß sie nicht mehr so heiter und leichten Sinnes, wie früher, erscheine.

Aber sie weinte nur und erwiderte fast gar nichts.

Nach dieser Unterredung wurde es indessen besser; sie verweilte nicht mehr so viel in der Einsamkeit, sondern besuchte ihren Vater wieder häufiger. Nur der alte Ton, welcher ihre Gemüthsstimmung beherrschte, wollte nicht wiederkehren, und die Augen blickten nicht so offen, wie in früheren Tagen.

Der Doktor kam und begann sie zu examiniren. Sie wurde glühend roth und brach endlich in ein so heftiges Weinen aus, daß der alte Herr ihr Zimmer verließ und zum Pastor herunter ging.

„Nun, Doktor, was sagen Sie von Rebecka?“

„Sagen Sie mir, Herr Pastor“, begann der Doktor mit ernster Stimme, „hat Ihre Tochter irgend eine heftige Gemüthsbewegung gehabt, — hm! — Irgend eine —?“

„Anfechtung, meinen Sie?“

„Nein, nicht eben das: aber hat sie nicht irgend ein Herzensleid erfahren? Oder, offen heraus gesagt, irgend einen Liebestummer?“

Es war nahe daran, daß der Pastor sich ein wenig beleidigt fühlte. Wie konnte der Doktor nur den Gedanken hegen, daß seine einzige Rebecka, deren Herz so offen wie ein Buch vor ihm aufgeschloffen lag, daß diese eine Sorge solcher Art ihrem Vater würde verheimlichen können oder wollen!

Und im übrigen, — Rebecka war wahrlich nicht von dem Schlag junger Mädchen, deren Kopf mit romantischen Liebesträumereien angefüllt ist; er war ja niemals fern von ihr, wie sollte dann überhaupt

„Nein, nein, bester Doktor! Ihre Diagnose macht Ihnen wenig Ehre!“ so schloß der Vater seine Rede mit leichtem Lächeln.

„Nun, nun, wir wollen uns deßhalb nicht verneinen“, entgegnete der alte Herr und schrieb ein Rezept, welches unter allen Umständen nicht schaden konnte. Er kannte allerdings kein Kraut gegen Liebesleid, aber trotzdem hielt er seine Diagnose aufrecht.

Der Besuch des Doktors hatte Rebecka erschreckt. Sie wachte von nun an noch strenger über sich und verdoppelte ihre Bemühungen, ebenso zu erscheinen, wie es früher der Fall gewesen war. Niemand ahnte ja, was vorgefallen war, daß ein junger, ungestümer, fremder Mann sie in seinen Armen gehalten und geküßt hatte, — viele Male!

So oft sie sich daran erinnerte, wurde sie flammend roth. Sie wusch sich gewiß zehnmal am Tag, aber sie glaubte niemals, daß sie rein wurde.

Und was war denn geschehen? War es nicht die aller schlimmste:

Schande? War sie jetzt besser, als die vielen unglücklichen Mädchen, deren Fehltritt sie stets mit Entsetzen betrachtet und niemals hatte verstehen können?

Ach! Wenn sie doch jemanden fragen konnte! Wenn sie alle die Zweifel, die Ungewißheit von sich wälzen konnte, welche sie quälten, klar erkennen durfte, was sie verbrochen hatte, ob sie überhaupt noch ein Recht habe, in ihres Vaters Auge zu schauen, oder ob sie die verworfenste Sünderin sei.

Der Vater fragte sie so oft, ob sie ihm nicht anvertrauen wolle, was ihr Herz beschwere; er wisse ja, daß es zwischen ihnen beiden kein Geheimniß gebe. Aber blickte sie dann in seine klaren Augen, in das reine, lichte Angesicht, so war es ihr unmöglich, den furchtbaren unreinen Punkt zu berühren, — und sie weinte nur.

Bisweilen gedachte sie der weichen Hand der guten Frau Hartwig, aber sie war ihr fremd und weit entfernt; ganz allein, in der Einsamkeit, wollte sie ihren Streit austämpfen, so still, es sollte niemand etwas davon merken.

Und er, welcher in das Leben eilte mit dem fröhlichen Angesicht und dem beschwerten Herz! Sollte sie ihn niemals wieder schauen? Und wo sollte sie ihre Zuflucht nehmen, wenn sie ihm niemals begegnete? War er ja mit allen ihren Zweifeln, mit allen ihren Schmerzen beinahe verwachsen, doch ohne Bitterkeit, ohne Groll. Alles, was sie erduldet, band sie ja nur fester an ihn und sein Bild entchwand zu keiner Stunde ihren Gedanken.

Ihre täglichen Haushaltungsgeschäfte erfüllte Rebecka pflichtgetreu und sie war umgänglich, wie man es früher bei ihr gewohnt war. Aber in allem, was sie that, mischte sich nur ein schwacher Schimmer ihres eigentlichen Wesens.

Unzählige Orte im Haus und Garten erinnerten an ihn; sie begegnete ihm in den Thüren, wo er stand, als er zum ersten Mal mit ihr redete; auf der Königshöhe war sie nicht gewesen seit jenem Abend, — wo er sie dort umfaßte und — küßte.

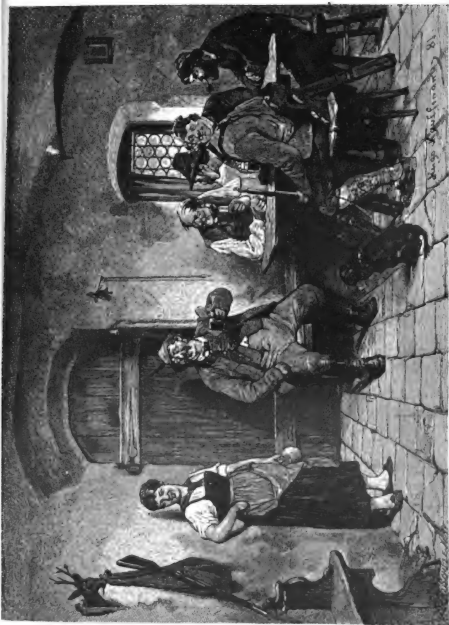
Der Pastor stellte mancherlei beunruhigende Betrachtungen über den Zustand seiner Tochter an, aber jedesmal, wenn er an des Doktors Andeutungen dachte, schüttelte er unwillig das Haupt. Er konnte ja unmöglich dem Gedanken Raum geben, daß eine anständige Hand mit einigen alten, abgenutzten Fechterstreichen die gute Rüstung durchbrochen haben sollte, welche er ihr verliehen hatte!

* * *

War der Frühling spät gekommen, so war der Herbst in der Zeit voraus.

Au einem schönen Sommerabend begann es zu regnen; am folgenden Tage regnete es ebenfalls und von nun an regnete es ohne Aufenthalt, immer kälter und kälter, ganze elf Tage und Nächte hindurch.

Auf den Bäumen und Sträuchern hingen die Blätter fest aneinander geklebt infolge des lang anhaltenden Regens und als der Frost sie auf seine Weise getrocknet hatte, fielen sie haufenweise zu-



Schlechte Witze.

Nach einem Originalgemälde von Hugo Kauffmann.

100
100

Boden, jedesmal, wenn der Wind einen kleinen Griff zwischen ihnen ausübte.

Der Pächter des Pastors war einer der wenigen, welche ihre Ernte unter Dach und Fach gebracht hatten; jetzt sollte die Dreischarbeit ihren Anfang nehmen.

Der kleine Bach in der Niederung schäumte über den Weg, so braun wie Kaffee, und die ganze Mannschaft des Hofes war aufgeboten, das Korn und Stroh bergauf und bergab auf den Pfarrhofshügel zu fahren.

Rings umher auf dem Hofe lagen die Halme und sobald der Wind zwischen den Gebäuden sich fing, nahm er die Haferhalme beim Schopf, hob sie in die Luft und ließ sie tanzen, wie gelbe Gespenster draußen auf der Sandebene. Es war der junge Herbstwind, welcher zum ersten Mal seine Kräfte erprobte, bevor er im Winter, wenn er ausgewachsene Lungen empfangen, mit Ziegel- und Schornsteinen spielte.

Ein Finkle saß zusammengekauert auf dem Hundestall; er steckte das Köpfchen in seine Federn, blinzelte mit den Augen und that, als ob er sich um die Welt nicht kümmere. Aber zu gleicher Zeit gab er wohl Acht auf den Ort, wo das Korn abgeladen wurde.

Er war im verflossenen Frühling bei der großen Finkenschlacht theilhaftig gewesen, hatte gelärmt und darauf losgehakt als der Schlimmste von allen. Aber seitdem war er verständig geworden; er dachte an Frau und Kind und überlegte, wie brav er handele, wenn er etwas für den Winter in Reserve zurück lege. —

Ungarius freute sich auf den Winter, — auf gefährvolle Expeditionen im Schneewirbel und auf die kalten, finsternen Abende in der Nähe der tobenden Brandung. Er stellte bereits Versuche auf der Eisfläche an, welche der Nachtfrost über die Wasserpflüzen gebreitet hatte und ließ sämtliche Zinnsoldaten nebst zwei Kanonen von Messing darauf marschiren. Er selbst beobachtete auf einer umgestülpten Kufe, wie das Eis allmählich nachgab, bis endlich die ganze Armee hindurchbrach und in das Wasser stürzte, nur die Räder der beiden Kanonen waren sichtbar.

Da rief er „hurrah!“ und schwenkte mit seiner Mütze.

„Was schreist Du denn so?“ fragte der Pastor, welcher gerade über den Hof schritt.

„Ich spiele Musterliq!“ antwortete mit strahlendem Gesicht Ungarius.

Der Vater ging weiter und seufzte tief; er verstand seine Kinder nicht. —

Unten im Garten saß Rebecca im Sonnenschein auf einer Ruhebank. Sie blickte über die Heide, welche mit ihren dunkelviolettfarbigen Blumen vor ihr ausgebreitet lag, während der Glanz der Felder beim Nahen des Herbstes verblichen war. Die Aibize versammelten sich in der Stille und veranstalteten Flugversuche vor der Abreise und sämtliche Strandvögel vereinigten sich, um in Gesellschaft fort zu fliegen. Selbst die Lerche hatte den Muth verloren, sie suchte Reisegefährten, stumm und unbekannt, zwischen den übrigen Herbstvögeln.

Nur die Möve schritt ruhig einher und streckte das Leibchen

voraus; sie wollte nicht fortziehen. Es war so still und die Luft so dumpf und schwer. Farbe und Stimme waren gedämpft beim Herannahen des Winters und das that ihr so wohl.

Sie war müde und der lange todte Winter kam ihr gelegen. Sie fühlte, daß derselbe für sie länger dauern würde, als alle die vorhergehenden, und sie begann mit einem geheimen Grauen dem Frühling entgegen zu schauen.

Dann würde alles erwachen, was der Winter in den Schlaf gesenkt hatte; die Vögel würden zurückkehren und ihre alten Lieder mit neuen Stimmen singen, und dort oben auf der Königshöhe wiederum die Weilchen ihrer Mutter im blauen Gewand stehen und blühen, dort, wo er sie mit seinen Armen umfing und küßte viele, — viele Male.



Wie es einem Autor ergehen kann.

Humoreste aus dem Bühnenleben von Marie Anauff.

Es ist nicht so leicht für angehende Bühnenautoren die Erzeugnisse ihres dramatischen Ingeniums durch eine schauspielerische Darstellung verkörpert zu sehen! Mancher und manche haben mit „Schaudern und mit Grauen“ erfahren müssen: wie viel Schwierigkeiten „da unten“ auf dem Podium, wo es oft „fürchterlich ist“, den armen Dichtern bereitet werden, ehe sie mit ihren fünfaktigen oder selbst nur mit dem bescheidensten einaktigen Schöflinge poetischer Wallung „lampenfähig“ in die Erscheinung treten können! Für viele Inspirirte ist es bedeutend leichter ein Duzend Stücke zu schreiben — als nur ein Theater zu finden, welches sich zur Aufführung von einem einzigen des ganzen Duzend bereit erklärt. Es ist traurig — aber es ist so. Daher so viel verletzter Dichterschmerz! Daher giebt es so viele Unglückliche, welche z. B. an unterdrückten Tragödien leiden — wie andere an den Folgen eines zurückgetretenen, nicht zur Erscheinung gelangten Schnupfens.

Auch unsere bekannte süddeutsche Universitätsstadt hat ihren — Kunstdilettanten; d. h. einen sehr bedeutenden Chirurgen, der die freie Muse, welche ihm seine Secirische und operativen Einschnitte in menschliche Organismen gewährten, dazu benutzte: mit seiner Muse zärtlich zu liebäugeln und Verseinschnitte ständirend richtig zu stellen; mit einem Worte: an der alma mater befand sich unter den Professoren ein Dichterling, welcher von Zeit zu Zeit, unheilsschwanger, mit einem fünfaktigen Schauerdrama niederkam.

Wer Dramen schreibt — will aufgeführt werden: eine Wahrheit, welche bereits Franz von Schönthan mit seinem Lustspiele: „Der Raub der Sabinerinnen“ so apodiktisch hingestellt hat; — was Wunder! daß auch unser Operateur die Gelegenheit benutzte, als zum Beginn der Winteraison sich eine Theatergesellschaft im Musentempel der Stadt einquartiert hatte, dem leitenden Unternehmer und Direktor . . . ein wortreiches Opus, betitelt: „Vor der Versuchung! Trauerspiel in fünf Akten“, zur Begutachtung, eventuell Aufführung, in die Hände zu spielen, und zur Fürsorge gleichzeitig sämtliche ausgeschriebene Rollen des Stückes beifügte.

„Mein lieber Professor!“ sagte nun bei einer gelegentlichen entree mit dem Verfasser der schneidige Direktor, „ich werde das Stück lesen, und wenn es meinen Beifall hat, führen wir es selbstverständlich auf. Schlägt's bei mir durch — dann sind Sie gemacht! Sie kommen dann überall an! Einige kleine Opfer wird ein Mann in Ihrer Position für seinen dichterischen Ruhm gern bringen: an Dilettanten zahle ich selbstverständlich kein Honorar!“

„Selbstverständlich!“ wiederholte der Dichter.

„Dann möchte ich noch der Extrahonorirung der nöthigen Statisten Erwähnung thun. Zur Repräsentation der Hofkavaliere und Herren des diplomatischen Corps im dritten Akte engagiere ich nämlich für die Vorstellung ein Duzend Rekruten aus der Kaserne; diesen kleinen militärischen Posten haben Sie selbstverständlich auszugleichen.“

„Selbstverständlich!“ wiederholte der Dichter.

„Was nun die Statistinnen anbelangt —“

„Bitte mir diesen weiblichen Posten auch in Anrechnung zu bringen, selbstverständlich!“

„Ich überlasse natürlich Ihrer Diskretion, lieber Professor, den beiden Regisseuren für die Bemühungen um das Stück eine kleine Gratifikation zu bestimmen; die armen Kerls sind Familienväter — beide sehr verschuldet — und da die Kunst immer nach Brod geht —“

„Setzen Sie mir die Familienväter auch auf die Rechnung, lieber Direktor, und unter der Bedingung, daß Sie Ihre Bedürfnisliste nun schließen — will ich sogar pränumerando zahlen.“

„Bravo!“ sagte hocherfreut der Thespiskarrenleiter; „nun noch ein ästhetisches Bedenken.“

„Solches hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet!“ lächelte schon enttäuscht der Professor.

„Nach meinem kunstkritischen Verständnisse scheint mir Ihr Titel: „Vor der Versuchung“ nicht passend.“

„Und warum nicht? Ihr ästhetisches Bedenken ist?“

„Der Titel — „knallert“ nicht genug. Das ist so ein technischer Ausdruck bei uns! Er schlägt nicht genug ein. Ein Titel muß wirken wie eine Bombe; z. B. würde das Stück besser heißen: Vor der Schlacht! oder vor der Vernichtung! vor dem Untergange! oder so etwas dergleichen.“

„Wie wär's, wenn ich im letzten Akte ein Gewitter hereinbrechen ließe und die Komödie betitelte: Vor dem Donnerwetter?“ lachte mit Galgenhumor der Professor.

„Wir könnten uns später, wenn ich die Komödie gelesen habe, über diesen Punkt noch einigen“, meinte einlenkend der schneidige Direktor, es kommt bei den Stücken wie beim Wein — auf das Etikett an! Die erste Probe melde ich Ihnen.“

Welche Qualen hatte unser armer Autor in den nächsten acht Tagen zu erleiden: alles, was nur in seinem Drama beschäftigt wurde, wandte sich in Verlegenheit, hilfeschend an ihn, als an den für die Aufführung zunächst Interessirten. Der Requisiteur bat um etliche Bilder in Goldrahmen, ein Kaffeeservice, ein paar Pistolen und eine Gießkanne; der Bühnenmeister verlangte eine Garnitur Sammetmöbel zur Ausstaffirung des Salons im Gesandtschaftshôtel; die erste Liebhaberin bedurfte im zweiten Akte eines Schaukelstuhles, und dem jugendlichen Liebhaber mangelte es an zweien sehr nothwendigen, durchaus nicht zu umgehenden Toilettenutensilien: an ein paar Pantalons und an einem Frack! Alle stürmten mit ihren Wünschen auf den armen Professor ein, welcher im Geiste bereits sein ganzes Junggesellenheim als Bühnenstaffage nach dem Musentempel wandern sah; selbst sein feierlicher Frackrock, der schon mancher Promotion in stummer Würde

beigewohnt hatte, war dem jungen Gesandtschaftsattaché zum fünften Akt zugesagt, und damit der unausbleiblichen Nothlage ausgesetzt, in der zärtlichen Schlußscene um so mehr Fettschminkeflecke zu erhalten ... je feurriger die embrassements der jugendlichen Liebhaberin wurden.

Seit acht Tagen hatte unser Direktor nun bereits das Stück in Händen, aber noch immer blieb sein „Gutachten“ aus; da er „Vor der Versuchung“ selbst zu insceniren gedachte, und die Komödie mit einigen schwierigen Details in den Bühnenarrangements viel Ueberlegung fordert, so erfüllt die Nachlässigkeit des Theaterchefs den armen Autor mit bangen Ahnungen! Er wird das Stück erst recht durchstudiren! tröstete er sich dann wieder optimistisch.

Plötzlich wurde die erste Probe angesagt. Alles fand sich früh morgens auf der Bühne ein: Direktor, Regisseure, Darsteller und Theaterdiener nebst Souffleuse; unserm bang bewegten Autor wurde ein Stuhl zwischen den Souffleurkasten und den Regietisch gestellt; er kam sich vor: wie ein Opferlamm auf der Schlachtbank!

„Wie hat Ihnen das Stück gefallen?“ wagte es endlich der Professor die ihn seit einigen Tagen schwer belastende Frage an den Bühnenvorstand zu thun.

„Ich bin leider noch nicht dazugekommen das Stück zu lesen“, lautete die naive Antwort.

„Aber Sie wollten es doch insceniren?“

„Ich muß mich heute auf die Regisseure verlassen. Meine Herren — wie hat Ihnen „Vor der Versuchung“ gefallen?“

Die beiden Regisseure meldeten unisono: daß sie das Stück gar nicht zu Gesicht bekommen hätten.

„Aber um Gottes willen!“ rief in höchster Aufregung der unglückliche Autor, „wenn keiner das Stück kennt, wer soll es denn heute insceniren?“

„Dies würde mich weniger bekümmern“, sagte mit seltener Ruhe der Direktor, „aber ich frage jetzt: wo ist das Manuscript überhaupt hingekommen? Einem der Herren Regisseure habe ich es doch gesandt?“

Beide Herren betheuertem abermals, nichts erhalten zu haben.

Der Theaterdiener wurde gerufen. „Lieber Piefke!“ herrschte ihn der Chef an, „Sie erinnern sich gewiß des dicken Manuscriptes „Vor der Versuchung“, welches einige Tage in meiner Wohnung auf dem Schreibtische lag; ich erinnere mich wenigstens ganz bestimmt darin geblättert zu haben; wo ist dieses Manuscript hingekommen? Habe ich es nicht durch Sie einen der Herren Regisseure gesandt?“

„Das soll man jetzt noch wissen!“ knurrte das Faktotum des Direktors, „den ganzen Tag läuft unsereins mit gedrucktem und geschriebenem Zeug, mit Büchern und Rollen hin und her! Der Teufel kann solch einzelnes dummes Stück merken!“ darauf entfernte er sich mit verächtlichem Achselzucken.

„Der Unglücksmensch!“ rief unser geplagter Dichter, zornglühenden Antlitzes, „er wird das Manuscript unterwegs verloren haben!“

„Dann heben wir vorläufig die Probe auf und lassen das Stück unter „Verloren“ in den Anzeiger bringen“; sagte mit ungetrübter Seelenruhe der Direktor, als ob es sich um einen abhanden gekommenen Regenschirm handele.

„Etwa zu den Taschentüchern — Hausschlüsseln — Portemonnaies und verlaufenen Katzen und Hunden?“ höhnte noch zornglühender der Professor.

„Wie wär's“, warf sich einer der Regisseure ins Mittel, „wenn man das Stück — um die Vorstellung für übermorgen noch zu ermöglichen — aus den geschriebenen Rollen wieder rekonstruierte? Souffleuse — wie viel Zeit würden Sie dazu gebrauchen?“

„Unter der Bedingung, daß mir die Rollen sofort ausgeliefert werden —“ begann die Interpellirte —

„Halt!“ rief der jugendliche Held, „ich habe noch keinen Blick in meine zwanzig Bogen starke Partie werfen können! Ich liefere nichts aus! ich muß doch wenigstens den Inhalt kennen lernen!“

„Jetzt erst? zwei Tage vor der Aufführung? als Vertreter der Hauptpartie?“ fragte gedehnten Tones der sehr wenig angenehm überraschte Dichter.

„Lieber Herr!“ höhnte der insolente und verwöhnte Liebling des weiblichen Theaterpublikums, „wir leben künstlerisch . . . aus der Hand in den Mund; man hat genug zu thun mit all' dem gereimten und — ungereimten Zeug, welches zusammengeschrieben wird.“

„Bei den vielen Wiederholungen, die hier vorkommen“ sagte spitzig und maliziös die Anstandsdame und zärtliche Mutter, indem sie verächtlich mit der Hand über die Blätter ihrer Rolle fuhr, „streiche ich mindestens die Hälfte.“

„Und um die nichts sagenden fünf Worte zu sprechen, trete ich im fünften Akte auch nicht wieder auf!“ sagte schnippisch die Naive, welche einen heldenmüthigen Bogen darzustellen hatte. „Das scheint mir total überflüssig!“

Den armen Autor überkam, gegenüber diesem Bühnenautokratismus, allmählich ein Gefühl vollständigster Abspannung; resignirt ließ er alle Kritiken über sich ergehen; — Gott sei Dank! tönte es leise in seiner Brust, daß das Hest abhanden gekommen ist, und daß ich ihnen als Dichter . . . noch nicht zum Opfer gefallen bin! Ich werde nie wieder — vor der Versuchung stehen, ein Stück aufführen zu lassen!

In demselben Augenblicke kam des Direktors Faktotum angestürzt. „Na, da sehen wir's ja, wer die Unordnung immer veranlaßt!“ rief er schadenfroh aus, das Manuscript des Professors triumphirend in die Höhe haltend, „und wissen Sie, wo's gesteckt hat? in dem Schlafzimmer! zwischen Bettstelle und Wand eingeklemmt! Der Direktor hat jedenfalls, nach seiner Gewohnheit, abends im Bett darin geblättert — ist bei der Lektüre sofort eingeschlafen — das Hest ist ihm aus den Händen gefallen — und dann in seinen Versteck hinuntergerutcht! So! Nun kann ja die Geschichte los gehen!“ Und er schob das Manuscript der Souffleuse in den Kasten.

„Meine Herrschaften!“ ließ sich jetzt mit raschem Entschluß unser Professor vernehmen, indem er sein wieder aus Tageslicht gelangtes Opus mit Schnelligkeit den kreuzspinnenartigen Fingern des weiblichen Kastengeistes entriß, „das Stück sei hiermit zurückgezogen! Ich fühle mich all den Widerwärtigkeiten —“ der Professor verbeugte sich mit großer Verbindlichkeit gegen die gesammten Darsteller — „welche der

Autorenberuf mit sich bringt, nicht gewachsen! Auch dünkt mich der Umstand: daß die Lektüre meines Dramas . . . einschläfernd auf den Herrn Direktor wirkte — gerade für kein günstiges Prognostikon der Vorstellung!“ Damit konzentrierte er sich schleunigst rückwärts, und — verließ den Theaterraum mit einer Hast, als gälte es einer großen Gefahr zu entrinnen.

Als sich die Bühne geleert hatte, sagte der Direktor mit ärgerlicher Miene zu seinem Theaterdiener: „Man soll sich doch mit — Dilettanten nie einlassen! obgleich in diesem Fall wenig verloren ist! Ein Trauerspiel in Versen ist schon an und für sich ein Unglück! und mit dem Titel: „Vor der Versuchung“ hätten wir gar nichts gemacht!“

„Man hätte das Stück allerdings jetzt umtaufen können: „Vor dem Einschlafen!“ ließ sich grinsend das Faktotum vernehmen.

Armer Bühnenautor! wenn Du auch dies noch vernommen hättest!

Mystifikationen.

Von Alfred Friedmann.

„Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine läßliche Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel“, sagt Goethe in Wahrheit und Dichtung.

Der fröhliche Rabelais schrieb über den Eingang seines Komödienbaues Gargantua: „Le rire est le propre de l'homme! Das Lachen gehört nur dem Menschen zu!“ Unter den Menschen sind es wohl die Franzosen, die am meisten lachen, wenn auch nicht immer über sich selbst. Wenigstens war es einmal so, als es noch hieß: man lebe so vergnügt wie Gott in Frankreich, den sie jetzt auch ausgewiesen haben.

„Le français né malin, forma le vaudeville“ (Der Franzose, schalkhaft von Geburt, erfand das Vaudeville), meint Boileau, und von jeher war das frane rire gaulois bekannt.

Vor Rabelais war König Ludwig XI. ein „terrible rieur“ „ein furchtbarer Lacher“; unter ihm entstanden die Cent Nouvelles; aber wenn in diesen schlüpfrigen Geschichten viele seiner lustigen Thaten erzählt werden, verliefen diese doch nicht immer zur Belustigung sämtlicher Betheiligten. So ließ er einmal einen Parlamentsrath hängen, aber mit dem Hute am Kopfe, damit er sich nicht erkälte und damit ihm nach seinen Titeln und Würden geschehe!

Eine unerschöpfliche Quelle homerischen Gelächters ist die Mystifikation. Das Wort ist französischen Ursprungs, wenigstens in seiner jetzigen Bedeutung; übrigens hat Cicero schon die Wörter „Mystagog“ und „mystus“ aus dem Griechischen herübergenommen und latinisirt; Mystifikation in des Wortes jetzigem Sinne will der Bibliophile P. L. Jacob zum ersten Male in einem Werke Jean Monets, 1773, gefunden haben. Monet giebt die Definition: „Unter Mystifikationen

versteht man Fallen, die man einem einfältigen und leichtgläubigen Menschen legt, den man zum besten haben will."

Der König der „Mystifikateure“ war Caillot-Duval, der nie existirt hat und an dessen Existenz ganz Paris im Jahre 1785 glaubte. Er nannte sich in Wahrheit stets Graf Fortia de Piles, der, nachdem er das galante Leben von damals bis zur Reife gekostet, sich voll Klagenjammers zurückzog und in der Mystifikation anderer den restaurirenden Aschermittwochshering suchte und fand. Er schrieb unter dem Namen Caillot-Duval an eitle Poeten, die er durch unmögliche Orden- und Titelversprechungen zu Antworten herausforderte; er streute die Saat der Eifersucht und des Konkurrenzneides zwischen Schuster, Zuckerbäcker und Korsettmacherinnen, und zwar machte er den Schuster auf Stiefeln ohne Naht aufmerksam, die in der Provinz gefertigt würden; die unschuldigen Bonbons d'amour des Confiseurs Berthellemont verschrie er als „Ingedienzien enthaltend, geeignet, eine ohnehin schon allzu entflammte Leidenschaft der Jugend noch mehr anzufachen.“

Später machte sich unser Mystifikateur an einen Ornithologen, der soeben ein damaliges „Brehms Thierleben“ herausgegeben.

„Ich habe“, schreibt diesem Caillot-Duval, „in einen Käfig eine Nachteule und eine Goldammer gethan. Zu meinem größten Erstaunen paarten sich diese Vögel; es sind daraus zwei Eier entstanden, welche die Mutter ausbrütete, und o Wunder, dem einen entschlüpfte ein großschnäblicher Sperling, dem andern eine Elster. Der Vater, die Mutter und die Kinder befanden sich den Umständen nach wohl und bilden nur eine einzige Familie.“

Der Ornitholog beieilt sich zu folgender Antwortsepistel:

„Verbinden Sie mich durch genaue Beobachtung dieses Falles; sehen Sie zu, ob die Jungen Federn von sehr heller Farbe am linken Flügel haben und ob die Elster bei Annäherung des Vaters mehr Lärm macht, als bei der Mutter; in letzterem Falle glaube ich Sie versichern zu müssen, daß sie nicht bis zum Frühjahr leben bleiben wird.“

Einem Adjutanten der französischen Garde empfiehlt er seine beiden Nissen und bittet um zwei Anstellungsdekrete für sie in diesem „von innen ebenso empfehlenswerthen, als von außen glänzenden Regiment.“ In der Beschreibung der Nissen giebt er an, daß sie Zwillinge von ganz gleicher Größe wären, nur sei der eine ungefähr fünf Zoll kleiner als der andere!

Bald darauf wird er Vater, dessen Tochter „der leuchtenden Außenseite eines pfalzgräflichen Husaren nicht widerstehen konnte.“ Er schreibt einem Polizeibeamten in Nancy, er vermüthe, daß sich seine entflohene Tochter in einem dortigen Modemagazin aufhalte und giebt folgendes Signalement von ihr: „Sie ist eher braun als blond, mit fast schwarzen Augenbrauen, hat große Mandelaugen, aufgestülptes Näschen, kleinen Mund, weiße Zähne, spiktes Kinn, rothe Wangen, volle Hand mit Grübchen, fleischige Arme, den Buxen am rechten Platz, eine Wespentaille, einen chinesischen Fuß und ein sehr gerades Knie, was, wie Sie wissen, eine sehr seltene Sache bei einer Frau ist!“

Der Polizeibeamte mußte zu seinem Bedauern zurückschreiben daß er, trotz aller aufgewandten Mühe, die fragliche Tochter nicht

ausfindig machen konnte. Eine Actrice der Comédie Française zwingt er, ihm einen Brief zu schreiben, worin sie auf Ehrenwort bestätigt, niemals sträflichen Umgang mit einem seiner Nessen, den dies Gerücht an einer Heirat mit einem bigotten Fräulein hindere, gehabt zu haben. Der Nefse existirt natürlich ebenso wenig, wie die oben genannten gleich großen Zwillinge von verschiedener Höhe. Nachdem er also auf die Eitelkeit und Dummheit der verschiedensten Menschenklassen bei Sight gezogen hatte, setzte er seinen tollen Streichen die Krone auf, indem er die 1795 erschienene Sammlung von Antworten der Gefoppten seinem größten Konkurrenten im Mystifikationsfache in die Schuhe schiebt: dem Feuilletonisten Grimod de la Reynière.

Waren die Scherze Caillot-Duvals stets gutmüthiger Art und von echtem „Esprit gaulois“ eingegeben, so frankten die Grimod de la Reynières an Pessimismus und Leichenbitterlichkeit. Er verschickte Einladungen zu Gastmählern in der Form von Todesanzeigen, ließ seine Diners und Soupers zum Entsetzen der Gäste auf Katafalken, in Grabkapellen, auf Tellern von Todtenknochen serviren, und machte dergleichen liebliche Scherze mehr. Er war mißgestaltet von Natur und seine Hände sollen wie Entensfüße, mit Krallen versehen, gebildet gewesen sein. (Mein Gewährsmann ist der Bibliophile P. L. Jacob.)

Grimod war der größte Gourmand seiner Zeit. Als er nach der Revolution von 1789 einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt, und doch seine Gewohnheit, täglich 200—300 Francs mit seinen Freunden für Gastereien zu vergeuden, nicht aufgeben mochte, verfiel er auf folgende Mystifikation, denn Noth bricht Eisen und der Magen ist ein Gott, den man nicht gratis verehren kann.

Er veröffentlichte in den Journalen die Nachricht von der Konstituierung einer „Gesellschaft zur Prüfung der Speisen und Getränke“. Diese Jury, aus den größten Feinschmeckern gebildet, würde alle Wochen einmal zusammenkommen und ihr Urtheil über die unterbreiteten Erzeugnisse der Industrie, des Handels, und — der Natur, behufs Publikation in den Zeitungen, abgeben!

Eine wahre Völkerwanderung von Delikateßen, versiegelten Flaschen, Stroh- und Holzkisten, Niesensfischen, von Wildpret, Geflügel und Obstarten war das Resultat dieser Mystifikation. Grimods Küche und Keller konnten die einlaufenden Schätze nicht fassen und er war genöthigt, trotz seiner Armee von Parasiten, allwöchentlich im geheimen einen Theil dieses „Zehnten“ verkaufen zu lassen! Endlich kam es ans Tageslicht, daß das „Prüfungscomité“ nur aus einem Mund und einem Magen bestand. Grimods Koch drang nämlich eines Tages in das Sitzungszimmer, wo dieser vor einem mit zwölf Couverts gedeckten Tisch allein funktionirte.

Die Mode der Mystifikationswuth breitet sich wie alle Moden über eine stets wachsende Gemeinde aus, und es fanden endlich eine so große Anzahl geistreicher Edelleute an ihr Gefallen, daß sie zusammentraten, um eine förmliche Gesellschaft, nach dem Muster der Freimaurer oder religiöser Sekten, zu bilden.

Außer dem Chevalier de la Morandière, dem Marquis de Sade und dem Marquis Anne-Gédéon, Lafitte de Bellepore werden uns die Poeten und Schriftsteller Alphonse Martainville, Mayeur de Saint

Paul, Armand Charlemagne, de Piles und Felix Rogaret als Eingeweihte genannt. — Der Mystifizirende von heute war der Mystifizierte von gestern. Jeder Neueintretende mußte sich einer Probe unterwerfen; nahm er sie übel auf, oder benahm er sich ungeschickt, so blühte ihm kein Heil in der Gesellschaft.

Eines Tages beehrte ein junger Amerikaner, der von einer geheimen Verbindung gehört hatte, ohne deren Ziele zu kennen, als Mitglied aufgenommen zu werden.

Er kam, man setzte sich zu Tische. Er war neugieriger, als hungrig. „Brüder“, sagte der Präsident, „wir werden heute unsere Studien über die Verwendbarkeit des Menschenfleisches als Nahrungsmittel fortsetzen!“ und, zu dem Amerikaner gewandt, der sich gerade zum zweiten Male ein Stück Schinken ausbat, fuhr er fort: „Wie finden Sie, Bewohner der Vereinigten Staaten Amerikas, diese Speise? Sie rührt von dem Schenkel einer Jungfrau her, die eben im Begriffe stand, sich zu verheiraten.“

Der Amerikaner reicht seinen Teller nochmals hinüber! So bekommt er Wurst von einem Greise, gedämpftes Fleisch von einem Knaben, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und Mal, aus einem Todten zubereitet, dem noch das Vergnügen zutheil werden sollte, die Lebenden zu ernähren!

Ein Mitglied ist ärgerlich, daß man zur Schreckenszeit die Körper der Guillotinierten nutzlos verscharrt habe; da gab es sicher alle Tage frisches Fleisch. — Der Amerikaner verzieht keine Miene und ißt, als ob er vierzehn Tage gefastet habe. Endlich sagt er zu den entsetzten Genossen: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich Menschenfleisch koste.“

„Wie?“ schriean sie alle. „Sie finden das merkwürdig?“ meint der Amerikaner und erzählt: „Einmal sei er mit einem Freunde auf der Jagd von wilden Jägern gefangen genommen worden, sein Freund, dicker als er, habe zuerst als Mahlzeit dienen müssen; man sei freundlich genug gewesen, ihm ein Stück desselben anzubieten; er habe aber so lang refüsirt, bis ihn nach dem vierten Tag der Hunger und Mangel an sonstiger Auswahl dazu gezwungen, eine Kotelette des besagten Freundes zu verspeisen. Er fand sie ganz schmackhaft und leicht verdaulich. Bei einem Schiffbruch tranken sie erst das Blut eines Leidensgenossen, der sich freiwillig dazu angeboten, und aßen ihn dann auf, als er die Entkräftung nicht länger aushalten konnte und an Blutleere verstarb. Das dritte Mal hatte er ein Duell mit seinem ärgsten Feinde. Er ließ ihn todt auf dem Platze. Bald darauf erhielt er eine Pastete, die er auch verzehrte. Nach der Mahlzeit kam ein Brief des Inhalts: „Mein von Ihnen getödteter Gatte hatte angeordnet, daß Ihnen sein Herz in Pastetenform zugesandt würde, damit er die Erfahrung machen könne, ob dieses von Haß gegen Sie geschwollene Herz nicht imstande sei, ihn zu rächen, indem es Sie vergiftet!“ Dieser Brief seiner Frau rettete mich, denn es verlieh mir die nöthige Kraft, die Folgen der posthumen Rache meines Todfeindes zu überwinden.

Hierauf erhob sich der Amerikaner und verließ, eine Gavotte pfeifend, den Saal. Man sieht, die Gesellschaft war nicht immer Siegerin in der langen Reihe ihrer Angriffsriege.

Mystifikationen, Betrogene und Betrüger hat es zu allen Zeiten gegeben. Auch heute noch werden Mystifikationen ausgeführt, wenn auch in größerem Stile. Vielleicht war es kein Anachronismus, in den Tagen, da man verdienstvolle Fürsten nächtlicherweile von ihren Thronen aufhebt, da die Offiziösen verkünden, dies geschehe zum Heile der Völker, fördern deren Wohlstand in den Zeiten, da die Kaulbarse und Gaddhaus zu Ordnungsmachern berufen werden, von — Mystifikationen zu reden!

Salon-Büchertisch.

Zwei neue Dramen von Martin Greif.*)

Wer kennt nicht die Lyrik Martin Greif's, des Dichters zartester Lieder voll schwermüthigen Reizes, des Meisters der Ballade und des lyrischen Genrebildes? Ueber dem Lyriker sollte man jedoch nicht den Dramatiker vergessen, der bereits der deutschen Bühne einen „Nero“, einen „Marino Falieri“, einen „Prinz Eugen“ und das herrliche Trauerspiel „Corfiz Ulfeldt“ geschenkt hat und der nun wieder mit zwei neuen Stücken vor das Publikum tritt. Daß in dem Lyriker Greif auch ein Dramatiker steckt, darauf deutet schon die eigenthümliche Andeutung seiner lyrischen Produktion. So innig und tief uns Greif bewegt, wenn er im eigenen Namen spricht, so ist er doch kein lyrischer Narziß, der nur sein eigenes Spiegelbild betrachtet; männlich und keusch im innersten Wesen macht er nicht viel Nebens von sich selber, sondern er versetzt sich oft in die Seele anderer Menschen und läßt sie singen und sagen, wie es ihnen zu Muthe ist. Ein Lyriker, der die objektive Lyrik, das „Rollenlied“, mit solcher Meisterschaft kultivirt, wie Martin Greif, wird mit innerer Nothwendigkeit zum Drama hingezogen, das vom Dichter den höchsten Grad poetischer Selbstenttäuschung und Versetzungsfähigkeit fordert. Die Dramen Greif's tragen das Gepräge kraftvoller, stolzer Männlichkeit und bewegen sich mit Vorliebe auf jenen Höhen der Geschichte, wo um Herrschaft und Macht gekämpft wird. Wie unsern Dichter einst der tragische Ehrgeiz des dänischen Reichshofmeisters Corfiz Ulfeldt zur dramatischen Behandlung lockte, so vertieft er sich jetzt mit patriotischer Wärme in die deutsche Geschichte und widmet dem mächtigen und hochstrebenden Welfen, Heinrich dem Löwen seine Kunst, die der Wirklichkeit der Dinge einen freien, aufgeschlossenen Sinn entgegenbringt. Das Schauspiel: „Heinrich der Löwe“ ist ein Werk des gediegensten Realismus und behandelt das schwierige Thema von der Selbstüberhebung und dem Sturz des ehrgeizigen Löwen mit überzeugender Lebenswahrheit. Der Dichter läßt uns tiefe Blicke thun in die Seele des Mannes, der zum Herrscher geboren, im Gefühle erlittener Unbill, im Gefühle seiner Macht sich in die Stellung und die Pflichten des Vasallen nicht mehr finden kann und seinem Freund und Herrn, dem Kaiser Friedrich Barbarossa die schuldige Treue bricht. Die Figur des herrschsüchtigen Herzogs, die Gestalt des großen Kaisers, sowie auch die Nebenpersonen sind mit außerordentlicher Sicherheit und Energie aus dem historischen Rohmaterial herausgemeißelt, auf Schritt und Tritt erfreut man sich an der Kunst, mit welcher der Geist einer bedeutenden Epoche poetisch und dramatisch verkörpert wird. Ein schönes Zeugniß dieser Kunst ist z. B. die Scene zwischen Barbarossa und dem Karthäuser im 4. Akt, oder der ganze 2. Akt, der ein wahres Meisterstück poetischer Behandlung des Historischen bildet. — Es war ein glücklicher Gedanke des Dichters, dem an die Tragödie streifenden Drama: „Heinrich der Löwe“ ein mild ausklingendes Schauspiel anzuschließen, das uns die mit Fährlichkeiten verknüpfte Liebe des jungen Welfen Heinrich, eines Sohnes Heinrichs des Löwen, zu Agnes, dem schönen Staufenkinde, vorführt und mit der Aussöhnung der beiden feindlichen Häuser endet. „Die Pfalz im Rhein“ hat einen festen, frischen Zug und spinnt sich in einer Reihe wirkungsvoll kontrastirender Scenen ungemein anziehend und lebendig ab.

J. Eugensteiner.

*) Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1887. Die Pfalz am Rhein. Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1887.

Friedrich der Große und die Frauen. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestage Friedrichs des Großen am 17. August 1886 von Dr. Adolph Kohut. Minden in Westfalen. J. C. C. Bruns Verlag.

Daß der große Friedrich, wie im allgemeinen angenommen wird, nicht eigentlich ein Frauenhasser gewesen und nur sein Vaterland geliebt habe, sondern daß er weibliche Anmuth, weiblichen Liebreiz und weibliche Freundschaft hoch gehalten und daß auch die Macht der großen Siegerin, der Liebe, nicht spurlos verschwunden an seinem Leben vorbeigegangen, beweist Adolph Kohut im vorliegenden Buch. Er liebte und verehrte vor allem seine Mutter aufs wärmste und wurde durch den Tod derselben tief und schmerzlich erschüttert. Ganz reizend stand er sich mit seinen sechs Schwestern, insbesondere mit seiner geistreichen Lieblingschwester, der Markgräfin Friederike Sophia Wilhelmine von Baireuth. Vieles von dem geschwisterlichen Verhältniß dieser zwei Königskinder ist bekannt. Doch fügt der Verfasser manchen neuen, liebenswürdigen Zug zu den bekannten hinzu. In seiner frühen Jugend hatte der Prinz verschiedene Liebesverhältnisse, welche indessen doch keinen tieferen Eindruck auf sein Herz hinterlassen zu haben scheinen; in seinen späteren Jahren hat nur noch eine Frau, die schöne italienische Tänzerin Barbarina Campanini ihn flüchtig gefesselt. Daß seine Ehe mit der geborenen Prinzessin von Braunschweig-Bevern, Elisabeth Christine, zu welcher er von seinem Vater gezwungen wurde, keine glückliche gewesen, ist erwiesen, doch auch, daß er es nie an Hochachtung und Aufmerksamkeit seiner Gemalin gegenüber fehlen ließ. Was der Verfasser ferner noch von Friedrichs Beziehungen zu anderen Damen, seinen Erzieherinnen und Freundinnen, sowie seiner gekrönten Feindin, Maria Theresia und der Pompadour erzählt, enthält viel recht interessantes und besonders zahlreiche im Text aufgenommene Originalbriefe und Briefauszüge verleihen dem Ganzen noch einen besonderen Reiz.

Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen von Werner Hahn. Berlin, Leonhardt Simeon 1887.

Seit dem mächtigen Erwachen des deutschen Nationalgefühls hat sich auch ein allgemeineres Interesse für die nordische, resp. germanische Mythologie und jenes merkwürdige Sammelwerk nordischer Götterkunde und uralten Mythenberichts, der Edda, bemerkbar gemacht. Doch die Edda, so wie sie uns überliefert wurde, ist trotz mehrfacher und vorzüglicher Uebersetzungen auch dem gebildeten Laien zum Theil unverständlich und schwer genießbar. Dankenswerthes ist schon geschehen, die Eddabuchstücke dem allgemeinen Verständniß durch zeitgemäße Umarbeitungen näher zu bringen, doch dürfte das vorliegende Werk des auf diesem Felde rühmlich bekannten Verfassers sich wohl als das empfehlenswerthe der bisher nach dieser Richtung hin erschienenen Bücher erweisen. Es ist keineswegs nur ein Leitfaden zur Einführung in die nordische Götterwelt Odins, sondern lebendig und anregend sind hier die Mythen der gigantischen Gestalten der nordischen Naturreligion, auch für den Laien ohne Vorkenntnisse und das minder scharfe Verständniß geeignet, erzählt, während der tiefer Denkende sich durch die Lektüre dieser zeitgemäßen Um- und Durcharbeitung der Edda zum Studium der Quellen selbst vielleicht angeregt fühlen wird.

Da die Edda, wie bekannt, Lücken enthält, so war es eine Aufgabe des Verfassers, dieselben auf eine durch den Gang der Erzählung bedingte logische Weise durch Einschubsel zu verbinden die dem Verständniß der Vorgänge zu Hilfe kamen und doch dem einheitlichen Sinn, der Form und Sprache sich anfügend, keinen Abbruch thaten. Der Verfasser hat auch diese Aufgabe ebenso diskret wie zweckmäßig ausgeführt, nebenbei noch manche im Urtext enthaltenen Widersprüche und Unverständlichkeiten auszugleichen gewußt. Daß diese geheimnißvoll mystische Götterwelt eines längstentschwundenen Glaubens aus ihrer nebelhaften Ferne so in unserer modernen Sprache geschildert und so greifbar ans helle Tageslicht gerückt für den Eingeweihten etwas nüchternes annimmt, ist selbstverständlich. Doch hiervon abgesehen, sei Werner Hahns „Odin“ jedem Gebildeten oder sich bilden Wollenden aufs wärmste und aufrichtigste zur Lektüre empfohlen.

Erlaubt und Unerlaubt. Von Alfred Friedmann. Minden, 1886. J. C. C. Bruns Verlag. Wir wüßten nicht, was „Unerlaubtes“ unter den hier gesammelten liebenswürdigen Novellen und Skizzenblättern des bekannten und beliebten Erzählers enthalten sein sollte, auch nicht im Goetheschen Sinne: „Erlaubt

ist, was gefällt.“ Es hat uns alles recht gut, manches ganz außerordentlich gefallen, auch haben wir einiges schon früher hier und da Gelesene mit Vergnügen noch einmal gelesen. Welch ein prächtiges, sonniges Rheinbild ist z. B. „Eine Stunde Verspätung!“ Auch die Reisebilder sind ansprechend und unterhaltend, und der Anhang: „Literarisches“ enthält manches Neue und Interessante.

Am Dünenstrand der Ostsee. Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern. Von Dr. Adolph Kobut. 2 Bände. (1. Die Seebäder Pommerns. — 2. Rügen und seine Seebäder.) Preis à 1 Mark. Verlag von J. E. W. Laverrenz in Berlin.

Seit einem halben Menschenalter ist kein erschöpfendes Werk über die Pommerischen und Rügenschen Ostseebäder erschienen, das nicht allein ein zuverlässiger Wegweiser für all die nach Millionen zählenden Touristen sein will, welche alljährlich die Gestade der Ostsee aufsuchen, sondern welches auch in stimmungsvollen, farbenprächtigen Bildern die Ostsee in landschaftlicher, geschichtlicher, kulturhistorischer und poetischer Beziehung schildert. Das vorliegende, zweibändige Werk des bestens bekannten Schriftstellers Dr. Adolph Kobut in Dresden, der nicht allein ein angenehmer Reiseplauderer, sondern auch ein trefflicher Kulturhistoriker ist, füllt eine Lücke in der Literatur aus. In fesselnd geschriebenen Skizzen und Erinnerungen lernen wir die Ostsee und die Ostseebäder mit ihren Schönheiten, ihren balneologischen Reizen und Eigenthümlichkeiten, das flotte und heitere BADELEBEN, die Bewohner Pommerns und Rügens, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung, ihre Geschichte, Sagen und Legenden kennen. Einen besonderen Reiz verleihen dem hochinteressanten Werke besonders die vielfachen, in den Text eingestreuten humoristischen Züge und Episoden. Ebenso ist der Poesie des gewaltigen, ewig schönen Meeres durch sinnige und tief empfundene Gedichte — Stimmungs- und Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes — gedacht worden. Wer die Pommerischen und Rügenschen Ostseebäder, sowie die Pommeraner und Rügianer gründlich studiren und überdies eine anregende und unterhaltende Lektüre sich verschaffen will, dem können wir „Am Dünenstrand der Ostsee“ nur bestens empfehlen. Es giebt wohl wenige Bücher, die das Belehrende mit dem Amüsanten so geschickt zu verbinden wußten, wie dieses Werk. Hervorzuheben ist noch der sehr billige Preis (1 Mark pro Band) und die elegante Ausstattung. Die Deckelzeichnungen sind hervorragend ausgeführte Holzschnitte, und zwar rührt diejenige auf Band 1: „Brigg in der Hafeneinfahrt“ von G. Brandt, dem berühmten Künstler des Kladderadatsch und die Zeichnung auf Band 2: „Kreideseifen von Stubbenammer“ von H. Goeye, dem Illustrator des „Deutschen Heeres“ von Viktor Laverrenz her. Der Verlag von J. E. W. Laverrenz in Berlin, der sich durch die äußerst geschmackvolle Ausstattung und Billigkeit seiner gediegenen Werke auszeichnet, hat durch diese neue Publikation einen entschieden glücklichen Griff gethan.

Die XII Alfonsos von Castilien. Von Johann Fastenrath. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 1887. In einem Romanzeneyklus, erschienen zur Zeit, da der frühzeitige Tod des zwölften der königlichen Alfonsos von Spanien alle Welt mit schmerzlicher Betrübniß ergriff, feiert der bekannte Interpret spanischer Literatur die Lebensläufe jener zwölf spanischen Könige, welche den Namen Alfonso geführt. Auch Alfonso XIII., der beim Tode seines Vaters noch ungeborene Erbe des spanischen Königsthrones, ist in der Reihe der Alfonsos nicht vergessen. Mögen manche sich mit dem durchgehends benutzten, in der spanischen Literatur oft in Anwendung gebrachten Metrum (ungereimte 3füßige Trochäen) nicht recht einverstanden erklären können, so ist dafür das Leben und Wirken dieser 12 spanischen Könige, von ziemlich ferner Zeit angefangen, doch recht interessant, ganz besonders für Liebhaber der spanischen Geschichte. Als Anhang finden sich noch andere auf Spanien bezügliche Gedichte des Verfassers, sowie ganz vorzügliche Uebersetzungen desselben aus dem Spanischen, alles bezugnehmend auf Spanien, seine Geschichte und Herrscher.

Rose Blätter für Haus und Herz von Max von Weisenthurn. Wiesbaden, Verlag von Rud. Bechtold & Comp.

Im leichten, liebenswürdigen Plauderton spricht die Verfasserin in vorliegenden

„losen Blättern“ über vieles, alles könnte man fast behaupten, was für Haus und Herz Interesse, Bedeutung und Wichtigkeit hat; nicht erschöpfend, da die Abhandlungen auch über solche Themata von denen sich recht viel sagen ließe, nicht den Raum von drei bis vier Druckseiten überschreiten, doch immer die Hauptpunkte scharf beleuchtend und einer einsichtsvollen Kritik unterziehend. Die Frau in allen möglichen Lebenslagen, mit ihrem Fehlen und Irren, ihren Neigungen und Abweichungen, mit ihren Pflichten und Rechten ist hauptsächlich Gegenstand dieser Skizzen, wie „Kinderlose Mütter“, „Frauensliebe“, „Alternde Mädchen“, „Verlobte Mädchen“, „Schöne Mädchen“, „Häusliches Glück“, „Wahre Bildung“, „Es schickt sich nicht“, „Heirat und Mißheirat“, „Die Stiefmutter“ und andere verwandte, auf das Frauenleben Bezug nehmende Betrachtungen. Einige recht hübsche Reisebilder, landschaftliche Schilderungen und humoristische Kleinigkeiten sind den Büchern angefügt. Es ist im ganzen genommen ein wirklich gutes, kluges, praktisches Hausbuch, empfehlenswerth als Geschenk für junge Mädchen und Frauen, denen daran gelegen ist, sich von einer treuen, erfahrenen, wohlwollenden Freundin belehren, warnen, rathen, leiten und in trüben Stunden und schmerzlichen Lebenslagen trösten zu lassen.

Glück und Geld. Roman aus dem heutigen Aegypten von G. Reuter. Leipzig. Wilhelm Friedrich. Mit ganz bemerkenswerthem Talent der Schilderung und Charakteristik, mit Glanz und Eigenart der Sprache und poetischem Blick für die Schönheiten südlischer Landschaftsbilder, die er zum Hintergrund seiner Handlung wählt, entrollt der Verfasser die Lebensgeschichte eines jungen Weibes vor uns, die feiner, tiefer und fesselnder geschildert sind, als der etwas sensationell angehauchte Titel es vermuthen läßt. Die Beleuchtung des ethischen Worts des Besitzes, die Beantwortung der sozialen Frage: Ist Geld — Glück? bildet den gedanklichen Mittelpunkt der Handlung, deren Trägerin, ein mit zarten Farben sehr reizvoll geschildertes Geschöpf, aus der Bedrängniß einer dürftigen Jugend über die schwankende Brücke einer glänzenden aber liebeleeren Ehe endlich zu dem wahren Glück echter Liebe und stiller, segensreicher Häuslichkeit gelangt. — Wir empfehlen das schön ausgestattete Buch aufs wärmste, und zwar besonders als Weihnachtsgeschenk, da es zu den werthvollen literarischen Erscheinungen gehört, an deren dauerndem Besitz man sich freut.

Aus demselben Verlag ging der im besten Sinne tendenziös gehaltene Roman: **„Eine Heimstätte“** von F. von Fritsch hervor. Dem Verfasser ist es dringend darum zu thun, seinem humanen Wunsch, der Begründung von Heimstätten für uneheliche Kinder, die armen Varias der Gesellschaft, Eingang beim Publikum zu verschaffen. Ausdrücklich macht er seinen Roman zum Träger dieser Idee, statt dieselbe, wie er der Einleitung nach zu thun gewillt war, in einer Broschüre darzulegen. Da es ihm trefflich gelungen ist, durch lebhafte Darstellung für seine Helden zu interessieren, so ist der eingeschlagene Weg, die Herzen für eine schöne Sache zu gewinnen, jedenfalls der beste, und wir wünschen von Herzen, daß der Dichter auf demselben zur Verwirklichung seines edlen Ideals gelangen möge. —

Neue Märchen und Fabeln (Verlag von D. W. Callwey in München) bietet Otto Weidigen in einem sehr hübsch ausgestatteten Bande. Der auf anderem Gebiete wohlbekannte Verfasser tritt hier zum ersten Male als Märchenerzähler auf und auch in dieser Eigenschaft bewährt er sich als ein berufener Dichter. Seine Schöpfungen sind theils frei erfunden, theils lehnen sie sich an alte Sagen oder alte Fabeln an; überall aber wird das Gemüth wirklich getroffen, so daß, wie bei jeder Jugendschrift, auch Erwachsene an der Lektüre ihre Freude haben können. Im ganzen werden 10 Märchen und 36 Fabeln, in gebundener wie ungebundener Rede, geboten. Durch Karl Gehrts erhielt das Buch einen reichen Illustrations schmuck.

Die Wahl ist schwer, wenn wir uns fragen: „Welches Buch soll ich meinen Kleinen und großen Kindern kaufen?“ Der Büchermarkt ist in der Jugendliteratur überschwemmt und darunter viel unbrauchbares. Wie Goldkörner glänzen aus dieser Masse die überall, wo deutsche Kinder wohnen, bekannten und begehrten Bücher für die Jugend von Emma Buttke-Viller daraus hervor. — Drei neue Jugendschriften sind wieder von der unermüdblichen Verfasserin bei Friedrich Andreas Perthes, Gotha, erschienen:

„Aus vier Jahrhunderten“ heißt das erste Buch. Vier Bilder aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert ziehen an den Augen des Lesers vorüber, alles ist so lebenswahr, daß wir unter den handelnden Personen zu stehen vermeinen. Dabei ist alles mit löstlichem Humor durchwürzt, der der Mode und Sitte der Zeit vollständig entspricht und nur durch seine Originalität ungemein fesselt. (Preis 3 Mark.)

„Die Macht des Goldes.“ Nach einer wahren Begebenheit erzählt. Welcher Fleiß und doch welche Leichtigkeit zeigt sich in der vom Anfang bis zum Ende äußerst spannenden Erzählung. Da ist nichts gemachtes. So ist der Mensch, so sind seine Streben. Ohne moralpredigend auf den Leser einzudringen, wird ihm der echte Kern, die Tugend der Ehrlichkeit und Pflichterfüllung vor Augen gestellt. (Preis 2,40 Mark.)

„Die gute Schwester Anna.“ Eine allerliebste Kindergeschichte, die für das jüngere Alter paßt. Zum Wechsellese sind recht hübsche fließende Gespräche eingeflochten. (Preis 3 Mark.)

„Elsässer Zuckerdinge“ von Marie Rebe. Gotha, Friedrich Andreas Berthes. Die durch ihre „Kindergeschichten“ weit bekannte Verfasserin bietet hier kleine, zierliche, dem kindlichen Geiste vollkommen entsprechende Geschichten dar. Sie versteht das Leben und Treiben des Landes, wo sie selbst lebt und vor allem das Kinderleben. — Die Ausstattung ist entsprechend anheimelnd. (Preis 3 Mark.)

„Ist's wahr?“ Dreizehn Märchen für die Kleinen. Märchen zu erzählen ist schwer. Wenn manches darunter nicht als ganz gelungen bezeichnet werden muß, so überwiegt doch den Werth die Moral, die der Leser leicht findet, die Lücken, die der Inhalt hier und da zeigt. Die Ausstattung ist sehr ansprechend. (Preis 3 Mark.)

P. B.

Bildertisch.

Am Weihnachtsmorgen kommt die Freude der Kinder an ihren Weihnachtsgeschenken eigentlich mehr zum Ausdruck, als am heiligen Abend, wo die Kleinen meistens geblendet von den hellen Lichtern des Baumes sind, und die aufgeregte Stimmung ein ruhiges Behagen an den Geschenken nicht so aufkommen läßt wie am ersten Feiertag. Dann sind sie sich und ihren Puppenkindern ganz überlassen, sie können ohne Beobachtung der Erwachsenen nach Herzenslust spielen und manches heitere Wort, manche gute Bemerkung entfließt da dem kleinen Kindermund. Der Kinderhumor äußert sich gerade zu Weihnachten sehr drastisch. Hier einige Proben unbewußten kindlichen Weihnachtshumors:

Der Weihnachtsbaum prangt noch im vollen Schmucke. Die Mutter, wohl wissend, wie seine süße Last ihres Töchterchens Begehrt reizt, ermahnt im Hinausgehen dieselbe ernstlich, nicht davon zu naschen.

Als sie wieder eintritt, steht die Kleine in einem Winkel des Zimmers, verlegen die Händchen reibend.

„Nun, ist mein Gretchen artig gewesen und hat den Baum in Frieden gelassen?“

Gretchen: „Ja, Mama! Grete artig, aber Baum unartig — hat Grete immer gepiekt.“ (Mit den Nadeln gestochen). — Ein kleiner Bauernknabe, befragt, wie die drei größten Feste des Jahres heißen, antwortete: Kirmeß, Sauschlachten und Weihnachten.

Aber auch der volle Ernst und alle Energie der Kindesnatur zeigt sich gelegentlich des Festes. So kam vor einigen Jahren folgendes vor: Vor und nach Weihnachten beschäftigt die Post in Berlin wegen der großen Menge von Absendungen eine Anzahl von außergewöhnlichen Schreibern. Kurz zuvor meldete sich ein Knabe von zehn Jahren und versicherte, Nummer und Stadtnamen auf die Pakete mit Gewissenhaftigkeit aufkleben zu können; seine Familie dürfe aber nichts davon erfahren. Der Beamte erkundigte sich bei dem Lehrer der Schule, die das Kind genannt, und hört alles zu seinem Lobe. Der Knabe wurde angestellt, erbat sich aber wenige Tage vor dem heiligen Abend etwas Lohn und die schriftliche Zusage des Uebrigens. Ueberfelig bringt er dies seinem Vater, dessen Schmerz, in diesem Jahre nichts bescheeren zu können, er nicht zu ertragen vermocht hatte.

Auf unser Weihnachtsbild könnte übrigens folgende Kinderanekdote passen: Lieschen (am ersten Feiertag freudig mit ihrer neuen Puppe): „Sieh 'mal, Elärchen die schöne neue Puppe, die mir das Christkind gebracht hat.“ — Elärchen, (mit einer alten, nur etwas renovirten Puppe im Arm): „Meine Mama hat gesagt, zu uns ist dieses Jahr nur der Reparaturenengel gekommen.“

Küchendragoner kann man nicht strammer bei einander sehen, als auf unserm Bilde. Mit dem Wort Küchendragoner bezeichnet der Volksmund bekanntlich eine recht stattliche, „stramme“ Küchenfee, und daß die unsere besondere Neigung für einen Dragoner hat, der oft in ihre Küche kommt, das ist, wenn man den kühnen Helben betrachtet, ganz erklärlich. Da bei der Kavallerie die Fütterung eine sehr große Rolle spielt, so findet sich der Dragoner sehr oft in der Küche ein, um von der Fütterung, wie sie die Köchin besorgt, zu profitiren. Und sie, die schmucke Köchin, ist doch noch viel genügsamer als ihre Herrschaft. Da war im letzten Sommer zur Zeit des Manövers ein Beamter wegen der Einquartierungslisten im Hause. Unsere Köchin öffnet ihm die Thür und er fragte, mit einem Blick auf seine Liste: „Wie steht es denn mit den Militärverhältnissen im Hause?“ worauf die Küchendonna flugs erwiderte: „Ich hab' 'nen Dragoner, wie's aber mit unsern zwei Fräuleins steht, das weiß ich nicht genau, da kommen die Lieutenants von den Kürassieren, Dragonern, Ulanen, von der Infanterie und von der Artillerie ins Haus.“

Dornröschen.

Dornröschen schläft im dunklen Wald
Verzaubert von der bösen Fee,
Da naht ein Prinz gar wohlgestalt.
Sein Fuß erlöst die Zauberei.
Es ist ein altes Märchen,
Doch bleibt es ewig, ewig neu.

Noch heute schläft im holden Traum
So manche Mädchenseele zart,
Sie wird geliebt und weiß es kaum,
Daß sie auch des Erlösers harrt.
Der weckt ihr Herz mit Küssen—
Da ist's, als ob es Frühling ward.
F. S.

Trog den Spöttern!

Mägdelein, Mägdelein laß Dich nicht
Von den Waidmannsreden
Und durch ihren Waidmannswitz
Daß Du roth wirst, necken!

Bleibe fest und sag' es nicht,
Wen dein Herz erkoren,
Laß sie rathen her und hin,
Wem du Lieb' geschworen.

Denn die deutsche Minne schweigt,
Jene wahre, echte,
Giebt sie nicht zum Zeitvertreib
Und zum Witzgefachte.

Tief geheime Liebe ist
Allen Herzen heilig,
Liebe, die da plauscht und spricht,
Die verflackert eilig.

Ob ihr auch das schöne Kind
Foppet arg und necket,
Ist im tiefsten Herzensschrein
Doch sein Bild verstedet.

Wahr' es als ein Heiligthum
Hier und aller Orten,
Denn im Herzen liegt das Glück
Und nicht in den Worten!

Hartwig Köhler.





Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen.

Dieses sehr hübsche Kleid ist aus leberfarbigem Tuch angefertigt. Die Vorder-



Nr. 1. Anzug für Mädchen.

theile geben lang herab und sind von oben bis unten mit Brandenbourgs geschlossen. Der Rücken ist anliegend mit Seitentheilen und hat ein faltiges Rocktheil. Die Jackentheile haben vorn einen breiten Aufschlag aus himmelblauem Ottoman. Ebenso

sind auch die ziemlich weiten, unten in Falten genommenen Ärmel besetzt. Der kleine Ueberschlagkragen ist ebenfalls von blauem Ottoman hergestellt. Zur Anfertigung bedarf man an Stoff: 1 Mtr. 60 Centm. Tuch, 30 Centm. Ottoman. Der sehr breittrempige Filzbut ist mit blauem Band am Rand eingefasst. Schlupfenbüschel von gleicher Farbe und eine Feder ragen noch über demselben empor.

Ar. 2. Winterhut.

Der Hut aus schwarzem oder auch farbigen Filz hat einen an der Seite sehr hoch aufgeschlagenen Rand, welcher mit Band eingefasst ist. Eine lange, schön gekräufelte Feder und mehrere kleinere werden dort, wo die Krempe oben am Kopf anliegt, mit einem Schlupfenbüschel aus breitem Band festgehalten.

Ar. 3. Toque „Henri II.“

Das an der Seite niedergebogene, oben glatte, mit schwarzem Sammet belegte



Ar. 2. Winterhut.



Ar. 3. Toque „Henri II.“

Kopfteil wird an der linken hochstehenden Seite mit einer Bindung aus schwarzem Atlasband in Falten, welche zackig gebogen und mit Atlas abgefüttert den Rand bilden, der vorn emporsteht und an den Seiten sich herabneigt, zusammengehalten. Ueber das Kopfteil legt sich eine lange, schöne, hinten mit einer Atlasschleife besetzte Amazonensfeder, die vorn bis über den Rand sich seitlich herabneigt.

Ar. 4. Taghemd.

Das Vordertheil des aus feinem Batist angefertigten Hemdes hat einen tiefen vierfachen Jackenausschnitt, der sich auch an den Ärmeln und am Rückentheile wiederholt. Die Form des herzförmigen Ausschnittes wird mit einem Einsatzeil aus besticktem Spitzengrund, der am Rand mit Languettenbogen begrenzt ist, hergestellt. Mit einer gleichen Spitze sind die Ärmel, der herzförmige Einsatz des Rückentheils, sowie der untere Rand des Hemdes versehen, welchem letzteren noch mehrere schmale

Säume Halt verleihen. Zur Verzierung sind vorn am Schluß des Einsattheiles und an den Schultern farbige Bauschleifen, sowie vorn unterhalb des Einsatbes das Monogramm eingestickt.

Nr. 5. Empfangs-Anzug.

Dieser elegante Anzug ist aus weißem Tuch und hellblauer französischer Faille angefertigt. Der Rock aus weißem Tuch ist gleichmäßig in tiefe Doppelfalten gelegt. Die darüberfallende Tunika ist an den Hüften glatt angesetzt. Die vordere Spitze derselben ist glatt zurückgeschlagen und mit blauer Faille belegt. Der Rand der Tunika hat ringsum eine leichte Goldstickerei. Die glatte Taille aus einfarbiger blauer Faille ist mit einem Figaro-Zäckchen aus weißem Tuch vervollständigt. Sowohl der Rand dieses Zäckchens, wie auch die zackigen Aufschläge der glatten Faille-ärmel sind mit Goldstickerei, gleich derjenigen der Tunika, verziert. Stoff zur Anfertigung dieses Anzugs ist erforderlich: 11 Mtr. breites weißes Tuch und 8 Mtr. hellblaue Faille.



Nr. 4. Taghemd.

Nr. 6. Haus-Anzug.

Der glatte schwarze Sammetrock ist an der Taille in Falten angesetzt. Die kurze glatte Taille ist vorn gleich dem Rocktheil auf einem eingesetzten, mit Gold bestickten Atlasstheil offen. Ein hochstehender Medicistragen hat gleichfalls ein Atlasfutter, wie die weiten, unten offenen Aermel. Die Taille ist mit einer großen Schleife aus weißem Atlasband mit langherabfallenden Enden geschlossen. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 20 Mtr. Sammet und 3 Mtr. Atlas.

Nr. 7. Anzug für Mädchen.

Der aus beigefarbigem Wollenstoff angefertigte Anzug hat einen am Gürtel eingereichten Rock, welcher am untern Rande mehrfach mit schmaler, etwas dunklerer Borde besetzt ist. Die Vordertheile der Taille sind ebenso wie der Umschlagstragen mit von oben nach unten aufgesetzten Borden verziert.



Sit. 5. Gampung-kajug

Sit. 6. Gampung-kajug

Sit. 7. Kajug für Sitzen

128





6724

Nr. 8. Anzug aus glatter rauchfarbiger Baile.

Ar. 8. Anzug aus glatter rauchfarbiger Faïlle.

Der erste Rock ist gleichmäßig in Falten geordnet. Ueber diesen Rock ist eine gleichfarbige Spitzenschürze gelegt, welche an der Taille eingereicht ist und bis ziemlich zum Rand des ersten Rockes herabfällt; an den Seiten ist dieselbe erhoben und auf der rechten Seite mit einem glatt herabfallenden Rocktheil (Panneaux) bedeckt. Auf der linken Seite drapirt sich der Stoff auf der Hüfte und ist mit dem wollig erhobenen Puff verbunden. Die oben herzförmig offene, nach unten zu schräg übereinander gehende Taille ist vermittels dreier Goldknöpfe geschlossen. Eben solche Knöpfe halten die auf beiden Seiten befindlichen Kragenausschläge an den Vordertheilen fest. Der Stehkragen und das Lätztheil sind aus amarantfarbigem Sammet



Ar. 9. Haartracht.

und mit Goldstickerei verziert, ebenso die Ausschläge der glatten Ärmel. Der rauchfarbige Filzhat hat eine breite, emporgebogene, an der Seite gespaltene Krempe, welche mit amarantfarbigem Sammet belegt ist. Mehrere Federn in abgeschattirter grauer Farbe schmücken den Hut.

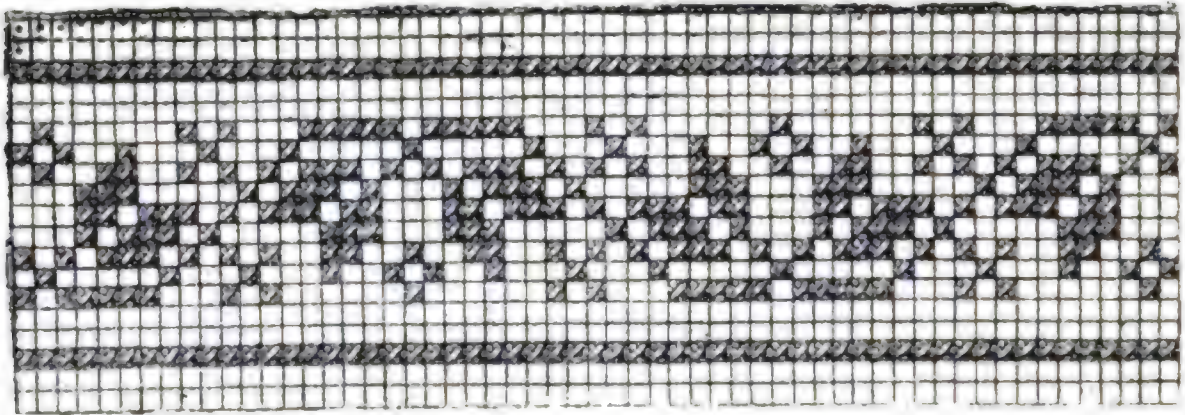
Ar. 9. Haartracht.

Das Haar ist von hinten nach oben gekämmt und nach vorn zu fallend wollig geordnet.

Ar. 10. Stickerei.

Dieselbe dient zur Verzierung von kleinen Tischservietten, Nachtbembden, Taschen, Beinkleidern, Unterröcken und Kinderwäsche; auch als Zwischensatz zu Untertaillen etc. in einfachem Kreuzstich mit farbiger Baumwolle ausgeführt, zu verwenden. Dieses hübsche Muster ist zu kleinen Möbeln, in farbiger Wolle auf Canvas angefertigt,

ebensogut anzuwenden, wie mit Perlenstickerei auf Sammet, Plüsch, Tuch zc. Tuchkleider für Kinder, sowie Kanten an Tunikas mit Seide in gleichfarbigen helleren oder dunkleren Tönen ausgeführt, nehmen sich als kleine Bordüre in dem gegebenen Muster sehr gut aus. Zur Anfertigung von Schürzen sind Zwischensätze aus einzelnen Streifen, abwechselnd mit Moiré, Sammet, Spitze zc. mit Chenille auf Seide oder Canevasstoff angefertigt, sehr wirksam.



Nr. 10. Stiderei.

Nr. 11. Holzkorb.

Ein aus braunem Weiden-Geflecht angefertigtes Gestell bekleidet man innen mit glattem Stoff und außen mit einer dicken Goldschnure, welche auch den Henkel



Nr. 11. Holzkorb.

umgiebt. Die Außenseiten des Korbes werden mit in Falten gezogenem glattem Stoff bezogen, welcher unten mit einer breiten schönen Franse besetzt ist. Auf diesem faltigen Stoff wird ein schräges Viereck mit orientalischer Stiderei angebracht. Der Henkel ist noch mit kreuzweise gewundenen Schnuren in der Farbe des glatten Stoffes umwunden und hat Quasten-Enden, welche auf das Viereck fallen.



Ein wichtiges Geheimniß.

Nach dem Originalgemälde von H. Werner.



Mein Großmütterchen.

Aus dem Englischen.

Wir waren unser drei, ich, Jack und Lally, drei Waisen-
kinder, die wir wie Geschwister in meines Großvaters
Hause zusammen aufgezogen wurden. Und doch waren
wir nicht im geringsten untereinander verwandt. Wenn
ich das seltsame Assortement von Kindern, welches der
gute alte Mann sich aufgebürdet hatte, beschreibe, so
nenne ich zuerst mich selbst, Alex Soames, aus dem Grunde, weil ich
meines Großvaters wirklicher Enkel bin. Dann Lally, eigentlich Laura
Baid, ein süßes, sanftes Geschöpf, welches unwiderstehlich Besitz von
den Herzen aller derer nahm, die in ihre Nähe kamen. Wir wußten
von Lally, daß sie die Tochter von einem intimen Freunde des Groß-
vaters und ihm anvertraut worden war, als ihre Eltern nach China
gegangen, ferner daß, als beide dort gestorben, Großpapa die kleine
Waise behalten und aufgezogen hatte. Endlich Jack Kingscote, unser
Stolz und Liebling, König Jack oder Schmuggler Jack genannt, weil
er gewissermaßen in unsere Familie eingeschmuggelt worden war. Und
zwar hatte Großpapas einziger Sohn eine Witwe mit einem Kind
geheiratet und dieses Kind war unser Jack, den der alte Mann zu sich
genommen, als das kaum vermählte junge Paar schnell nacheinander
an einem ansteckenden Fieber gestorben war. Der Knabe war schön,
stark, kühn und Großvaters Stolz und Freude, der seines geliebten
und betraurten Sohnes wirkliches Kind in ihm zu sehen meinte. Wir
waren ein lustiges Aleeblatt zusammen, zankten uns nie, liebten uns
untereinander aufs zärtlichste und erheiterten Großpapas Lebensabend,
wie wir ihm oft versicherten.

So ging alles aufs herrlichste, bis ich mein erstes Jahr erreicht
hatte, als mich das große Unglück meines Lebens traf, welches mich
zum Krüppel machte und mich für den Rest meiner Tage den Krücken
überlieferte. Ich stürzte nämlich, als ich mit Jack auf Abenteuer aus-
gezogen, gegen dreißig Fuß herab auf die Klippen am Meeresstrande,
in dessen Nähe Großpapas Haus gelegen war. That der arme Jack
auch das Möglichste, mich zu retten und folgte mir unter eigener

Lebensgefahr an dem steilen Felsen hinabkletternd, so wäre es wohl besser gewesen, er hätte mich vollends hinunter fallen lassen in die rollenden Wogen, statt mich einem Leben zu erhalten, welches von da an nur noch Qual und Last für mich war.

Waren wir drei bisher in geschwisterlicher Liebe verbunden gewesen, so können Worte die innige Zärtlichkeit nicht schildern, welche uns nach jenem traurigen Ereignisse unter einander verband. Jack war mehr als der treueste Bruder für mich, stützte meine Schwäche mit seiner Kraft, ertrug meine Ungeduld, zwang mich, durch seine unwiderstehliche Heiterkeit, meinen Kummer zu vergessen; und Lally, — ja, was soll ich von Lally sagen? Kein Engel konnte unserer schönen Lally an Zärtlichkeit, nie ermüdender Geduld, an Sanftheit ihrer leise pflegenden Hand, an himmlischer Güte gleichkommen.

Die Jahre schwanden und die Zeit kam, da Jack die Wahl eines Lebensberufes treffen mußte. Zu meiner Freude wählte er den eines Seemannes. Ich hatte Seemann werden sollen, wie mein Vater vor mir gewesen, wenn alles gut gegangen wäre. Doch jetzt trug ich ein Paar Krücken statt der Epauletten und statt der freien Meeresswogen war mein Tummelplatz unser Gartenrasen. Nach kurzer Zeit bezog Jack die erste Navigationschule des Landes und ließ uns etwas vereinsamt zurück. Die sonnige Heiterkeit schien mit ihm das Haus verlassen zu haben. Mochte Lally mich noch so liebevoll auf jede Weise zu zerstreuen suchen, ich vermißte den lustigen Kameraden doch immer wieder, während Großpapa, sein Silberhaupt tief gesenkt, schweigend stundenlang umher wanderte und die Sehnsucht nach seinem lieben Jungen nicht bemeistern konnte.

Bei Gelegenheit der Ferien hatten wir Jack wieder daheim; und was für glückliche Wochen waren das dann! Er schien den ganzen Haushalt zu beleben, sein Witz war so unwiderstehlich, seine Herzengüte so schrankenlos. Er ging alle Stadien seiner Examina glänzend durch und in ordnungsmäßiger Zeit erhielt er sein erstes Schiff. Wie stolz waren wir, als er uns vor seiner ersten Fahrt besuchte! Wie schwärmten wir, wie schwaxten wir! Natürlich war er der jüngste Offizier an Bord; doch was that das? Unser kühner Ehrgeiz hob unseren jungen Helden über die Köpfe seiner Vorgesetzten hinweg auf den Gipfel der höchsten Ehren, und ließ ihn dann zu unser aller Stolz heimkehren und Lally heiraten. Ja, das war der beiden Schicksal, ich bestimmte es so, als ich sie so vor meinem Fenster im Mondenscheine des letzten Abends vor Jacks Abreise auf und ab wandeln sah.

Sie sprachen ernst mit einander, seine dunkeln Augen waren mit bewundernder Zärtlichkeit in die ihren versenkt. Dann zog er ihren Arm durch den seinen, wie es schien, mit ihrer Bewilligung. Als sie eintraten und ich Lallys Antlitz schöner, strahlender als je zuvor erblickte, wußte ich, daß es vom Glanz ihrer jungen Liebe übergossen war, daß meine Ahnung sich bestätigt hatte.

Wir alle fanden es auch so natürlich, daß Jack und Lally ein Paar wurden, viel richtiger, als wenn jedes von ihnen eine andere Wahl getroffen. Im Familienrathe aber bestimmte dann Großpapa, daß vorläufig ein Verlöbniß nicht stattfinden, da er die beiden noch

für zu jung ansah, schon jetzt eine so feste Entschliebung fürs Leben zu fassen.

Jack kehrte von seiner ersten und dann noch von mancher weiteren Fahrt heim, immer männlicher, immer stattlicher, und wenn auch nicht im kühnen Sprunge über die Köpfe der älteren Offiziere hinweg, so doch regelrecht und stufenweise avancirt. Als er seine längste und letzte Reise angetreten hatte, kehrte der Neffe und Erbe von Großpapas Gutsnachbar, ein Herr Ralph Curwen, von einer längeren Auslandsreise zurück und stattete uns einen Besuch ab. Diese Nachbarbesuche wiederholte er unter allerlei Vorwänden öfter und öfter und nahm endlich eine Art freundschaftlicher Stellung in unserem Hause ein. Trotz seiner weltmännischen Bildung und seinen vielfachen Talenten mochte ich Ralph Curwen vom ersten Tage an nicht leiden. Sein Blick hatte etwas unstätes, seine wohlgeformten, klugen Gesichtszüge schienen in ihrem Mienenspiel immer etwas verbergen, verheimlichen zu wollen. Wie wenig glich er unserem treuherzigen, biederen König Jack, dessen offenes, sonniges Lächeln nur der Widerschein seines braven, kinderreinen Herzens war.

Ich beobachtete Lally und Ralph oft, wenn sie beisammen saßen und fragte mich, ob sie nicht auch dieselben Vergleiche anstelle wie ich und wunderte mich, daß sie so aufmerksam seinem stets im Flüsterton geführten Gespräche zuhörte. Was mochte er ihr zu sagen haben? Er interessirte sich natürlich für unsere schöne Lally; doch sie? Konnte auch nur ein Gedanke an Untreue gegen unseren theueren Kindheits-Gefährten in ihrer Seele aufstauen? Ermuthigte sie Ralph Curwen? Ich kannte Lally als frei von jeder Koketterie, als ganz und gar unserem Jack in treuer Liebe ergeben, als eine scheue, sensitive Natur, und doch widmete sie sich jetzt so oft und ganz der Gesellschaft dieses Fremden? Sollte sie Jack über Bord werfen, dann ade alle Freude, alles Lebensglück für ihn und auch für mich, denn ich liebte beide ja mehr als mich selbst.

O Lally, wie schwach ist doch ein Weib, auch das edelste, das beste und reinste von euch!

Mit solchen Gedanken beschäftigt, wunderte ich mich nicht, Lally verstimmt, verändert zu sehen. Wahnte sie ihr Gewissen an den Ver-rath, den sie beging, so konnte sie doch noch in sich gehen, konnten wir vielleicht doch alle noch glücklich werden. Doch wenn ich ihre rosigten Wangen erbleichen, ihren elastischen Schritt müde und langsam werden sah, erfaßte mich ein wilder Grimm gegen den Urheber dieser Veränderung, dessen Besuche sich nur immer noch vermehrten, bis ich den Entschluß faßte, als sie eines Tages gekommen war um mir vor-zulesen, ein ernstes Wort mit Lally zu reden.

„Du siehst nicht wohl genug aus für diese Anstrengung“, sagte ich, indem ich das Buch aus ihrer Hand nahm, „laß uns lieber ein wenig zusammen plaudern.“

Das Mädchen sah mich einen Moment unentschlossen an und sagte dann aufseufzend:

„Wie Du willst, Vex, doch auch Du siehst leidend aus; laß uns lieber an die frische Luft gehen.“

„O Lally“, rief ich, „könnten wir doch noch einmal Kinder

werden, um ohne Rückhalt mit einander plaudern zu können, wie einst."

"Und können wir das nicht auch jetzt noch?"

"Wir könnten wohl, doch ich fürchte Dich zu kränken."

"Nie kannst Du das", rief sie, plötzlich aufschluchzend und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, „doch, ach, ich weiß, was Du mir sagen willst, doch es ist vergebens, vergebens!"

"Vergebens?" fragte ich erschrocken.

"Sage es nicht, sprich es nicht aus!" bat sie. „Ach Dey, ich bin so elend, so unglücklich!" fügte sie hinzu.

Ich schwieg eine Weile, doch als sie mir etwas beruhigt zu sein schien, wagte ich ihr zuzuslüstern:

"Wenn Du mir nur versprechen wolltest, Ralph Curwen nicht zu ermuthigen."

Sie schlang ihren Arm um meinen verkrüppelten Körper und schluchzte wie ein Kind. Doch jede weitere Erklärung, die sie mir vielleicht noch hätte geben können, wurde durch die Erscheinung Ralph Curwens abgeschnitten, den wir langsam auf das Haus zuschlendern sahen. Schnell erhob sie sich, rief einen Diener und befahl ihm, Herrn Curwen zu sagen, daß sie ihn im Garten treffen würde. Hierauf entfernte sie sich eilig, wohl um die Thränen Spuren von ihrem lieben Gesicht hinweg zu waschen.

Ich zürnte ihr, mir selbst, allen und allem an diesem Morgen. Warum hatte sie so bitterlich geweint? Waren es Thränen der Reue gewesen? Stand sie diesem fremden Manne schon zu nahe, um ihn wieder aufgeben zu können?

So hinkte ich denn hinaus in die frische Luft und in den Sonnenschein, in der Absicht, das Paar zu vermeiden, wenn es noch im Park sein sollte. Dennoch traf ich beide an einer verborgenen Stelle und mit dem Lesen eines Zeitungsblattes beschäftigt. Ralph Curwen sprach sehr ernsthaft und zeigte mit dem Finger auf eine besondere Stelle in dem Blatte, während Lally ihm still und mit dem Ausdruck einer ruhigen Resignation zuhörte.

Hierauf faltete er das Blatt und legte es neben sich auf die Bank, eifrig in zärtlichem Ton zu Lally redend. Mit Freude sah ich, wie Lally ihr Gesicht von ihm hinweg wandte und eine so stolze Haltung annahm, daß auch ein kühnerer Bewerber noch zurückgeschreckt worden wäre.

Als sie sich bald darauf entfernt hatten, sah ich das Zeitungsblatt noch auf der Bank liegen. Ich hinkte bis zu dem Sitz, legte meine Krücken auf denselben nieder, nahm das Papier auf und las darin. Zu meinem Erstaunen war es ein altes Zeitungsblatt, von einem fast neunzehn Jahre zurückliegenden Datum, das Lokalblättchen einer kleinen Stadt, wie es schien. Ich durchflog die alten politischen Nachrichten, Lokalnotizen, den Bericht über die Hinrichtung eines Mörders, kleine lustige Anekdoten, doch nichts, wovon ich schließen konnte, daß sich Lally dafür interessiren würde.

"Hollah, junger Herr, was haben Sie da so interessantes gefunden?" rief mir Ralph Curwens Stimme zu und ich sah ihn eiligen Schrittes auf mich zu kommen.

„Nichts!“ sagte ich so kühl wie möglich.

Er sah bestürzt und ärgerlich aus. Hatte ich früher seinen Blick einen unstätten genannt, so paßte diese Bezeichnung jetzt durchaus nicht, denn er sah mich starr an und sein Auge funkelte in einer fast röthlichen Blut. Ich kann nicht sagen, daß ihn dies verschönte.

Er mochte es nicht für rathsam halten, sich mit mir zu zanken, daher sagte er, seinen Negerer sichtlich verhaltend: „Natürlich nichts; was könnte es auch interessantes für Sie in einem Zeitungsblatte geben, das wahrscheinlich schon vor Ihrer Geburt gedruckt wurde. Guten Morgen.“

Lally verließ erst zur Zeit des Mittagessens ihr Zimmer, saß blaß und traurig am Tisch und aß fast fast gar nichts. Großvater fragte sie um die Ursache ihres Mangels an Appetit und sie warf mir einen dankbaren Blick zu, als ich die Aufmerksamkeit des alten Herrn durch irgend eine Bemerkung von ihr abzulenken suchte.

An diesem Abende hatte sie eine lange Unterredung mit Großpapa in dessen Bibliothek. Ich sah beide, als ich unruhig umher hinkte, durch die Glasthür. Lally saß dem alten, ehrwürdigen Beschützer der Waisen zu Füßen auf einem Schemel und sah mit blassem, thränen-nassem Gesicht zu ihm auf. Er sprach lange zu ihr und legte wie segnend seine Hand auf ihr Haupt. Was hätte ich darum gegeben, zu wissen, welches Leid unsere Lally bedrückte.

Eine Woche lang nach diesem Tage kam Ralph Curwen jeden Tag, doch Lally verweigerte es, ihn zu empfangen und ich hoffte voller Freude schon, daß sie unserem Tact ihr Herz wieder zugewendet. Eines Tages, als sie Großpapa, der nun schon zu schwach war, um allein zu gehen, im Garten spazieren führte, und ich mich ihnen anschließen wollte, hörte ich lautes Sprechen, und da ich zu ihnen trat, sah ich Ralph Curwen, der sich hier ein Zusammentreffen mit Lally erzwungen hatte, und ich hörte, wie Großpapa, blaß vor Erregung, zu jenem gewendet sagte: „Nein, mein Herr, Sie irren sich; die Welt wird nicht so hart sein, wie Sie annehmen; meine liebe Tochter wird noch einen Mann von Herzensgüte, ja, einen Mann von Ehre finden, der sie vertheidigt.“

Hier bemerkten sie mich und eine Pause folgte, worauf Ralph Curwen fragte: „Habe ich das alles so zu verstehen, daß Fräulein Boyd meinen Antrag zurückweist?“

„Ja, mein Herr, und als Mann von Ehre hätten Sie das längst schon so verstehen sollen.“

„Gut, machen Sie sich auf die Konsequenzen gefaßt.“

„Das ist die Sprache eines Elenden“, fuhr der alte Herr, bebend vor Zorn, auf, worauf Ralph Curwen, mit einem höhnischen Aufschauen den Hut lüftend, sich entfernte.

Von diesem Tage an wurde Lally ruhiger, aber sie schien scheuer geworden als je und vermied es, selbst die wenigen Besucher, die zu uns kamen, zu sehen. Wochenlang sah sie keine anderen Gesichter als das meine und Großpapas. Ich bemühte mich sie zu überreden, an kleinen gesellschaftlichen Zusammenkünften in der Nachbarschaft, zu welchen sie eingeladen wurde, Theil zu nehmen, doch ohne Erfolg. Ach, hätte ich den freien Gebrauch meiner Glieder gehabt, so würde

ich Lally wohl hinaus geführt haben zu schönen Spaziergängen, unter Menschen, wo sie willkommen und gern gesehen war, doch so machte mein Zustand mir solche Freuden unmöglich.

Da kam die Trauerbotschaft, daß die „Olympia“, auf welcher Jack seine weite Reise machte, bei Neuseeland gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen war. Jack ertrunken! Unser Jack. Es schien mir unfassbar, daß er nimmer mehr heim kommen sollte, der liebe, treue Geselle. Von uns dreien trauerte ich fast am schmerzlichsten. Großvater trug den Tod des Lieblinges mit der Ruhe alter Leute, welche wissen, daß sie bald mit den Vorangegangenen vereint sein werden. Und Lally, ich verstand ihren stummen, klagelosen Schmerz nicht, der mir so winzig klein erschien neben meiner wilden, knabenhaften Trauer um den verlorenen Kameraden. O Jack, Jack! Gefährte meiner Kindheit, treuer Bruder, Freund und Tröster in meinem Leid!

„Armer Junge“, flüsterte Großpapa einst Lally zu, da er mich nach einem solchen heftigen Schmerzensausbruch einst eingeschlafen wähnte, „er nimmt sich's allzu sehr zu Herzen.“

„Ja“, sagte Lally leise, „und doch ist es ein Trost zu denken, daß Jack vielleicht, wenn er zurückgekehrt wäre, bitteres Leid erfahren hätte.“

„Doch Jack war ein Ehrenmann“, sagte Großpapa, „war ehrlich und treu.“

„Aber ich konnte, ich durfte nicht; auch er hätte den Muth nicht gehabt. Nur Du, Großpapa, nur Du —“ und dabei brach sie in bitteres Schluchzen aus.

Als Lally am Abend jenes Tages in mein Zimmer kam, um mir wie gewöhnlich gute Nacht zu sagen, blieb sie noch eine Weile zögernd stehen und sagte endlich: „Ver, ich muß Dir noch etwas mittheilen, ich heirate Großpapa.“

„Was!“ schrie ich auf, nach Athem schnappend.

„Ja, Lieber, es ist ganz wahr“, sagte sie gelassen; „Du verstehst nicht, Du weißt nicht. Doch Großpapa ist so weise, so klug und o so gut! Still, sprich kein Wort, ich kann Dir nicht antworten. Doch habe mich lieb, immer, immer!“

Hier schmolz ihre Ruhe in bitteres Weinen und indem ich ihre liebe Hand ergriff, stammelte ich, selbst fassungslos: „Gewiß, Lally, immer, immer!“

Am Morgen nach einer schlaflosen Nacht wagte ich kaum hinunter zu gehen und den so veränderten Dingen ins Angesicht zu blicken. Jack todt, Lally verheiratet. Ging die Welt aus den Fugen oder mein armer Kopf?

Doch Großpapa kam in mein Zimmer und wir hatten ein langes, ruhiges Gespräch mit einander. Er sagte mir, daß das, was geschähe, zu Lallys Sicherheit und Glück geschehen müsse. Nach dem weiteren dürfe ich nicht forschen. Meine Stellung bleibe ganz dieselbe nach wie vor der Heirat. Damit gab ich mich zufrieden.

Sie wurden kurze Zeit darauf, ganz in der Stille, in der kleinen Kirche getraut. Doch ich denke, die Ceremonie war zu viel für den alten Herrn, denn kurz nach der Rückkehr aus der Kirche hatte er eine Art Anfall, der ihn längere Zeit ans Bett fesselte. Lally pflegte ihn

treulich, und als er sich so weit erholt hatte, daß er Ausflüge zu Wagen unternehmen konnte, hatte Lally ihre Menschenchen abgelegt und wir sahen mit Freude, wie sie sich bei diesen Ausfahrten und im wieder aufgenommenen Verkehre mit Nachbarn und Freunden sichtlich erholte. Doch fielen mir gewisse, oft recht neugierig fragende Blicke auf, welche sich zuweilen auf Lally richteten, die sie mit einer ihr sonst ganz fremden stolzen Bewegung des Kopfes zu pariren wußte. Zuweilen erschien sie, wenn wir allein waren, plötzlich wie zusammenbrechend unter einer schweren Bürde und ich fand das so natürlich, denn wer konnte in so wenigen Monaten den vergessenen, der unter den Wogen des Stillen Ozeans den langen Schlaf schlief?

Als der Sommer zu Ende ging und der Herbst begann, fuhr oder ging der Großpapa nicht mehr aus, bald darauf verließ er sein Zimmer und endlich sein Bett nicht mehr. Wir trösteten ihn mit baldiger Genesung, doch er sprach von seinem nahenden Ende mit der Ergebung des Christen und der Ruhe des Philosophen.

Eines Morgens, als ich allein im Garten war, um die frische, klare Herbstluft zu genießen, während Lally den kranken Großvater pflegte, vernahm ich einen Ton wie das Pfeifen eines jungen Staares, es war das Signal, mit welchem ich mich sonst mit Jack zu verständigen pflegte; da klang es noch einmal und gleich darauf meinte ich zu träumen, als Jack mit seinem treuen, guten Gesicht plötzlich vor mir stand und mir seine liebe Hand entgegen streckte. Ich bemerkte gleich, daß er ernster als ehedem geworden und daß sein linker Arm in einer Schlinge hing. Daß es sein Geist nicht sein konnte, fühlte ich an seinem Händedruck, der mir fast die Finger zerquetschte.

„Jack,“ schnappte ich, „Jack, Jack!“ Dann überkam mich ein Schwindel, ich mußte ohnmächtig geworden sein, denn als ich zu mir kam, saß ich auf einem Gartensitz, von Jack umschlungen. Dann sprach er und die liebe, alte, bekannte Stimme durchschauerte mich bis ins tiefste Herz.

„Guter, alter Junge, freust Dich so, daß ich da bin?“

„Freuen, o Jack, Jack!“ Ich schlang meine Arme um seinen Hals und küßte das liebe, bronzefarbene Gesicht, was Jack still geschehen ließ.

„Dachtet, ich wäre todt, eh?“ fragte er.

„Ja, ja, todt!“ schluchzte ich. „Und ich bin so froh, so froh.“

„Da ist doch einer“, sagte er, „der mich, den Todtgeglaubten, willkommen heißt; doch nun höre, altes Haus. Kannst Du Dich ein bißchen zusammenraffen?“

„Alles kann ich!“ rief ich und suchte mich zu fassen. „Zu denken, daß Du lebst, wunderbare Neuigkeit.“

„Ja“, meinte er finster, „sie wird wohl mehr wunderbar als erfreulich für die anderen hier sein.“

„Jack, was meinst Du? Sie werden so glücklich, so froh sein!“ Und ich hatte wirklich in der Aufregung die Hochzeit der beiden ganz vergessen.

„Also“, jagte er, „kurz und gut, sie haben sich geheiratet, ist's nicht so?“

„Ja!“ stammelte ich verlegen, und merkte nun, daß er Lallys Namen nicht einmal nannte.

„Was konnte denn aber den alten Mann veranlassen, einen solchen Narren aus sich zu machen?“ braute er zornig auf.

„Ich kann Dir nicht alles erklären“, sagte ich, „es ist etwas dabei, was ich nicht verstehe. Doch Großvater ist so weise, so klug und so gut, so gut“; fügte ich mit Lallys eigenen Worten hinzu.

„Ich hörte davon in der Nachbarschaft“, fuhr Jack fort, „und denke Dir, wenn eine solche Nachricht einem dort empfängt, wo man das lang geträumte Glück zu finden hofft. Doch Du verstehst das nicht, armer, kleiner Vex. Erst wollte ich auf und davon gehen, ohne einen von Euch zu sehen.“

„O Jack, konntest Du so grausam sein?“

„Ich konnte nicht, konnte nicht. Dich wenigstens mußte ich sehen und stundenlang schleiche ich schon hier herum, und wie freute ich mich, als ich Dich gehinkt kommen sah.“

„Und hier, Jack?“ fragte ich, auf seinen Arm in der Schlinge deutend, dem die Hand fehlte.

„O, das ist eine Erinnerung“, jagte er kühl, „an unseren Schiffbruch. Ich verwundete meine Hand, als ich mich an ein Stück Balken klammerte, und da die Wunde nicht verbunden werden konnte, während der Tage, da wir unser drei umhertrieben, ehe uns ein Schiff aufnahm, so mußte ich denn die Hand verlieren, um den Arm zu retten. Doch ich verkomme recht gut auch so. Es giebt schmerzlichere Verluste. Sieh nicht so jammervoll aus, armer Junge.“

„Willst Du nun hinein kommen und sie sehen?“ fragte ich.

„Wohl kaum“; meinte er, nach dem Hause blickend, indem er seinen lockigen Bart strich, mit einem sehnsüchtigen, wehen Ausdruck im Gesicht.

„Das wird Großpapas Herz brechen!“ sprach ich traurig vor mich hin.

„Da nimm Deine Stelzen, steuere voran!“ rief er plötzlich, indem er mir meine Krücken reichte.

Als wir durch das Gartenzimmer gingen, sah uns eines der Dienstmädchen, welches beim Anblick Jacks einen lauten Schrei ausstieß, der das ganze Haus alarmirte und bis in Großpapas Krankenzimmer drang. Ich fand den alten Mann aufrecht im Bett sitzen, seine Augen angstvoll fragend auf mich gerichtet, während Lally todtenblaß an seiner Seite stand.

„Ja, Großpapa!“ rief ich, „wunderbare Geschichten, Jack lebt und steht unten. Willst Du ihn sehen?“ Großpapa hob seine Hände zum Himmel auf und winkte mir nur stumm, ihm Jack zu bringen.

Als wir ins Zimmer traten, war Lally verschwunden, der gute Alte streckte zitternd seine Arme dem Nahenden entgegen und stammelte mit gebrochener Stimme: „Nun will ich in Frieden sterben, da ich Dein Antlitz noch einmal gesehen habe, mein Sohn!“

Jack ließ seine Blicke durchs Zimmer schweifen, ich wußte weßhalb und Großpapa auch.

„Ja, Du sollst Lally sehen, dann mein Sohn, wenn ich mit Dir noch etwas gesprochen habe. Setze Dich hierher und laß mich Deine Stimme hören“; sagte der Kranke, denn Jack hatte noch kein Wort gesprochen.

„Ich freue mich, Dich am Leben zu finden, Großvater“, sagte Jack.

„Nur noch für kurze Zeit, meine Stunden sind gezählt. Habe Geduld, ich werde gleich mit Dir reden können.“ Eine ohnmachtähnliche Schwäche überkam den Greis; die Aufregung war zu viel für ihn. Doch der Anfall ging vorüber, und als er sich erholt hatte, wollte ich mich entfernen.

„Bleib“, sagte er mir, „auch Du sollst hören, was ich Jack zu sagen habe. Weiß er schon, daß — —“

Jack sah ihn trübe an und nickte stumm.

„Ich weiß, was Du fühlst, mein Junge“, fuhr der Alte fort, „doch Du wirst anders urtheilen, wenn Du alles weißt. Es war eine schreckliche Begebenheit, die mit Vallys Eltern. — Thomas Baid, ihr Vater, war ein Better von mir; doch außer mir hatte er keine Verwandten und keinen Freund. Er war kein Mann, der Freunde haben konnte. — Ich sollte Taufpathe sein bei dem Kinde und war in seinem Hause, als das Schreckliche geschah. — Vally war zwei Monate alt, als ihr Vater ihre Mutter aus Eifersucht erschöß; es konnte nie ein Grund zu dieser Eifersucht aufgefunden werden. Sie war so zart und jung und starb schuldlos, die Arme! Den Tag nach der Taufe war's. — Und er, der Mörder, hatte das Verbrechen mit seinem Tode zu büßen, er wurde hingerichtet. — Vally wäre der Gemeinde-Verjorgung anheimgefallen, wenn ich mich der kleinen Waise nicht erbarmt hätte. — Ich brachte sie hierher, mit von der Stätte jener Ereignisse; ich zog sie mit Euch auf und das Geheimniß ihrer Herkunft wäre Geheimniß für alle, auch für sie selbst geblieben, ohne jenen Schurken, Ralph Curwen. Er ist der Sohn des Advokaten, den wir bei Thomas Baid's Prozeß angenommen hatten und der Name Vallys führte ihn darauf, sie mit jener fast vergessenen Geschichte in Zusammenhang zu bringen. Nachdem er seiner Sache sicher war, bemächtigte er sich der Armen, in die er sich leidenschaftlich verliebt hatte, mit der Drohung: „Heirate mich und ich will das schreckliche Geheimniß verschweigen, weise mich zurück und ich werde es in der Umgegend verbreiten. Und wer außer ihm würde die Tochter eines Mannes heiraten, der durch den Strang hingerichtet worden! — —“

„Und Vally“, fuhr der Greis nach einer Pause fort, „die so zart, so scheu und zaghaft ist, ließ sich von dem Elenden schrecken, ängstigen und quälen; sie zitterte vor seinen Drohungen wie der Vogel vor der Schlange. Sie hielt sich Deiner Liebe nicht mehr für würdig, nicht würdig, einst die Deine zu werden. Und halb todt vor Angst und Qual that sie, was sie von Anfang an hätte thun müssen, sie flüchtete sich zu mir und ich ordnete schnell die Angelegenheit dieses Schurken. Und dann, obgleich befreit von ihrem Quäler, litt sie doch noch und siechte hin unter der Last des Gedankens, daß die Geschichte ihrer Eltern in der Umgegend bekannt geworden. Sie schloß sich ab von jedem Verkehr, sie ging nie mehr über die Grenze unseres Gartens hinaus. Und dann kam die Nachricht von Deinem Tode, mein Junge, und ein neues Leid zu dem alten. Ich fürchtete für Vallys Leben. Da hielt ich es für das einzig Richtige, dem armen Kinde den Schutz meines Namens zu geben. Ich konnte nicht lange mehr leben und ließ sie dann in gesicherter Stellung und mit einem geachteten Namen

zurück. Sie hatte keinen Beschützer mehr als mich, denn Jack sollte ja nie mehr heimkommen. Sie stimmte meinem Vorschlag bei, sie traute ihrem alten Großpapa. — Mein schönes, liebes Kind! Sie sah seitdem glücklicher aus; meinst Du nicht, Lex? Sie fühlt sich jetzt in der Lage, Unfreundlichkeit und Mißachtung der Welt und dem giftigen Geflöß des tückischen Curwen Trotz bieten zu können. Sie ist ruhiger, heiterer, das wieder fast geworden, wie sie's früher gewesen. Klinge doch, Alex, mein Sohn, und laß sie bitten, zu kommen."

Ich berührte eine kleine Silberglocke und Sally selbst trat ein. Sie hatte geweint, doch nie sah ich sie holdseliger als da sie, durch Thränen lächelnd, ihre beiden Hände in die eine Hand legte, die Jack geblieben war. Sie standen beide, ich glaube minutenlang, eines in die Augen des anderen blickend. Was sie da sahen und lasen, mochte wohl beider Herzen beruhigt und beseligt haben.

Später saßen wir um Großpapas Bett und sprachen viel von der wunderbaren Rettung und Wiederkehr unseres Jack. Wir fürchteten den Greis zu ermüden und schlugen ihm vor, uns zurück zu ziehen, doch er bat uns, bei ihm zu bleiben, da unser Gespräch ihm wohl thue. Vielleicht war es auch wirklich so, denn er lebte gleichsam noch auf eine ganz kurze Zeit wieder auf, ehe er uns, nach Verlauf einiger Wochen, auf immer verließ. Eine Stunde vor seinem Tode, als wir ihn schlummern glaubten, öffnete er plötzlich die Augen, nahm Jacks und Sallys Hände, legte sie in einander und sagte: „So soll es geschehen.“

Am Tage nach Jacks Heimkehr hatte er schon einen Notar kommen lassen und sein Testament geändert, indem er seine Hinterlassenschaft, wie es früher schon bestimmt gewesen, gleichmäßig unter uns vertheilte. Und Jack, König Jack minus ein Glied, gab seine seefahrende Profession auf und hatte seine letzte Reise gemacht.

„Ich bin der glücklichste Mann in der Welt“, rief Jack begeistert ein Jahr später eines schönen Tages aus.

„Schön“, antwortete ich ihm, „das hängt von den Ansichten des Betreffenden und den Verhältnissen ab. Mancher andere würde sich durchaus nicht als den glücklichsten Mann auf Erden ansehen, wenn er in der Lage wäre, am nächsten Tage seines Freundes Großmutter zu heiraten.“





Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

(Geb. am 3. Jänner 1737, gest. am 1. Nov. 1823.)

Von A. C. S. Köllinger.

I.

Gerstenberg hat das Schickjal der meisten deutschen Dichter der vorklassischen Periode getheilt: er ist im Publikum vergessen; und doch gehört er unbestreitbar zu den bedeutungsvollsten Erscheinungen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den deutschen Parnass belebten. Mit ureigenster Kraft ausgestattet, war er in den Stand gesetzt, kühn die Strömungen seiner Zeit zu durchkreuzen und so der Begründer einer ganz neuen Richtung zu werden, die zwei Dezennien später bereits alles, was stark und gesund war in der deutschen Dichterswelt, zu ihrem Anhang gemacht hatte. Und hierin eben liegt die Bedeutung Gerstenbergs. Wie ein Gießbach trat er auf, ein Gießbach, der kräftig, rein und ursprünglich aus höheren Regionen herabkommt, nur kurze Zeit mit dem trüben, schlammigen Fluße das verflachte Bett theilt, auch ihn mit dem Abglanze seiner Kraft belebend, bald aber nach einem neuen Wege sucht und gräbt und wäscht, bis er fessellos und gebieterisch über das weite Land sich ergießt, eine willkommene Erquickung den schmachtenden Pflanzen, die der Schlamm-Fluß nicht mehr mit belebendem Wasser versorgen konnte.

Es war im Frühjahr 1759, als in Leipzig ein Büchlein von nur vier Bogen erschien, das den Titel "Tändeleien" trug. Sein Empfang war ein außergewöhnlich freundlicher. Zwar hatte das deutsche Publikum von Hagedorn, Vater Gleim und den vielen anderen in anakreontischer Manier so manches gute Gedicht erhalten, in so reizender Eigenart und Frische jedoch, wie die Tändeleien, war ihm noch wenig geboten worden. Man kaufte und las das Werkchen allgemein, so daß schon 1760 eine zweite, 1769 eine dritte Auflage veranstaltet werden mußte, die Zeitungen sprachen fast sämmtlich günstig über den "deutschen Gresset" sich aus, und selbst Lessing konnte den Gedichten seinen Beifall nicht verjagen. „Ja wohl“, erklärte er, „ist der Verfasser

der ‚Tändeleien‘, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht!“*) Zwar waren die Tändeleien des Verfassers erster Versuch nicht**), demungeachtet das Urtheil Lessings gewiß aufrecht erhalten werden kann, Gerstenberg war ein Genie, das jedenfalls den bessern deutschen Dichtern jener Zeit an die Seite stellen konnte. Die Aufnahme der Tändeleien entsprach übrigens dem Werthe vollkommen; ihre Wirkung liegt in der Frische und Originalität, die ihnen eigen ist. Frei empfunden, nicht wie die Erzeugnisse der meisten übrigen Anakreontiker nach erprobten Mustern angefertigt, tragen sie eine gewisse fast überzeugende Lebendigkeit zur Schau, — so weit dies natürlich die allerdings oft reizende Geziertheit der Muse Anakreons oder besser die Muse der Anakreontiker zuläßt. Die Form selbst war eine neue; die Art Gehvers, in poetischer Prosa zu dichten, verstand Gerstenberg mit der herkömmlichen metrischen Form in glücklichster Weise zu verbinden, so daß in den einzelnen Stücken selbst gebundene mit ungebundener Rede wohlthuend abwechselte.

Der Dichter führt uns nach Paphos oder nach Cythera. Frei schweift er dort mit seiner Doris, Chloë oder wie die Holdselige heißen mag, im „idalschen Hain“; fühlen sie Ermüdung, so nimmt das Paar ein duftendes Rosengebüsch auf, wo dann des Küßens, Rosens und Tändelns kein Ende ist. Dann wieder fängt er flüchtige Nymphen im Laufe und küßt die Widerstrebenden herzhaft ab, schäkert mit Liebesgöttern und besingt sein Mädchen, in beständigem Kriege mit dem Knaben Amor, vor dessen Pfeilen er sich nicht schützen kann, — ein herrliches Leben in Lust und Liebe.

Für das ansprechendste Gedicht der Tändeleien erklärt Lessing „Die Grazien“, das er im 32. Literaturbriefe auch ganz zum Abdrucke bringt. „Amors Triumph“ nennt er als nächst bestes. Hier bewirbt sich der Dichter vergebens um die Liebe der spröden Doris.

„An ihren stolzen Marmorbrüsten
Sprang jeder Pfeil des Amors ab;
Es mochte da der Gott sich noch so sehr entrüsten
Und zehn Mal krieg'rischer sich rüsten,
Der Pfeil sprang ab.“

Da giebt der in seinem Stolze beleidigte Gott dem Verschmähten einige von Venus' Küßsen. Mit diesen bewaffnet dringt er auf Doris ein, und schon nach den ersten sinkt sie liebestrunken in seine Arme. Das Heer der losen Liebesgötter stimmt nun schalkhafte Triumphlieder an, den bezwungenen Busen des liebenden Mädchens besingend.

„Der erste Liebesgott.

Triumph dem Amor, dem Sieger der Welt!
Hier will ich mich
An Doris' Marmorbusen legen.
Hier, stolzer Busen, straf' ich dich
Mit sanften Liebesschlägen;

*) Briefe, die neueste Literatur betreffend. 32. und 33. Brief vom 12. und 19. April 1759.

**) Sondern die im selben Jahre, doch nach den „Tändeleien“ erschienenen prosaischen Gedichte.

Dann küß' ich dich,
Dann soll mein Flügel mit dir spielen!
Du Brust wirst ißt doch fühlen?

Alle Liebesgötter.

Triumph dem Amor, dem Sieger der Welt!

Der zweite Liebesgott.

Holde Brust!
Seht, o seht! Die holde Brust
Glüht und wallt bereits vor Lust.
Zephyrs, kommt, sie abzukühlen!
Seht, o seht die hilfsende Brust!
Seht, sie kann schon fühlen!

Alle Liebesgötter.

Triumph dem Amor, dem Sieger der Welt!

Der dritte Liebesgott.

Wie steigt ihr Busen von Entzücken!
Laß nach! Du Brust wirst mich zerdrücken!
Seht, Götter, seht,
Wie sich der Busen bläht!
Wie mich der lose Busen drückt!
Mein bester Fittich ist zerknickt.

Da lachten die Liebesgötter, da lachte die schalkhafte Doris;

Da schlug sie ihren Arm um mich;
Da sprach ihr Auge: Schen'st Du Dich?
Und hurtig, Doris, küßt' ich Dich.
Da half ihr meine Brust den kleinen Sänger drücken,
Und ihm in wallendem Entzücken
Den zweiten Fittich zu zerknicken." — —

Aus den übrigen hebt Lessing hervor den „Geschmack eines Kusses“, — hier lehrt eine holdselige Dryas den Dichter küssen. „Drücke Deine Lippen an die meinigen.“ Er gehorcht: „Himmel, welch ein Geschmack;

„So süß ist Honig nicht, der vom Hymettus fließt,
So süß ist nicht die Frucht der Surrentiner Reben,
So süß der Nektar nicht, durch den unsterblich Leben
Den Göttern Ganymed in glüd'ne Schalen gießt.“ —

— ferner „Kriegslist des Amor“, „An den Maler“ und die „Ode“. Gelungen in Sprache und Entwurf sind auch „Die Nymphe Dianens“ und „Die Göttin der Liebe“.

Doch fand Lessing auch einiges zu tadeln; so „Das Kennzeichen der Untreue“, — „sobald Chloe einen anderen als Dich küßt, soll schnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß sie Dir untreu ist“, — und „An Chloe“ (später „Parthenope“ betitelt). Auch das den kleineren Tändeleien eingereichte „Lied eines Mohren“, mit welchem unser Dichter Ewald von Kleists „Lied eines Lappländers“ nachahmte, erregte des Kritikers Mißfallen. — Gerstenberg

hat in den späteren Ausgaben der „Tändeleien“ alle Winke Lessings berücksichtigt und das Getadelte sorgsamst verbessert.

Noch im selben Jahre (1759) erschienen von Gerstenberg die „Prosaïschen Gedichte“, ebenfalls in anakreontischer Manier, doch schon vor den „Tändeleien“ in der poetischen Prosa Gessners abgefaßt, worunter einige gelungene Stücke wie „Der Abend“, das originelle „Der Tabak“ und „Die Hochzeit des Bacchus und der Venus“, sich befinden. Hier sei auch gleich der übrigen in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichte Gerstenbergs gedacht; darunter „Phyllis an das Klavier“:

„Bestes kleines Klavier,
Schalle, schalle
Lauter Liebe!
Lauter süße Liebe
Sei Dein schmelzendes Saitenspiel!“ —

und der idyllische „Frühlingsabend“:

Und Chloë, meine Schöne, sang
Manch süßes Lied vom Tejer Greise,
Von Gleim, von Hagedorn und Weiße.
Nicht reizender, erhab'ne Götter! Klang
Die Laute Sapphos, wann sie spielte,
Und Phaon zitterte, und jede Nerve fühlte.

Und Chloë schwieg, und küßte mich!
Ich ließ den Himmel in mich fließen,
Den ganzen Himmel in mich küssen!
O Vater Zeus! Demüthig bitt' ich Dich,
Verläng're dieses kurze Leben:
Ich will Elysium um solche Freude geben!

Wichtig für den Entwicklungsgang Gerstenbergs ist das kürzere Gedicht „Gott“ als religiöse Dichtung, und seine „Kriegslieder“, zu welchen ihn die Väter Gleims begeisterten.

Doch für einen Mann vom Strebegeiste eines Gerstenberg mußte die anakreontische Manier, der ja doch bei all ihren Reizen der Kern fehlte, besonders nachdem er in ihr vollendetes geleistet, bald ihre Anziehungskraft verloren haben. Er wandte nun sein Augenmerk auf eine Dichtungsart, die, der anakreontischen gerade entgegengesetzt, damals immer mehr Anhänger gewann. Es war dies die Bardendoesie. Rasch entschlossen ließ er Wein, Liebe und Paphos, ganz Hellas im Stiche, um den Sängern der nordischen Wälder sich anzuschließen und als Skalde Thorlaugur Himintung seinen Freund Halvart zu besingen. Es erschien nämlich 1766 zu Kopenhagen das „Gedicht eines Skalden“, das sogar Klopstocks Dichten beeinflusste. Die Scene des Gedichtes ist ein Grabhügel in der Gegend von Sandholm, dem Landsitze des Hospredigers Cramer. Nur 1767 blickte er nochmals nach Griechenland, um sich den Stoff zu einer Kantate zu holen: „Ariadne auf Naxos“, die von Scheiben komponirt wurde.

II.

Wir sind bei einem wichtigen Abschnitte in Gerstenbergs literarischer Entwicklung angelangt: er hat die Reihe seiner nachahmenden Dichtungen beschlossen, und seine Schaffenskraft beginnt nun selbstständig zu arbeiten. Denn auch nicht Klopstocks Bardenthum, keine der beiden damals herrschenden Richtungen, konnte Gerstenberg für länger fesseln. Wie von der französisch zugestuzten Geziertheit der anacreontischen Dichtung, so zog er sich auch bald wieder von dem hohlen Kraftgethue der Barden zurück; er suchte nach einem neuen und seiner Kraft entsprechenderen Wege. Da fielen seine Blicke auf Shakspeare, auf den damals schon mehrere der namhaftesten deutschen Kritiker hinwiesen; und diesem folgend, mächtige und natürliche Leidenschaften in einer kraft- und markvollen Sprache zum Ausdrucke zu bringen, schien ihm die alleinige Aufgabe der Dichtung, besonders aber der dramatischen und seinen ernstesten Bestrebungen ein würdiges Ziel zu sein. Er suchte in Dante seinen Stoff, und seine Wahl fiel auf die Geschichte Ugolinos, auf jenes „unselige“ Thema, wo Vater und Söhne verhungern. 1768 bereits erschien in Hamburg eine fünfsaktige Tragödie von seiner Hand: — „Ugolino“.

Die Erscheinung rief in ganz Deutschland wahrhaft ungeheure Erregung hervor. Erstlich der kühne Weg Gerstenbergs, der von Ländeleien aus über ein Staldenlied zu einem Ugolino geschritten, dann dieser selbst. Solche Scenen in solcher Sprache waren damals noch unerhört. Die Aufnahme war daher eine getheilte: auf einer Seite Entsetzen und Verdammung, auf der anderen Entzücken und Lob, Bewunderung aber auf beiden. Das erste, woran man Anstoß nahm, war der Vorwurf selbst, das nächste die Sprache, in der ihn der Dichter behandelt, das letzte endlich die gräßliche Naturtreue, mit welcher er die Aermsten verhungern ließ. „Obschon sich der Dichter durch den Stoff selbst die Hände gebunden hatte“, schreibt der Wiener Literat und Buchhändler Schräml zwanzig Jahre später, zu einer Zeit also, wo man ruhigeren Blickes den Werth und die Bedeutung des Dramas für die Literatur aus seinen Wirkungen auf dieselbe beurtheilen hätte können, „so bearbeitete er dennoch diesen unfruchtbaren Gegenstand mit aller möglichen Kunst und als Mann von Genie. Die Charaktere sind stark und mit Shakspearisch-wildem Feuer, ja, fast möchte man sagen, oft zu gräßlich (denn die ästhetische Kunst hat auch in diesem Stücke ihre Grenzen) gezeichnet. Die Sprache ist, auch wenn man sich in die italienische Denkart versetzt, nicht selten zu geblümt. Gleichwohl verräth es bei allen seinen Fehlern und übertriebenen Situationen einen Geist erster Dichtergröße; und wenn es gleich wegen seiner Untauglichkeit für die dramatische Vorstellung keine vortreffliche Tragödie genannt werden kann, so bleibt es doch immer ein vortreffliches dramatisches Gedicht“. Was den Vorwurf betrifft, Gerstenberg habe seine Charaktere zu gräßlich gezeichnet und die Situationen seien übertrieben, so braucht hierauf wohl eine Erwiderung nicht gegeben werden. Man kann dem Dichter vorwerfen, daß er ein so gräßliches Thema überhaupt bearbeitet habe, nicht aber, daß er es in so gräßliche Form gekleidet hat, — Erhungern ist eben kein Kinderpiel. Zur Aufführung

ist das Drama allerdings nicht geeignet; man hat auch nie und nirgends den Versuch gemacht, den Ugolino auf die Bretter zu stellen.

Die Scene ist ein düsteres Gemach des später so genannten „Hunger“-Thurmes zu Pisa, in welchem Graf Ugolino Gherardesca mit seinen drei Söhnen, Francesco, Anselmo und Gaddo von Erzbischof Ruggieri eingekerkert liegen. Der Thurmwärter ist bereits einige Tage ausgeblieben und die Gefangenen quält heftiger Hunger. Francesco hat hoch oben im Thurme ein Loch im Gemäuer entdeckt, durch das ein Mann gerade hindurchschlüpfen kann. Er faßt nun den Entschluß, auf diesem Wege zu entfliehen, die Freunde seines Vaters in Pisa aufzubieten und den Kerker seiner Lieben zu öffnen. Doch Ugolino verbietet ihm, an dieses Wagniß auch nur zu denken, was genügt, den ruhmgierigen Jüngling zur That selbst zu treiben. Und sie gelingt. Zu spät entdeckt Ugolino, was geschehen; in seinen Sohn und in einen Brief, den er wenige Tage vorher durch den Thurmwärter an seine Gemalin Gianetta gesendet hat, setzt er nun alle Hoffnung. Den anderen Tag wird der Kerker auch wirklich geöffnet, doch nur, um nach Aufnahme zweier Särge sich für immer wieder zu schließen. Ugolino stößt auf den einen — „Ein Sarg?“ — Da pocht es in ihm, er schiebt den Deckel weg, Francesco steigt heraus und sinkt dem erstaunten Vater zu Füßen: „Der Blinde lehnte sich wider den Sehenden auf. Ich bin bestraft, mein Vater.“

„Wo bist Du gewesen“, fragt dieser.

„Wollte Gott, ich dürfte nicht sagen, im Hause Gherardescas.“

„Du erfandest einen Sprung vom Thurme. Ruggieri eine neue Art, Dich wieder herein zu bringen: wer von Euch beiden ist der Sinnreichere, mich zu quälen? In einen Sarg“, fährt er fort, „rafft man Gherardescas Erstgeborenen und er vergißt seiner Hände! — Doch ich thue Dir Unrecht: Du brauchtest sie ja zum Bochen Du hast Deine Mutter gesehen? Hurtig! Sie ist doch sicher?“ forschet Ugolino weiter.

„Ihr Friede ist unzerstörbar.“

„Das ist mehr, als das Loos einer Sterblichen“, spricht deutlicher. Doch schon hat der alte Graf den zweiten Sarg entdeckt. — „Lebt's in diesem Sarge auch?“ Er will ihn öffnen.

„Thu es nicht, mein bester, mein theuerster Vater!“

„Nicht? Nicht?“

„Um Gottes willen, ich will Dir alles erzählen!“ Rasch stößt Ugolino den Deckel weg. — „Mein Weib! O Himmel und Erde! — Da findet er auf ihrer Brust seinen Brief, gerührt ergreift er ihn, um ihn zu öffnen. Doch rasch stürzt Francesco hin und zerreißt den Brief in Stücke. „Du mußt den Brief nicht sehen, mein Vater!“ —

„Den Brief?“

„Tod ist sein Hauch.“

„Mein Brief?“

„Er fiel durch die Treulosigkeit des Thurmwärters in Ruggieris Hände. Du weißt genug Sie trank die Züge Deiner werthen Hand in sich, — ah, Getäuschte! — Sie drückte den geliebten, verrätherischen, vergifteten Brief an ihr Herz — —“

„Widerrufe, junger Mensch!“

„Ich habe Dir noch nicht genug gesagt!“ Man hat Francesco einen Becher vergifteten Weines gegeben, damit nicht der kräftige Sohn den greisen Vater überlebe, und den Betäubten dann in einen Sarg gelegt. — „Du“, sagt er dem Vater, „wirst fallen, wie der Stamm einer Eiche, alle Deine Nester um Dich hergebreitet.“ Als Francesco nämlich schon im Sarge lag, hörte er eine Stimme. — „O diese Stimme!“

— „Was sagte diese Stimme?“

„Verlange nicht, es zu erfahren!“

„Da ich das Aergste weiß?“

„Ich erwarte Euch hier unten“, rief sie. „Ich will den Thurm= schlüssel selbst in den Arno werfen. Was darin ist, gehört der Ver= wesenung, der Thurm sei von dieser Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus!“ — „Und verflucht die Stimme“, stöhnt Ugolino „Es könnte die Weisheit selbst wahnsinnig werden. Selbst verhungern zu milde! Verhungern sehen! Meine Kinder verhungern sehen! Und dann verhungern!“ — —

Immer heftiger wüthet der Hunger in der todtgeweihten Familie. Anselmo stürzt sich verwirrten Sinnes auf seinen sechsjährigen Bruder Gaddo und mißhandelt ihn; nur schwer gelingt es Francesco den Zusichkommenden zu bändigen. Doch ein Stärkerer kommt über seinen Bändiger: Francesco fühlt, daß das Gift wirke und sein Ende nahe. Er eröffnet Anselmo sein und seines Vaters Schicksal und beschwört ihn, er möge standhaft sein, damit dieser nicht zweimal sterbe. Anselmo gelobt es; Francesco zieht sich zurück, zu sterben. „Ist das Sterben?“ sagt Anselmo zu sich selbst. „Betrachte es wohl, Anselmo! Ist das Sterben? Gott sei mir gnädig! Erbarmen! Erbarmen! Er= barmen! Noch windet der Wurm sich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben ist grauenvoll! Er ist dahin und mit ihm meine Ent= schlossenheit! Sterben ist grauenvoll! Geboren werden ist auch grauenvoll. Das Räthsel ist mir zu fein.“ Abermals verwirrt der Hunger seine Sinne, es erwacht die Bestie in ihm, er kriecht zu Francesco und will ihn benagen. „Dies Fleisch könnte mir schaden, es ist vergiftet“, flügelst sein Wahnsinn. „Hierher winkt der Verfolger. Ein offener Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmlischer Schön= heit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück! Soll ich? Ich folge Dir, Glück! Meine Zähne knirschen! Der Wolf ist in mir! Ha! Verwünscht will ich sein, wenn ich dieser Weibsb Brust schone!“ So findet ihn Ugolino, der sich einstweilen in einem anderen Gemache des Thurmes befunden; entsetzt stößt er den Knaben zurück. Kaum erkennt der seinen Vater und nur allmählich kehrt seine Besinnung zurück, und mit ihr überkommt ihn Entsetzen über sein Vorhaben: „Das Weib war meine Mutter!“ Da findet der Vater den Leichnam Francescos; Gaddo, bereits ganz erschöpft, kriecht mühselig zu Ugolino und fleht um Brod, nur um einen halben Bissen, um die Hälfte eines halben Bissens! Stumm hört der gequälte Mann das Flehen seiner Kinder; schon jeder Laut der Bewunderung, die seine von der Heldengröße ihres Vaters begeisterten Söhne ihm zollten, war ein schrecklicher Vor= wurf für ihn, denn sein Ehrgeiz war es ja, der sie dem Hungertode überliefert, — sie verhungern selbst zu sehen, ist zu viel für den Vater. Gaddo stirbt. Da bricht der Riesenschmerz aus Ugolino, über=

wältigt sinkt er zu Boden; „Mark und Bein können es nicht aushalten!“ Und in seinem endlosen Wehe beißt er sich selbst wie wüthend in die abgezehrten Hände. Anselmo glaubt aber, seinen Vater treibe der Hunger, und er bietet sich ihm an: „Mich! Mich! Mich verzehre! Mir laß das Verdienst Deinen Hunger zu stillen.“ Da reißt der Wahnsinn Ugolino aus seiner Betäubung, er stürzt auf Anselmo zu, — vielleicht sieht er in ihm seinen Todfeind Ruggieri, — und schlägt ihn zu Boden. — „Wer ist dieser Jüngling an der blutigen Wand?“ fragt er dann, wie erwachend; er erkennt seinen Sohn. „Verflucht sei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehmutter, die das Wort sprach: Der Knabe lebt!“ Da naht das Ende Ugolinos selbst; den schrecklichen Kampf, er hat ihn durchgekämpft. Er bereitet sich, nun der letzte Gherardesca, zum Tode; er betet. „Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerrissene Seele ist geheilt Ganz nah bin ich am Ziele!“ — —

Das ist in großen Zügen der gräuliche Inhalt des Dramas, das seinen Verfasser zu den wichtigsten Dichtern seiner Zeit erhob. Im Ugolino nämlich erscheint Gerstenberg als der Begründer einer neuen Richtung, der Richtung des Sturm und Dranges im engeren Sinne, in ihm zeigt sich bereits das Bestreben des Genies mit der literarischen Revolution, zu Gunsten Shakespeares die soziale zu Gunsten freisinniger Denkart zu verbinden, in ihm braust bereits der Sturm, der, die fesselnden Konventionen einer unklaren und unkräftigen Zeit brechend, mit großen und edlen Gaben der scham- und ehrlosen Biedermeierei des Zopfes den Krieg ankündigte, die wahren Leiden und Leidenschaften des unverstandenen Menschen erklärte und ihre Achtung predigte, im großen ganzen das Bestreben, das die folgende Epoche charakterisirt. Daß Gerstenberg das Maß des Gräßlichen überschritten hat, muß zugegeben werden; aber gerade dieses Uebermaß von gräßlichem war nothwendig, ganz unumgebar. Die überstrotzende Kraft des damals 31jährigen Gerstenberg war zu lange zurückgedrängt worden, um bescheiden und vorsichtig Kuck für Kuck ihr Haupt aus der tödtenden Eintönigkeit der Literatur jener Tage zu erheben, — wie eine Mine, kraftvoll, verheerend, schrecklich mußte ihr Ausbruch sein. Die literarische Welt wankte; in geordneten Reihen konnten dann die nachgewachsenen Stürmer und Dränger Schritt für Schritt die Wankende einnehmen; aber der, der als Bahnbrecher die Eroberung ermöglicht, hatte seine Kraft verbraucht, war literarisch fertig.

Lessing hatte wahr gesprochen: ein Genie, das viel verspricht! Zu jenem Durchbruche zur ruhigen, plastischen Schönheit, den Lessing meinte und Goethe und Schiller später vollführt, war es bei Gerstenberg also nicht gekommen. Mag sein, daß ihm die titanische Kraft jener Heroen fehlte, gewiß und zum größeren Theile jedoch, weil er bei den vielen widersprechenden Urtheilen über seinen Ugolino den rechten Weg verlor. Gerstenberg hätte 20 Jahre später geboren werden sollen, um mitten im Sturm und Drange mit Gleichgesinnten nachdrücklich sein Ziel zu verfolgen; doch da er allein den ganzen Sturm der Entrüstung zu tragen hatte, wurde er niedergedrückt von ihm und seine Kraft gebrochen.

Goethe nahm 1804, als er also das wogende Meer des Sturmes und Dranges längst glücklich durchschiffte hatte, in einer Recension des „Ugolino Sberardesca“ von Böhlerdorf (ein Trauerspiel, 1801) in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ Gelegenheit, Gerstenbergs Ugolino mit dem Böhlerdorfs zu vergleichen, welcher Vergleich zu Gunsten unseres Schriftstellers ausfällt. Er erklärt, daß durch jede Art von Amplifikation das Große der Danteschen Darstellung verlieren mußte, daß Gerstenberg aber den rechten Sinn erfaßt, „daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes bis zur letzten Hilflosigkeit hervorzubringen weiß.“ „Wir haben ihm also zu danken“, schreibt er weiter, „daß er etwas gleichsam unmögliches unternommen und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.“

Siebzehn Jahre lang hatte Gerstenberg geschwiegen. 1785 erst wagte er es, vors Publikum mit einem neuen Drama zu treten, bei dem sich wieder der Einfluß der Barden bemerkbar macht. Es war dies „Minona oder die Ungelächsten“, ein tragisches Melodrama in 4 Akten, ein mit gelehrten Anmerkungen versehenes Nichts, ein Nachwerk ohne Kraft und Kern, kalt lassend und dürr, kurz, gänzlich ungenießbar. Gerstenberg hatte offenbar geglaubt, die Scharte seines Ugolino mit einer Minona beim Publikum wieder auszuweken, doch hatte er dabei vergessen, daß in den siebzehn Jahren, die er geschwiegen, sich in der literarischen Welt vieles geändert. Die verdiente Ablehnung, der das Werk überall begegnete, machte Gerstenberg als Dichter verstummen.

Doch hatte er im Laufe seiner literarischen Thätigkeit auch als Uebersetzer und Kritiker sich hervorgethan. Als ersterer übertrug er „Die Braut“, Tragödie von Beaumont und Fletscher (1765), als Kritiker gab er mit J. E. Schmidt die holsteinische Wochenschrift „Der Hypochondrist“ (2 Bde. 1767), allein die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur“ (4 Bde. 1766—1770) heraus. Darin trat er mit Nachdruck für den Werth des Volksliedes und die Bedeutung Shakespeares ein, damals noch eine That. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich auch mit Kant'scher Philosophie.

Man hat die Verdienste Gerstenbergs um die deutsche Literatur häufig unterschätzt. Zu dieser Unterschätzung mag der Umstand den Anstoß gegeben haben, daß er, von einer Richtung zur anderen sich wendend, zu keiner sich bekannte; man hat ihm literarische Charakterlosigkeit zum Vorwurfe gemacht. Jedoch mit Unrecht: für uns ist Gerstenberg der Vorläufer der Sturm- und Drang-Periode, und als solcher steht sein Werth und seine Bedeutung über jeden Zweifel erhaben.





Die Flora auf Capri.

Von Anna Löhn-Siegel.



Das war ein herrlicher Schlendergang durch die Insel, bis wir endlich, meine Reisegefährtin und ich, nachdem wir an Aussichtspunkten geschwelgt, Blumen gepflückt, Gestein und Pflanzen gemustert, bemerken mußten, daß wir uns gänzlich verirrt hatten. Immer den Gipfel des Monte Tiberio, mit der Trümmergruppe der angeblichen Fischbehälter der tiberianischen Villa di Giove vor Augen, glaubten wir unter den sich kreuzenden Wegen denjenigen wählen zu müssen, der am steilsten der Höhe zustrebte.

Aber weit gefehlt. Er zog sich zwischen Weinbergsmauern hin, gestattete zuweilen einen Blick aufs Meer, auf Kap Minervae bis hinab nach Pästum, und bedeckte die herrliche Gegend plötzlich wieder mit hohem Gebüsch oder mit Felsenwänden, so daß wir der irreleitenden, oft gar ins Verderben lockenden Geister gedenken mußten, die den Muth des göttlichen Dulders Odysseus in diesen Breiten einst auf so harte Proben stellten.

Plötzlich erlosch jede Pfadspur unter einer üppigen Pflanzenwelt und die einsamen Wanderer standen an einem schroffen Abhange. Hatte sich der Monte Tiberio gedreht? Wenn wir jetzt den Blick emporrichteten, erschien er ohne Ruinenkrone, d. h. so, wie er sich dem von Sorrent oder Neapel Kommenden zeigt. Tief unten aber zischte und sprudelte die liebliche Brandung und trieb sanfte Wellen ans Ufer, das nur durch einen kühnen Sappho-Sprung zu erreichen gewesen wäre. Rimmermehr! Für derartige Sprünge waren wir nicht europamüde genug, und einen Kaiser Tiberius gab es, Gott sei gelobt, nicht mehr, der lernbegierigen Eindringlingen in die Insel und in die Umgehungen des Palastes seiner tyrannischen Majestät ein Wellenbad durch Hinabsturz vom Felsen verordnet haben dürfte. War doch unsere modern geschulte Einbildungskraft gewöhnt, bei der Vorstellung von „Bad“ nur an eine höchst solide Vereinigung zwischen Holz und Wasser, oder Zink und Wasser zu denken.

Umfahren und den zurückgelegten Weg von neuem durchlaufen? Nein! Unsere Stunden auf Capri waren gezählt, wir mußten den Augenblick ausnutzen, um zu schauen und zu genießen. Also vorwärts! Geradeswegs emporgeklettert, durch dick und dünn, zwischen Steinblöcken und Pflanzenwuchs und nicht umgeschaut, denn die schroffe Tiefe hinter den Blumenkränzen am Abgrunde konnte Schwindel erregen. Zur Rechten dehnte sich ein weites Feld der hier, wie auf Sicilien, herrschenden Kaktusfeige aus. Auf den plumpen, hoch übereinander gethürmten Scheibengelenken sitzen die goldgelben Blüten, welche später die blauröthliche Frucht hinterlassen, eine beliebte Volksspeise. Große Kahladungen gehen von Capri nach Neapel und werden auf allen Plätzen von den Fruchthändlern und Limonaden- oder Eisverkäufern ausgebaut. Aber auch der durstlöschende Saftkörper ist mit feinen Stacheln besetzt, wie die ganze Pflanze, und vorsichtig muß man ihm das farbenprächtige Gewand ausziehen, ehe man sich mit den Lippen daran wagt. Der Geschmack ist honigsüß, fast weichlich-süß. Rechts also stand die geharnischte Kaktus-Armee und ließ kein menschliches Wesen hindurch. Links ein Gewirr von Gebüsch, Blumenhäuptern, Schlingpflanzen. Oft mußte sich der Fuß durch ein holdes Labyrinth hoher Myrthen Bahn brechen, deren zahllose weiße Blütensterne auf feinem braunem Stiele beim Abpflücken eines Zweiges die ganze zierliche Staubfäden- und Blätterpracht zu Boden sinken lassen. Welch eine poetische Pflanze, diese bräutliche Myrthe! *Noli me tangere!* fleht sie stumm, wie eine keusche Jungfrau, denn ihre Herrlichkeit ist leicht zerstört.

Eine niedrige, ungefüllte Rosenart schmiegte sich der Myrthe zu Füßen und schlang weiße und rothe Sträußlein in die untersten Zweige des grünen Myrthengesträuchs. Die weiße duftete am würzigsten und trug in der Mitte des Blumenkelches ein goldglänzendes Staubfädenbüschel. An anderen Orten der Insel erhob sich die Rose in hohen Ranken und schaute von Bäumen und Gemäuer vornehm herab. Hier aber demüthigte sie sich vor der blühenden Myrthe und deutete in dieser Unterwürfigkeit an, daß selbst Königinnen nicht verschmähen, um die Brautkrone zu werben. Verschiedene Orchisarten lugten unter dem schattigen Gezweige des Kirschlorbeers und des Arbutus hervor und trugen auf zarten Stengeln ihre dunkelbraun getupften Sammetbarrets. Eine hochragende goldgelbe Distel dagegen suchte die Sonnenpfeile und badete ihre flammende Blumenkrone nach Salamanderart in Blut. An dem graugrünen, weißgefleckten Geblättern mit scharfen Zinken schwingt sich gleichwohl eine herrliche Winde kühn empor. Sie scheut nicht die Waffensammlung der Starkgerüsteten, sie benutzt sie als Stützpunkt und flattert in übermüthigen Ranken über die Unbewegliche hinaus. Auf dem weißen Atlaspfuhl der großen Kelchblume wiegen sich goldgrüne Käfer, und während die gelenkigen Stengel hoch oben eine anmuthige Verbindung von Pflanze zu Pflanze herzustellen suchen, legen sie unten am Boden unseren mühsam aufwärtsstrebenden Füßen reizende, aber doch hemmende Fußangeln.

Höher als alles Gebüsch ragt einer Agave strokender Stamm, mit Zweigen und Blüten symmetrisch besetzt und in eine graziöse Pyramide auslaufend, in die klare Luft. Die Zweige haben einen

zierlichen Schwung und am Ende sitzen die goldgelben Blütenbüschel, wie die Lichter an einem palastfähigen Armleuchter, Todeskerzen für die Agave, denn nach vollendeter Blütezeit stirbt die majestätische Pflanze ab. Geknickt und faulend liegt dann der Stamm, der oft eine Höhe von dreißig Fuß erreichte, am Erdboden; durch Blüte und Samen-Entwicklung hat sich die Wurzelkraft erschöpft.

Eidechsen mit klugen, neugierigen Neuglein und perlenbesetztem, goldgrünem Schuppenpanzer, huschen in den breiten Schluchten der riesigen Blätter auf und ab, wenn unser Nahen sie aus behaglichen Träumen im Sonnenschein aufweckt. Die Agave und die Aloë mögen dem Thierchen angenehme Wohnsitze sein, Zauberschlöffer ohne Wachen und doch mit Spieß und Dolch bewaffnet. Ist die gewandte Panzerträgerin einmal in den langen rinnenartigen, mit scharfen Stacheln bekanteten Blättern verschwunden, wer kann ihr folgen, wer möchte auch nur die Hand nach ihr ausstrecken? Und gelänge es, die Schlüpfrige zu erfassen, so bliebe dem glücklichen Eidechsenjäger doch nur das kleine Schwanzende des geängstigten Thierchens zwischen den Fingern, der übrige Körper entwischt und überläßt es der heilenden Mutter Natur, ihm das Verlorene in drei Wochen zu ersetzen.

Strauch-, fast baumhoch wogt der goldblütige Ginster im Windeshauche. Seine langen, reich mit großen, gelben Schmetterlings-Blüten besetzten Ruthen folgen leicht jeder Richtung des Seewindes und erfüllen den Umkreis mit süßem Duft. Bei kirchlichen Festen und Prozessionen sah ich die Ginsterblüten gar anmuthig verwendet. Man streifte mit zwei Fingern den langen, dünnen Zweigen den goldenen Schmuck ab, sammelte diesen in Körbchen und Schüsseln und streute ihn von Fenstern, Dächern und Balkonen herab auf die vorüberziehende Prozession. Ein reizender Anblick, wenn die zahllosen gelben Schmetterlinge, von jedem Lusthauche getrieben, herabflattern, da und dort auf Meßgewändern haften und auf dem Baldachin, unter welchem das Allerheiligste getragen wird, in Schaaren sich sammeln. Aber ach, am Boden angelangt, müssen sie die sammetene Blattwange den Fußtritten der vorwärtseilenden Menschenmenge preisgeben.

Am lebhaftesten wurde das liebliche Blumenpiel in Torre dell' Annunziata bei Neapel betrieben, wo in den auf das Frohleichnamsfest folgenden acht Festtagen eine pomphafte Prozession stattfand. Auf den reichen purpur- oder lilasammetenen Gewändern der kirchlichen Würdenträger bildeten die goldgelben Blumen eine Naturstickerei, die jeden Augenblick wechselte.

Die Feierlichkeit fand ein außergewöhnlich andächtiges Publikum. Wehe uns Andersgläubigen, wenn wir vor dem Allerheiligsten die Kniee nicht gebeugt hätten gleich der in Schaaren herbeigeströmten Volksmenge. Aber wer möchte der Störer einer Andacht sein, nur weil sie in unserem Ritus nicht enthalten ist? Das Heilige ist allerorten heilig, ob der Gebrauch nun die Kniee davor beugt, oder nur die Hände faltet.

Nach starken Mühen erreichten wir den Gipfel des Monte Tiberio und die Einsiedelei desselben. Wieviel Myrthenblüten diesem Klettern zum Opfer gefallen? Zahllose, denn an Myrthengesträuchen mußte sich die Hand festklammern, um vorwärts zu kommen und das dicke

Pflanzengewirr am Boden, das den Schritt hemmte, zu bewältigen. Aber die Hand hatte mit jedem starken Zufassen dem würzigen Gezweig auch kräftigenden Duft entpreßt.

Welch ein Ausblick von dieser Höhe! Das Meer, tiefblau, matt-lila, am Ufer nicht selten smaragdgrün, — drüben das Festland, Capo Campanella, im Alterthum Promontorium Minervae genannt, Sorrent und der ganze sanftgeschwungene Bergzug, dem der zweigipfelige Vesuv, der ewig drohende Machthaber, über diese wunderliebliche Gegend voransteht. Der feurige Greis hielt sein Haupt gerade in Rauch- und Nebelschleiern verborgen und auch Neapels Häusermauern verschwanden fast ganz in dem eleganten, vom Seeslor überzitterten Bogen des herrlichen Golfs. Neben der Einsiedelei lag ein Gärtchen. Dort blühten weiße Lilien und dunkelglühende Rosen, blauer Rittersporn, brennende Liebe und Geranium. Die Lilien waren sogenannte Feldlilien, aber ebenso duftig, als unsere Gartenkinder. Hier galt das Bibelwort: „Sehet die Lilien auf dem Felde, sie werden nicht gepflegt und sie gedeihen doch!“

Das Gärtchen sah verwildert aus, der alte weißbärtige Eremit, der uns freundlich begrüßte, sagte ruhig:

„Das wächst wie Gott will. Was soll man dazu thun?“

Zu den Ruinen der Villa di Giove des Kaisers Tiberius, von welcher nur noch einige verfallene Gewölbe und Kammern des Erdgeschosses mit wenigen Spuren von Mosaik und Malerei übrig waren, blühte und duftete es wieder von Myrthen und Blumen, die aus den Spalten des Gemäuers hervorstühten. Ueber einem zerbröckelnden Mosaik-Fußboden breitete sich teppichgleich ein kleines Gewächs mit lieblichen blauen Trichterblümchen aus, das zu den Ehrenpreis-Arten gehörte. Wie Flammen wogten rothe Mohnblumen an einem Abhange im Windeshauche. Die Schärfe des Roths erinnerte an glühende Lava, kein grünes Blatt war sichtbar, kein Stengel, nur große brennende Blumen. „Pare un incendio“, sagte der Eremit (es scheint eine Feuerbrunst) und setzte dann, mit einem Anflug von poetischer Begeisterung, hinzu:

„La nostra natura ha tanto fuoco!“ (Unsere Natur hat so viel Feuer.)

Ich frug den alten Herrn, der sich als einen Capresen zu erkennen gegeben hatte, woher es wohl komme, daß das Volk „Crapi“ anstatt „Capri“ sage? Er strich sich den Bart, wurde nachdenklich und entgegnete dann bedächtig:

„Ich glaube, das kommt daher, daß unter dem Kaiser Tiberius außer den zwölf Palästen, die er hier zu Ehren der zwölf Halbgötter hatte erbauen lassen, auch einer aufgerichtet wurde, der einem unbekanntem Gotte geweiht war. Er soll „Crapi“ geheißten haben, so erzählt die Legende.“

Ich und meine Reisegefährtin konnten uns eines Lächelns nicht enthalten, aber ich sprach mir deutsch selbst das Urtheil:

„Warum frage ich?“

Besser gelang es dem wackeren Eremiten, sich auf seinen Esel zu schwingen und uns das muthige Thier vorzureiten, als er das Sprach- und Geschichtsroß zu tummeln verstand. Der Esel weidete friedlich

unter Lilien und Rosen, Geranium und Rittersporn, aber er berührte die prächtigen Blumen nicht, er wich ihnen eher aus und suchte sich dazwischen kleine grüne Halmchen heraus. Das rührte mich und ich beschloß, den Zartfühlenden zu einem Experiment zu benutzen, das ich schon längst vorzunehmen beabsichtigte.

Ich erfaßte ihn am Zügel und führte den sanftmüthig Folgenden an eine Stelle, wo ich schon vorher ein reiches Distelfeld bemerkt hatte. In den Natur-Geschichtsbüchern war stets zu lesen gewesen, der Esel liebe von allen Kräutern die Distel und ziehe sie jeder anderen Nahrung vor. Die Italiener hatten das mehrfach bestritten, nun wollte ich die Probe machen und zwar am Stattlichsten seiner Gattung auf Capri. Denn als diesen bezeichnete der Eremit seinen Esel, der ihm noch dazu bei einer außerordentlich feierlichen Gelegenheit zum Geschenk gemacht worden war. Ein reicher Engländer hatte sich mit einer holden Capreseerin vermählt, einer der schönsten und tugendhaftesten der Insel. Vielleicht war der Herzensbund auf Monte Tiberio geschlossen worden, unter dem Schutze des Alten von der Einsiedelei? Vielleicht hatte das fromme Kind der in der kleinen Kapelle auf dem Berge verehrten Madonna, von welcher derselbe auch „Capo die Santa Maria Soccorso“ heißt, ein Geschenk votirt, das dem Einsiedler zugute kommen sollte, der den kirchlichen Dienst der Kapelle besorgte? Dem Alten wurde es schon lange schwer, den steinigen und steilen Pfad nach dem Städtchen Capri zu Fuß zurückzulegen, um sich seine bescheidenen Lebensbedürfnisse herbeizuholen. Da half denn ein vierbeiniger Kreuzträger, das Geschenk des jungen, glücklichen Gatten, einem tiefgefühlten Bedürfniß ab.

Und dieser Merkwürdige sollte jetzt die Behauptungen meiner deutschen Naturgeschichten bestätigen oder widerlegen. Er that das letztere. Verächtlich wandte er den Kopf von der reichbesetzten Disteltafel ab und da er keine Lust zu verspüren schien, zu seiner früheren Weidestätte zurückzukehren, suchte er mit großer Gewandtheit die feinsten Grashalme zwischen seiner vermeintlichen stacheligten Lieblingsspeise heraus.

Ob alle Esel Italiens solche Kostverächter und thatsächliche Gegner längst festgestellter naturhistorischer Behauptungen sind, weiß ich nicht, aber ein zweiter hat mir denselben lehrreichen Streich gespielt, es war in den Ruinen des Theaters von Tusculum. Ich hielt ihm mit der Zähigkeit einer deutschen Wißbegierigen Disteln vor, die schönsten, die ich fand, aber er lehnte sie unsanft ab und suchte Gras, frisches Gras, obgleich es auf dem dürren Ager am alten Theater selten war.

Der Eremit führte uns in die kürzlich neu ausgeschmückte Kapelle der Santa Maria del Soccorso, er legte uns das große Fremdenbuch vor, in welches wir unsere Namen eintragen mußten, und ließ uns, nachdem er die übliche Abgabe der Bergbesucher dankend empfangen, an der Felsenbrüstung allein zurück, allein, um uns hinab- und hinüberzuschauen und des unvergleichlichen Rundblickes erfreuen zu lassen. Der Besuv trat endlich aus leichten Nebeln hervor, Neapels Häusermassen leuchteten, von Sonnenstrahlen überflutet, Sorrent und Massa schimmerten aus grünen Orangewäldern hervor, und die breite Wasserstraße zwischen Capri und dem Festlande zeigte weißumsäumte, hüpfende

Wogen, die tief unten an dem schroffen braunen Felsen, auf welchem wir lehnten, ihre Schaumperlen verschütteten. Aber auch hier war die Pflanzenwelt vertreten. Ueber dem Abgrunde wiegte hochragender Fenchel seine goldgelben Dolden. Mühjam drängte er sich aus einigen Felsenspalten hervor und erreichte trotz mangelhaftester Erdnahrung, nur gepflegt von Luft und Sonne, eine Höhe von drei und vier Ellen. Er hat eine Seiltänzernatur; an den unzugänglichsten Stellen, auf geborstene Mauerwerk und bröckelnden Ruinen, wie auf Felsenvorsprüngen, schwebt der Recke frei und haltlos und krönt seinen hohlen, rohrartigen Stengel, den schon ein mäßiger Wind zu knicken vermag, mit zahllosen starkdustenden Blütenknöpfen. Vom höchsten Gemäuer des Kolosseums in Rom nickte und winkte der schwindellose Geselle lustig herab, und auch hier über dem Wassergrab scheute er nicht den Abgrund und den Sturz in die Tiefe.

Ein hohes, schönes Bandgras mit röthlichen Streifen flatterte, wo immer seine Wurzeln Grund fassen konnten, von der Felsenbrüstung herab, und der treue Ephen klammerte seine Kletterfüßchen mit gewohnter Zähigkeit fest und zeichnete graziöse Blätterkanten auf das braune Tuffgestein. Wo einstmal, wie die Sage erzählt, die Opfer der Tyrannen-Laune des Kaisers Tiberius hinabgestürzt wurden in die tobende See, damit der Herr über Leben und Tod durch die Todesangst anderer den raffinirtesten Lebensgenuß gewönne, waltete jetzt auf magerem Felsengrunde das holde Stilleben einer genügsamen Pflanzenwelt mit aller seiner Poesie.

Wir traten den Rückweg nach Stadt Capri an. Der Einsiedler kauerte auf der Schwelle seiner Zelle, schmauchte behaglich sein Morgenpfeischen aus Terracotta und achtete nicht der schon glühenden Sonnenstrahlen, die ihm das kahle Haupt versengten. Ehe wir schieden, fragte ich ihn, ob er wisse, woher der Wechsel von malachitgrün und dunkelblau im Meere komme, den ich am Fuße des Tiberio-Felsens bemerkte.

Er antwortete, die tiefblauen Stellen seien auf dem Grunde mit Seegewächsen bedeckt, die grünen dagegen beständen aus weißlichem Kalk ohne Pflanzen.

Ich warnte den Alten vor dem colpo del sole (Hitzschlag) wenn er sein kahles Haupt so unbedeckt der Sonne aussetze, aber er lachte und sagte:

„Mein Kürbiß (zucca) ist abgehärtet.“

Wir wählten den vom Einsiedler empfohlenen Rückweg nach Capri, steinreich aber kürzer als der frühere, der uns in die Irre geführt hatte. Mein Ziergarten konnte mit edleren Sträuchern und Bäumen geschmückt sein, als dieser Pfad, wenn sie auch nirgends dicht standen. Myrthe, Kirschlorbeer, Evonimus, Feigenbäume, Arbutus (Erdbeerstrauch) mit weißen, länglichen Blütentrauben, Meerkirche, eine Art Crataegus, Laurustinus, — mit röthlichen Blütendolden, — dazwischen wieder einmal das kriegerische Auftreten der stacheligten, abenteuerlich geformten Kaktus-Feige und der nicht minder unnahbaren Aloë und Agave. Ueber die Stein-Umhegungen der Gärten schauten Orangen- und Citronenbäume heraus mit Blüten und Früchten, dichte Weinranken umklammerten Maulbeerbäume, Delbäume und andere tragsfähige Baumschultern, krochen über das Gemäuer hinaus und bewimpelten

alles Gesträuch, das aus dem Stein hervorgequollen war. Der Feigenbaum ist nun gar der merkwürdigste Mauerbrecher. Er zwingt sich aus einem Steingeklüft, aus einer Mauer heraus, wo unser Auge keinen Anhalt, keine Lebensbedingungen für ein so stattliches Baumgeschöpf entdecken kann. Aber kaum ist er zum Sonnenlicht hervorgebrungen, so entfaltet er eine Kraft und einen Umfang des Stammes und schwillt oft zu so unförmlichen Knochenbildungen an (wenn man so sagen darf), daß die reiche, schattige Blätterkrone und die Warzenmasse, die an allen Zweigen hervorquillt, als eine nicht überraschende Folge so strotzender Baumentwicklung erscheint. Da hängt er oft mit dem dicken Stamme, Blättern und Früchten mitten aus einer Gartenmauer heraus, schaut hoch herab und man möchte glauben, er werde die Steine mit seiner Wurzelkraft sprengen. Ähnlich thut die Aloë. Graziös schwingt sie sich aus Gestein und Gemäuer hervor. Der Drang nach der Sonne und die schräge Stellung, zu der sie das Hervorbrechen aus einer Wand zwingt, geben ihr die aufwärts geschmiegte anmuthige Haltung. Dort seh ich eine feierliche Cypressengestalt, ihr dunkler Schattenriß läßt den blauen Himmel noch blauer erscheinen, daneben schießt die Granate ihre rothen Blütenblitze aus dem Laube hervor und träumerisch wiegt die echte Tochter des Südens, die Palme, ihre Wedel und Goldgarben im sanften Seewinde, hier noch eine einsame, nach den Schwestern des Orients hangende Odaliske. Der Blumenstrauß, den ich unterwegs gesammelt hatte, war einer der seltensten, den ich je besessen. Mein deutsches Herbarium hat die Kinder einer heißeren Sonne mit höchsten Ehren aufgenommen, aber sie sind trotz aller Sorgfalt verblaßt. Eine weiße Narzisse, die ich in der Nähe des riesigen Felsenthores, des Arco naturale, pflückte, und eine von den Meerzwiebeln, die aus jedem Steingeröll der Insel mit dunkelgrünen Schwertblättern hervorquellen, hielten sich am längsten. Aber ich glaube, sie alle hatten selbst noch im Sterben das Heimweh.



Der alten Heimat.

Ob ich dich liebe, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt?
Die Zeit mag meinen Scheitel bleichen,
Doch was mir deine Huld gewährt:
Den freien Blick für alles Schöne,
Die heiße Liebe zur Natur,
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —
Das stirbt mit meinem Herzen nur. —

Ob du mir theuer, heil'ge Zunge,
Der ich im Mutterarm gelauscht,
In welcher mich im Heldenschwunge
Der Vorzeit stolzer Sang umrauscht? —
Die Glut des Zornes soll es sagen,
Die lobend meinem Aug' entsprüht,
Sobald ein feiger Wicht voll Zagen
Dich in der Ferne schänd' verrieth.

Ob ich das reine Licht verehere,
Dem deiner Sänger Lied entstammt,
Und welches deiner Denker Lehre,
Ein heller Gottesblitz, durchflammt? —
Ihr habt im alten Heim gesündigt
Noch jüngst am Geist der Menschlichkeit,
Den Lessing seinem Volk verkündigt, —
Uns — blieb er heilig alle Zeit.

Wie oft, wenn der Gemeinheit Wellen
Im wilden Schwallen mich umrauscht,
Hab' an der Dichtung Gnadenstellen
Dem Wort des Heiles ich gelauscht!
Da schwand der Groll, der mich verbittert
Und, von der Erde Staub befreit,
Fühlt' ich die Seele mir umzittert
Vom Hauche der Unsterblichkeit.

Und deiner sollt' ich je vergessen,
Du Land, von Sagenglanz erhellt?
Der jenen Tadel ausgemessen,
Hat seinen Spruch im Zorn gefällt.
Hell strahlen uns des Westens Sterne
Im Glanz der Freiheit, ungetrübt, —
Doch wer der Heimat in der Ferne
Sich schämt — der hat sie nie geliebt!

Dein denk' ich immer, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt.
Die Zeit mag meine Locken bleichen,
Doch was mir deine Huld gewährt:
Den freien Blick für alles Schöne,
Die heiße Liebe zur Natur,
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —
Das stirbt mit meinem Herzen nur!

Wilhelm Müller in Cincinnati (Ohio).



Eine Konvenienzehe.

Novelle von D. von Oberkamp.

I.

Eine Puppe in blaßrothem Ballstaat, zwei kleine Vogelkinten, eine abgetragene Jägertasche und eine zur Hälfte geleerte Feldflasche; alle diese Gegenstände lagen an einem schönen Juniabend in friedlicher Gemeinschaft auf dem Rasen des Parkes zu Schloß Sorrau.

Es wäre ein großes, von keinem Laut unterbrochenes Stillleben zu nennen gewesen, wenn nicht eine Schaar Elstern sich soeben geräuschvoll auf den hohen Ahornbäumen niedergelassen hätte und wenn nicht einige Augenblicke darauf zwei Paar Hände vorsichtig hinter einem Fliedergebüsch hervor getaucht wären, um nach den Vogelkinten zu greifen.

Ein Knall, ein Fall. Eine der Elstern fiel nach einigen matten Flügelschlägen in den Schoß der Puppe, die unter einem der Ahornbäume lehnte, und die Puppe selbst fiel, nach Art nervöser Frauenzimmer, über den Vogel.

„Hurrah!“ klang es durch die Luft. Die beiden Gestalten traten nun vollends hinter dem Fliedergebüsch hervor.

Es war ein Mann in den Zwanzigern, für den der graue Jagdrock, mit den grünen Aufschlägen, wie gemacht erschien. Sie mochte kaum sechzehn zählen, reizvoll in jeder Bewegung, lächelnd, leuchtend in ihrer unberührten Kindlichkeit, glich sie einem Märchenkind, wie sie da stand in dem lichten, fußfreien Kleidchen, mit dem Kranz von Kornblumen in dem tiefschwarzen Haar.

„Hurrah! Wer hat die Elster erlegt, Du oder ich, Hans?“

„Sie, Fürstin Marietta.“

Sie nickte selbstgefällig, aber schon im nächsten Augenblicke kniete sie, mit einem leisen Aufschrei, auf dem Rasen neben der Puppe in blaßrothem Ballstaat.

„Wie garstig, sieh nur, Hans!“

Sie hatte den todtten Vogel beiseite geschoben und wischte nun eifrig mit den kleinen Händen über den blaßrothen Ballstaat, der einen dunklen Blutsfleck davongetragen.

„Aber im Grunde ist es gleich“, sagte sie nach einer Pause, mit einem Anflug wahrhaft philosophischen Gleichmuths, „die Schneiderin hat mir versichert, daß von meinem Brautkleid genug Stoff übrig bleibe, um auch meiner Puppe noch einen neuen Anzug zu fertigen.“

Es war still geworden nach den Worten; die kleine Fürstin beschäftigte sich noch immer mit dem rothen Ballstaat und der junge Förster stand daneben und sah mit einem Gemisch von Wehmuth und Bitterkeit auf die feine, kindliche Gestalt, die noch mit der Puppe spielte und die doch schon, wie das so üblich in vornehmen Familien, Braut war; Braut eines Mannes, den sie noch nie gesehen, den sie nur dem Namen nach kannte, und dem sie doch schon in wenigen Tagen folgen sollte, hinaus in die weite, fremde Welt.

„Aber weißt Du, wir gehen noch auf jeden Fleck im Walde, wo wir einmal zusammen gegessen und gespielt“, sagte die kleine Fürstin jetzt, als wäre sie, trotz ihres kindischen Treibens, seinem Gedankengange gefolgt. „Und dann, ich muß Dir auch die Stelle noch zeigen, die Du nicht kennst, Hans, die Stelle, woselbst Dein Vater vor acht Jahren den Meisterschuß gethan auf dem großen Treibjagen —“

Es zuckte eigenthümlich um seine Lippen.

„Wollte Gott er lebte noch, mein Vater“, entgegnete er im Tone grollenden Unmuths, „dann wäre ich sein Nachfolger nicht geworden hier in den Sorrauschen Forsten, dann wären mir die letzten sieben Jahre draußen verflossen in der Fremde; ich hätte meine Studien vollendet und — —“

„Und Du hättest dann Deine liebe Noth nicht gehabt mit der kleinen, albernen Prinzessin, wie mich der Fürst Vormund zu nennen beliebt, nicht wahr?“ lachte sie, ihn unterbrechend, plötzlich auf. „Über diese kleine, alberne Prinzessin!“ fuhr sie schalkhaft fort. „Ich weiß, Du hattest Deine schwere Mühe mit ihr. Das kleine Pony, das sie trug, mußtest Du am Zügel führen und die Vogelflinte mußtest Du sie handhaben lehren und den Papierdrachen, den sie in die Lüfte steigen ließ, mußtest Du ihr fertigen und schließlich, wenn die Urge einmal stille saß, dann fiel Dir noch obendrein das Amt des geduldigen Vorlesers zu, und wie oft hieß es da „bitte Hans, lies das noch einmal“, oder, „bitte Hans, laß mich einmal auf die letzte Seite schauen, ich möchte zu gern wissen, was aus diesem Robinson Crusoe noch geworden“, oder „bitte Hans, borg mir Dein Taschentuch, denn das meinige ist schon naß von all den Thränen, die ich über Schmidts bunte Ostereier geweint.“ Aber trotz der vielen Thränen, die bei solchen Anlässen vergossen wurden, war es doch sehr schön, nicht wahr Hans?“

Sie sah zu ihm empor. Er aber stieß mit dem Fuß die todte Elster ins Gebüsch. „Es war!“ sagte er scharf und kurz.

Die kleine Fürstin schreckte zusammen. Sein Ton klang so seltsam, daß ihr die Puppe aus den Händen glitt und mit dem Gesicht auf die Erde fiel.

„Und warum soll es nicht mehr sein, Hans?“

„Fragen Sie den Stammbaum der Fürsten Sorrau-Dünkelsbühl, Fürstin, er wird Ihnen die Antwort geben, besser als der bürgerliche Förster Hans Mallach es vermöchte.“

„Der Stammbaum, Hans?“ — Die kleine Fürstin kämpfte nun in allem Ernste zwischen Lachen und Weinen, aber der natürliche Frohsinn ihres Alters trug schließlich doch den Sieg davon.

„Der Stammbaum, Hans? Aber mein Gott, weißt Du's denn nicht; wenn der Fürst Vormund nicht sein ganzes Denken und Trachten auf den Stammbaum, — leider muß ich seit zwei Jahren die Stammbäume sagen, — gerichtet hätte, ich hätte diese alten, wurmtichigen Pergamente schon längst den Flammen preisgegeben“, erklärte sie mit altfluger Würde.

„Denke Dir nur, wie man mich mit diesen Stammbäumen und ihrer Genealogie gequält hat“, fuhr sie fort. „Ich weiß nicht, ob die verstorbene Tante Alt-Löweck, die so hochmüthig war, daß sie alle Leute mit „er“ anredete, oder aber ob der Fürst Vormund mir mehr des Leides zugefügt mit diesen verwünschten Stammbäumen. Wenn ich daran zurück denke, mein Gott, von jeder vor zwei- und dreihundert Jahren verstorbenen alten Tante oder Base mußte ich Geburtstag und Sterbetag wissen, und kurz und gut, ich kam's mit den heiligsten Eiden bekräftigen, daß all diese krummen und geraden Linien, daß all diese lebenden und todten Anverwandten mir mehr Kopfschmerzen gemacht, als die dickleibigste Geschichte unseres deutschen Vaterlandes es je gethan.“ —

Und Fürstin Marietta sprang nach diesen übermüthigen Worten in übermüthigster Laune vom Rasen auf, deutete auf die Puppe, die noch immer geduldig auf ihrem Antlitz lag und sagte, in Ton und Geberde die Tante Alt-Löweck nachahmend:

„Sei er so liebenswürdig und heb er die Balldame dort vom Boden auf, Hans Wallach.“

„Zu Befehl, Fürstin!“ Der junge Förster lächelte nunmehr; er mußte lächeln. Die kleine Fürstin sah in der altjüngferlichen Haltung, die sie sich zu geben versuchte, aber auch zu allerliebste aus.

„Und nun puß' er der Puppe das Gesicht ab mit seinem höchst-eigenen Taschentuch und leg' er sie in meinen Arm. Nein! Nicht so! — Wie ungeschickt er ist und wie seine Hände zittern, — und das alles macht — die grenzenlose Ehrfurcht vor dem Stammbaum.“ —

Sie lachte, und dann mit einem Mal ernst werdend:

„Wie mein Name sich dereinst auf dem Stammbaum ausnehmen wird? Fürstin Marietta von Sorrau-Düfelsbühl, vermählt mit Vladimir Franz, Fürst zu Reiz und Greiz.“ — Sie stand nach diesen Worten wie in tiefem Sinnen verloren, die Puppe ruhte gleichsam vergessen in ihrem Arm; das Haupt war vornüber gesenkt, als trüge es schwer an dem Kranz von Kornblumen, und erst nach einer langen Weile, da hob sie die gedankenvolle Stirne und die großen, braunen Kinderaugen in die dunkler und dunkler werdende Ferne gerichtet, murmelte sie wie verloren: „Es ist doch seltsam, daß ich mit dem fremden Manne hinaus soll in die fremde Welt.“

Sie nickte ein paar Mal vor sich hin und dann auffahrend, als wolle sie sich selbst trösten, und doch noch immer wie in halbem Zweifel versunken:

„Aber der Fürst Vormund hat gesagt, meine verstorbene Mutter und meine Großmutter, sie alle hätten ihre Gatten sozusagen erst aus

Elternhand vor dem Altar empfangen. Ist das bei Euch in Bürgerkreisen auch so, Hans?"

„Nein, Fürstin; bei uns lernt man sich erst kennen?"

„Wie ich Dich!" murmelte sie leise.

„Und man lebt sich erst ineinander hinein."

„Wie ich mich in Dich!" —

„Und ehe man ein Weib fragt: „Willst Du mit mir leben?" — fragt man sie zuerst: „Liebst Du mich?"

„Seltsam Hans, warum hast Du mich das nie gefragt?"

„Fürstin!"

„Du hast wohl ohne Frage gewußt, Hans, wie gut ich Dir bin?"

Er schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt, sein Auge wandte sich von ihr ab um einer Schaar weißer Tauben zu folgen, die sich in den Abendwolken verlor und dann sagte er träumerisch: „Ich weiß nur eines, Fürstin, daß sie Schwingen haben, weiße Schwingen, mit denen sie uns entflattern werden auf Nimmer-Wiederkehr."

Fürstin Marietta schauerte zusammen, der Abendwind begann so empfindlich kühl über die Wiesenfläche zu wehen.

„Warum erinnerst Du mich daran, daß ich fort muß?" murmelte sie unwillig. „Ich will nicht fort; ich fürchte mich, Hans, vor der Welt dort draußen und ich fürchte mich noch viel mehr vor dem Bräutigam und vor der Hochzeit, ja selbst vor dem Ball fürcht' ich mich am Hochzeitstag; denn abends ist Ball auf Schloß Sorrau, mußt Du wissen und ich soll tanzen, ich, die ich noch nie getanzt habe!"

Sie stand zitternd und erblassend in kindischer Angst vor ihm da, doch plötzlich raffte sie sich auf, wie von einem Einfall durchblitzt und — „Tanz mit mir, Hans, tanz mit mir!" rief sie mit einem Mal freudig und auf dem Rasen neben ihnen lag die Puppe und an seiner Brust lag sie, die beiden kleinen Hände bittend ineinander gefaltet.

„Fürstin Marietta!"

Er hatte versucht, sie von sich abzuwehren, aber die braunen Kinderaugen blickten so flehend zu ihm auf, und durch die ganze feine Gestalt ging ein taktgemäßes Wiegen, gerade als höre sie mit dem leicht zurückgeworfenen Köpfschen über sich und um sich in den klaren Junilüften einen bestrickenden, lockenden Reigen.

„Tanz mit mir, Hans!"

Ach, es war ja nur einmal im flüchtigen Dasein, daß der schmeichlerisch-zärtliche Ton sein Ohr noch traf, es war ja nur einmal im Leben, ein einziges Mal, daß er den Arm ungestraft legen durfte um dieses holde, jungfräuliche Menschenkind; ein einziges, erstes und letztes Mal und dann nie wieder!

„Tanz mit mir!" hatte sie gebeten.

„Tanz mit ihr!" schien das Echo von nah und fern, wie mit tausend leisen, lockenden Stimmen, zu rufen.

Und da legte er die Rechte um ihren Leib und da flogen sie dahin über den Wiesenplan. Und die Grillen zirpten, als wären's bezahlte Musici, und die Hummeln und Nachtfalter schwirrten mit ihrem Baß darein, und die weißen Tauben flogen noch immer ihnen zu Häupten, währenddem die Dämmerung ihre Schleier um sie wob, als wolle sie jene der argen Welt und den bösen Menschen entrücken.

Und o, wie das schön war und süß und schuldlos zugleich!

Er trug sie fast und ihre zarte, schmiegsame Gestalt lag so verloren an seiner Brust, und ihr Haar umfoste ihn in duftigen Wogen und ihr Athem streifte seine Wange.

„Weiter! Weiter!“ jauchzte es zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor.

Und sie tanzten weiter, so weit, bis sie gar nicht mehr weiter konnten, bis in den sogenannten „fühlen Grund“, wo der Mühlbach rauschte und die alte Mühle und das Mühlrad sich ebenfalls in nimmermüdem Reigen drehte.

Ei, wie die Wellen fichterten über das junge Paar!

„Jetzt ist es aber genug, Du kleine, alberne Prinzessin!“ schienen sie zu rufen.

Aber es war ihr noch immer nicht genug, der niederhängende Ast einer nadeligen Tanne mußte ihr erst den Kranz von Kornblumen von der Stirne streifen und der lehmige Boden, über den sie jetzt dahin schwebten, behielt erst eines ihrer ausgeschuittenen Schuhchen und dann auch das zweite und da erst blieb sie stehen und klatschte in die Hände und auf die seidenen Strümpfe hernieder sehend, durch die sich die rosigen Behen Bahn zu brechen begannen, sagte sie:

„Sieh mal, Hans, jetzt geh' ich bald barfuß wie eine Bettlerin.“

„Er aber knieete nieder auf dem Rasen und ihr die beiden Stiefelchen an die Füßchen ziehend murmelte er wie verloren:

„Ach, Fürstin, wären Sie doch eine, wären Sie doch die ärmste Dirne, die je die Hand um ein Almosen ausgestreckt.“

Das war doch seltsam, daß er das sagte, und wie er das sagte, in diesem Tone, es hätte wenig gefehlt, daß sie in Thränen ausgebrochen wäre; so aber nahm sie sich zusammen und sagte mit einem Ernst, der weit über ihre Jahre ging:

„Und wenn ich einmal wiederköhre aus der großen Welt, Hans, das Gewand beschmutzt und zerrissen wie heute, wenn ich einmal wiederköhre ohne Kranz, ohne Glück, würdest Du mich wieder erkennen?“

Und da neigte er sein Haupt noch tiefer und hob es dann doch wieder zu ihr empor mit feuchten, leuchtenden Blicken und flüsterte, als wolle er all die weinende Wehmuth, all die lachende Lust dieses Augenblickes in ein ewiges zusammenfassen:

„Immer, Fürstin! Immer und immer!“

II.

Fürst Wladimir Franz zu Reiz-Greiz war endlich gekommen sich seiner Braut vorzustellen. Er kam im eigenen Gefährte. Er kam genau zwei Tage vor der Hochzeit und blieb genau eine Stunde, um sodann wieder nach der nahen Hauptstadt zurückzufahren.

Auf der großen Marmortreppe rannte Fürstin Marietta gegen ihn mit der großen Puppe im rothen Ballstaat.

Die alberne, kleine Prinzessin!

Die Puppe kam bei diesem Zusammenstoße fast um ihren tadellosen Porzellankopf und Fürstin Marietta verlor fast den fürstlichen Anstand, denn als sie ihren erlauchten Bräutigam da vor sich erblickte,



Zum Geburtstag.

Nach dem Originalgemälde von J. W. Meyerheim.

100

ihren Bräutigam, der so wenig erlaucht ausjah, da überkam sie im ersten Augenblicke eine ganz unüberwindliche Lachlust und Fürstin Marietta lachte und knixte und knixte und lachte auch, und als der Fürst ihr die Rechte hinüberreichte, da legte sie beide Hände zusammt der Puppe auf den Rücken und lief davon. Sie lief die Stufen hinunter, hinaus in den Park; das Lachen auf ihren Lippen war plötzlich verklungen; ihr däuchte, als müsse sie fliehen vor einem Schreckgespenst, das sie verfolgte, fliehen bis ans Ende der Welt.

Und das Entfliehen-Wollen schien bei ihr von da ab zur fixen Idee geworden. Am übernächsten Tage, am Hochzeitsmorgen, der so leuchtend heraufgestiegen kam wie kaum ein anderer zuvor, lief sie der Jose unter den Händen fort, um sich mit gelösten Haaren in die Gemächer des Fürsten Vormund zu flüchten.

„O Dunkel Fritz!“ stotterte sie ihm entgegen, unsicher, wie ein unflüggcs Vöglein. „Laß mich hier, Dunkel Fritz, ich kann ihn nicht leiden, ich kann ihn nicht lieben.“

Der Fürst Vormund aber, der stattliche Sechziger im grauen Bart, eine hohe, markige Gestalt, der Fürst Vormund, der so aufrecht ging und stand, als stände und ginge er an der Spitze seiner Ahnen, in der Rechten die Fürstenkrone und in der Linken den Stammbaum der Sorrau-Dünkelsbühl, sah erstaunt auf seine Nichte nieder.

„Merkwürdig, wirklich merkwürdig! Eine Sorrau-Dünkelsbühl und solch ein Auftritt!“

Gewiß, Fürst Friedrich Sorrau galt für einen ebenso ausgezeichneten Mann, als er andererseits für einen lebenswürdigen Gesellschafter galt, aber in Sachen des Stammbaumes verstand er keinen Spaß, durchaus keinen.

Durch den Tod seines einzigen, jüngeren Bruders und seiner noch früher verstorbenen Schwägerin, der Eltern Mariettas, war ihm die Erziehung und Vormundschaft über die letzte Sorrau-Dünkelsbühl schon vor zehn Jahren zugefallen.

Als ob Fürst Sorrau, der starre Aristokrat; der mit seinen Anschauungen um ein Jahrhundert zurückgeblieben war, als ob Fürst Sorrau, der Junggeselle mit dem erstorbenen Herzen, ein weiblich Wesen zu erziehen vermocht hätte!

Fürst Sorrau glaubte alles für die Erziehung seines Mündels zu thun und that nichts, und das Wenige, was er that, that er von Grund aus verkehrt. Marietta wuchs wild auf. Die französische Bonne, die man ihr beigegeben, ein gedankenloses, träges Geschöpf, hatte so gut wie gar keinen Einfluß auf sie und der einzige, der in dies junge Leben hineingriff, und der mit unauslöschlichen Schriftzügen seinen Namen schreiben sollte, war Hans Wallach.

Das in dem Verkehr seines Mündels mit dem Förster eine Gefahr liegen könne, daran dachte Fürst Friedrich Sorrau nicht.

Zwischen dem einfachen Förster und der Fürstin Marietta von Sorrau-Dünkelsbühl standen die Stammbäume zweier uralter Fürstenhäuser.

Ja, zweier Fürstenhäuser, denn eines Tages hatte Fürst Friedrich Sorrau neben dem Stammbaume der Sorrau-Dünkelsbühl, den Stammbaum der Fürsten zu Reiz-Greiz aufgepflanzt, und als Fürstin

Marietta an diesem hochwichtigen Tage vor den Fürsten Vormund beschieden worden, da stand unter dem Schatten dieser beiden fürstlichen Stammbäume der Fürst, mit einem Antlitz, das in seiner Starrheit an die steinernen Geseztafeln des Sinai gemahnte, und auf dieser Geseztafel stand: „Wir, von Gottes Gnaden Fürst Friedrich von und zu Sorrau, haben beschlossen, unsere Mündel nach abgelaufenem sechzehnten Geburtsjahre dem hochgeborenen, erlauchten Fürsten von Reiz-Greiz zu vermählen.“

Weiter keine Silbe, wozu auch, redeten nicht die Thaten? Der Fürst hatte sich nie stolzer, nie erhabener über Bürgerthum und Proletariat gefühlt, als nachdem er zwei der stolzesten Stammbäume Europas, durch Mariettas Verlobung, nebeneinander gestellt. Und nun, nun sollten diese Stammbäume ihre Wirkung nicht über Marietta, über die letzte des Stammes ausüben?

„Ich kann ihn nicht leiden, ich kann ihn nicht lieben!“ schluchzte die kleine, alberne Prinzessin noch immer, als fände sie in der ganzen reichen Sprache nur diese beiden Worte, ihrem Kummer Ausdruck zu geben. — Ja, das war merkwürdig. Der Fürst Vormund hielt die Weinende von sich ab und begann nun eine Rede zu reden, die eines königlichen Stammbaumes würdig gewesen wäre.

Der Fürst Vormund gestand allerdings in diesem Vortrage an seine Nichte zu, daß es so etwas wie Liebe gab, aber das war ein so närrisches Ding, ein Ding, mit dem man nicht rechnen konnte, da es die schönsten Rechnungen über den Haufen werfe.

Liebe, diese „wahnsinnige Gefühlsempfinderei“, dächte dem Fürsten höchstens etwas fürs Volk, das keine anderen Stammbäume kannte als den gemeinen, allgemeinen von Adam und Eva her. Eine Sorrau-Dünkelsbühl und aus Liebe heiraten, welch ein Unsin!n!

Eine Sorrau-Dünkelsbühl heiratete nur, um den Stammbaum um einen neuen altfürstlichen Namen zu bereichern. Und die Fürsten zu Reiz und Greiz, welche Errungenschaft für diesen Stammbaum! Die Sorrauer und Dünkelsbühler und Hohenburger, der ganze lange Zug der todten Ahnen konnte mit dem Fürsten Vormund und seiner hochfürstlichen Wahl zufrieden sein; also mußte es Marietta auch sein. Die kleine Marietta, die nichts war als ein winzig Bruchtheilchen in dem großen Ganzen.

Der Fürst hatte lange nicht so klar und bündig gesprochen als er in dieser Stunde zu Marietta sprach.

Von den Pflichten der Ehe, von dem, was sie ihrem künftigen Gatten schuldig sei, hatte er natürlich kein Wort verloren, das war Sache des Gatten und nicht Sache des Vormundes.

Arme, alberne Prinzessin, was sollte sie beginnen gegenüber diesem fürstlichen Machtgebot? Sie war ja noch so ganz Unvernunft und Unschuld. Die Kammerzofe setzte dem Kinde eine halbe Stunde später ein Körbchen mit Haselnüssen und Birnen vor und das Kind knackte Nüsse, während man ihm den Brautkranz auf den lockigen Scheitel drückte, und dann war das Kind von sechzehn Jahren doch wieder ungezogen und ungeberdig genug, dem fürstlichen Bräutigam im Vorzimmer, wo der letztere sie zu begrüßen kam, die Haselnußschalen ins Antlitz zu werfen.

Aber was geschah?

Fürst Wladimir, weit entfernt beleidigt zu sein, schien ganz entzückt von der „Originalität“ seiner Braut. Er war immer entzückt, dieser blasirte Lebemann, wenn sich ein Weib einmal von einer anderen, einer neuen Seite zeigte.

„Wissen sie das Neueste, meine Herren und Damen, meine Braut hat mir soeben eine Hand voll Nußschalen ins Gesicht geworfen.“

Der Fürst erzählte das der Gesellschaft, die sich heute zur Hochzeitsfeier in dem großen Saale auf Schloß Sorrau versammelt hatte, mit einer Ausgelassenheit, die ihm, dem abgelebten Bierziger, sehr geckenhaft und widerlich zu Gesicht stand.

Den Geladenen aber gab die Nußschalen-Geschichte doch einigermaßen zu denken und die Blicke der Anwesenden begannen sich mit einer gewissen Gespanntheit nach der hohen Flügelthür zu richten, durch welche einige Minuten später Fürstin Marietta im weißen Brautkleide am Arm ihres Vormundes trat.

Wie jung sie aussah und wie sie zitterte!

Die Herren fanden sie allerliebste, diese kleine scheue Gazelle mit den braunen Rehauen.

Die Damen freilich ließen die „Gazelle“ nicht gelten.

Fürstin S., die Tante des Fürsten zu Reiz-Geiz, erlaubte sich sogar, in Erinnerung an die Nußschalen-Geschichte, ziemlich laut und scharf zu sagen:

„Dieses Gänschen vom Lande, was bildet sie sich eigentlich ein, ein solches Glück zu mißachten?“ —

Ja, ein Glück war es gewiß, darin stimmten alle überein. Marietta hatte das Wort „Glück“ noch nie so oft vernommen als heute. Freilich, das Wort kam nur von Frauenlippen, die Herren schwiegen oder sie zuckten mit einem seltsamen Lächeln die Schultern, denn jeder von ihnen ohne Ausnahme hätte einen mehr oder weniger interessanten Liebeshandel von diesem fürstlichen Bräutigam zu berichten gewußt, aber freilich, wenn man die Stammbäume und nur diese, in Anbetracht zog, dann allerdings paßten die Verlobten vollkommen zueinander.

Arme, kleine Prinzessin!

Die Civil-Trauung fand in dem großen Saale, die kirchliche Trauung, nach katholischem Ritus, in der Schloßkapelle statt. Die Fürstin blieb bei jeder dieser Trauungen in ihrem einfachen, weißen Kleidchen, die Augen gesenkt, die zitternden Hände ineinander gefaltet, sah sie mehr wie eine Nonne aus, die der Welt entsagt, als wie eine Braut von hohem Range, die berufen ist, in der vornehmen Welt eine mehr oder minder große Rolle zu spielen.

Auch bei der Tafel machte die Neuvermählte ganz den Eindruck einer kleinen schüchternen Klosterschülerin und niemand hätte die Nußschalen-Geschichte geglaubt, wenn nicht der Fürst sie selbst erzählt.

Es war um zehn Uhr, als die Kammerzofe die Fürstin in ihre Gemächer geleitete. Es galt, das weiße Kleid mit einer Straßen-Toilette zu vertauschen. Marietta ließ sich alles wortlos gefallen, erst als das Kammermädchen sie in den Mantel gehüllt hatte und ihr vorauseilte, um die Thür zu öffnen, da zuckte sie zusammen, griff nach der Puppe, die vor ihr auf dem Sopha lag und verbarg die letztere unter ihrem Mantel.

Unten hob Fürst Wladimir Franz seine junge Gemalin in den harrenden Wagen, der sie nach der Residenz in ihr neues Heim bringen sollte.

Man hatte das junge Paar rücksichtsvoll sich selbst überlassen zu müssen geglaubt. Nur eine Hand drängte sich an den Wagenschlag und wedelte traurig mit der langen Ruthe und unter der Ausfahrt stand abseits ein junger Mensch mit abgezogenem Hute.

Marietta sah ihn . . . „Hans!“ hauchte sie mit geschlossenen Augen, aber niemand hörte es, droben rauschte die Musik weiter und drunten flogen die Räder über den Kies.

Wie lange die Fahrt dauerte . . . Und doch, als diese zweiundeinhalbstündige Fahrt endlich ein Ende nahm, als der Wagen über das Pflaster der Residenz rollte, um vor einem großen, trotz der vorgerückten Nachtstunde noch hellerleuchteten Hause zu halten, da schauerte Fürstin Marietta zusammen. —

Wie kalt die Räume, die sie betrat! Unheimlich flackerten die Gasflammen in den breiten Marmorgängen. Die Dienerschaft, die noch auf den Treppen hin- und herhuschte, hatte ein aus Neugier, Ehrfurcht und Reid zusammengesetztes Gebahren.

Und dann, dann stand Marietta der Jose in dem mit rosa Seide ausgeschlagenen Schlafgemache gegenüber. Arme, kleine Marietta! Ihr Herz schlug bis zum Halse hinauf; heimlich steckte sie die Puppe unter die rosaseidene Decke des Bettes, das ihr zunächst stand und hierauf, die Hände der Jose umflammernd, als wolle sie sich an das einzige weibliche Wesen halten, das in ihrer Nähe stand, mit hilfesehenden, fragenden Kinderaugen, halb erschreckt, ob sie die Frage auch wagen dürfe, halb von einer instinktiven Angst dazu getrieben, stammelte sie:

„Warum habe ich kein Gemach für mich allein? Ich fürchte mich, mir graut! O, bleiben Sie bei mir, verlassen Sie mich nicht!“ — —

Das war gegen ein Uhr und um zwei Uhr da stürzte die Fürstin mit aufgelösten Haaren, mit bloßen Füßchen, in lang nachwallendem Nachtgewand aus dem rosaseidenen Schlafgemach auf den Gang.

Wohin? Wohin? Sie wußte es selbst nicht, sie flatterte von Thür zu Thür, sie flog von Zimmer zu Zimmer, bis in das letzte, fernste.

Es hatte etwas seltsam beängstigendes, dies Flügel schlagen des armen, gefangenen Vogels. Die Dienerschaft glaubte mitten in der Nacht ein wehes Schluchzen zu hören, gerade wie das Weinen einer armen Seele, hierauf aber ward es still, todtenstill; die Fürstin weinte nicht mehr, sie lag besinnungslos auf dem persischen Teppich des Zimmers ausgestreckt, in das sie sich geflüchtet, die Augen von bläulichen Mändern umzogen, die Hände wild ineinander gerungen, während der Fürst sich mit einem seltsam befriedigenden Lächeln über sie und ihre jungen Reize beugte.

III.

Wochen waren vergangen in der großen, fremden Welt. Welche Wochen und welche Welt!

Die ersten Tage ihrer Ehe hatte Fürstin Marietta in ihren Gemächern verbracht, verloren, geistesabwesend, den Blick ins Leere gerichtet,

sie war nur aufgefahren, wenn die Schritte des Fürsten draußen erklangen, oder wenn die Anverwandten von nah und fern erschienen, um der jungen Frau Glück zu wünschen zu dem großen Glück, das sie gemacht.

Was sprachen ihr die Menschen denn immer nur von Glück?

Sie konnte jetzt manchmal stundenlang in tiefem Grübeln sitzen, während ihre Lippen mechanisch das eine Wort wiederholten: „Glück!“ „Glück!“ —

Mein Gott, wußten's die Leute denn nicht, sie fürchtete sich vor diesem Glück; sie fürchtete sich vor jedem neuen Tage, der zu grauen begann. Sie zitterte unter dem Blick ihres Gatten, wie der kleine Vogel zittert unter dem Blick der Schlange.

Welche Ehe und welches Wehe! Die Fürstin verabscheute ihren Gemal und der Fürst war förmlich verliebt in seine Gemalin. Verliebt in seine eigene Frau. Niemand wunderte sich wohl mehr darüber als der Fürst selbst.

Verliebt! Er! Der alternde Wüstling in ein Kind, das nichts für ihn übrig hatte als einen unüberwindlichen Widerwillen.

Es erging dem Fürsten just wie es all diesen abgelebten Lebemännern ergeht. Nur der Wechsel reizt sie noch und nur das neue vermag sie noch auf Augenblicke zu fesseln.

Und Fürstin Marietta war für Franz Wladimir in ihrer unberührten Kindlichkeit, in ihrer süßen Jungfräulichkeit eine vollständig neue Erscheinung.

Wäre Fürstin Marietta ihrem Gatten entgegen gekommen ohne Widerstreben, er wäre ihrer sehr bald überdrüssig geworden.

Hätte Fürstin Marietta ihren Gatten geliebt, er würde sich der Mühe nicht unterzogen haben, sie wieder zu lieben. Aber dieser tägliche, stündliche Widerstand, dieser allerliebste kleine Kampf, der die Gesundheit der Fürstin aufrieb, war zur Gesundheit des Fürsten durchaus nothwendig, dieser Kampf stachelte sein träges Blut und beförderte auf angenehme Weise seine Verdauung.

Keine Tänzerin der großen Oper zu Paris hatte ihn so zu reizen vermocht, keine Kunstreiterin vom Cirkus Renz hatte ihn so zu fesseln vermocht, als dies Kind, das man ihm zur Gattin gegeben, ihn — fesselte, in seinem zitternden Widerstande, in seinem rührenden Martyrium.

Ja, ein Martyrium, das war's! Marietta gemahnte, unter den begehrliehen Blicken ihres Gemals, an jene jungfräulichen Märtyrerinnen der Arena, die weniger unter den furchtbarsten Qualen als unter den Augen der Männer zitterten, die sich an ihren keuschen Reizen zu sättigen wagten.

Marietta war der Typus jener bangenden, leidenden Jungfräulichkeit, die, wenn rohe Willkür ihr auch den Kranz entwunden, doch noch die kleinen Hände ausstreckt, um wenigstens einige Blüten aus dem verlorenen Kranze zu retten.

Ha, welch' ein genossenes, nie gesehenes Schauspiel es für diesen entnervten Lebemann war, dieses junge, jungfräuliche Weib zu beobachten, zu beobachten, mit welcher Angst sie beim Entkleiden die schwarzen Haare löste, als müßten sie ihren Reizen zum schützenden

Mantel dienen, zu beobachten, mit welcher Furcht sie die weißen Arme über dem Busen kreuzte, um seine knospenden Formen zu verbergen, zu beobachten, mit welcher Eile die rosigen Füßchen aus den Pantöffelchen schlüpfen, um möglichst schnell unter dem weißen Linnen zu verschwinden.

Arme, kleine Marietta! Sie empfand ein Weh bei diesen brennenden Blicken des Fürsten, und manchmal mußte sie unwillkürlich, unter dem begehrenden Feuer dieser Blicke, an die treuen Augen ihres Jugendgefährten denken und dann dachte sie, daß, wenn Hans Mallach an die Stelle des Fürsten träte, alles gut wäre, Noth und Jammer, Leben und Sterben!

Aber der Gedanke wagte sich nie recht ans Tageslicht. Er kam und ging, flüchtiger denn ein Blik. Er beleuchtete nichts in der Seele des jungen Weibes, er machte ihr nichts klar, die Leiden der Gegenwart waren zu groß und Marietta selbst war viel zu jung, um sich über die Vergangenheit und die Gefühle dieser Vergangenheit jetzt schon ein richtiges Urtheil bilden zu können.

Aber dafür bildete sich ein anderes in der Seele der jungen Frau, sie lernte eines im Laufe ihrer glücklosen Tage, lernte eines im Schweigen ihrer durchwachten Nächte, — ein erschreckendes und doch zugleich erlösendes, — sie lernte denken!

Und die Gedanken, die aus ihren großen Schmerzen geboren wurden, trugen sie weit über ihre Jahre hinaus.

Sie sah um sich, sie sah in sich und je mehr sich ihr geistiges Auge in die Verhältnisse vertiefte, je mehr empfand sie die Vernichtung alles Heiligen in sich, je mehr lernte sie die Schmach, die Schande einer Ehe, wie die der ihrigen, erkennen.

Und so kam eine andere Zeit, nach der Zeit des Bangens und Fürchtens; eine Zeit, wo Mariettas Wille erwachte und wo Mariettas Hände an der Kette zu rütteln anfangen, die sie an den Fürsten anschmiedete. — — — — —

Arme, kleine Hände, wie sie so fest ineinander verschlungen auf der Lehne des Stuhles ruhten, vor welchem Marietta eines Morgens im Dezember stand. Drinnen tiefes Schweigen, nur das Feuer im Kamin, das manchmal aufknisterte, draußen ein trüber Wintertag. — Vor dem Fenster ein verfrorener Sperling; der hätte gern herein und Marietta hätte gern hinaus gewollt!

Ja, hinaus! Die junge Frau senkte das Haupt auf die ineinandergefalteten Finger herab.

Wie lange sie so in tiefem Sinnen gestanden, sie wußte es nicht, erst ein Geräusch machte sie jäh emporfahren. Mariettas Ohr hatte sich nicht getäuscht.

Die hohe Flügelthür ihr gegenüber drehte sich in ihren Angeln und Fürst Wladimir Franz erschien auf der Schwelle: „Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, Marietta, daß Fürst Friedrich Sorrau heute von Schloß Sorrau herein kommt, uns seine Aufwartung zu machen.“

Die beiden Menschen standen sich eine Sekunde lang gegenüber; nichts regte sich zwischen ihnen als der Thür-Vorhang, der hinter Franz Wladimir niederrauschte.

Marietta aber, wieder allein gelassen, neigte das Haupt von

neuem auf die fest verschlungenen Hände herab. „Sorrau!“ „Schloß Sorrau!“ O mein Gott, da tauchte es wieder in ihrer Erinnerung auf, das Haus, in dem sie ihre ungebundene Kindheit verbracht, das Haus, das sie seit ihrer Vermählung nicht wieder gesehen hatte und das sie niemals wiedersehen wollte.

Was sollte sie in dem Haus? Verschneit waren die Wege, die sie dort einmal gewandelt, verschneit, wie ihr eigen Herz, und wenn der Frühling auch wiederkehrte über Park und Halde, und wenn sein Sonnenstrahl auch Blatt und Blüte lockte aus Baum und Strauch, für sie hatte diese Sonne keinen Glanz mehr, für sie hatten diese Blüten den Duft, diese Bäume, unter denen sie einst mit dem Jugendgefährten dahin gewandelt, ihr Grün verloren.

Das dachte Marietta während die Flamme drinnen im Kamin erlosch und während der erstarrte Sperling sich draußen gegen die Scheiben drückte.

Der Fürst aber schritt unterdessen seinen Gemächern zu. Er lächelte still befriedigt in sich hinein. Eigentlich schien es ihm wunderbar, daß aus dem Kinde plötzlich eine Trogerin geworden war. Indeß, im Grunde liebte er ja nichts mehr als die Abwechslung. Vielleicht wäre ihm dies ewige Zittern und Zagen auf die Dauer doch langweilig geworden. Es war wunderbar, wie diese Frau, wider Willen für seine, des Fürsten, Unterhaltung sorgte.

Seine fürstliche Gnaden schienen durch diesen theils noch bevorstehenden, theils schon eingetretenen Wechsel der häuslichen Witterung in ganz ausgezeichnete Laune gerathen zu sein.

Der vertraute Kammerdiener, der seinen Gebieter im Ankleidezimmer erwartete, durfte sich daher sogar erlauben Seiner Erlaucht die kleinen Abenteuer aus der Residenz zu erzählen.

Die schöne Ballettänzerin Lauretta sollte drauf und dran sein einen neuen Liebhaber mit ihrer Gunst zu beglücken, der Fürst hatte sich vor seiner Hochzeit in das niedliche Lärvochen vergafft, — jetzt natürlich lachte er über diesen Wechsel.

Frau von B., die von ihrem Gatten viel betrogene und viel tyrannisirte Frau, hatte sich endlich dem Tyrannenjoch ihres Gatten durch die Flucht entzogen; die Thörin! In der ganzen Residenz war man versichert, daß Herr von B. den entflatterten Vogel an der Eheleine festhalten würde, um seine Rache zu befriedigen.

Der Kammerdiener erzählte das mit einer durchaus nicht absichtslosen Breite, der Fürst rieb sich belustigt die Hände. Der Kammerdiener dachte an einen kleinen, ganz allerliebsten Streit zwischen seinen fürstlichen Herrschaften, den er an der Thüre erlaucht, einen Streit, in welchem Fürstin Marietta auf Trennung einer Ehe angetragen, die, wie sie sich ausdrückte, nie geschlossen hätte werden sollen.

Und der Fürst dachte an unsere menschenfreundlichen Scheidungsgesetze, die dem rachsüchtigen Gatten oder der rachsüchtigen Gattin erlauben, den anderen an unlösbarer Kette durch ein ganzes Menschenleben festzuhalten.

Allerliebste Gesetze!

Der Fürst war aufgesprungen, der dienstthuende Lakai hatte neben den Fürsten Friedrich Sorrau angemeldet.

„Neußerst willkommen!“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Fürst Friedrich war die Pünktlichkeit selbst, er kam im Interesse des Stammbaumes allmonatlich einmal hereingefahren in die Residenz um zu erfahren, — so ganz im vorübergehen natürlich, — ob man endlich zu einem freudigen Ereigniß Glück wünschen dürfe.

Der Fürst hatte es nämlich bei seinem königlichen Landesherrn durchgeseht, daß der zweitgeborene Sohn des jungen, fürstlichen Paars den Namen Sorrau-Dünkelsbühl mit all seinen Rechten und Titeln forttragen dürfe.

Eine Sache von der äußersten Wichtigkeit in den Augen Friedrich von Sorraus. Fürst Friedrich wartete auf diesen zweiten Sohn, wie ein gläubiger Jude auf den Messias, der ihm das Heil bringen soll. Schade nur, daß der erste Sohn vor dem zweiten kommen mußte und daß der erste, wie es schien, so wenig Eile hatte das Licht der Welt zu erblicken.

Der Fürst war auch heute ganz eingenommen von den Interessen des Stammbaumes. „Darf man Glück wünschen, Wladimir Franz?“

Fürst Wladimir Franz machte bei dieser Gewissensfrage Friedrich Sorraus eine verneinende Grimasse:

„Noch nicht, mein Lieber, noch nicht; die Gesundheit der Fürstin ist etwas angegriffen, — sie hat Grillen wie jede Frau.“ —

„Welche zum Beispiel?“

„In neuester Zeit vor allem die Grille, sich von mir scheiden zu lassen.“

„Wie? Was?“

Fürst Friedrich Sorrau sprang von dem Lehnstuhle auf, in dem er Platz genommen, Fürst Wladimir Franz blieb ruhig in dem seinigen sitzen.

„Unerhört! Unerhört! Denkt sie denn nicht an den Stammbaum?“ stieß der alte Aristokrat endlich hervor, indem er sich mit beiden Händen nach der Stirne fuhr.

Fürst Wladimir zuckte die Schultern. „Ich denke, — nein!“ — sagte er gedehnt.

„Nicht! Nicht? Sie denkt nicht daran? Sie ist so thöricht, so sinnlos, sie weiß die Ehre nicht mehr zu schätzen, daß sie in eine Familie gehört, in eine sehr vernünftige Familie, in der nie eine Ehescheidung, nie eine Entführung, nie ein Skandal, nie eine Heirat aus Liebe vorgekommen?“

Jetzt lachte Fürst Wladimir belustigt auf. Und es war in der That zum Lachen. Dieser alte, verknöcherte Aristokrat, der sonst so vornehm gemessen und der jetzt in seinem Zorne im Gemach auf- und niederschritt, wie ein Panther in seinem Zwinger, hatte etwas tragikomisches, man mußte diesen Wilden, der sich zum eifrigsten Bundesgenossen Fürst Wladimirs aufgeworfen, einigermaßen zu beschwichtigen suchen, auf daß er nicht alles über den Haufen rannte in seiner entfesselten Wuth.

„Eine Ehescheidung! Eine Entführung! — Aber mein lieber Sorrau“, sagte Wladimir Franz, noch immer lachend, „man scheidet sich nicht so schnell in deutschen Landen, es wird einem höllisch sauer

gemacht. Wer zählt die Versöhnungs-Versuche, wer die Termine, die bei einer Scheidung vorgeschrieben sind. Glauben Sie mir, mein Bester, man kann sich in Deutschland zwanzigmal den Hals brechen, ehe man einmal geschieden wird, und dann ist die Fürstin noch obendrein katholisch getraut, sie hätte also als Katholikin durchaus keine Aussicht sich — —"

Hier verstummte Franz Wladimir plötzlich, machte ein Zeichen nach der Thür, zog die Schultern in die Höhe und lächelte, als wolle er sagen: „Warten wir's ab, sie kommt.“

Und Marietta kam in der That, man vernahm ihre leichten sich nähernden Tritte.

Fürst Sorrau, der noch immer auf- und abgeschritten, machte unwillkürlich eine Bewegung nach der Thür und da stand seine Nichte vor ihm auf der Schwelle. — Er starrte sie an. War das noch Marietta? Sie schien gewachsen in den wenigen Tagen, da er sie nicht gesehen. Ihre dunklen, schwimmenden Augen zeigten einen eigenthümlichen, fast fiebernden Glanz, die Haut schimmerte in durchsichtiger Blässe, um die feingeschwungenen, festgeschlossenen Lippen zog sich ein Zug leidender Willenskraft.

„Marietta!“ Der Fürst stieß das fragend, erschreckt, zornig hervor.

Die Frauengestalt auf der Schwelle regte sich nicht. Sie flog dem Vormund nicht entgegen wie sonst, sie stand an die Thür gelehnt, die sie hinter sich geschlossen, ohne mit einem Glied zu zucken.

„Marietta!“ — Fürst Friedrich bezwang sich und reichte ihr die Rechte hinüber. „Hast Du kein Willkommen mehr für mich?“

Da schauerte sie in sich selbst zusammen, schüttelte das Haupt und sagte wie geistesabwesend, indem sie die kleinen, zarten Hände gegen die Brust preßte.

„Laß mich! Warum streckst Du jetzt die Rechte nach mir aus, — jetzt, wo es zu spät ist? Es giebt keine Hand, die mich aus dem Abgrunde des Elends und der Schande zu erretten vermöchte, in den man mich hinabgestoßen, ein gefallenes, ein für immer gebrandmarktes Weib!“

Die Worte waren zitternd und doch hell, wie ein Aufschrei des höchsten Jammers, im Gemache verhallt. Fürst Wladimir zuckte, mit einem Blick auf Friedrich Sorrau, verdrießlich die Schultern, als wolle er sagen: „Sie sehen ja, ich habe es Ihnen voraus gesagt, Grillen, nichts als Grillen!“

Fürst Friedrich von Sorrau fuhr jedoch auf, etwas von seinem alten Zorn kam über ihn, den er beim Erscheinen seiner Nichte zu unterdrücken versucht.

„Eine Sorrau-Düfelsbühl und ein gefallenes Weib!“ brauste er auf. „Darf ich Dich bitten, Dich näher erklären zu wollen?“

„Ja, ein gefallenes Weib“ rief sie mit einer Stimme, die weniger ihr selbst als der verlorenen Seele in ihr anzugehören schien, so wehevoll klagend klang sie durch den Raum. „Ein gefallenes Weib, das auf Scheidung einer Ehe dringt, die es jeden Tag tiefer fallen, tiefer stürzen läßt in den Abgrund der Schmach und der Schande. Ein gefallenes Weib“, — fuhr sie in edlem Zorne fort, — „oder glaubt Ihr, das Weib, das Ihr verschachert an einen ungeliebten Mann, sei,

wenn sie diesem Manne zum Opfer gefallen, weniger ein gefallenes, entwürdigtes Weib als die Straßendirne, die sich doch noch nach eigener Wahl, mit eigenem freien Willen verkauft?"

Der Fürst Vormund sah Marietta in grenzenlosem Erstaunen an. Fürst Vladimir aber brach, einestheils belustigt durch das Staunen des alten, wie vom Donner gerührten Aristokraten, andererseits gereizt durch den plötzlich erwachten Muth seiner Gattin in ein schallendes Gelächter aus.

„Entschieden schauspielerisches Talent!“ sagte er, in die Hände klatschend. „Was sagen Sie dazu, Fürst Friedrich? Ich habe die Ziegler als Kriemhild und die Wolter als Medea gesehen, aber keine der Damen erreichte eine solch tragische Höhe wie Fürstin Marietta sie erreicht.“

Fürst Vladimir hätte nichts besseres sagen können, um den gleichsam erstarrten Zorn Friedrich Sorrau wieder in Fluß zu bringen. Er war ein so prächtiger Rechner, dieser Fürst Vladimir!

„Marietta ist weder eine Ziegler noch eine Wolter“, fuhr Friedrich Sorrau in die eingetretene Stille hinein. „Mag das Komödiantenpaar sich heute trauen und morgen scheiden lassen und in die Welt hinauslaufen, eine Fürstin Sorrau=Dünkelsbühl gehört an die Seite ihres Gatten. Eine Fürstin Sorrau=Dünkelsbühl hat nicht das Recht Skandale herauf zu beschwören und Prozesse anhängig zu machen.“

„Aber, mein Gott, ich begreife Sie nicht!“ wendete sich jetzt Fürst Vladimir mit sanfter Stimme an Friedrich Sorrau. „Lassen Sie doch Fürstin Marietta das Vergnügen einen solchen Prozeß anhängig zu machen. Sie wird ja doch den Grund nicht finden, auf den hin unsere Civil-Traung, wohl gemerkt, unsere Civil-Traung geschieden werden könnte.“

Marietta fuhr jäh empor bei diesen Worten. Ein Grund? Allmächtiger Gott, bedurfte man denn eines Grundes um geschieden zu werden? War ein zerstörtes Glück, ein fortwährendes Unglück, ein gebrochenes Leben nicht Grund genug, um vor Gericht getrennt zu werden? — Marietta athmete schwer, in diesem Augenblicke war sie wieder das Kind, das sich fürchtete vor dem Lächeln, vor dem kalten, unheimlichen Lächeln Vladimir Franzens. —

„Aber es werden doch andere getrennt!“ stammelte sie endlich hilflos. „Warum denn nicht ich? . . . Die Gräfin L. und die Baronin von W.“ —

„Sie irren sich, meine Liebe, in diesen Ehen ist der trennende Grund da“, murmelte Franz Vladimir mit versteckter Ironie. — „Es ist stadtbekannt, daß jede dieser beiden, eben genannten Damen ihren Liebhaber hat.“

„Ihren Liebhaber!“ Marietta stand wie versteinert, langsam ließ sie von der Brust herab die fest verschlungenen Hände gleiten. — „Einen Liebhaber haben! — Das also war ein Grund, um geschieden zu werden. — Einen Liebhaber haben!“ Marietta senkte die Augen langsam zu Boden und da blieben sie haften, wie verglast. Ihr war, als eröffne sich ein Abgrund vor ihren Blicken, aber doch ein Abgrund, in dessen Tiefen der irre Fuß noch einen Boden, das suchende Auge noch einen Grund fand, den Grund, welcher der Gefangenen die Freiheit wieder zu geben vermochte. Was die zitternde, junge Frau dachte, sie wußte

es selber nicht, es war ein kurzes Wetterleuchten, ein Blitz fast des Wahnsinns, der durch das arme, gemarterte Gehirn schoß.

Aber wenn auch nur ein Blitz; Fürst Wladimir Franz, der jede Miene, jede Bewegung der Fürstin verfolgt hatte, hatte diesen Blitz aufleuchten gesehen und deshalb leicht hin lächelnd, seine aristokratisch-schlanken Hände betrachtend, sagte er nunmehr, anknüpfend an den Gedanken der Fürstin:

„Einen Liebhaber? Unsinn! Ich zum Beispiel würde meine Gattin auch dann nicht frei geben, wenn sie einen Liebhaber hätte. Im Gegentheil, ich würde der Gefallenen meine Arme öffnen und würde ihr in Anbetracht ihrer Jugend und Unerfahrenheit großmüthig verzeihen.“

Und da zuckte Marietta zusammen, wie unter einem tödtlichen Streiche. — Nein, nein, sie war ihm nimmermehr gewachsen, dem Kampf auf Leben und Tod, denn dieser Kampf erheischte die Reife, die markige Vollkraft des Lebens, und Marietta war noch so jung, ach so jung, die kleine Hand hatte zu früh zittern gelernt um kämpfen zu können.

Und wozu denn auch den Kampf, der nutzlose Kampf! Der Gegner, der dem armen, zitternden Kinde gegenüber stand, hatte keine Seele, die man treffen, hatte kein Herz, das man verwunden konnte.

Er war unverwundbar, dieser Gegner! Einem Polypen gleich hält er sein Opfer umfaßt, einem Polypen gleich wird er sein Opfer würgen, ausaugen bis zum letzten Blutstropfen. Wer wehrte dem Würger? Die Welt nicht, die Welt hatte das Schauspiel zu oft gesehen, um es anders als mit gleichgiltigen Blicken zu betrachten. Und die Gesetze? Falsch gerechnet, die Gesetze sind es ja gerade, die das Opfer würgen helfen. — An jenem „Ich will nicht“, — das das Gesetz gestattet; an jenem „Ich will nicht“, — das in den Ehescheidungen eine so große, traurige Rolle spielt; an jenem „Ich will nicht“, — das eine Schande ist für das Jahrhundert, das sich das Jahrhundert des Fortschrittes nennt; an jenem „Ich will nicht“, — das grausamer ist als die grausamste Tortur des Mittelalters, ist es dem selbstischen Manne erlaubt, das Weib, und ist es dem rachsüchtigen Weibe erlaubt, den Mann in den Banden einer glücklosen Ehe, durch ein langes Menschenleben, festzuhalten, wenn der genügende Grund zur Lösung einer Ehe nicht gefunden wird.

„Ich will nicht!“ Auch Fürst Wladimir hatte den Satz ausgesprochen, wenn auch mit anderen Worten; auch Fürst Wladimir hielt seine Gattin fest mit jenem furchtbaren „Ich will nicht.“ —

Sie aber, sie starrte, wie versteinert in Schreck und Grauen, ihren Gatten an, so mochten eine Maria Stuart, eine Johanna Grey ihrer Zeit ihrem Henker ins Antlitz gestarrt haben. Und doch, glückliche Maria Stuart, — glückliche Johanna Grey, — das war ein rascher Tod; aber hier? — —

Fürstin Marietta rang die Hände empor und mit einem leisen Wehelaute stürzte sie besinnungslos zusammen.

IV.

Drei weitere Jahre waren vergangen. Durch zwei Winter hindurch hatten die Aerzte die Fürstin nach Italien geschickt. Man konnte sie sehen in Rom, in Neapel, in Venedig, eine blasser, stille Frau, immer begleitet von einem abgelebten Vierziger, der mehr ihr Gefängnißwärter denn ihr Begleiter zu sein schien.

Dann aber, in die todte Windstille dieses todten Lebens hinein, klangen die Stimmen eines heraufziehenden Sturmes.

Die blasser, stille Frau wurde mit einem Male von einer Sehnsucht befallen nach ungekannten Wonnen, nach nie empfundenen Genüssen.

So ringt sich das Sterbende in Welt und Natur, das verwehen und vergehen soll in Nacht und Nichts, noch einmal empor zur Sonne, zum Licht, denn alles, was da geschaffen ist, will nach einem urewigen Triebe leben und wär's nur einen ersten und letzten Tag, eine erste und letzte Stunde!

Die Fürstin erschien in der großen Welt. Man begann von ihr zu sprechen!

Jenes stille, tiefe Leiden, das sie verzehrte, hatte, wie das so oft bei Frauen der Fall ist, ihr keinen ihrer Reize genommen, im Gegentheil, es hatte ihr einen neuen, fast überirdischen Zauber verliehen.

Leben! Ach leben, einmal leben, um nicht wie die Willys aus dem Grabe steigen zu müssen, vergehend in Sehnsucht nach nie gekostetem Glück; — leben, ehe man stirbt!

Wäre Fürstin Marietta Mutter gewesen, sie hätte vielleicht in dem wogenden Strudel noch die Planke gefunden, die sie an ein rettendes Ufer getragen, aber so jung, — so hilflos! — so reizvoll in ihrem Jammer, mit diesen Märtyrer-Augen, die zu flehen schienen: lehrt mich vergessen, mit diesen Lippen, die in ihrer Stummheit so laut riefen: „Gebt mir das Glück!“

— — „Lassen Sie uns noch einmal um den Wiesenplan tanzen, Graf Hans Werting“, sagten diese selben Lippen an einem Abende im Monat Mai.

Es war wieder Frühling geworden; Fürst Vladimir Franz gab seinen Bekannten ein Fest draußen auf seinem Landhause vor den Thoren der Residenz. Der Nachmittag war klar und warm. Ein Sängerkhor mischte seine Volksweisen vom anderen Ende des Parkes her in die Klänge einer fröhlichen Tanzmusik. Zwitschernde Schwalben wiegten sich in der Frühlingsluft.

„Lassen Sie uns noch einmal um den Wiesenplan tanzen!“ —

Und sie flog dahin in dem weißen Kleide, leicht in den Arm des stattlichen Husarenoffiziers geschmiegt. Sie hörten nicht, daß die Musik verstummte, daß die Gesellschaft aufbrach zu einem Gange durch den Wald und daß Fürst Vladimir lachend und plaudernd seinen Gästen das Geleite gab; in die Schleier der hereinbrechenden Dämmerung eingehüllt tanzten sie weiter und weiter.

„Ich glaube, Sie haben ihren Schuh verloren, Fürstin Marietta, Sie gestatten einen Augenblick!“

Und da blieb sie stehen und blickte gedankenvoll vor sich hin. —

Seltzam, an was erinnerte sie doch der verlorene Schuh? Sie sah sich um, wie in einem Traum befangen. — War dieser Ort hier nicht gerade wie die Wiesenfläche im Schloßpark zu Sorrau, über die sie einst dahingeflogen im ersten Tanze mit Hans Mallach, ein ahnungsloses, glückliches Kind?

Und jetzt wiederholte sich das Leben in seinen Bildern und Vorgängen. — Da kniete wieder eine Männergestalt vor ihr wie dazumal und wollte — — — nein, nein, den Schuh zog sie sich selbst an den Fuß, aber sie konnte es nicht verhindern, daß sie beim Niederneigen schwankte und daß Graf Hans Werting sie von neuem in seinen Armen auffing und mit ihr über die Wiesenfläche jagte, und auch das konnte sie nicht verhindern, daß die Vergangenheit plötzlich lebendig vor ihr stand und daß die verhallt geglaubten Stimmen der Kindheit schmerzlich-selig von neuem in ihr zu klingen begannen.

„In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“, — sang der Sängerkhor verhallend aus weiter Ferne, und dann webte von neuem lautlose Stille über dem Wiesenplan, eine lautlose, athemlose Stille, die immer athemloser ward, bis nur Mariettas Herz noch zu schlagen schien unter dem Arm, unter der Hand, die sich um sie geschlungen, und der Arm umfaßte sie so fest, wie sie Hans Mallachs Arm dereinst umfaßt, und als dieser starke Männerarm sie nun emporhob, — und zwei Lippen die ihrigen suchten und fanden, da ließ sie's geschehen, willenlos, betäubt. Und erst nach einer Weile da riß sie sich los und bedeutete dem Verwegenen zu gehen.

Und als es dann von drüben überm Walde leise, wehmüthig herübertönte: „Am liebsten möcht' ich sterben, da wär's auf einmal still“, — da warf sie sich auf den Rasen und weinte bitterlich. —

So sucht man, so ersehnt man das Glück mit fiebernden Sinnen und wenn man's dann endlich zu umfassen wähnt, dann ist es das Glück nicht mehr, — aber eben weil es das Glück nicht war, drum jagt man von neuem dem Glücke nach, — wär's auch auf sinkender Bahn.

Dahin, dahin! Es graute Fürstin Marietta nicht mehr im Reigen der Lust, sie suchte das Glück. Vielleicht zu keusch, zu stolz um mit Mänaden und Faunen Schritt zu halten, wehrte sie sich noch eine Zeit lang gegen den reißenden Strom. Aber kann der Einzelne sich wehren in dem bacchantischen Wirbel? Entweder er jauchzt und tanzt mit ihnen, oder er sinkt hin und bricht zusammen; zermalmt von Satyrhufen. — —

— — „Bis zum letzten Tropfen auf Ihr Wohl, Fürstin Marietta.“ — —

Es war Graf Hans Werting, welcher der schönen, blassen Frau einige Wochen später, bei einem Diner im Hause des Fürsten Wladimir Franz, diesen Trinkspruch zurief, die schöne, blasser Frau aber ließ die Worte kalt an sich vorübergehen und lächelte spöttisch. Warum blickte der Graf denn so heiß und trunken zu ihr herüber? Was wollte er denn? Sie hatte ihn nie geliebt. Er war ihr nie etwas gewesen, selbst damals nicht, als sie sich eine Sekunde an ihn angeschmiegt. O der närrischen, eingebildeten Thoren! Wußten jene es denn nicht, wie sie es weiß; alles ist Lüge und Trug, alles ist Täuschung im Leben!

Die Fürstin neigte sich vor, sie lachte laut und schneidend. Ein Blutstropfen trat dabei auf ihre Lippen und noch einer, sie wollte das Weinglas ergreifen und es zum Munde führen, — aber da, — wie wurde ihr denn mit einem Male? — Die blasser Frau schwankte und stürzte, ihre schwere, schwarze Flechte löste sich im Fall und ringelte sich wie eine Schlange über das lichte, blutgetränkte Kleid.

Es war traurig, tieftraurig, aber die Julijonne draußen wußte nichts davon, die lachte und leuchtete durch die großen Spiegelscheiben, sie leuchtete so grell und so hell, daß die junge Frau endlich, nach Stunden der Bewußtlosigkeit, fragend die Augen öffnete.

Was fehlte ihr denn? Oder fehlte ihr nichts? Das Fest war verflogen. Von dem Ruhesopha aus, auf das man sie gebettet, sah sie durch die nur angelehnte Thür ihres Gemaches, das in den Speisesaal mündete; hingeworfene Stühle, zertrümmerte Gläser und an der noch gedeckten Tafel saß der Fürst und vor ihm stand der Arzt, und der Fürst sagte soeben, mit Zügen, die etwas wildes, wuthverzerrtes hatten: „Ich will aber nicht, daß sie stirbt, ich will es nicht; hören Sie, ich will es nicht!“

Der Arzt zuckte die Schultern. Wie ohnmächtig, wie kindisch es jetzt klang, dies einst so furchtbare: „Ich will es nicht!“ — Tiefe, athembeklemmende Stille webte über dem Saale. Man hörte aus zwei fernen Gemächern die Schlaguhren ticken und nach einer Weile warf der Arzt einen eigenthümlichen Blick auf den unaufhaltsam vorrückenden Zeiger seiner eigenen Uhr, einen anderen auf den Fürsten und sagte dann:

„Erfüllen Sie der Frau Fürstin jeden Wunsch; ärztliche Hilfe ist in dem gegebenen Falle vergebens. Die Frau Fürstin hat nur mehr wenige Tage, vielleicht nur mehr wenige Stunden zu leben, jede Aufregung kann sie tödten.“

„Ich will nicht! Ich will nicht!“ Man hörte die Zähne des Fürsten aneinander schlagen, wie in Frost- und Todesschauer. Dann wieder die fürchterliche Stille. Von den drei Menschen, die sich in den beiden Gemächern befanden und die den Todespruch vernommen, lächelte nur eine und diese eine war die Fürstin.

Und als die draußen den Saal verlassen hatten, da richtete sich die blasser, stille Frau empor. Was wollte sie denn? O, sie wußte es genau. — Fliegen, fliegen wie die Schwalbe, vor ihrem Fenster draußen, fliegen von Frühling zu Frühling! Sterben nannten das die Menschen? Wunderliche Menschen!

Ihr war so wohl, daß sie sterben durfte. Unter seinen Sathrhufen, sie wußte es, hätte sie der wilde, bacchantische Reigen zermalmt; aber da, noch ehe das Evoë jener wilden Lust sie betäubt, schickte ihr Gott den stillsten seiner Engel, den Tod, der der Müden den Schlummer und der Leidenden die Erlösung brachte.

Sie hatte sich langsam aufgerichtet, sie versuchte durchs Zimmer zu gehen. Ihr Gang hatte etwas schwebendes, ihre zarten Arme hoben sich dabei, als ob es Flügel wären.

Vor dem großen Spiegel blieb sie stehen. Ihr Auge wurde immer größer, leuchtender. Ihr war, als zögen da in dem Spiegel alle die Menschen vorüber, die sie in ihrem kurzen Leben kennen gelernt, —

der Fürst, ihr Vormund, — Hans Mallach; — aber nur Hans Mallach blieb neben ihr stehen, — „immer“ und „immer“, schienen seine Lippen zu flüstern. Und da sank sie zu Boden, als wäre ihr eine Offenbarung geworden, und da wußte sie mit einem Male, daß sie diesen armen Hans Mallach geliebt, — allein; — zuerst, zuletzt geliebt, — mit ganzer Seele geliebt!

„Ich trete eine Reise an, Hans, eine große, lange Reise“, — sie nickte einige Male vor sich hin.

Aber ehe man verreißt — drückt man lieben Bekannten gern noch einmal die Hand, man hat ein letztes Liebeswort für sie, umsomehr, wenn dies letzte Liebeswort zugleich das letzte ist. — —

Marietta hat sich langsam umgewendet.

Sie muß lange vor dem Spiegel gestanden haben; es ist schon Nacht. Sie zündet das Licht an auf dem Schreibtische und tritt in die Garderobe, die sie hinter sich abschließt, da, unter den schweren Seiden- und Sammetgewändern hängt ein schlichtes, einfaches Kleidchen und darüber zittert ein welker Kranz, Kornblumen mochten's dereinst gewesen sein.

Marietta lächelt, sie nimmt das Kleidchen und den Kranz aus dem Schranke. Es kostet ihr Mühe, bittere Mühe, sie muß sich manchmal gegen die Wand lehnen, wie im Schwindel; aber sie kleidet sich doch an, — ganz allein, ganz heimlich, lächelnd, als ginge sie zu einem Stelldichein. Nun noch den Mantel und den Hut, — und geht rasch durch die Seitenthür über den Gang, die Hintertreppe hinab. Auf der letzten Stufe begegnet die Fürstin ihrem Kammermädchen, das sie mit einem zu Tod erschrockenen „Frau Fürstin!“ anredet. Aber sie sinkt der letzteren bittend um den Hals: „Berrathe mich nicht, Manette, ich gehe ja nur zum letzten Akt!“ — Sie sagt das so seltsam feierlich und dann ist sie fort; — an der Ecke der Straße hält sie eine zweispännige Droschke an.

„Nach Schloß Sorrau!“

Der Mann sieht sie verwirrt an, es ist abends 9 Uhr und es sind zwei und eine halbe Stunde bis Sorrau.

Aber sie drückt ihm die Börse in die Hand und dann liegt sie in dem davonjagenden Wagen und lächelt. Sie denkt jetzt nicht mehr daran, daß sie stirbt, daß sie sterben muß, sie denkt jetzt nur in kindlichseliger Freude, was für große, erstaunte Augen Hans Mallach machen wird, wenn er sie wiedersehen wird! —

„O Du lieber, einziger Geliebter!“

Sieh, dort über den Wäldern geht der Mond auf, eine leuchtende, röthliche Kugel, er wirft seinen blassen, geisterhaften Schein auf die Dorfkirchthürme in der Runde und auf das Kreuzifix an der Landstraße.

Zehn Uhr. — Dort links erstreckt sich schon Sorrau'sches Forstgebiet am Waldessaum, am Teich, dessen grau-grünes Schilf, fast hörbar, durch die große, athemlose Stille flüstert, sieht sie ein Reh stehen. Sie neigt das Köpfchen aus dem Fenster und blickt hinüber und das Reh bleibt stehen im Frieden der Nacht. Und sie faltet die Händchen ineinander und nickt; sie versteht den Frieden und sie versteht die Nacht. — Nacht und Friede kommen auch bald für sie! —

Elf Uhr. — Sie schauert leicht zusammen; dort drüben sieht man das Schloß, aber das Forsthaus kommt zuerst. Ihr armes, kleines Herz droht ihr zu zerspringen, als sie den Giebel erkennt mit dem zackigen Hirschgeweih. — Sie klopft ans Wagenfenster und der Kutscher hält.

„Ich bin zur Stelle. Adieu!“

Sie schwankt durch das Thor über den Hof. — Dort oben aus dem Dachfenster schimmert noch Licht. Das ist sein Zimmer! Die Hunde bellen sie an und stürzen auf sie zu, aber sie thun ihr kein Leid, sie erkennen sie und lecken ihr unter leisem Freudengewinsel, das fast wie menschlich Weinen durch die Mitternachtsstille klingt, die kleinen, erstarrten Hände.

„Kusch Nimrod, kusch Diana! Wer ist so spät noch da unten?“ Das ist seine Stimme. Sie aber vermag keine Antwort zu geben. Eine alte Magd öffnet ihr die Thür; sie fliegt die Treppen hinauf, sie reißt die Thür auf, sie steht vor ihm. —

„Lieber, lieber Hans!“ will sie sagen. Aber er sieht sie so entsetzt an, wie eine Erscheinung, und da fällt ihr erst ein, daß sie todtkrank gewesen und daß sie sich wohl sehr verändert haben mag, und da stammelt sie, die kleinen Hände, wie um Verzeihung flehend, nach ihm ausgestreckt . . . „Ich komme ohne Kranz und ohne Glück, Hans, und sie sagen, ich müßte sterben; — bald . . . bald . . . , und ich kann's doch nicht, eh' ich Dir nicht gesagt, daß ich Dich lieb gehabt; . . . Dich allein . . . , auf der weiten, großen Welt!“

Und da schwankte sie vor und da tönte ihr ein Ruf, ein Jammerruf entgegen, so voll von abgründigem Weh und abgründiger Liebe. Und in der nächsten Sekunde hält der starke Mann sie umfaßt und sie liegt auf seinen Knien und sieht zu ihm empor, groß, lächelnd, selig wie ein Kind.

„O daß Du da bist, endlich, endlich!“ — Und nun stammelnd, lallend, spricht er ihr von seinem Leid und seiner Liebe und dazwischen hält er manchmal inne, erschreckt über die Blässe ihrer Wangen, geängstigt durch die Fieberglut ihrer Blicke, und wie im Wahnsinn fleht er, befiehlt er ihr: „Du wirst leben, Du mußt leben!“

Und sie nickt. — „Ich werde ewig leben in Deinem Herzen!“ sagt sie leise, feierlich. Dann aber verwirren sich plötzlich ihre Sinne; — Frost und Fieber beginnen ihre zarte Gestalt zu durchzittern; — sie spricht wild durcheinander — vom Fürsten, vom Stammbaum . . . „O mein Gott, als ob die Bäume im Walde nicht grüner wären, nicht wahr, Hans?“ — Und dann, immer leiser, heimlicher, wird ihr Gelispel. — „Jetzt tanzen wir über den Wiesen . . . plan, Hans, — o wie schön . . . , Du ziehst mir die Schuhchen an oder . . . ziehst Du sie mir aus? . . . Bleib' bei mir . . . , es wird so dun—kel.“

Die alte Magd hört es draußen. Sie kommt schluchzend hereingestürzt; sie will helfen, helfen, — als ob man helfen könnte, wenn ein Licht verlöschen will, das keine Nahrung mehr hat? —

Sie tragen sie auf das Lager, auf dem Hans Mallach so oft von ihr geträumt. Die beiden Hunde haben sich zur Thür hereingedrängt, sie winseln leise, weil ihr Herr weint.

Auch Marietta schreckt auf; ihr Blick ist irre. „Das Reh . . .

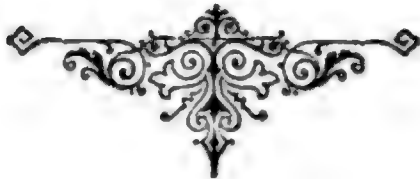
dort am Waldesfaum , schieß es nicht Es hat nur ein Leben!" lallt sie auf. Und dann mit einem leisen: „Hans . . . , lieber . . . Hans!" — sinkt sie todt in die Kissen zurück. Das arme Herz hatte zu schlagen aufgehört; im Schmerz, in der Freude des Wiedersehens war es gebrochen.

Zwei Tage später lag Marietta aufgebahrt in dem großen Saale auf Schloß Sorrau. Sie lag da wie eine weiße, gebrochene Lilie und da es zur Zeit war, wo die Lilien blühten, so hatte man ihr auch Lilien in den Sarg gestreut.

Der Fürst Vormund war gebrochen, er trug mit Marietta den Namen Sorrau-Dünfelsbühl zu Grabe.

Fürst Wladimir Franz betrauerte weniger die Todte, als er das Opfer betrauerte, das seiner tyrannischen Willkür entschlüpft. — „Ich will nicht! Ich will nicht!" stammelte er sinnlos noch vor der geöffneten Gruft.

Furchtbares und doch zugleich ohnmächtiges „Ich will nicht!" Es hat schon tausend Menschenleben vernichtet und hat schon tausend Menschenleben gefordert, und doch, — giltig vor den Gesetzen der Menschen, — bricht es machtlos zusammen vor den Gesetzen Gottes.





Fürsten und Tonkünstler.

Musikgeschichtliche Studie von A. von Winterfeld.

Kunst will Gunst“, — kein Sprichwort ist wahrer. Soll die Kunst sich zu voller Blüte entfalten, so bedarf sie der belebenden Strahlen jener mächtigen Gnadensonne, welche von den Mächtigen und Hochgestellten, vorzüglich aber von den Trägern irdischer Kronen ausgehen, und ohne welche sie, im Schatten von Noth und Sorge um des Lebens gemeines Bedürfnis, nur zu oft kläglich dahinsiecht. Keine der Künste hat sich häufiger bis zum Throne emporgeschwungen, als die Tonkunst, und seit den Zeiten König Sauls und Davids bewahrt uns die Geschichte eine lange Reihe von Beispielen, in welchen Tonkünstler zu Fürsten in intime, mit seltenen Ausnahmen, für beide Theile segensreiche Verhältnisse getreten sind.

Die wichtigsten und interessantesten derartiger Beziehungen zu schildern, sei uns hier vergönnt.

Kaiser Karl der Große und Alcuin.

Wie so manche große Männer, denen ungünstige Umstände in der Jugend eine sorgfältige Ausbildung und Erziehung versagt hatten, suchte auch Karl der Große in bereits reiferen Jahren nicht nur mit vieler Mühe sich noch zu unterrichten, sondern war auch eifrig bestrebt, Kunst und Wissenschaft in seinem weiten Reiche auf alle Weise zu befördern. Nirgend befand er sich wohlter, als im Umgange mit Gelehrten und Kunsterfahrenen, die freilich unter seinen rauhen Franken nur sehr spärlich zu finden waren. Daher ging sein stetes Bemühen dahin, dergleichen Männer aus Ländern, in welchen bereits eine höhere Kultur herrschte, namentlich aus Italien, herbeizuziehen, wobei ihm sein Scharfblick im Erkennen solcher, ihm und seinem Reiche nützlicher Geister, besonders günstig war.

Dieser Scharfblick täuschte ihn auch nicht, als er den gelehrten und kunstsinigen Alcuin, den er in der Lombardei kennen gelernt, in seine Dienste zog.

Alcuin, ein Angelsachse, geboren 732, war in der besten Schule

Englands, in York, erzogen worden und hatte durch Talent, Fleiß und Bescheidenheit die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen des Bischofs Egbert, des Bruders des Königs, erregt, der sich des verwaisten Knaben väterlich annahm. Bald überstrahlte dieser alle seine Mitschüler in so hohem Grade, daß er, obwohl noch sehr jung, an die Spitze einer Schule gestellt wurde.

Gelegentlich einer ihm später übertragenen Gesandtschaft nach Rom fand jene Begegnung mit Kaiser Karl statt, welche zu einem dauernden, innigen Verhältniß zwischen beiden führen sollte.

Der Kaiser setzte ihn über die neu errichteten Pfalz- und Hof-Schulen, in denen, neben den Wissenschaften, auch in der Musik unterrichtet wurde, und stiftete zugleich jenen rühmlichen Verein für Kunst und Wissenschaft, in welchem er selbst den Namen David, Alcuin aber den Namen Flaccus führte.

Bald galt die Musik, und vorzüglich der Gesang, so sehr als ein Erforderniß der Bildung, daß unter Alcuins Leitung eigene Musik-Schulen, — also gewissermassen die ersten Konservatorien, — angelegt wurden, in denen italienische, vom Papst Hadrian erbetene Sänger als Lehrer wirkten, und daß Geistliche, welche nicht im Gesange ausgebildet waren, sich nicht, ohne Spott und Schande zu ernten, auf dem Sängerkhor in den Kirchen blicken lassen durften.

Trotz aller Beweise der Hochschätzung und Zuneigung, mit welchen der Kaiser Alcuin überhäufte, fühlte sich der stille Gelehrte und Künstler an dem unstäten und kriegerischen Hofe König Karls doch nicht recht wohl, weshalb ihn dieser, da er ihn nicht missen mochte, zum Vorsteher über zwei französische Klöster machte. Die schlechte Disziplin jedoch der französischen Mönche behagte dem sittenreinen Alcuin sehr wenig, und erst als er Abt des deutschen Stiftes Fulda geworden, fühlte er sich glücklicher und entfaltete, von seinem Kaiser eifrigst unterstützt, eine segensreiche Thätigkeit in der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, namentlich des Gesanges, wobei er über die rauhen und unbiegsamen Stimmen der Deutschen nicht wenig klagte. Er selbst besaß nicht nur einen für jene Zeiten hohen Grad von Kenntniß und Fertigkeit in der Tonkunst, sondern war auch als Musik-Schriftsteller thätig. Leider ist sein berühmtes, in lateinischer Sprache geschriebenes Werk über die Musik verloren gegangen.

Das innige Band, welches Alcuin mit seinem Kaiser verband, wurde erst in seinem neunzigsten Jahre durch seinen Tod gelöst, während er sich gerade zum Besuche bei jenem befand. Ihn sowohl als seinen kaiserlichen Herrn haben wir als erste Begründer und Beförderer der Tonkunst, besonders des Kirchengesanges, dankbar in Erinnerung zu behalten.

König Ludwig XII. von Frankreich und Josquin des Prés.

Josquin des Prés, auch Giaschino del Prato und Tadocus Pratenfis, gehört zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit, und Niederländer, Franzosen, Deutsche und Italiener stritten sich um die Ehre, ihn den Ihrigen nennen zu dürfen.

Geboren zu Cambrai 1440, zeigte Josquin schon früh eine ganz außerordentliche musikalische Begabung und wurde der beste Schüler

Ockenheims, des Sebastian Bachs jener Zeit. Dann von Sixtus IV. in die päpstliche Kapelle berufen, glänzte er dort nicht nur als Sänger, sondern auch als Komponist. Bainsi sagt von ihm: „Er war in kurzer Zeit das Ideal von ganz Europa geworden. Seine Kompositionen verdrängten bald alles, was vor ihm da war.“

Dieser weitverbreitete Ruf bewog König Ludwig XII., Josquin als Sänger und Tonsetzer in seine Kapelle zu berufen. Ohne zwar selbst musikalisch zu sein, liebte der König doch ungemein die Tonkunst, und kein Tag verging, an welchem er sich nicht daran ergötzt hatte.

Josquins Gesang sowohl, als seine Kompositionen, erregten seine Bewunderung, und an dem jovialen Meister selbst fand er so viel Gefallen, daß er ihn gern um sich haben mochte.

Bei Antritt seines Amtes war Josquin vom König eine Präbende versprochen worden. Als nun eine längere Zeit verging, ohne daß dieses Versprechen sich erfüllte, suchte sich Josquin, in der Meinung, sein Herr habe ihn vergessen, dadurch in Erinnerung zu bringen, daß er auf die Bibelworte: „Memor esto verbi sui“ — Er soll seines Wortes eingedenk sein, — eine Motette setzte und sie vor dem Könige aufführen ließ.

Da ihn dieser nicht verstanden zu haben schien, so schrieb Josquin noch eine Motette über den Text: „Portio mea non est in terra viventium“ — Mein Reich ist nicht von dieser Welt. —

Diesmal half es; er erhielt die Präbende und drückte nun seinen Dank in dem Lobgesang aus: „Bonitatem fecisti cum servo tuo“ — Du hast es wohl gemacht mit Deinem Knecht. —

Obgleich der König weder von Natur eine gute Singstimme besaß, noch auch nur eine Note kannte, so wünschte er doch, sein Kapellmeister möchte ein Stück komponiren, in welchem er mitsingen könnte.

Das war keine leichte Aufgabe; aber Josquin wußte sich zu helfen. Er setzte einen zweistimmigen Kanon, dessen Harmonie bloß aus den abwechselnden Akkorden von D und G bestand. Hierzu nahm er noch zwei Stimmen, wovon die eine für den König nur die eine Note D enthielt, auf welcher alle Worte gesungen werden mußten, während er selbst die andere Stimme, G und D abwechselnd, übernahm.

Als nun der König am nächsten Tage nach der Tafel, wie gewöhnlich, Musik verlangte, überreichte ihm Josquin seine Stimme, gab ihm den Ton an und der Kanon wurde zur großen Zufriedenheit des Königs, der sein tiefes D vergnügt mitbrummte, abgesungen. Josquin aber erhielt ein reiches Geschenk.

Eine lange Reihe von Jahren währte das glückliche Verhältniß zwischen König und Künstler. Weßhalb der letztere trotzdem um das Jahr 1500 in die Dienste des Kaisers Maximilian I. trat, der ihm nach seinem Tode ein prächtiges Denkmal in der Gudula-Kirche in Brüssel errichten ließ, ist nicht bekannt.

Kaiser Maximilian I. und Artus.

Der allen schönen Künsten zugethane Kaiser Maximilian war ein ganz besonderer Freund der Tonkunst und ihrer Meister. Hoch vor allen schätzte er seinen ersten Hofmusikus Artus, den ausgezeichnetsten Lautenspieler jener Zeiten, der ihm „zu gar lieblicher Ergötzung und

Erquickung nach manch' verdrießlich' Arbeit und Plage des Regiments" vorspielen und -singen und ihn zu diesem Zwecke auf allen seinen Reisen begleiten mußte.

Wie werth Meister Artus dem Kaiser gewesen, geht auch daraus hervor, daß, als er im Jahre 1512 Albrecht Dürer mit der Ausführung jener bekannten Triumph-Gemälde beauftragte, er zu dem Gemälde Nr. 8: „Musica-Lauten und Rieben“, — Leyern, — eigenhändig verordnete: „Item darnach solle ein nieder Wägele gemacht werden, und zwey Ellend, — Eleundhirrsche, — jöllen das Wagelein ziehen. Und uff demselben jöllen sein fünf Lautenschlager und Rieber, und der Meister solle sein der Artus mit dem Heim:

„Artus, Lautenschlagermeister!
Der Lauten und Rieben Ton
Hab' ich gar meisterlich und schon
Auf Anzeig Kaiserlicher Macht
Zu großer Freid hersürgebracht.
Aufs lieblich ist auch zusammengestimmt,
Wie sich zu Ehren woll gezimbt.“

Maria Stuart und David Riccio.

Die schöne und unglückliche schottische Königin hatte während ihres Aufenthaltes an dem glänzenden und kunstliebenden französischen Hofe eine große Liebe zur Musik gefaßt, und nach ihres Gemals, Franz II., frühem Tode eine Kapelle von französischen Musikern mit nach dem rauhen Schottland genommen, dessen Thron sie nunmehr bestieg.

Als einige Jahre später der Herzog von Savoyen einen Gesandten an die Königin schickte, welche sich inzwischen mit ihrem Vetter, dem Grafen Darnley, vermählt hatte, befand sich in seinem Gefolge auch David Riccio, ein ausgezeichnete, bisher am Turiner Hofe angestellt gewesener Lautonist und Sänger, den eine Sucht nach Abenteuern in die Fremde getrieben.

In Edinburg hielt sich Riccio zu seinen Kunstgenossen, den französischen Musikern der Königin, mit welchen er sich auch vor derselben hören ließ.

Durch seine ungewöhnliche Kunstfertigkeit, keineswegs aber durch seine Persönlichkeit, wie oft fälschlich berichtet worden, — er war übel gewachsen und nichts weniger als schön, — erregte er die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der musikalischen Königin. Sie nahm Riccio als Kammerfänger in ihre Dienste und ernannte ihn später, da er sich auch sonst als anständig, sprachgewandt, brauchbar und treu erwies, zu ihrem Geheimsekretär für die französischen Angelegenheiten, schenkte ihm viel Vertrauen und zog ihn, der witzig und unterhaltend war, auch öfters an ihre Tafel, nach welcher er seine gütige Herrin durch sein Lautenspiel und seinen Gesang erfreute.

So viel Glück und Gunst aber vermochte Riccio nicht mit Mäßigung zu ertragen. Sein Hochmuth und seine Vermessenheit wuchsen mit jedem Tage und raubten ihm Besonnenheit und Vorsicht. Besonders verdarb er es aber durch den Uebermuth, mit welchem er den Großen des Hofes und des Reiches begegnete.

Diese suchten sich an dem Emporkömmlinge dadurch zu rächen,

daß sie mittels ohne Zweifel unwahrer, aber trotzdem wirksamer Einflüsterungen und Andeutungen den eifersüchtigen Zorn von Marias Gemal aufs höchste reizten und ihn zu blutiger Rache verführten.

Am 9. März 1566 schickte sich Riccio eben an, nach Aufhebung der Tafel, an welcher er Theil genommen, sein Lautenspiel vor der Königin ertönen zu lassen, als Graf Darnley und einige Vertraute mit gezogenen Schwertern in das Zimmer stürzten, auf den unglücklichen Sänger eindrangten und ihn, der schutzsuchend die Kniee der entsetzten Königin umklammerte, zu deren Füßen niederstießen.

Noch heute wird im Palast von Holyrood der Schauplatz dieses gräßlichen Ereignisses gezeigt, welches Darnleys Tod und dann mittelbar Marias Sturz und ihr schreckliches Ende zur Folge haben sollte.

König Ludwig XIV. von Frankreich und Jean Baptiste Lully.

Daß an einem so glänzenden Hofe, wie der des „roi soleil“, die Musik eine große Rolle spielen mußte, ist selbstverständlich. Wie hätten sonst jene allegorischen und Schäfer-Ballets und Festspiele, die zu den beliebtesten Vergnügungen gehörten und in denen die Herren und Damen des Hofes, ja der König selbst, mitwirkten, aufgeführt werden sollen?

Der König liebte nicht nur diese dramatischen Spiele, sondern auch überhaupt die Musik. Er hielt eine berühmte Kapelle, „Les vingt-quatre violons du roi“, und veranlaßte seinen Minister, den Cardinal Mazarin, eine italienische Oper aus dessen Vaterland, Italien, nach Paris kommen zu lassen. Bei den Parisern aber, denen von jeher alles fremdländische wenig zugesagt hat, fand denn auch die italienische Oper nicht eben viel Anklang. Sie wollten eine französische Oper und derjenige, welcher ihnen dies Geschenk machen sollte, war Jean Baptiste Lully.

Im Jahre 1633 in Florenz, als Sohn einer verarmten, adeligen Familie, geboren, brachte der Chevalier von Guise den elfjährigen Knaben der Prinzessin von Montpensier, des Königs Nichte, nebst einem kleinen Hunde, als Reise Geschenk von Italien mit. Der Hund fand Gnade vor den Augen der Prinzessin, nicht aber der häßliche, kleine Italiener, mit dem sie nichts besseres anzufangen wußte, als ihn unter ihre Küchenjungen zu stecken. Als jedoch sein musikalisches Talent dadurch an den Tag kam, daß er beständig auf einer alten Geige herumkrazte, ließ sie ihn in der Musik unterrichten.

Bald machte sich der junge Kunstschüler durch kleine Kompositionen bemerklich, die selbst des Königs Aufmerksamkeit und Gefallen erregten und ihn veranlaßten, Lully an die Spitze eines eigenen Orchesters von sechzehn jungen Musikern zu stellen, welche man nun, zum Unterschiede von jenen vierundzwanzig, „Les petits violons du roi“ nannte.

Lully, voll brennenden Ehrgeizes, übte nicht nur seine kleine Heerschaar so vortrefflich ein, daß sie es den berühmten „Vierundzwanzig“ zuvorthat, sondern setzte auch Märsche, Tänze, Symphonien für sie, die allgemein, vorzüglich aber dem Könige gefielen, der dadurch angeregt wurde, ihm die Komposition eines vom Hofe aufzuführenden Festspiels von Venserade anzuvertrauen.

Lullys Musik fand den größten Beifall und von nun an wurde er der erklärte Günstling des Königs, der ihm immer neue Aufträge gab und dieselben mit ihm berieth. Das aber stieg dem jungen Künstler so zu Kopf, daß er es nicht nur wagte, dem allmächtigen Minister Louvois zu widersprechen, sondern sich auch zuweilen wenig ehrerbietig gegen seinen hohen Gönner zu benehmen. War dieser dann wohl einmal verstimmt gegen seinen Günstling, so rief Lully, der auch ein guter Schauspieler war, seine unwiderstehliche *vis comica* zu Hilfe und trug kein Bedenken, in der Rolle des „malade imaginaire“ von Molière, vor den Doktoren mit ihren Alstiersprizen fliehend, in das Orchester hinab, und zwar mitten auf den in tausend Stücke zerspringenden Resonanzboden des Klaviers zu setzen. Der König schüttelte sich vor Lachen und alles war vergeben und vergessen.

Erst als Lully vom Könige das Theater im „Palais royal“ erhielt, begann er seine bahnbrechende Thätigkeit als Opern-Reformator und Begründer der französischen National-Oper zu entfalten, indem er eine lange Reihe von Opern nach Texten von Quinault und Cornville komponirte, in dem Streben, den Ausdruck von Wort und Ton möglichst in Uebereinstimmung zu bringen. Wenn uns seine Werke heute trocken und frostig erscheinen, so gefielen sie doch seinen Zeitgenossen in hohem Grade und haben sich über hundert Jahre, bis zu Gluck, auf der französischen Bühne erhalten.

Den echten Künstlerstolz, den Lully besaß, verleugnete er selbst dem Könige gegenüber nicht. So ließ er einst, als seine Oper „Armida“ diesem bei der ersten Aufführung nicht gefallen hatte, sie noch einmal für sich ganz allein aufführen. Das imponirte den König. Er dachte, es müßte doch wohl etwas an der Oper sein, befahl deren Wiederholung und bezeugte nun ein großes Wohlgefallen daran.

Lully war ein sehr heftiger, jähzorniger Mann, der oftmals, wenn es nicht nach Wunsch in den Proben ging, diesem oder jenem Instrumentalisten, der es versehen hatte, sein Instrument aus der Hand riß und es ihm auf dem Rücken zerhlug, um es ihm nachher, freilich unter beschwichtigenden Worten, weit über seinen Werth zu bezahlen.

Diese Heftigkeit sollte schließlich für ihn selbst verhängnißvoll werden. Wieder einmal unzufrieden in einer Probe, stieß er mit dem Stocke, dessen er sich zum Takt schlagen bediente, so heftig auf den Boden und traf dabei so unglücklich seinen Fuß, daß er sich eine Wunde an demselben beibrachte, welche die Ursache seines Todes wurde.

Lully starb, erst vierundfünfzig Jahre alt, als reicher und berühmter Mann, tief betrauert von allen Kunstfreunden, am meisten aber von seinem König, dessen Wünschen und Anforderungen zu entsprechen er so ganz verstanden hatte.

Kaiser Karl VI. und Johann Joseph Fug.

Johann Joseph Fug, geboren in Steiermark 1660, war ein in jenen Tagen hochberühmter Tonsetzer, welcher die musikalische Wissenschaft in seinem „gradus ad parnassum“ zuerst in ein System brachte und vierzig Jahre hindurch unter den drei kunstsinigen Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI., als kaiserlicher Ober-Kapellmeister in Wien den größten Einfluß auf das musikalische Leben seiner Zeit

ausübte. Besonders innig war sein Verhältniß zu Kaiser Karl VI., der, selbst sehr musikalisch, seinen Ober-Kapellmeister mit Beweisen seiner Zuneigung und Hochschätzung überhäufte.

Die kaiserliche Hof- und Kammer-Kapelle stand damals in höchster Blüte und kostete jährlich über zweimalhunderttausend Gulden, eine für jene geldarmen Zeiten ganz außerordentlich hohe Summe. Unter der Oberleitung von Fux stand der Kapellmeister Caldara, ein ebenfalls berühmter Komponist.

Im Jahre 1723 wurde in Prag, zur Feier der Krönung Karls VI. zum König von Böhmen, die Oper „Costanza e Fortezza“, von Fux, unter freiem Himmel durch hundert Sänger und zweihundert Instrumentalisten aufgeführt. Da Fux, am Podagra leidend, sein Werk nicht selbst leiten konnte, so ließ der Kaiser ihn, der das Fahren nicht vertrug, in einer Sänfte durch Maulthiere nach der Krönungsstadt bringen und wies ihm einen Platz in seiner Nähe an, damit er der Darstellung seiner Kunstschöpfung wenigstens beiwohnen konnte.

Bei einer anderen Veranlassung, der Geburtstagsfeier einer Erzherzogin, wurde Fux die unerhörte Auszeichnung zu theil, daß der Kaiser selbst die Aufführung einer seiner Opern dirimirte und am Flügel begleitete. Des Kaisers älteste Tochter sang auf der Bühne mit und die Kaiserin ließ ihrem erlauchtem Gemal bei seinem Eintritt in das Orchester eine prachtvoll eingebundene Partitur der Oper überreichen, worauf derselbe, nach einer Verbeugung gegen seine Gemalin, sich am Flügel niederließ.

Als der über das ausgezeichnete Gelingen ganz entzückte Meister, hinter dem kaiserlichen Dirigenten stehend, unwillkürlich ausrief: „Es ist jammerschade, daß Ew. Majestät nicht Kapellmeister geworden sind!“ antwortete der Kaiser jovial: „Danke schönstens, mein lieber Fux, aber Wir haben's halter so doch noch besser.“

Diese Oper hatte solchen Beifall gefunden, daß nach der dritten Aufführung derselben, auf Befehl des Kaisers, eine Lotterie von Juwelen, Tabatiären, goldenen Uhren u., zum Besten der Mitwirkenden, stattfand, in welcher alle Loose Treffer von fünfhundert bis zu zweitausend Gulden waren.

Wenn von Fux verhältnißmäßig nicht viel bekannt ist, so liegt das theils an seinem Stolze, theils an seiner Bescheidenheit. Als der bekannte Hamburger Künstler-Historiograph Mattheson wiederholt in ihn drang, ihm Mittheilungen über sein Leben und Wirken zu machen, antwortete Fux: „Ich kundte vüll vortheilhaftiges für mich, von meinem Aufkommen, unterschiedlichen Dienstverrichtungen überschreiben, wan es nit wider die Modestie wäre, selbst meine Elogia hervorstreichen. Indessen sei mir genug, daß ich würdig geschätzt werde, Caroli VI. erster Kapellmeister zu sein.“

Dabei verblieb es dann zu großer Verlegenheit seiner künftigen Biographen, welche nicht einmal sein in hohem Alter erfolgtes Todesjahr anzugeben vermögen. Gewiß aber ist, daß der würdige Meister bis an sein Ende in der höchsten Gunst seines ihm congenialen kaiserlichen Herrn verblieb.

König Philipp V. von Spanien und Carlo Broschi, genannt Farinelli.

Carlo Broschi, einer der größten Sänger aller Zeiten und zugleich ein liebenswerther, vortrefflicher Mensch, wurde in Andria in Italien 1705 geboren. Ein unglücklicher Fall in früher Jugend machte diejenige Operation bei ihm nothwendig, welcher sich die Kastraten zu unterziehen haben. Um diesem Mißgeschick eine gute Seite abzugewinnen, ließ ihn sein Vater sorgfältig in der Musik, namentlich aber im Gesange, unterrichten, wozu ihm von der Natur die Mitgift einer wunderschönen Stimme geworden war.

Broschi's erster Lehrer war der berühmte Porpora in Neapel. Hier war der junge Carlo in der Familie des Grafen Farina so wohlgelitten und beliebt, daß man ihm den Beinamen „Farinelli“ gab, den er für sein ganzes Leben als Künstler beibehielt.

Nachdem er sich unter Bernacchi's Leitung in Bologna noch weiter vervollkommnet hatte, ging er nach Wien, wo er alles durch seine wunderbare Kunstfertigkeit hinriß. Doch scheint dieselbe mehr äußerlicher Art gewesen zu sein; wenigstens sagte Kaiser Karl VI. zu dem Sänger, er möchte seine Zuhörer nicht bloß in Erstaunen versetzen, sondern sie auch zu rühren suchen.

Farinelli ließ sich das gesagt sein und erstrebte von nun an den Ausdruck jener aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Gefühlsinnigkeit, von dessen hinreißender Macht er bald den größten Beweis liefern sollte.

Nach einer Reise nach England und Frankreich, wo er die größten Triumphe erntete, ging Farinelli nach Spanien, ohne zu ahnen, welche Wendung hier seinem ferneren Leben durch den Zauber seines Gesanges gegeben werden würde.

In Madrid war nämlich König Philipp V. in eine tiefe Schwermuth verfallen, welcher ihn nichts zu entreißen vermochte und an der alle Bitten und Vorstellungen der Königin, ihr Gemal möge sich auffassen und den Anforderungen des Lebens und seiner erhabenen Stellung gerecht werden, wirkungslos abglitten.

Da hörte die Königin Farinelli und war so überrascht und ergriffen von der Macht seines Gesanges, daß sie darauf ihren Plan baute. Sie ließ in einem an die Gemächer des Königs anstoßenden Saale ein Konzert veranstalten.

Die einleitende Instrumentalmusik schien der König gar nicht zu hören.

Da ertönte Farinelli's wunderbare, herzbewegende Stimme. Er hatte eine Arie aus Händels Oratorium „Saul“ gewählt, welche merkwürdig für die Situation paßte.

Gleich bei den ersten gesungenen Worten: „Nacht bedeckt das Erdreich“, erhob der König das gesenkte Haupt und lauschte aufmerksam. Bei der Stelle: „Sieh hin, wer kennt solche Qualen“, in welche der Sänger seine eigene mitfühlende Seele legte, entwand sich ein Ton, ein Schmerzenshauch der Brust des Kranken. Dieser befreiende Seufzer sprengte die ehernen Pforten des Wahns und ließ Licht und Hoffnung in die umnachtete Seele dringen. Hochaufgerichtet stand der König und, den himmlischen Tönen lauschend, rannen Thränen über seine

Wangen. Als zum Schluß das brausende Hallelujah vom Chor ertönte, sank er im Dankgebet an seinem Hausaltar nieder.

Wie dann die Königin frohen Herzens zu ihm trat, war seine erste Frage, welcher Engel so wunderbar gesungen, worauf sie Farinelli ihrem Gemal selbst zuführte. Dieser aber nannte den hochbeglückten Künstler seinen Retter, überhäufte ihn mit Danksaugungen und ließ sich das Versprechen von ihm geben, ihn nie zu verlassen.

Von da ab war der König wieder dem Leben zurückgegeben, widmete sich seiner Familie und den Regenten-Pflichten und verhielt sich nicht ferner ablehnend gegen die Verordnungen seiner Leibärzte. Kam je wieder eine Umwandlung des alten Leidens, so wurde sie schnell durch Farinellis Gesang verscheucht.

So wurde der Sänger zum Wohlthäter des Königs, ja, des ganzen Landes, und der wichtigste Mann am Hofe. Zum königlichen Kammer Sänger und Ritter des Calatrava-Ordens ernannt, erhielt er neben vielen kostbaren Geschenken zweitausend Dukaten jährlichen Gehalt. Es verging kein Tag, an welchem nicht Farinelli dem Könige durch seinen Gesang die Seele befreit hätte, der auch sonst seine Gesellschaft sehr liebte und viel auf seinen Rath gab. Doch mißbrauchte Farinelli niemals seinen Einfluß, blieb von seltener Bescheidenheit und entwaffnete so den Neid, der ihm sonst vielleicht zu Schaden versucht hätte. Die Reichthümer, mit denen des Königs Gunst ihn überhäufte, verwendete er vielfach zu verborgenem Wohlthun. Der beste Beweis für die Lauterkeit seines Charakters liegt wohl in der Thatfache, daß Farinelli auch bei den Nachfolgern Philipps, Ferdinand VI. und Karl III. in hoher Gnade stand.

In höherem Alter in sein Vaterland zurückgekehrt, starb dieser ungewöhnliche Künstler und Mensch im Jahre 1782 in seinem Landhause bei Bologna.

König Friedrich der Große von Preußen und Johann Joachim Quantz.

Das Verhältniß zwischen dem großen Könige und seinem Lehrer, Kapellmeister und musikalischen Berather Quantz ist so merkwürdig durch seine lange Dauer und durch seinen Einfluß auf die Entwicklung der Musik in Berlin, daß es lohnend erscheint, etwas näher darauf einzugehen.

Der 1697 als Sohn eines Hufschmiedes zu Oberschaden in Hannover geborene Quantz sollte das Gewerbe seines Vaters erlernen, zog es aber schon als Knabe vor, in Begleitung seines älteren Bruders, eines Musikers, den Bauern zum Tanz aufzuspielen. Mit zehn Jahren Waise geworden, trat er in die Lehre bei einem Stadtmusikus in Merseburg, wo er binnen acht Jahren alle Instrumente spielen lernte, welche damals von einem „Kunstpfeifer“ gefordert wurden, namentlich Violine, Oboë und Trompete.

Nach Beendigung seiner Lehrzeit begab sich Quantz zu dem Stadtmusikus Heinz nach Dresden, und als er hier die großen Virtuosen Pisendel, Beravini, Hebenstreit u. a. hörte, ging ihm eine neue Welt auf und er brannte vor Begierde, es ihnen gleich zu thun. Er wählte die Flöte zu seinem Haupt-Instrument und den berühmten Buffardin zu seinem Lehrer.

Die Fortschritte, welche er machte, waren so groß, daß er bald in die sogenannte „polnische Kapelle“ des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August des Starken, welche diesen nach Warschau begleiten mußte, aufgenommen wurde.

Im Jahre 1724 erhielt er die Erlaubniß den polnischen Gesandten, Grafen von Lagnasco, auf dessen Missionen zu begleiten, um sich in seiner Kunst zu vervollkommen. Zuerst ging es nach Italien, wo er zwei Jahre eifrig studirte, und dann nach London, wo Händel damals das musikalische Scepter schwang. Obgleich man hier Quanz durch glänzende Anerbietungen zu fesseln suchte, so kehrte er doch 1727, eingedenk seiner Pflicht, nach Dresden zurück.

In demselben Jahre noch fand jener Besuch des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit seinem ältesten Sohne, dem nachmaligen Friedrich dem Großen, am sächsischen Hofe statt, dessen Eindrücke für den jungen Kronprinzen in musikalischer Beziehung bestimmend für sein ganzes Leben werden sollten. Hier wohnte er zum ersten Male der vorzüglichen Darstellung einer Oper von Hasse bei, der fortan nebst Graun sein Lieblings-Komponist wurde, und hier auch hörte er zuerst Quanz auf der Flöte, welche zu erlernen nunmehr zu seinen innigsten Wünschen gehörte.

Obgleich seine Mutter, die Königin, diesen Wunsch zu erfüllen suchte, indem sie Quanz eine hochdotirte Stelle in ihrer Privat-Kapelle anbot, so mochte doch der Kurfürst diesen ausgezeichneten Virtuosen nicht missen und gestattete nur, daß Quanz bisweilen auf längere Zeit nach Berlin ging, um den Kronprinzen zu unterrichten.

Dieser Unterricht aber mußte, da er wider des Königs Willen stattfand, der seinen Sohn einen Querpfeifer und Poeten schalt, in größter Heimlichkeit erfolgen, und bekannt ist es, wie trotz aller Vorsichtsmaßregeln der strenge König einst Lehrer und Schüler beinahe überraschte und der erstere fast eine Stunde lang in einem Holzverschlage hinter dem Ofen, wohin er sich geflüchtet, ausharren und die Strafreden des königlichen Vaters über die verbotenen französischen Bücher und den verpönten Schlafrock mit anhören mußte. Gerade diese miteinander überstandenen Fährlichkeiten machten wahrscheinlich dem Prinzen den Lehrer ganz besonders werth.

Nachdem er auf den Thron gelangt, nahm Friedrich Quanz unter den vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste. Neben einem Gehalte von zweitausend Thalern erhielt er für jedes für den König komponirte Konzert hundert, für jedes Solo zwanzig und für jede neu gefertigte Flöte hundert Dukaten. Vielleicht war es diese königliche Freigebigkeit, welche Quanz zu einer ganz ungewöhnlichen Fruchtbarkeit anregte; er hat allein dreihundert Konzerte für den König geschrieben, der unter seiner Leitung ein ausgezeichnete Virtuos geworden war.

Quanz allein besaß das Vorrecht, dem Könige nach einem gelungenen Vortrage ein „Bravo“ zuzurufen, wogegen er sein Mißfallen durch ein auffallendes Häusperrn, welches Friedrich nicht wenig beunruhigte, kund zu geben pflegte.

Das Verhältniß zwischen beiden blieb stets ein sehr gutes, wenn auch zuweilen kleine Trübungen eintraten. So hatte der König einst eine neue Flöte von Quanz erhalten und geäußert, dieselbe sei nicht

ganz rein. Der sehr empfindliche Quanz widersprach; der König blieb bei seiner Meinung. Endlich rief Quanz: „Könnte ein großer Herr die Wahrheit hören, so würde Ew. Majestät gleich wissen, daß der Fehler nicht an der Flöte liegt.“

„Was, ich sollte die Wahrheit nicht hören können! — Rede Er die Wahrheit.“

„Wenn Ew. Majestät die Flöte nach dem Gebrauche in der Hand behalten, oder unter den Arm nehmen, statt sie auf den Tisch zu legen, worum ich schon oft gebeten, so muß sie unrein klingen, weil sie ungleich erwärmt ist.“

Nach einigen Tagen beiderseitigen Schmollens sagte der König vor Beginn des täglichen Konzerts in Gegenwart der übrigen Kammer-Musiker ganz freundlich zu Quanz: „Ich habe die Flöte inzwischen auf jede Art probirt und gefunden, daß Er recht hat. Ich werde sie künftig auf den Tisch legen.“

Quanz und sein königlicher Herr begegneten sich in der Vorliebe für Hase und Braun, deren Opern fast ausschließlich in Berlin aufgeführt wurden. Hierdurch entstand eine gewisse Strenge und Einseitigkeit, welche man damals mit dem Ausdruck „Berliner Geschmack“ bezeichnete.

Nichtsdestoweniger muß man den großen König als den Begründer des Berliner Musiklebens betrachten und dabei auch das Verdienst seines musikalischen Beirathes nicht gering schätzen. So war Friedrich in späterer Zeit, als er mit einzelnen Mitgliedern seiner Oper viel Verdruß hatte, einmal nicht abgeneigt, dieselbe einem italienischen Impresario zu übergeben und sprach dies gegen Quanz aus.

„Ganz gut“, antwortete dieser, „aber dann müssen Ew. Majestät auch die Ueberschrift über dem Portale Ihres Opernhauses: „Friedericus rex Apollini et Musis“ austreichen lassen.“

Da rief der König heftig: „Der welsche Kerl soll seiner Wege gehen!“ und es war nicht weiter davon die Rede.

Für wie groß man den Einfluß Quanzs auf den König hielt, davon giebt eine Scherzfrage, die in jener Zeit umlief, Zeugniß. Sie lautete: „Wer regiert den preußischen Staat?“ Antwort: „Das Schoßhündchen der Madame Quanz, denn das regiert diese, die Frau aber ihren Mann und der wiederum den König.“

Natürlich paßte dies höchstens in musikalischer Beziehung, da Quanz außerdem nicht den geringsten Einfluß besaß.

Quanz starb 1773 in hohem Alter. Der König, welcher sich in seiner letzten Krankheit äußerst besorgt um ihn gezeigt, ihm selbst Diät und Arzneimittel vorgeschrieben hatte, betrauerte seinen alten Lehrer aufrichtig und ließ ihm ein schönes Denkmal auf seinem Grabe in Potsdam errichten.

König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Jean Pierre Duport.

Zwischen dem Nachfolger Friedrich des Großen und Jean Pierre Duport bestand ein ähnliches Verhältniß wie zwischen jenem und Quanz.

Friedrich Wilhelm war musikalisch hochbegabt und wurde sorgfältig von Jugend auf in der Tonkunst unterrichtet. Sein Lieblings-

Instrument war das Violoncell, dessen gründliche Erlernung er sich erst unter Grazioni und dann unter Duport mit allem Eifer und Fleiß angelegen sein ließ.

Jean Pierre Duport, der erste Violoncellist seiner Zeit, 1741 zu Paris geboren, kam, nachdem er in Paris in der Kapelle des Prinzen von Conti thätig und darauf in England gewesen war, im Jahre 1773 nach Berlin, wo er in die Dienste des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm trat, der schon als solcher eine ausgezeichnete, fast aus lauter Virtuosen ersten Ranges bestehende Kapelle hielt, welche Mozart später für die beste Europas erklärte. Duport wurde zunächst Lehrer und Konzertmeister, dann Ober-Intendant dieser so berühmten Kapelle und gewann einen sehr großen Einfluß auf seinen hohen Schüler und Gönner, welcher in ihm nicht nur den genialen Künstler, sondern auch den würdigen und treuen Mann schätzte.

Unter Duports Leitung hatte sich Friedrich zu einem hervorragenden Cello-Virtuosen ausgebildet, auf den sein Lehrer nicht wenig stolz war. Als Duport einst den bekannten Ton-Gelahrten Gerber in seiner Wohnung durch den Vortrag eines äußerst schwierigen Solos in Erstaunen und Entzücken versetzt hatte, sagte er mit Nachdruck: „Und dies Solo spielt mein König eben so gut.“

Der König war ein sehr großer Freund des Quartettspiels, und selbst auf seinen Reisen mußten ihn stets Duport und ein paar Kammer-Musiker als Partner begleiten. Ein besonderes Vergnügen machte es auch Sr. Majestät, in den Opern-Proben im Orchester neben Duport mitzuspielen, was aber nur geschah, wenn keine Zuhörer zugegen waren.

Uebrigens brach mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms eine neue und glänzende musikalische Aera für Berlin an. Die überlebte Graun-Hassesche Richtung wurde aufgegeben und neben der italienischen Oper das deutsche National-Theater errichtet, auf welchem die Werke Glucks, Mozarts, Weigls, Winters und Dittersdorfs ebenso vorzüglich dargestellt, als enthusiastisch aufgenommen wurden.

Der weltläufige Duport hat viel zur Entwicklung jener Universalität in des Königs musikalischem Geschmacke beigetragen, welche alles schöne, gleichviel unter welchem Himmel es erblüht war, zu schätzen wußte.

Duport überlebte seinen königlichen Herrn, welcher während seiner kurzen Regierung so viel für die Tonkunst gethan, um zwanzig Jahre und starb erst 1818.

Königin Maria Antoinette von Frankreich und Christoph von Gluck.

Die schöne, unglückliche, so vielfach verkannte Königin Maria Antoinette war eine enthusiastische Freundin der Musik, welche sie nicht nur eifrig beschützte und förderte, sondern auch mit Talent und Geschmack im Gesange ausübte.

Bereits in Wien, als Erzherzogin, hatte sie den Unterricht Glucks genossen und war seine begeisterte Anhängerin geworden. Auf ihre Veranlassung geschah es auch, daß Gluck nach Paris ging, und hauptsächlich ihrer Protektion hatte er es zu verdanken, daß seine „Iphigenia“ dort, trotz aller Rabalen, zur Aufführung kam und glänzend aufge-

genommen wurde. So sollen bei der sogenannten Zorn-Arie des Achilles die im Theater anwesenden Offiziere unwillkürlich ihre Degen gezogen haben. Lully und Rameau waren vergessen, und Piccini, der Günstling der Gräfin Dubarry, welche die junge und schöne Dauphine heimlich befeindete, sah seine bisher beifällig aufgenommenen Opern in den Schatten gestellt.

Nun entbrannte jener bekannte Kampf zwischen den Gluckisten und Piccinisten, namentlich als Gluck mit seinem „Orpheus“ einen neuen Sieg errungen, aufs heftigste. Jetzt hieß es: „Hie Deutschland, hie Italien!“ Der Streit fand nicht nur in den Theatern und Zeitschriften seine Wahlstatt, sondern wurde auch in die Gesellschaft und in die Familie getragen und mit Erbitterung ausgekämpft. Alte Freunde entzweiten sich und selbst der Verwandtschaft Bande wurden zerrissen.

Unentwegt stand Maria Antoinette, die inzwischen den Thron bestiegen, auf der Seite ihres Landsmannes, obgleich ihr dies nicht wenig Feinde zuzog. Gluck war daher auch von der tiefsten Dankbarkeit für die von ihm glühend verehrte und bewunderte Monarchin erfüllt, und seine „Armida“ sollte gewissermassen ein persönlicher Tribut dieser dankbaren Bewunderung sein.

Demnach interessirte sich die Königin auch ganz besonders für den Erfolg dieser Oper und ließ sich alle einzelnen Musikstücke derselben vor der Aufführung vortragen. Gluck aber versicherte, daß der Anblick der Königin ihn inspirire und daß er seine Kompositionen stets nach dem Eindrücke, den sie auf dieselbe machten, beurtheile und respective verändere.

Einst sagte er zur Prinzessin von Lamballe, der Freundin der Königin, einem der ersten Opfer der Revolution: „Ach, gnädigste Prinzessin, leider fehlen mir für meine „Armida“ zwei Köpfe, um den Erfolg sicher zu machen.“

„Und welche wären dies?“

„Der Ihrer Majestät und der Ihrige.“

„Wieso das?“

„Meine Sängerinnen singen zwar gut, sind jedoch häßlich; Armida aber und ihre Vertraute sollten durchaus schön sein.“

Die Sängerin der „Armida“, Madame St. Huberty, eine Deutsche, wurde ebenfalls von der Königin sehr protegirt.

Der glänzende Erfolg, den die Oper davontrug, war ein neuer Triumph für Gluck und auch für seine hohe Gönnerin, welchen er zum nicht geringen Theil derselben zuschrieb.

Nach solchen Siegen wagten die Piccinisten ihr Haupt nicht mehr zu erheben und die deutsche Kunst hatte das Feld behauptet.

Nicht lange darauf kehrte Gluck nach Wien zurück, wo er 1787 starb, ohne geahnt zu haben, welches ein Schicksal der von ihm angebetenen Königin harrte, daß sie im Kampfe mit der Revolution Krone und Leben verlieren sollte.

Kaiser Joseph II. von Oesterreich und Wolfgang Mozart.

Kaiser Joseph war ein großer Freund und Bewunderer Mozarts, obgleich er, wenigstens materiell, nicht eben viel that, um ihn aus seiner

oft sehr bedrängten und sorgenvollen Lage zu befreien. Trotzdem bewahrte ihm Mozart sein ganzes Leben hindurch eine rührende Anhänglichkeit und verehrungsvolle Zuneigung.

Der Kaiser, der nicht übel Cello und Klavier spielte, liebte die Musik ungemein und nach der Mittagstafel, welche meistens nur eine halbe Stunde dauerte, fand gewöhnlich, nicht selten unter Mitwirkung Josephs, ein kleines Konzert statt. Auch als Komponist versuchte er sich und legte einst eine von ihm gesetzte Sonate Mozart zur Beurtheilung vor: „Nun, wie finden Sie meine Sonate, lieber Mozart?“

„Die Sonate ist schon gut, Majestät, aber der, der sie gemacht hat, ist noch viel besser.“

Nach der ersten Aufführung von „Figaros Hochzeit“ sagte der Kaiser zu dem Meister: „Herrlich, lieber Mozart, herrlich! Aber schrecklich viel Noten.“

„Nicht eine einzige zuviel, Majestät!“ war die schlagfertige Antwort.

Kaiser Joseph war einer der ersten, der die wunderbare Schönheit des „Don Juan“, die den Wienern anfänglich nicht recht einleuchten wollte, erkannte und zu würdigen wußte. Er äußerte darüber zu Mozart: „Ihr Werk ist erhaben, noch schöner wie Figaro, aber es ist kein Bissen für meine Wiener.“

„Doch, doch, Majestät!“ rief Mozart. „Man muß den Wienern nur Zeit lassen, ihn zu verdauen.“

Als Mozart im Jahre 1788 Berlin besuchte, wurde ihm von dem kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm II., der ihn sehr hoch schätzte und dem Mozart auch eine Serie von Quartetten zueignete, eine Kapellmeister-Stelle mit dreitausend Thaler Gehalt angeboten. Mozart jedoch schlug das großmüthige Anerbieten mit den Worten aus: „Wie könnte ich meinen guten Kaiser verlassen!“

Erst daraufhin gab ihm dieser eine Besoldung von jährlich — achthundert Gulden.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen und Johann Ludwig Duffeck.

Prinz Louis Ferdinand, der Neffe Friedrichs des Großen, geboren 1772, ist eine jener ungewöhnlichen, ritterlich-genialen Erscheinungen, deren große und glänzende Eigenschaften ihre nicht fehlenden, minder guten, weit überstrahlen. Früh schon zeichnete er sich durch Schönheit, Kraft, Muth, Lebhaftigkeit, sowie durch Herzlichkeit und Menschenfreundlichkeit aus. Bei vielseitig glänzender Begabung, besaß er nicht überall die nöthige Beharrlichkeit. Nur der Tonkunst, zu welcher er schon in früher Jugend die größte Neigung und Anlage verrieth, vermochte ihn vollständig zu fesseln und zu unermüdlichem Fleiße anzu-spornen. Sein großartiges, geniales und virtuosos Klavierspiel erregte allgemeine Bewunderung. Beethoven, der den Prinzen sehr hoch schätzte, sagte, daß er „gar nicht prinzlich oder königlich, sondern wie ein echter, tüchtiger Musiker“ spielte.

Auch in der Composition zeichnete sich der Prinz aus. Er schrieb Trios, Quartette zc., voll Adel und Tiefe der Ideen, die sich ebenfalls Beethovens Anerkennung erwarben.

In dem genialen Böhmen Duffeck, einem der ausgezeichnetsten Klavier-Virtuosen und -Komponisten seiner Zeit, welcher im Jahre 1800

von Paris nach Berlin gekommen war, hatte Louis Ferdinand einen ihm ebenso congenialen Kunstgenossen, wie sympathischen Menschen gefunden, mit welchem er fortan beständig verkehrte und musizierte. Dieser Umgang war für beide vortheilhaft, da einer von dem anderen lernte. War Duffeck dem Prinzen Ferdinand vielleicht an technischer Fertigkeit überlegen, so überragte ihn dieser dagegen durch Größe und Tiefe der Empfindung und der Ideen und zog ihn mit sich höher empor.

Namentlich diesem anregenden Wechselverkehr mit Duffeck ist es zuzuschreiben, daß sich der Prinz in den letzten sechs Jahren seines kurzen Lebens mit voller, glühender Seele der Tonkunst hingab und in ihr Beschwichtigung und Trost für die unbefriedigte Sehnsucht und den Schmerz seines Herzens zu finden suchte. Von einer Frau, die er sehr liebte, die seiner aber nicht ganz würdig war, sagte er einst klagend: „Sie fällt mir nie in meinen besten, edelsten Stunden ein, wenn ich am Klavier phantasire.“

Ein Beispiel von der großen Menschenfreundlichkeit des Prinzen sei hier noch erwähnt. Ein durch Krankheit heruntergekommener Künstler wollte sich mittelst eines Konzerts aufhelsen, doch waren die Aussichten nicht günstig. Da sagte Louis Ferdinand: „Kündigen Sie an, daß ich in dem Konzert eine Sonate spielen werde.“ Es geschah und der Saal, der sonst leer geblieben wäre, war zum Erdrücken voll.

Ergötzlich schildert Spohr, der während der Truppschau bei Magdeburg 1805 durch Duffeck zum Prinzen eingeladen war, das Leben und Treiben daselbst:

„Oft schon des Morgens um sechs Uhr wurde ich, und auch Duffeck, aus dem Bette geholt und in Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen beschieden, der bei der großen Hitze in noch leichterem Kostüm, Hemd und Unterbeinkleidern, bereits vor dem Klavier saß. Nun begann das Einüben der für den Abend zur Aufführung bestimmten Musik und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich indessen der Saal mit besternten Generalen und Offizieren angefüllt hatte. Das Kostüm der Musizirenden kontrastirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen. Doch das genirte den Prinzen nicht im geringsten und er hörte nicht eher auf, als bis alles zur Zufriedenheit ging.“ —

Bekanntlich fiel Prinz Louis Ferdinand am 13. Oktober 1806 bei Saalfeld. Am Abend vorher hatte er noch im Kreise der fürstlichen Familie in Rudolstadt wunderbar schön phantasirt. Es war sein Schwanengesang gewesen. — Duffeck widmete dem Tiefbetrauerten in seiner „Elegie auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen“, ein schönes Denkmal.

Herzog Emil Leopold August von Sachsen-Gotha und Carl Maria von Weber.

Der Herzog Emil Leopold August von Gotha, geboren 1772, war einer der merkwürdigsten, durch Geist und Charakter ausgezeichneten Fürsten seiner Zeit, mit dessen Schrullen und Sonderbarkeiten sich jedoch die Welt vielmehr beschäftigt hat, als mit seinen großen und glänzenden Eigenschaften. In der ganzen Natur und in dem Wesen



Ein Rüsselbär auf der Jagd.

Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Specht.

1870

und Treiben dieses Fürsten lag etwas widerspruchsvolles, das selbst in seiner äußeren Erscheinung hervortrat. Obgleich von hoher, edler Gestalt, zeigte dieselbe doch etwas weiches, fast weibliches, woher denn auch seine Neigung, sich bisweilen weiblich zu kleiden, herrühren mochte. So erschien er einst bei einem Hofeste in einem Frauenrocke und mit einem Kranz im Haar; ein anderes Mal in einer römischen Toga. Sein Haar ließ er fast täglich anders färben, so daß oft seine nächste Umgebung ihn im ersten Augenblicke nicht erkannte.

Ueberhaupt gefiel der Herzog sich darin, seine Hofgesellschaft durch die barocksten Einfälle zu verblüffen und zu düppiren.

So sagte er eines Tages bei einer großen Cour jedem der Anwesenden mit der lebenswürdigsten Miene einige Worte ins Ohr, die jedoch verdunkelte Gesichter hervorriefen. Nach Beendigung der Cour fragte einer den anderen neugierig, was ihm der Herzog gesagt hätte.

„Merkwürdig!“ rief der erste, „mir hat Seine Hoheit höchst gnädig eins, zwei, drei! zugerannt.“ „Und mir: vier, fünf, sechs!“ sagte der zweite, „mir aber: sieben, acht, neun!“ lachte ein dritter, und so kam es heraus, daß der Herzog, immer weiter zählend, so die inhaltlosen Courgespräche drastisch persiflirt hatte.

Dergleichen Wunderlichkeiten ließ man sich aber gern von einem Fürsten gefallen, der sein Ländchen mit der Liebe, Sorge und Umsicht eines Vaters regierte.

Der Herzog war eine geistig und poetisch reich veranlagte Natur. Bald schrieb er Gedichte und Idyllen, dann wieder einen großen Kunstroman „Pandemone“, oder ergoß seinen Geist in Briefe an congeniale Freunde, wie Jean Paul und Ernst Wagner.

Ein glühender Verehrer der Tonkunst und selbst als Liederkomponist hervorragend, war der Herzog auf den jungen, vielversprechenden Karl Maria von Weber aufmerksam und lud ihn 1812 in lebenswürdigster Weise zu längerem Besuche nach Gotha ein.

Weber kam und war durch die Art des Empfanges und durch die ihm höchst sympathische Persönlichkeit des hohen Herrn völlig bezaubert, während dieser wiederum von Webers Geist und Genialität sich so gefesselt fühlte, daß er ihn acht Tage lang fast nicht von seiner Seite ließ, mit ihm speiste, musizirte, ihm vorlas, wobei Weber die Begleitung auf dem Klavier improvisirte und sich in der geistvollsten Weise über Kunst, oft tief bis in die Nacht hinein, mit ihm unterhielt.

War dieser Verkehr zwar höchst anregend, so war er doch auch so aufregend, daß Weber fast den Schlaf darüber verlor. Dennoch konnte er nie widerstehen, wenn, was öfters geschah, eine Einladung des Herzogs an ihn erging. Spohr, der damals in dessen Diensten stand, sagte zu Weber: „Wenn ich so geistreich mit dem Herzog thun wollte, wie Sie, so könnte ich schon längst keinen Fiedelbogen mehr halten.“

Seine Dankbarkeit äußerte der Herzog nicht bloß durch Worte, sondern auch durch reiche Geschenke. So sandte er Weber einst hundert Friedrichsd'or „für den unschätzbaren Unterricht im Geiste der Musik“, dann wieder einen funkelnden Diamantring für „die funkelnde Melodie“, die jener zu einem der herzoglichen Gedichte gesetzt hatte.

Einen im Jahre 1814 dem Herzoge auf dem in tiefer Waldein-

samkeit gelegenen Schlosse Gräsentama abgestatteten Besuch schildert Weber höchst anschaulich, in einem Briefe an seine Braut, Karoline Brand, folgendermaßen:

„Ich kutschirte heraus mit einer gewissen ängstlichen Empfindung, die ich immer habe, wenn ich jemand lange nicht gesehen habe. Diese Furcht war aber ungegründet, denn der Herzog empfing mich so herzlich wie möglich. Von meiner baldigen Abreise will er nichts hören. Seine Güte und Liebe ist wirklich außerordentlich, und so anziehend und brillant sein Geist ist, so oft habe ich auch Gelegenheit, sein gutes, oft verkanntes Herz zu bewundern. — Am liebsten sitzt er neben mir am Klavier und diktiert mir so gleichsam die Gefühle und Bilder, die ich in Tönen ausdrücken soll, so daß er ganze Geschichten empfindet, die ich zugleich in Musik bringe. So vergeht Tag auf Tag und ich kehre jeden Abend, durch eine neue Idee oder Ansicht bereichert, in meine Stube zurück.“ —

Dieses den Fürsten und den Künstler gleich ehrende schöne Verhältniß währte bis zum Tode des ersteren im Jahre 1822.

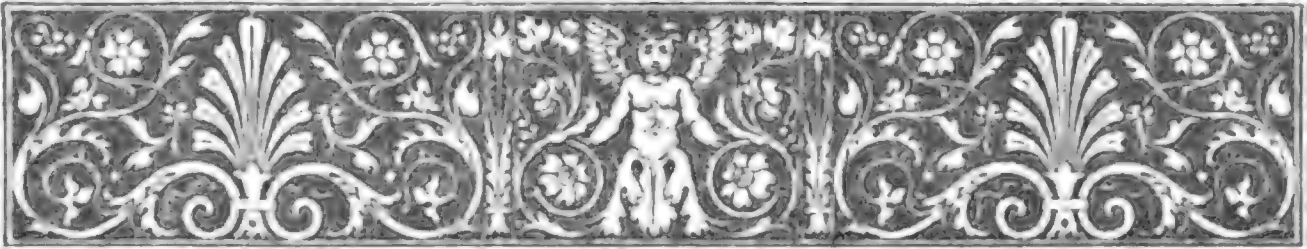
König Ludwig II. von Bayern und Richard Wagner.

Ueber die Beziehungen Richard Wagners zu dem unglücklichen Bayernkönige ist in neuer und neuester Zeit so viel gesprochen und geschrieben worden, daß wir uns hinsichtlich desselben auf wenige Worte beschränken dürfen.

Wenn man auch in Zweifel darüber sein kann, ob die Versenkung in die phantastische Welt der Wagnerschen Schöpfungen heilsam für den königlichen Jüngling gewesen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die hilfreiche Gunst des Monarchen den Meister aus einer Tiefe der Noth, die diesen an allem verzweifeln ließ, zu freier, ungehemmter Schaffensfreudigkeit emporgehoben und sich dadurch ein unvergeßliches Verdienst um die deutsche Kunst erworben hat.

Am Ueberzeugendsten drückt dies ein Brief Wagners an Frau Eliza Wille vom Jahre 1864 aus, welcher kürzlich in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht worden ist und aus welchem wir einige Stellen hier wiedergeben:

„Wollen Sie aber die göttliche Abkunft dieses Glückes kennen lernen, so erfahren Sie, daß zu einer Zeit, wo ich mich unsäglich mühte, eine Niederlassung auf deutschem Boden mir zu gewinnen, und endlich verzweiflungsvoll mich nach Paris wandte, der königliche Jüngling so tief von einer Aufführung meines Lohengrin ergriffen wurde, daß fortan das Studium meiner Werke und Schriften das Hauptmittel seiner Selbsterziehung wurde. Er nährte nur den einen Wunsch, die Macht zu gewinnen, mir in meinen Nöthen helfen zu können. Da, als ich mich in hilfloser Verzweiflung befand, stirbt der König und mein Schutzengel besteigt den Thron. Seine erste Sorge ist, nach mir auszusenden, — wie und wann er mich endlich traf, wissen Sie. Theure, hier ist kein Zweifel . . . endlich ein Verhältniß, das keine Leiden und Qualen mit sich führt! . . . Er ist mein Genius und ich glaube wieder an mein Genie.“



Der Gaucho.

Von Albert Amerlan.

Unter den heutigen Abkömmlingen der spanischen Conquistadoren, welche im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in den ausgedehnten Regionen am Rio de la Plata sich festsetzten, erregen keine so sehr das Interesse des Reisenden, wie die halb-wilden Bewohner der grasbewachsenen Pampas, die sogenannten „Gauchos“. Das Wort stammt von dem indianischen Gatchu (sprich Gatschu), welches in der Sprache der südlich der Provinzen Buenos-Aires und San-Luis hausenden Ranqueles-Indianer „Kamerad“ bedeutet.

Jeder Gaucho hat ein mehr oder weniger großes Quantum indianisches Blut in seinen Adern, was um so erklärlicher ist, da die Indianer von den Spaniern niemals für eine so untergeordnete Menschenklasse, wie diese die Neger ansahen, betrachtet wurden und deshalb vielfach Ehen mit Indianerinnen schlossen. Hierzu kam noch, daß schon unter der Regierung König Karl I. (Kaiser Karl V. von Deutschland) ein Gesetz erschien, welches alle aus solch gemischten Ehen hervorgehende Kinder für Spanier erklärte.

Das weite, etwa 3,200,000 Quadrat-Kilometer große Territorium der Argentinischen Republik zählt noch nicht ganz drei Millionen Einwohner, trotzdem dasselbe die neunzigfache Mehrzahl, d. h. 270,000,000 Menschen mit Leichtigkeit ernähren könnte, wenn wir die Ausdehnung Deutschlands mit seiner Bewohnerzahl hier zur Norm nehmen.

Von diesen noch nicht drei Millionen Einwohnern leben etwa 600,000 in den spärlich über das Land zerstreuten Städten und kleineren Ortschaften, während der übrige Theil, mit Ausnahme von etwa 80,000 Indianern, die nomadisirend Patagonien und den Gran-Chaco durchziehen und die Ansiedelungen nördlich des Rio Negro und Rio Colorado häufig plündern, sich auf dem platten Lande, in weit von einander entfernt liegenden Hütten, niedergelassen hat.

Diese Bevölkerung besteht zum größten Theil aus Gauchos.

Die Natur, welche die Pampas der Hauptsache nach zu einem Weidelande geschaffen hat, weist ihre Bewohner auf die Viehzucht, die

von ihnen auch als einziger Erwerbszweig, seit Hunderten von Jahren, mit Lust und Liebe betrieben wird.

Ein solcher Viehzüchter lebt auf seinem eigenen, häufig mehrere Leguas großen Grund und Boden, der den wild umherlaufenden Rindern und Pferden, die alle die Marke ihres Eigenthümers tragen, zur Weide und zum Tummelplatz dient, abgeschlossen von aller Welt. Täglich macht der Gaucho einigemal einen Rundritt, den sogenannten Rodeo, um nach seinem Vieh zu sehen, von dem er übrigens ein Fortlaufen nicht zu befürchten braucht, da die Thiere mit merkwürdiger Liebe an den Boden hängen, auf dem sie geboren und aufgewachsen sind.

Wenn bei einem der häufigen Einfälle, den die Pampas-Indianer in die bewohnten Grenzdistricte machen, das geraubte Vieh mehrerer Estancias von ihnen fortgetrieben wird und die frechen Räuber bisweilen von den Grenztruppen eingeholt und in die Flucht geschlagen werden, so treiben die Soldaten das den Rothhäuten wieder abgenommene Vieh eine Strecke weit zurück und überlassen es seinem Schickal. Nach ein oder zwei Tagen kommt es in der Regel wohlbehalten wieder auf seiner Querencia an, wie die Gauchos den Geburtsplatz des Viehes nennen, und wenn dieselbe auch achtzig bis hundert Leguas entfernt wäre. Auf diese Weise gelangt der rechtmäßige Eigenthümer häufig wieder in den Besitz der ihm geraubten Heerden.

Infolge dieser Eigenschaft der Thiere ist die Beaufsichtigung derselben eine sehr leichte und erstreckt sich eigentlich nur darauf, den Viehdiebstahl zu verhindern.

Jeder Viehzüchter besoldet eine Anzahl Peone, in der Regel verarmte Gauchos, denen die Aufsicht über die Heerden anvertraut wird. Der Lohn dieser Leute beträgt bei freier Kost in der Regel 10 bis 12 Patacons (ungefähr 50 Mt.) monatlich.

Das Wohnhaus eines solchen Viehzüchters, wenn man seine Behausung überhaupt so nennen kann, besteht meistens aus einem einfach aus Baumstämmen und Schilf errichteten Rancho, dessen Wände mit Lehm beworfen sind. Der von der Mutter Erde gebildete Fußboden ist festgestampft. Häufig besitzen die Seitenwände des Rancho ein oder zwei kleine Fensteröffnungen, die mit roh zusammengenagelten hölzernen Läden, deren Haspen und Krampen durch ein Stück Kuhhaut ersetzt sind, geschlossen werden können. Das Innere der Wohnung bildet einen einzigen, durch keine Zwischenwand getheilten Raum, der nur mit dem Nothdürftigsten ausgestattet ist. Zwei aus Holz zusammengeschlagene Bettgestelle, deren Füße mehrere Zoll tief in den Boden eingegraben sind und statt der Bretter ein Flechtwerk von aus Häuten geschnittenen Riemen enthalten, auf dem verschiedene Hammelfelle und wollene Decken liegen, bilden theils das Ehebett für den Hausherrn und dessen bessere Hälfte, theils das Bett für die Töchter des Hauses. So zahlreich letztere auch sein mögen, müssen sich doch Alle in ein und demselben Bett einrichten, während ihre Brüder das Sattelzeug am Boden ausbreiten und sich dadurch rasch ein den Umständen nach bequemes Nachtlager schaffen, das der als Decke dienende Poncho vervollständigt.

In einer Ecke des Zimmers sind einige Bretter angebracht, auf

denen der circa ein Fuß hohe Heilige steht, dessen Obliegenheit es ist, für die Fruchtbarkeit der Heerden, Regen für die Weide, Gedeihen der Familie und Abwendung von Krankheiten, sowohl von Menschen, wie auch vom Vieh zu sorgen. Thut er dies zur allgemeinen Zufriedenheit, so wird ihm zu Ehren eine selbstgezogene Kerze aus Hindertalg angezündet, die so lange vor seinem Bilde brennt, als er seine von ihm geforderten Verpflichtungen erfüllt. Entgegengesetzten Falls bekommt der arme Heilige jedoch eine Schnur um den Nacken und wird nun hoch oben so lange in den Rauch der Küche aufgehängt, bis der von ihm geforderte Regen eintritt, oder ein erkranktes Familienmitglied wieder gesund wird, worauf er dann aus dem Rauch genommen und wieder nach seinem alten Platz zurückgebracht wird. Stirbt dagegen der Kranke, oder tritt unter den Heerden eine Pest auf, so ist dem Heiligen das Urtheil gesprochen; in diesem Fall wird er mit dem Messer schmächtig zerhackt, in den Koth geworfen und dadurch für ewige Zeiten als unfähig erklärt, die Rolle eines Schützers und Schirmers zu übernehmen. Einem anderen Heiligen, von dem man sich eine pünktlichere Erfüllung seiner Pflichten verspricht, wird dann die Gewalt übertragen und der Ehrenplatz im Hause eingeräumt. Das Loos eines solchen „Santo“ in einer Gauchohütte ist demnach bisweilen kein beneidenswerthes.

Außer einigen Schnüren zum Aufhängen der den Frauen gehörenden wenigen Kleidungsstücke und einer aus Riemen verfertigten Hängematte, in der sich den größten Theil des Tages über der Hausherr oder „Patron“, wie er von den Peonen angeredet wird, Guitarre klimpernd und Cigarretten rauchend, refelt, wird das Mobilien der Hütte noch durch eine Anzahl weißgebleichter Ochsenköpfe, die statt der Stühle dienen, vervollständigt.

Neben diesem zur Wohnung dienenden Rancho erheben sich noch einige kleinere Schilfhütten, von denen die eine als Küche, die anderen als Wohnungen für die Peone dienen. Diese sind im Innern vollständig kahl und leer, da die Peone bei gutem Wetter, des vielen Ungeziefers in der Hütte wegen, diese nur bei Regenwetter benutzen und sonst es vorziehen, im Freien zu schlafen. Auch die für die Küche bestimmte Hütte, die übrigens keinen Herd enthält, wird nur bei schlechtem Wetter benutzt, da sonst im Freien gekocht wird.

Betrachten wir jetzt das Tagewerk der Bewohner solcher Rancheria, oder Estancia (wie diese Leute mit besonderer Vorliebe ihr Heim nennen), etwas näher. Früh am Morgen, noch bevor die Sonne aufgegangen ist, erheben sich alle von ihrem Lager; nicht etwa weil die Arbeit drängt, sondern weil der Gaucho nicht mehr schlafen kann, da er während des größten Theils des Tages sich dem Schlummer hingiebt.

Die Peone haben bereits Feuer angezündet, das mit getrockneten Disteln und dito Kuhmist genährt, zum Kochen des in der „Pava“ (Theekessel) befindlichen Wassers dient, um den beliebten „Maté“ zu bereiten. Alle hocken um das Feuer; der Patron nebst Frau und Kindern mit den Peonen in bunter Reihe durcheinander.

Von Anfang an muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß hier vollständig patriarchalische Zustände herrschen. Der Patron speist in Gesellschaft der von ihm besoldeten Peone, wobei das Gespräch

sich um den Zustand des Viehes, um Wettrennen, Messergefechte, Indianereinfälle, Viehdiebsbanden u. a. m. dreht. Der Patron behandelt seine Leute überhaupt mehr als Kameraden, denn als Knechte. Letztere betrachten dies als selbstverständlich und bewegen sich ohne Zwang in der Familie ihres Patrons, wissen jedoch immer eine gewisse Grenze inne zu halten und führen jede Unordnung ihres Brodherrn auf das Gewissenhafteste und Pünktlichste aus.

Es hat sich so ein Verhältniß herausgebildet, welches an die Zeiten Abrahams erinnert und anfänglich den Reisenden unerklärlich vorkommt, ihm jedoch später die Ueberzeugung aufdringt, daß beide Theile sich gut hierbei stehen. Kommt es doch häufig genug vor, daß ein Peon die Tochter seines Brodherrn heirathet, die dann ihrem Manne eine reiche Aussteuer an Vieh und Land mitbringt.

Nach eingenommenem Maté besteigen die Männer ihre Pferde, um nach dem Vieh zu sehen, ein junges Kind mit dem Lasso, den der Gaucho mit erstaunlicher Sicherheit zu handhaben versteht, niederzuwerfen und es dann für die Küche zu schlachten. Hat der Patron sich von der Vollzähligkeit und dem Zustande seiner Heerde überzeugt, so besucht er seinen oft zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer entfernt wohnenden Nachbar, seinen Begino, um mit ihm entweder Karte zu spielen oder zu jagen.

Die Jagd, wie sie von den Gauchos zu Pferde betrieben wird, ist eine äußerst aufregende. Schießgewehre werden von den Jägern nicht mitgeführt, dagegen Lasso, Bolas und im Gürtel das sie stets begleitende lange, scharfe Messer. Das zu jagende Wild besteht aus Straußen, Venados (kleinen Hirschen) und Armadillos (Gürtelthieren), wozu in den westlichen Provinzen noch Guanacos und Vicunas kommen. Haben die Jäger, von denen in der Regel vier bis fünf beisammen sind, ein Rudel Strauße entdeckt, so reiten jene langsam gegen den Wind auf dieselben zu, dabei die Wurfschlingen, Bolas genannt, zum Gebrauch in den Händen bereit haltend. Häufig gelingt es den Jägern, den harmlosen Thieren ziemlich nahe zu kommen, bis diese, von plötzlicher Unruhe ergriffen, mit ausgebreiteten Flügeln die Luft peitschend, schnell wie der Wind über die Ebene eilen, um aus der gefahrdrohenden Nähe der Reiter zu kommen.

Jetzt beginnt die eigentliche Jagd.

In weitem Halbkreise folgen die Gauchos, mit wildem Geschrei und geschwungenen Bolas, auf ihren schnellen, ausdauernden Pferden, was diese laufen können, dem fliehenden Wilde, bis die Distanz sich auf Wurfweite vermindert hat. Dann wirbeln die Bolas, von sicherer Hand geschleudert, pfeifend durch die Luft, umschlingen die Beine des Straußes, und bringen ihn dadurch, wobei die ziemlich schweren eisernen Kugeln häufig die Beine des Thieres zerbrechen, zu Fall.

Diese Bolas bestehen aus drei etwa ein und einen halben Meter langen, aus dünnen Riemen geflochtenen Stricken, an deren je einem Ende sich eine etwa fünf Pfund schwere eiserne Kugel befindet, während die anderen drei Enden der Stricke mit einander in einem Knoten verbunden sind. Beim Gebrauch ergreift der Gaucho die nicht zu verachtende Waffe bei einer der Kugeln, schwingt die beiden anderen mehrere male über seinen Kopf, um dem Wurf größeren Nachdruck zu

geben und schleudert dann die Bolaz mit stets treffender Sicherheit nach dem Ziele, sei dies nun ein Strauß, ein Kind, ein Pferd oder ein Mensch.

Den erlegten Strauß beraubt der Gaucho der größeren Flügel Federn, nimmt dann den Magen heraus und löst aus diesem wieder die innerste feine Haut (Pepsin), die er, getrocknet und zu Pulver zerstoßen, als ein von ihm sehr geschätztes Heilmittel gegen Magen Schwäche einnimmt und verkauft.

Nach Hause zurückgekehrt, wird gegen elf Uhr das „Almuerzo“, Frühstück, eingenommen, das mit Maté eröffnet wird, worauf ein Spießbraten, zu dem mit Vorliebe die „Costillas“ (Rippenstücke) verwendet werden, „Puchero“ (Kochfleisch) und Rindsfleischsuppe folgen. Letztere, „Caldo“ genannt, wird nicht mit Löffeln gegessen, sondern aus Blechbechern getrunken.

Während der Mahlzeit, die, wenn es das Wetter erlaubt, im Freien unter der zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen errichteten „Ramada“, einer Art bedeckter, nach allen Seiten hin offener Laube, eingenommen wird, glänzen: Stühle, Teller, Löffel und Gabel durch ihre Abwesenheit.

Der eiserne Spieß, mit dem daran befestigten saftigen Rippenstück, wird in den Erdboden gestoßen und daneben der auf drei Füßen ruhende gußeiserne Kochtopf, mit seinem Inhalt an Suppe und „Puchero“ (Kochfleisch) gestellt, worauf sich die ganze Gesellschaft im Kreise auf Tschenschildeln um die Speisen niederläßt. Die anderthalb Fuß langen Messer werden aus den Scheiden gezogen und jedermann langt nun nach Belieben zu und schneidet sich saftige Stücke von dem lieblich duftenden Braten ab. Während des Essens wird das Stück Braten oder Fleisch in der linken Hand gehalten, während die Rechte das Messer führt und die Bissen zum Munde befördert.

Nach beendetem Frühstück überläßt sich alles der so beliebten dreistündigen Siesta, welche die Peone außerhalb, im Schatten des Rancho, der Patron aber in seiner im Zimmer angebrachten Hängematte verträumen.

Ist die Siesta beendet, so besteigt der Gaucho wieder sein Pferd, macht den Rodeo und galoppirt dann nach der nächsten, oft einige Leguas entfernt liegenden Pulperia, wo er sicher ist, um diese Zeit Gesellschaft zu finden.

Bevor er ankommt, weiß er schon, nach der Zahl der vor dem Hause angebundenen Pferde, zu beurtheilen, wie viele Besucher und welche dort sind, da er die Lieblingspferde der auf zwanzig Leguas in der Umgegend wohnenden Gauchos ganz genau kennt.

Bei seiner Ankunft von den Anwesenden bewillkommnet, dreht sich, bei einem Glase Wein oder Genever, bald das Gespräch um gestohlene oder zugelaufene Thiere. Letztere, „Ajenos“ genannt, werden genau beschrieben und wird mit dem Stiel der Rebenque*) die Marke der Thiere auf dem sandigen Fußboden gezeichnet, damit der rechtmäßige Eigenthümer benachrichtigt werden kann, daß sich Vieh von ihm dort und dort befindet und er es abholen soll.

*) Wichtige Reitpeitsche der Gauchos, mit kurzem, schwerem Stiel.

Bald ergreift einer der Anwesenden die in jeder Pulperia sowohl, wie auch in jeder Gauchohütte zu findende Guitarre und trägt ein aus dem Stegreif gedichtetes Lied mit Begleitung auf dem Instrument vor, worauf die Unterhaltung der übrigen Gäste schweigt und alle gespannt dem Vortrage lauschen. Solche Improvisatoren, die man übrigens unter den Gauchos nicht so selten findet, stehen bei diesen in hoher Gunst und werden stets mit einer gewissen Auszeichnung behandelt.

Sobald der Vortrag beendet ist, setzt man sich zum Kartenspiel, welches mit einer Leidenschaft gehandhabt wird, die förmlich beängstigend auf den ruhig Zuschauenden wirkt. Anfänglich wird hierbei, mit gedämpfter Stimme, in abgebrochenen Sätzen eine Art Konversation geführt, jedoch verstummt auch diese bald, da die ganze Aufmerksamkeit der in der Schnapsbude Anwesenden von dem Gange des Spiels in Anspruch genommen wird. Die dunklen, von buschigen Brauen beschatteten Augen sind stier auf die Karten gerichtet; in den markirten Zügen der broncefarbenen Gesichter zuckt und wühlt die Aufregung. Das gefüllte Glas steht achtlos und unberührt da — sein Vorhandensein ist von den Spielern vergessen — die herrschende Stille wird nur ab und zu durch ein halbleise ausgestoßenes „Carrajo!“ und das Klingen des rullirenden Geldes unterbrochen.

Häufig endet das Spiel auf blutige Weise. Einer der Spieler beschuldigt den Gegner falsch gespielt zu haben. Sogleich zieht dieser sein langes Messer und begiebt sich mit den Worten: *vamos á arreglarnos!**) vor die Thür der Pulperia, wohin ihm nicht nur der Geforderte mit dem blanken Messer in der Hand, sondern auch alle Anwesenden folgen. Diese schließen um beide Gegner einen weiten Kreis und das Duell beginnt in Gegenwart vieler Zeugen, aber ohne Sekundanten. In der Führung des Messers ist der Gaucho ein Meister, da er hierin von frühester Jugend an von seinem Erzeuger Unterricht erhalten und sich in seinen Jünglingsjahren oft schon einen gefürchteten Namen als *Peledor****) gemacht hat. Das Gefecht selbst, bei welchem ein, wenn auch nur sprungweises, fortwährendes Vor- und Zurückweichen beider Gegner stattfindet, besteht nicht im Stechen, sondern im hiebartigen Schneiden von oben nach unten, oder vice versa, was, beiläufig bemerkt, noch viel gefährlicher ist.

Hat ein solches Duell mit tödtlichem Ausgange stattgefunden, so erhebt sich aus dem Kreise der Umstehenden ein allgemeines, aus tiefster Brust hervorgestohenes: „Ay!“ und mit trauriger Stimme, mit Thränen in den Augen murmeln die anwesenden Campbewohner: „*Pobre amigo! has tenido una desgracia!*“***)) — Das Mitleid erregt nicht der Gefallene, der blutbesudelt, kalt und starr am Boden liegt, sondern den Ueberlebenden, der nun für einige Jahre nach der *tierra adentro*, d. i. nach dem „Lande des Innern“, wie die Gauchos das von den wilden Indianern bewohnte Land nennen, flüchten muß, um nicht von der Justiz ereilt und auf vier bis zehn Jahre unter das Vinienmilitär

*) „Wir wollen uns verständigen!“

**) Kaufbold.

***)) „Armer Freund! Hast ein Unglück gehabt!“

gesteckt zu werden. Ein Loos, welches nach den Begriffen des Gaucho das schrecklichste ist, das ihn überhaupt treffen kann. —

Das im ganzen ziemlich einförmige Leben dieser Leute erhält nur an Sonn- und Festtagen, sowie in der Zeit, wenn das Vieh der verschiedenen Estancias mit der Brandmarke ihres Eigenthümers versehen wird, einige Abwechslung. Es ist diese Zeit, welche stets festlich begangen wird und wozu Gäste von Nah und Fern herbeiströmen, für den Gaucho das, was für den deutschen Landmann das Erntefest ist. Findet ein solches Fest auf einer Estancia statt, dann erscheinen dort die benachbarten Estancieros mit ihren Frauen, Kindern und Weonen, auf das beste geschmückt und alle selbstverständlich beritten, denn diese Leute gehen nicht gerne zu Fuß und wenn sie auch einen Weg von nur dreißig Schritten Länge zurückzulegen hätten.

Dann ist solch ein Gaucho eine wirklich malerisch schöne Erscheinung. Auf seinem feurigen Renner sitzend, dessen Sattel und flirrendes Zaumzeug verschwenderisch über und über mit Silber beschlagen ist, nähert er sich langsam dem Corral, in dem das Brandmarken des Jungviehes vor sich geht und verfolgt mit aufmerksamen Blicken die sich hierbei entwickelnden Vorgänge. Seine Füße stecken in hohen, mit schweren silbernen Sporen versehenen Stiefeln von schwarzem Glanzleder, über die eine weite, schneeweiße mit Stickereien und Randas (Spitzen) besetzte Unterhose bis zur halben Wade herabfällt. Ueber diese ist die aus feinem dunklen Tuch bestehende Chiripa geschlungen, die von einem breiten, ledernen, dicht mit silbernen Münzen besetzten Gürtel, in dem das Messer mit schwerem silbernem Griff in silberner Scheide steckt, um die Hüften festgehalten wird. Ueber den mit einem weißen, gestickten Hemd und einer Mundsacke von schwarzem Tuch bedeckten Oberkörper flattert der Poncho aus Vicunawolle; ein rothweidenes Tuch, lose um den Nacken geschlungen, schützt diesen vor den Sonnenstrahlen, während ein anderes Tuch, von demselben Stoff, zu einer Binde zusammengelegt, um die Stirn gebunden ist und hinten in zwei Zipfeln herabhängt. Das Kostüm wird durch einem breit-ränderigen, niederen schwarzen Hut, von feinem Filz, vervollständigt, unter dem die langen schwarzen Haare des fecken Reiters bis auf die Schultern niederfallen.

Lange hält es der Gaucho nicht aus, einem Vorgange, wie das Marken der Thiere, bei dem ununterbrochen Jubel und Gelächter erschallen, unthätig zuzuschauen. Er wickelt seinen Lasso auseinander und reitet, von plötzlich ihn befallender wilder Lust getrieben, in den Corral, sucht mit seinen vor Aufregung funkelnden Augen einen jungen, kräftigen Stier, der fast im selben Moment schon von dem blitzschnell durch die Luft fliegenden, seine Hinterbeine umschlingenden Lasso zu Boden gerissen wird, um sogleich von einem der anwesenden Weone auch an den Vorderfüßen gefesselt zu werden und dann mit einem glühenden Eisen auf den rechten Schenkel die Marke eingebrannt zu erhalten, worauf das Thier, entfesselt, mit mächtigen Sprüngen unter lautem Gebrüll zu seinem Weideplatz zurückeilt.

Nach beendeter Arbeit findet die Mahlzeit statt, die fast ausschließlich aus Asado con cuero (Braten in der Haut) besteht. Hierzu werden ein oder zwei junge Ochsen, je nach der Zahl der Anwesenden,

geschlachtet und, nachdem die Eingeweide ausgenommen, sowie Kopf, Hals und Füße entfernt sind, mit Haut und Haaren über ein mächtiges Kohlenfeuer langsam gebraten. Jeder tritt dann heran und schneidet mit seinem langen Messer für sich und die Senoras nach Belieben ab, denen ihre Portion nicht etwa auf einem Teller, sondern auf der Spitze des Messers präsentiert und von ihnen mit den Fingern ergriffen und von dem scharfen Stahl heruntergezogen wird. Ländlich, sittlich. Ein solch saftiger Asado con cuero, den man beim Speisen erst aus der Haut herauschält, schmeckt übrigens delikats, und der Leser kann überzeugt sein, daß auch der verwöhnteste europäische Gourmand denselben so leicht nicht verschmähen wird.

Wettrennen, Trinkgelage und Kartenspiel folgen, bis am Abend zu den Klängen der Guitarre ein Ball das heitere Fest beschließt, auf welchem, namentlich in den anmuthig originellen Tänzen: Gato, Chilena und Fandango, die jungen dunkeläugigen Gauchitas eine ihnen angeborene, aus feurigem Verlangen, gezügelt durch keusche Zurückhaltung bestehende natürliche Grazie entwickeln. —

Eine dem Europäer sonderbare, fast unbegreifliche Sitte herrscht bei den Gauchos, wenn in einer Familie ein Kind im Alter bis zu drei Jahren gestorben ist. Der kleine Leichnam wird, von Blumen und Lichtern umgeben, in der Mitte des Zimmers auf einem Tisch niedergelegt, worauf von den Nachbarn und Nachbarinnen, die zu diesem Feste sich einsinden, unter Tanz, Gesang und Gelächter, eine Art Orgie aufgeführt wird, welche die Nacht hindurch dauert und wobei der Wein in Strömen fließt. Die Eltern und Geschwister des verstorbenen Kindes, um das sich wild die Paare schwingen, sind am fröhlichsten, da sie bestimmt wissen, daß das kleine todte Geschöpf, ohne das Fegefeuer erst passiert zu haben, direkt in das Paradies gekommen und dort ein Englein der himmlischen Heerschaaren geworden ist. Weßhalb denn zu einem so freudigen Ereignisse noch trauern? Darum lustig! —

Der Charakter des Gaucho ist im allgemeinen ein wilder, unbändiger und hochfahrender, der sich bei ihm, von frühester Jugend an, durch Lebensweise und Beschäftigung herausgebildet hat: Schon als Kind lernt er früher reiten als gehen; kaum drei Jahre alt, übt er sich im Gebrauch des Lasso, den er nach Hunden, Hühnern, Katzen u. s. w. wirft, sowie später im Gebrauch kleiner Bolas, die von ihm nach Kälbern und Fohlen geschleudert werden. Auch im Messerfechten erhält er schon früh Unterweisung, während von anderem Unterricht, wie: Lesen, Schreiben und Rechnen, keine Rede ist. Woher sollte auch dieser kommen? Vater und Mutter können nicht lesen, noch viel weniger schreiben und eine Schule giebt es ringsumher weit und breit nicht. Der Gaucho fühlt übrigens diesen Mangel an Schulunterricht durchaus nicht, denn nur wenige seiner Gefährten können sich rühmen, jemals die Rudimente eines solchen genossen zu haben. Von der katholischen Religion erhält er einige dunkle Andeutungen, lernt auch wohl das „Ave Maria“ beten, doch sind im ganzen seine Religionsbegriffe mehr eine Kette abergläubischer Vorstellungen, als wirkliche Ueberzeugungen.

Schon mit fünfzehn Jahren bändigt er wilde Pferde, die noch

nie die Kraft und Gewandtheit eines erfahrenen Reiters kennen gelernt haben, und reitet dieselben zu. Furcht kennt er hierbei nicht; nur das ehrgeizige Verlangen treibt ihn, von den älteren Gauchos, die seinen Bemühungen zuschauen, als „Domador“ (Pferdebändiger) anerkannt zu werden, weshalb er bei dieser gefährlichen Beschäftigung sein Leben auch täglich zwanzigmal aufs Spiel setzt.

In dieses Alter fallen auch seine ersten Messerduelle, in der Regel aus Eifersucht mit einem Nebenbuhler, der es wagt, seine Augen ebenfalls zu der von ihm erkorenen hübschen Gauchita zu erheben, und stolz wie ein Hidalgo — nein der Vergleich paßt nicht — stolz wie nur Er ist, präsentirt er die erhaltenen Wunden im Hause seiner Angebeteten.

Als Mann erhält er, wenn er sich durch körperliche Gewandtheit, Ausdauer in Ertragung von Strapazen, Rücksichtslosigkeit, Kühnheit und den Reichthum vieler Viehheerden hervorthut, bald ein gewisses Uebergewicht über die anderen Gauchos in der von ihm bewohnten Provinz, so daß er unter ihnen den Ton angiebt. In diesem Fall ist er ein von den politischen Parteien des Landes theils gefürchteter, theils gesuchter Mann; denn gelingt es einer derselben ihn für sich zu gewinnen, so ist sie damit der Stimmen von tausend und mehr kühnen Männern sicher, unterliegt aber dieselbe Partei bei der Wahl und schreitet dann, wie hier so häufig, zur Selbsthilfe, d. h. zur Revolution, so wird unser Gaucho zu einem kühnen Caudillo, der an der Spitze seiner verwegenen Reiter schon mehr wie einmal den Ausschlag gegeben hat. In diesem Falle ist er ein nicht zu überschender politischer Faktor, mit dem die Regierung zu rechnen hat. Im übrigen bekümmert sich der Gaucho nicht viel um Politik, da er der Meinung ist, daß der Kongreß stets zwei Gesetze mache: eins für die Stadtbewohner und das zweite, schlechtere für die Gauchos.

Eine Tugend des Gaucho darf hier nicht unerwähnt bleiben: seine große, jedem Reisenden und Fremden stets gewährte Gastfreundschaft. Kein Reisender hat wohl bis jetzt vergeblich um ein Nachtquartier in einer Gauchohütte gebeten, ohne daß ihm solches nicht nur bewilligt, sondern er auch mit Speise und Trank erquickt worden wäre. Ist das Pferd des Reisenden elend und müde, oder ist es erkrankt, so giebt der Gaucho ihm ein frisches, zugerittenes Thier zur Weiterreise, ohne hierfür irgend eine andere Entschädigung als das marode Pferd anzunehmen. Es ist dies ein alter, seit hunderten von Jahren bestehender Gebrauch in den Pampas, ohne den eine größere Reise nicht nur sehr Zeit raubend, sondern unter Umständen sogar oft unmöglich sein würde.

Im ganzen führt der Gaucho ein bequemes Leben, ohne viel Arbeit und ohne Sorgen. Seine Heerden sind sein Reichthum, die ihm mehr geben als er braucht, da er keine großen Genüsse kennt. Hat er Yerba, Zucker, Tabak, Cigarrettenpapier, Wein, Genever, eine Guitarre und einige Spiele Karten, dazu den oben beschriebenen Festanzug mit dem silberbeschlagenen Reitzeng, so hat er alles, was im Bereich seiner Wünsche liegt.

Ab und zu kommen die Aufkäufer für die Saladeros, kaufen ihm einen Theil seiner Heerden ab und bezahlen sogleich in baarer Münze

Das erhaltene Geld wird nicht nach der Stadt zur Bank gebracht, damit es Zinsen trage, sondern im Hause aufbewahrt. Kommt dann der wandernde Krämer, der Mereachille, mit seinem Karren, so erhalten Frau und Töchter neue Kleider, Tücher und Schmuckfächer, während der Gaucho seinen Vorrath an Tabak und Getränken erneuert, sowie einige Spiele frischer Karten für sich kauft.

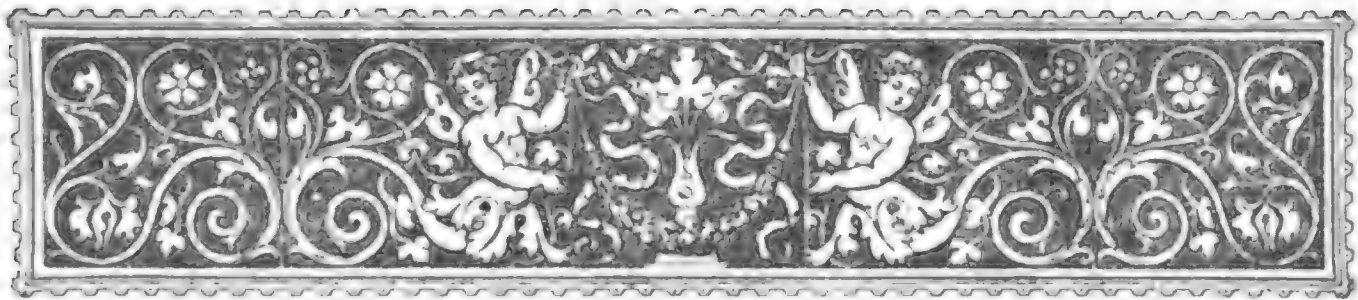
In seinem Auftreten liegt stets eine gewisse Ruhe und Würde. Ein chevalereskes Benehmen im Umgange mit anderen Personen ist ihm angeboren, steht seinem mittelgroßen, geschmeidigen, doch dabei kräftigen Körper vortrefflich und imponirt unwillkürlich.

So lange man sich mit einem Gaucho nicht in ein Kartenspiel einläßt und auch nicht um seine etwaigen Liebschaften kümmert, kann man sehr gut mit ihm auskommen. Er ist höflich, gefällig und zuvorkommend, und ist man öfter mit ihm zusammen gewesen, selbst herzlich. Andererseits wieder ist er rachsüchtig und ruht selten eher, bis er das Blut seines Beleidigers vergossen hat. Er thut dies nicht auf meuchlerische Weise, sondern stets im Zweikampf auf Messer, der in Gegenwart von zufällig anwesenden Zeugen ausgefochten wird.

Zuweilen kommt es vor, daß unter den Gauchos, namentlich unter den geringeren, die als Peone bei einem Estanciero dienen, sich einige gemeiner Verbrechen zu schulden kommen lassen, die von der Justiz scharf geahndet werden. Diese Leute sind jedoch von dem Augenblick an, wo ihre Verbrechen bekannt werden, von den anderen Gauchos geächtet. Flüchtig durchirren sie heimatlos die Pampas, vereinigen sich öfter zu größeren Banden und leben von Raub und Mord, wobei sie dann, um sich an der Gesellschaft, die sie ausgestoßen, zu rächen, in der Regel die größten Grausamkeiten und Schandthaten begehen. Es sind diese die gefürchteten „Gauchos malos“, die „bösen Gauchos“, wie sie in Argentinien allgemein genannt werden, die Geißel der Pampas, gegen die Polizei und Militär einen ewigen Kampf führen.

Diese Leute hier näher zu schildern ist nicht die Aufgabe vorstehender kleiner Skizze, doch wird der freundliche Leser vielleicht Gelegenheit haben, später ihre Bekanntschaft in diesem Blatte zu machen.





Ihre Ideale. *)

Lustspiel in drei Aufzügen von Heinrich Stobitzer.

Mit Benutzung einer Idee Levin Schildings.

Personen: Philipp von Ottenstedt. — Hedwig, seine Frau. — Helene von Dreifen. — Von Wallau. — Möller, Verlagsbuchhändler. — Gertrud, seine Frau. — Dr. Syller, Journalist. — Johann, Diener Ottenstedts. — Annette, Jose Hedwigs. — Wally, Jose Helenes.

Ort der Handlung: Berlin. Zeit: Gegenwart.

(Erster Aufzug: Kleiner Salon bei Ottenstedt. Rechts und links je eine Thür. Rechts vorn ein Fenster. Eleganteste Einrichtung. Links ein Sopha, vor demselben ein Tisch. Rechts ein Schreibtisch.)

Erster Auftritt.

Hedwig. Philipp.

(Hedwig sitzt vor dem reich gedeckten Frühstückstisch links auf dem Sopha, liest in einem Mode-Journal. Philipp ihr gegenüber in einem Fauteuil, eine Zeitung in der Hand, blickt aber neben derselben verstoßen zu seiner Gattin hinüber. Nach einer Weile gähnt er.)

Hedwig (blickt auf). Sagtest Du etwas?

Philipp. Nein.

Hedwig (gleichgiltig). Ich dachte, Du hättest gegähnt.

Philipp. Wirklich? Dann bitte ich um Verzeihung — es geschah ganz unabsichtlich.

Hedwig (zuckt die Schultern). Aber bitte! Genire Dich durchaus nicht!

(Liest weiter. Er vertieft sich ebenfalls in seine Zeitung. Sie legt ihr Journal weg, lehnt sich zurück, betrachtet ihn verstoßen, dann seufzt sie.)

Philipp (blickt auf). Was meinst Du?

Hedwig. Nichts.

Philipp (gleichgiltig). Ich dachte, Du hättest geseufzt.

Hedwig. In der That? Dann vergieb! Es geschah ganz unbewußt.

Philipp. Bitte! Thu' Dir ja keinen Zwang an. (Liest weiter.)

Hedwig (springt nach einer Pause auf, klatscht in die Hände). Ach Gott, ach Gott, wie lustig das ist!

*) Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Das Recht der öffentlichen Aufführung ist nur zu erwerben durch die Theater-Agentur von F. Rubin in München.

Philipp. Was?

Hedwig. Daß wir einander so langweilen.

Philipp (toll). Ja, das ist sehr lustig. (Liest weiter.)

Hedwig. Furchtbar lustig! Furchtbar lu . . . (schleudert plötzlich das Journal weit fort). Mein! Es ist doch langweilig.

Philipp (blickt sie an, zuckt die Achsel. Nach einer Pause). Erlaubst Du, daß ich mir zur Unterhaltung eine Cigarre anzünde?

Hedwig (indignirt). Nach Belieben! Ich ziehe mich ohnehin auf mein Zimmer zurück, um mich von meinem — Papagei unterhalten zu lassen! (Geht nach rechts.)

Philipp (erhebt sich, ironisch bedauernd). O! (Blickt auf das Frühstück.) Aber meine Liebe, Du hast ja wieder keinen Bissen genossen?

Hedwig. Wirklich? Dann habe ich wohl über der Fülle geistiger Genüsse auch die leiblichen vergessen! — Adieu, mein Lieber! Gute Unterhaltung!

Philipp. Danke! Gleichfalls! (Hedwig ab rechts.)

Zweiter Auftritt.

Philipp. Dann Johann.

Philipp (allein, blickt ihr nach). Schade! Ihr ganzer Geist scheint sich in malitösen Antworten zu erschöpfen! (Zündet eine Cigarre an, trückt die Glöde. Zu dem eintretenden Johann.) Wenn Herr Kommerzienrath Möller kommt, melden Sie es mir sofort.

Johann. Zu Befehl, Herr Baron.

Philipp (ab links).

Dritter Auftritt.

Johann. Dann Annette.

Johann (allein, geht zur Mittelstür, ruft hinaus). Mademoiselle Annette...! Mademoisell'chen Annettchen!

Annette (von außen). Ich komme!

Johann (setzt sich auf Philipps Platz, schenkt ein Glas Wein ein, trinkt. Zu der eintretenden Annette). Möchten Sie vielleicht die Gewogenheit haben, mich ein wenig zu unterstützen? (Reicht ihr ein zweites Glas hin.)

Annette. Oh! Avec plaisir, Monsieur Jean. (Setzt sich auf Hedwigs Platz.) Wieder alles unberührt! (Nascht von verschiedenen Tellern.)

Johann (ebenso). Natürlich! Die werden ja von der Liebe satt, hihi!

Annette. Oder ihr bloßer Anblick verdirbt ihnen den Appetit!

Johann. Hihi! Sie wüßten dem Herrn Baron das Mahl gewiß besser zu würzen!

Annette (schlägt schäudernd nach ihm). Schmeichler! — Aber vraiment! Ein solches Ehepaar ist mir noch nicht vorgekommen. Ich habe sie noch nicht bei einem Fuß ertappt.

Johann. Ich glaub's! Die ertappen wir eher beim Augenaustragen.

Annette. Oh non! Dazu müßten sie sich einander viel zu sehr nähern!

Johann. Und sie überschreiten niemals eine gewisse Grenze, hihihi!

Annette. Sie treffen sich ja bloß bei Tisch . . .

Johann. Warum sie uns nur dabei immer hinaus schicken? Die Geheimnisse, die die sich zu sagen haben, dürfte doch die ganze Welt hören.

Annette. Vous êtes naïf, Monsieur Jean! Der ganzen Welt soll es ja eben ein Geheimniß bleiben, daß sie kein Geheimniß haben!

Johann. Hihi! Wenn ich die beiden oft betrachte, sie frisch und rosig wie ein Apfel, daß man gleich hineinbeißen möchte, und er gleichgiltig und kalt, als ob sie wurmstichig wäre . . .

Annette. Hm! Wer weiß . . . in vornehmen Ehen giebt es oft mehr als einen Wurm!

Johann (eifrig). Und Sie glauben . . . ?

Annette (leise). Daß der Herr Baron . . . bei der Gnädigen . . . (blickt sich scheu um) einen solchen Wurm entdeckt hat.

Johann. Nicht möglich! Unsere Gnädige wurmstichig?

Annette. So oft ihre Freundin, Frau von Dreisen kommt . . .

Johann. Ah! Die hübsche junge Wittwe!

Annette. [Hübsch? Passablement! Und jung? Mon Dieu! Sie versteht sich auf Toilettenkünste, voilà tout. Doch lassen wir das! So oft sie kommt,] werde flugs ich fortgeschickt und dann beginnt ein Flüstern und ein Brieflesen bei verschlossenen Thüren . . .

Johann. Aber . . . woher wissen Sie, da Sie doch . . . ? (Macht die Geberde des Fortschreitens.)

Annette. Monsieur Jean, Ihre Naivetät übersteigt die erlaubten Grenzen! Giebt es denn keine Schlüssellocher?

Johann. Ah! Schlüssellocher! Natürlich! Und Sie meinen also, diese Briefe . . . ?

Annette. Wird man nicht ohne Grund heimlich lesen!

Johann. Hm — hm — hm! Und ein ganz ähnliches — Mysteriäts-Verhältniß möcht' ich es nennen, besteht ja auch zwischen dem Herrn Baron und diesem Verlagsbuchhändler M. . . M. . . wie heißt er doch? Mein aristokratisches Gedächtniß kann sich diese plebejischen Namen niemals einprägen. (Klopfen an der Mittelthür.)

Annette. Den Kommerzienrath Möller meinen Sie wohl?

Johann. Möller, ganz richtig! Möller! Wie das klingt! Nicht das winzigste „von“ davor! Und mit diesem — Möller verkehrt unser Baron in einer Weise . . . in einer Weise, die mich oft für ihn erröthen macht. (Neues Klopfen.)

Annette. Ja, ja! Die Aristokratie sinkt immer tiefer!

Vierter Auftritt.

Vorige. Möller.

Möller (durch die Mitte). Ist denn dieses Haus ausgestorben? Ich habe schon zweimal geklopft! Ah — so! Monsieur Jean ist so vertieft in das Frühstück seiner Herrschaft . . .

Johann (ist aufgesprungen). Ich . . . ich . . . (wischt sich den Mund). Ich werde den Herrn Kommerzienrath sofort melden. (Ab links.)

Möller. Seh' mir einer den Schlingel an! Schmaust hier und läßt die Besucher . . .

Annette (verlegen). Mein Herr, Sie werden uns nicht unglücklich machen!

Möller (blidt sie an). Sieh! Sieh! Charmant! Wirklich charmant! (Streichelt ihr die Wangen.) Nun, um dieser hübschen Augen willen sei dem Sünder verziehen!

Annette (totett.) Die hübschen Augen danken Ihnen, Monsieur! (Sieht den von links eintretenden Philipp, macht sich rasch los, eilt ab Mitte)

Fünfter Auftritt.

Möller. Philipp.

Philipp (lächelnd drohend). Habe ich gestört?

Möller (jovial). Nicht doch! Ich zollte nur Ihrem Geschmack in der Wahl Ihrer Dienerinnen meine Anerkennung!

Philipp. Sie thun mir zu viel Ehre an. Die Wahl unserer Dienerinnen ist Sache der Baronin.

Möller. Ei! Da scheint die Frau Baronin keine Anlagen zur Eifersucht zu haben.

Philipp. Wenigstens nicht, soweit es mich betrifft.

Möller. Sie Glücklicher! Wenn doch meine Frau auch so viel Geschmack und so wenig Eifersucht entwickelte!

Philipp (fordert zum Eigen auf). Kommen Sie als Geschäftsmann oder als postillon d'amour? (Setzt sich.)

Möller. In beiden Eigenschaften.

Philipp (steht lebhaft auf). Ach! Dann lassen Sie dem Liebesboten den Vortritt! Ich bitte!

Möller. Nicht doch! Erst das Geschäft, dann das Vergnügen!

Philipp (setzt sich). Bedant!

Möller. [Wenn man Kunst- und Verlagsbuchhändler ist und nur mit Künstlern, Dichtern und anderen Rappelköpfen verkehrt . . .

Philipp. Ich danke!

Möller. Bitte! So ist die Bedanterie die nothwendigste Eigenschaft, um das Gleichgewicht zu erhalten. —] Ich habe Ihnen anzuzeigen, daß die letzte Auflage Ihres Romans . . .

Philipp. Bst! Die Wände haben Ohren.

Möller (leise). Daß die letzte Auflage Ihres Romans — nicht mehr aufliegt.

Philipp. Das ging ja wieder überraschend schnell!

Möller. Verblüffend! Zehn Auflagen innerhalb eines halben Jahres! Schulhumoresken von Ernst Eckstein können auch keinen größeren Erfolg haben.

Philipp. Bst! Bst! Zügeln Sie Ihren Enthusiasmus! Oder wollen Sie, daß morgen die ganze Stadt weiß, wer der Verfasser von „Flittergold“ ist?

Möller. Um Gott! Malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Dieses Geheimniß ist der größte Vorzug des Romans!

Philipp (gebeknt). Ah?

Möller. [Natürlich! Die wirksamste Reklame!] Glauben Sie denn, man würde sich auch nur halb so viel um ihn kümmern, wenn auf dem Titelblatt stünde: „Flittergold — Roman von Philipp von Ottenstedt?“ Man würde ihn lesen, beiseite legen und vergessen wie

tausend andere. So aber: „Wer mag es sein, der sich so ängstlich hinter dem Pseudonym Chlodio Erchenwald verbirgt?“ — „„Wer wird es sein? Irgend ein Roman-Fabrikant, der aus der Geheimnißkrämerei Kapital schlagen will.““ — „Ein gewöhnlicher Roman-Fabrikant? Ich bitte Sie! Woher sollte der diese intime Kenntniß unserer Kreise haben?“ — „„Sie meinen also, ein Mitglied der Gesellschaft . . . ? Vielleicht eine hohe Persönlichkeit . . . ?““ — „Eine hohe? Eine sehr hohe . . . eine höchste Persönlichkeit, welche aus Klugheitsgründen ihren Namen nicht auf ein Buch setzen kann, das mit so vernichtender Schärfe ihre Umgebung geißelt.“ — „„Ah! Das ist interessant. Eine höchste Persönlichkeit! Ich werde mir den Roman sofort anschaffen!““ Und so kalkulirt und meditirt man und wer davon den Profit hat, das sind wir.

Philipp. Also nicht seinem inneren Werthe verdankt mein Buch seinen Erfolg, sondern . . . (geht aufgereggt auf und ab). Das ist ja recht schmeichelhaft für mich!

Möller. Bah! Nur keine Ueberspanntheiten!

Philipp. Wissen Sie auch, daß ich große Lust verspüre, mich heute noch zu demaskiren?

Möller (lächelnd). Das thun Sie nicht. Ich traue ja den Herrn Poeten alle möglichen . . . hm — hm — sagen wir Extravaganzen zu; aber ein Pseudonym zu lüften, das fünfzigtausend Mark werth ist: — nein!

Philipp. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich noch andere Ideale habe als schnöden Gelderwerb!

Möller (lächelnd). Der Beweis ist überflüssig, Herr Baron! Ich weiß ja, daß Sie noch andere Ideale haben — Diana zum Beispiel! (Zieht einen Brief aus der Tasche.)

Philipp (lebhaft). Von Diana!

Möller. An Hilmar! —

Philipp. Geben Sie! (Nimmt den Brief.)

Möller. Haben Sie denn bedacht, daß Ihnen dieses Ideal in dem Augenblicke entschwinden würde, wo Sie aus Ihrem Geheimniß herausträten, (spottend) weil damit der geheimnißvolle Zauber dieses „idealen“ Verhältnisses zerstört wäre?

Philipp (hat den Brief erbrochen, betroffen). Es ist wahr! (Sieht.)

Möller. Ferner muß ja gerade Ihr idealer Zweck Sie vor einem Schritt zurückhalten, der die Verbreitung Ihres Werkes beeinträchtigen würde; denn je mehr es gelesen wird, desto mehr werden die guten Folgen erreicht, die Sie davon erhoffen: Beredelung der Leser, Besserung der Gesellschaft u. s. w. u. s. w.

Philipp (ganz in die Lektüre vertieft, zerstreut). Jawohl! Jawohl! (Stößt einige verzückte Seufzer aus.)

Möller (sarkastisch). Wenn man Sie so sieht, mit leuchtenden Augen, mit wogender Brust, ganz weltvergessen die Epistel eines Weibes verschlingend, möchte man Sie für einen schwärmerischen Jüngling halten, der zum ersten Male liebt.

Philipp (begeistert). Und man würde nicht fehlgehen damit! Jawohl! Ich bin wieder zum Jüngling geworden und liebe zum ersten Male. Denn was ich früher für andere fühlte, das waren nur

vorübergehende Wallungen; hier aber ist mein ganzes Sein ergriffen und meine Liebe wird nur sterben mit mir selber!

Möller. So! Das sind ja recht erbauliche Bekenntnisse für einen Flitterwochen-Ehemann, der die reizendste junge Frau besitzt!

Philipp (macht eine abwehrende Geste). Meine Frau!

Möller (lächelnd). Ihre Frau — allerdings, das ändert die Sache. Man möchte mancher Frau bis ans Ende der Welt nachlaufen, solange sie nicht die unsrige ist, und möchte ihr bis ans Ende der Welt davonlaufen, sobald sie die unsrige geworden. Aber die Frau Baronin . . . oh!

Philipp. Nun ja, ich weiß, daß Sie für die Baronin schwärmen!

Möller (lächelnd). [So weit es mir meine weißen Haare erlauben!] Ja, sehen Sie, der eine schwärmt für ein reizendes junges Wesen, für den verkörperten Frühling und Sonnenschein, der andere — für einen Blaustrumpf, den er gar nicht persönlich kennt, der geistreich schillernde Briefe schreibt und wahrscheinlich Brille und Perücke trägt.

Philipp (auffahrend). Meine Diana? (Achselzuckend.) Sie sind verrückt!

Möller. Ich? Nein! —

Philipp. Diana eine Brille! Abgeschmackt!

Möller. Ihre Frau trägt keine Brille! Aber Geist hat sie trotzdem.

Philipp. Den Geist des Widerspruchs, jawohl!

Möller. Welche Frau hätte den nicht? Aber sie ist so munter, so schalkhaft . . .

Philipp. Ach ja! Sie sollten einmal einer unserer Mahlzeiten beiwohnen — wie sie dieselben durch ihren Humor würzt! Es ist zum Todt . . . (gähnt).

Möller. Hm! Dann geben Sie wohl die Tonart an! Das Gähnen wirkt bekanntlich ansteckend. Uebrigens dünkte ich, schon der Anblick von so viel Schönheit müßte beredt machen?

Philipp. Die Schönheit einer Statue! Mich fröstelt, wenn ich sie ansehe.

Möller. Sie müßten es nur verstehen, der Statue eine Seele einzuhauchen, oder vielmehr ihre Seele zu beleben. Denn sie hat Seele — oder sprechen Sie ihr auch die ab?

Philipp. Was weiß ich von ihrer Seele?

Möller. Nun, ich dünkte, für einen Gatten wär' das immerhin ein Gegenstand von einigem Interesse! Haben Sie ihr denn niemals in die Augen gesehen, die so innig, so seelenvoll blicken können?

Philipp. So? Können sie das? Mich haben sie stets nur trotzig und herausfordernd angeschaut.

Möller. Vielleicht nur, weil die Augen ein Spiegel sind: wie man hinein schaut, schaut es heraus!

Philipp. Kurz und gut, sie ist Ihr Ideal!

Möller (topfschüttelnd). Mir ist nur unbegreiflich, warum Sie dieses geist- und herzlose Wesen zu Ihrer Gattin gemacht?

Philipp. Warum? Weil mir unser gemeinschaftlicher Onkel auf seinem Sterbebette das Versprechen abgenommen hatte, Cousine Hedwig zu heiraten, damit das zerstreute Familien-Vermögen wieder in

einer Hand vereinigt würde. Sein Testament setzte uns gemeinschaftlich zu Erben ein und bestimmte, daß dasjenige von uns, das sich etwa weigern sollte, die gewünschte Ehe einzugehen, jeden Anspruch auf das Erbe verlieren solle. Ich hatte bis dahin Hedwig nicht viel mehr als dem Namen nach gekannt, da sie in auswärtigen Pensionaten erzogen worden und nur selten hierher gekommen war. Nun lernte ich sie als eine hübsche, junge Dame kennen, die gar wohl geneigt schien, um der reichen Erbschaft willen, den ihr gleichgiltigen Gatten mit in den Kauf zu nehmen, und da auch mein Herz noch leer war und weder Haß noch Liebe für sie fühlte, so fügte auch ich mich in diese Vernunft-Heirat, hoffend, daß sich unsere Ehe, wie tausend andere, zu einem freundschaftlichen Nebeneinanderleben gestalten würde, bei dem man keine großen Anforderungen aneinander stellt und sich im übrigen möglichst wenig genirt.

Möller. Für einen Dichter waren das merkwürdig — kaltblütige Ansichten!

Philipp. Ach! Ich hatte längst darauf verzichtet, in unseren Kreisen jenes ideale Zueinanderleben zu finden, das, im beständigen Austausch der Seelen und Herzen bestehend, erst die edelsten Keime unseres Wesens zur Entfaltung bringt! Da — kurz vor meiner Vermählung und nach dem Erscheinen meines Romans — brachten Sie mir eines Tages einen Brief, der bei Ihnen für den Verfasser eingelaufen war und, von verstellter Frauenhand geschrieben, eine naive Bewunderung meines Talentes enthielt, dabei aber so viel Geist und Bildung verrieth, daß ich mich unwillkürlich geschmeichelt fühlte. Die Dame sprach den Wunsch aus, mit mir in Korrespondenz zu treten, knüpfte aber daran die Bedingung, daß ich niemals ihrem Namen und Stand nachforschen dürfe, da jeder derartige Versuch den Abbruch unserer Beziehungen zur Folge haben würde. Ferner mußte ich ihr versprechen meine Schrift zu verstellen, damit auch sie über meine Person in vollständigem Dunkel bleibe und jede Möglichkeit einer persönlichen Annäherung, die nur den idealen Charakter des Verhältnisses stören würde, ausgeschlossen sei. Die Briefe wollte sie bei Ihnen abholen lassen. Das Originelle, Geheimnißvolle der ganzen Affaire reizte mich. Hier bot sich mir einmal etwas, das aus dem Alltagsgeleise heraus trat. Ich antwortete und nannte sie Diana wie die Heldin meines Romans. Ihre Erwiderung entzückte mich noch mehr als ihr erster Brief; sie streifte darin alle scheue Zurückhaltung ab und ließ mich Blicke thun in einen so großen, idealen Frauen-Charakter, daß

Möller. Daß Sie geblendet und infolge dessen fortan blind waren für die Vorzüge Ihrer Braut!

Philipp. Hedwig und Diana! Der kalte, ausgestorbene Mond neben der allbelebenden Sonne! Wo Hedwig ironisch und absprechend, ist Diana hingebend und schalkhaft und zeigt ein Ueberwallen der innigsten Empfindungen, wo jene nur Trotz und Hochmuth kennt. Sie besitzt blendenden Geist und lebhaftes Interesse für alles Edle und Schöne, während Hedwig . . .

Möller. Kurz: Diana ganz Licht, Hedwig ganz Schatten, oder richtiger: Diana ganz Ideal, Hedwig ganz — Wirklichkeit!

Philipp. Sie meinen, ich übertreibe. Urtheilen Sie selbst! Dieser Brief enthält wieder ein Beispiel ihrer hohen Sinnesart. Sie gesteht mir, daß auch sie im Joch einer unglücklichen Ehe seufze, aber statt die Schuld dem Manne aufzubürden, wie es tausend andere Frauen an ihrer Stelle thun würden, nimmt sie die Schuld ganz auf sich! (Winkt in den Brief.) An ihrem Stolz und Eigenwillen, sagt sie, an ihrem starren Troze und ihrer hochmüthigen Kälte sei das Schifflein ihres ehelichen Glückes zerschellt. Was sagen Sie zu solcher Hochherzigkeit?

Möller. Hm! Ich gebe diese Diana noch nicht ganz verloren. Erkenntniß seiner Fehler ist der erste Schritt zur Besserung!

Philipp (zornig). Sie glauben also an diese Fehler? Sie glauben, daß Diana . . . ! Ich behaupte, der Mann, der es nicht versteht, mit einem solchen Wesen der Glücklichsste der Menschen zu sein, der ist — ein Dummkopf.

Möller (schmunzelnd). Ja, da mögen Sie recht haben! Aber es giebt solche Leute, die die Taube in der Hand halten und doch dem Sperlinge auf dem Dache nachjagen! Ich kenne selbst ein Exemplar davon, einen gar komischen Kauz, der sich von seiner prächtigen Frau unverstanden wähnt, sich aber nicht die geringste Mühe giebt, sich ihr verständlich zu machen.

Philipp. Und so ist's auch in Dianas Ehe, ich bin's überzeugt! Er ein Hypochonder, der für die Schönheit der Welt blind ist, sie das edelste, klügste, liebenswürdigste Geschöpf . . .

Sechster Auftritt.

Vorige. Hedwig.

Hedwig (ist während des letzten Sages von rechts eingetreten, ironisch). Wer ist denn die Glückliche, die meinen Herrn Gemal zu solcher Schwärmerci begeistert? (Philipp steckt etwas verwirrt den Brief ein). Guten Morgen, lieber Kommerzienrath.

Möller (küßt ihre Hand). Sie können fragen, gnädige Frau, wer die Glückliche ist?

Hedwig. Ich?? Ach, mein lieber Kommerzienrath, wie ungeschickt Sie lügen! Wir sind fünf Monate verheiratet, und nach fünf Monaten wäre für einen Ehemann selbst ein Engel nicht mehr (Philipp's Ton verächtlich) das edelste, klügste und liebenswürdigste Geschöpf! Und ich — ach! — Ich bin kein Engel!

Philipp (hat sich gelacht, küßt). In der That, wir sprachen von . . .

Hedwig. Bitte, es interessirt mich ja ganz und gar nicht, für wen Du schwärmst!

Philipp (beißt sich auf die Lippen. Zu Möller). Sie entschuldigen mich wohl, Herr Kommerzienrath? Ich will die bewußte Antwort nicht verzögern. (Ab links.)

Siebenter Auftritt.

Hedwig. Möller.

Hedwig (liebenswürdig). Ich kam, mich zu erkundigen, ob ich heute Abend bei Frau von Dreisen das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen?

Möller. Gnädige Frau wissen ja, daß das Summen des Thee-

kessels einer schönen Frau für mich Sirenenfang ist, dem ich niemals widerstehen kann!

Hedwig. Und Ihre Frau Gemalin?

Möller. Liebt mich viel zu sehr, um mich allein dem Sirenenzauber preiszugeben.

Hedwig. Jawohl, liebt Sie viel zu sehr! Viel zu sehr! Ein Weib kann nichts unklugeres thun, als einen Mann zu lieben.

Möller. So?

Hedwig. Ja! Man sollte die Ehe stets nur als einen bewaffneten Frieden betrachten, bei dem beide Parteien Gewehr bei Fuß stehen und auf den Augenblick harren, wo sich der Gegner eine Blöße giebt.

Möller. Eine solche Definition wäre ja eines alten Haudegens würdig! Gewöhnlich vergleicht man die Ehe mit einem Hafen, in dem man in Ruhe seines Glückes pflegen kann.

Hedwig. In den man aber freiwillig eingelaufen sein muß! Wurde man mit Gewalt hineinbugsiert, während man noch mit aller Sehnsucht ins offene Meer hinausstrebte, so wird dieser Hafen zum Gefängniß und der Gatte . . . (lacht.)

Möller. Zum Gefängnißwärter? Herr von Ottenstedt würde Ihnen für diese Definition seiner Stellung sehr verbunden sein!

Hedwig. Herr von Ottenstedt ist ein viel zu großer Geist, um sich über die Rolle, die er in den Augen seiner Frau spielt, ein graues Haar wachsen zu lassen!

Möller. Welche Bitterkeit! (Sie wendet sich schweigend ab). Sie sind mir ein Räthsel! Sie scheinen zweierlei Personen in sich zu vereinigen, die eine gut, edel, lebenswürdig, die andere — das Gegentheil! Verzeihen Sie einem alten Freunde diese freie Sprache! Aber ich kann nicht länger ruhig zusehen, wie sich zwei Menschen, die so recht für einander geschaffen sind, das Leben verbittern. Sie sind so anmuthig und schön, so gut und geistvoll . . .

Hedwig (bitter). Finden Sie? Mein Gatte ist anderer Meinung!

Möller. So edelmüthig und verständig . . .

Hedwig (wie oben). Mein Gatte ist anderer Meinung!

Möller. Sie verdienen, so sehr geliebt zu werden . . .

Hedwig. Mein Gatte ist anderer Meinung!

Möller. Sie könnten den Mann, den Sie lieben, zum glücklichsten Menschen machen.

Hedwig. Mein Gatte . . .

Möller. Und warum ist er anderer Meinung? Weil sie ihm stets nur jene andere Person zeigen, von der ich eben gesprochen, das Gegentheil der guten, edlen, lebenswürdigen, die ich zu kennen das Glück habe!

Hedwig (trüb). Ich will meine Gaben nicht dem aufdrängen, der offenbar so gar kein Verlangen danach trägt.

Möller. Weil er keine Ahnung davon hat!

Hedwig. Weil er in seiner arroganten Selbstbewunderung nur Augen für seine Vorzüge besitzt!

Möller. Arrogant? Hm! Ich meine, er hat nur das berechtigte Selbstgefühl eines bedeutenden Mannes.

Hedwig. Ach Gott! Wieder einmal der „bedeutende Mann!“ Worin besteht denn nur seine Bedeutung? Ich habe noch nie etwas

davon wahrgenommen. — Oder hält er es nur nicht der Mühe werth, vor mir bedeutend zu erscheinen, vielleicht weil er fürchtet, von mir Gänzlich nicht verstanden zu werden? (Zimmer erregter). Besteht die Größe eines Menschen darin, andere für klein zu halten?

Möller (listig). Warum beweisen Sie ihm nicht sein Unrecht? Er hält Sie für klein, zeigen Sie ihm, daß Sie ihm gewachsen sind! Ich würde mir diese Gelegenheit, ihn zu demüthigen, nicht entgehen lassen.

Hedwig (lebhaft). Ihn demüthigen! Ja, wenn ich das könnte!

Möller. Wollen Sie und Sie können! Mit Ihrem Geist, Ihrer Liebenswürdigkeit . . .

Achter Auftritt.

Vorige. Johann. Dann Gertrud.

Johann (durch die Mitte meldend). Frau Kommerzienrath Möller (ab).

Gertrud (eintretend). Dachte ich's doch! Wenn ich meinen Herrn Gemal vermissen, bin ich sicher, ihn im tête-à-tête mit einer schönen Dame wiederzufinden!

Hedwig (reicht ihr die Hand). In der That, er war eben auf dem besten Wege, mir eine Liebeserklärung zu machen!

Gertrud. O, malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Sie kommt ohnehin noch, diese Liebeserklärung, verlassen Sie sich darauf! Er schwärmt ja für Sie — er schwärmt für alle Schönheiten — er ist ein unverbesserlicher Schmetterling.

Möller (mit Bonhomie). Wenn nur Du mir die Flügel nicht so sehr gestutzt hättest!

Gertrud. Das that Noth — Du hättest sie Dir sonst tausendmal verbrannt! (Die Ausfälle der beiden aufeinander dürfen niemals aus dem Tone einer liebenswürdigen Rederei herausfallen.)

Hedwig (lächelnd). Sie sind ja ein wahrer Othello, Frau Kommerzienrath.

Gertrud (leise zu Hedwig). Fällt mir nicht ein! (laut.) Habe ich etwa keinen Grund? (leise.) Aber es schmeichelt ihm, daß ich ihn noch für gefährlich halte, und seine Dankbarkeit kommt mir dann bei anderen Gelegenheiten wieder zu gut. (laut.) O, ich arme Frau! (leise.) Werken Sie sich dies Hausmittel für später, wenn die Flitterwochen vorüber sind und auch Ihr Mann einmal — den Weg aller Männer geht!

Neunter Auftritt.

Vorige. Philipp.

Philipp (von links, Gertrud begrüßend). Die Erkundigung nach Ihrem Befinden ist überflüssig, gnädige Frau — Sie sehen so blühend aus!

Gertrud. Ich? Blühend! O, wie der Schein trügt! Ich leide so sehr.

Philipp. Ah?!

Möller (troden). An mir!

Gertrud. Er spottet noch! Welch ein Ungeheuer! Er fühlt keine Gewissensbisse, daß er der Nagel ist zu meinem Sarge!

Möller. Aber, liebe Gertrud, wie könnte ein Nagel Gewissensbisse fühlen?

Gertrud. Er versteht mich nicht — er versteht mich nie — ich bin eine arme, unverstandene Frau!

Möller. Du Nermste! Ach, wie reizvoll muß doch der Wahn sein, nicht verstanden zu werden, da so viele Menschen mit solcher Wollust darin schwelgen! (Blickt alle der Reihe nach an.) Man nährt allerlei Hirngespinnste, lebt in den überschwenglichsten Illusionen, jagt den unerreicherbarsten Idealen nach, kurz, man geberdet sich so unverständlich als möglich, und bezeichnet dann der Gatte all diesen Firlefanz — mit seinem richtigen Namen, so wirft man sich in eine tragische Positur und deklamirt in herzzerbrechenden Tönen die Rolle der unverstandenen Frau! Wenn sie doch nur ahnten, diese tragischen Heldinnen, wie — komisch sie sind, wie rasch würden sie von der Bühne verschwinden!

Gertrud. Komisch! Komisch! Ich bin ihm eine komische Figur! (Zu Philipp, schwach.) Zweifeln Sie noch, daß ich leide? (Zu Hedwig, leise.) Ich denke nicht daran! Unverstanden! Ueber solche Thorheiten bin ich hinaus! Aber eine leidende Frau ist immer interessant, und wenn er sich auch darüber moquirt, er thut trotzdem manches, mich wieder zu trösten.

Philipp (leise zu Möller). Nehmen Sie! (Giebt ihm rasch einen Brief.) Die Antwort für Diana.

Gertrud (zu Hedwig). Aber Sie leben ja noch in den Glitterwochen — da haben Sie es noch nicht nöthig, die Unverstandene zu spielen.

Hedwig (küsser für sich). Sie zu spielen, nein, das hab' ich nicht nöthig!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Johann. Dann Helene. Wallau.

Johann (meldend). Frau von Dreisen — Herr von Wallau (ab).

Alle (wenden sich lebhaft der Thüre zu). Ah!

Helene (eintretend). Allgemeines Ah! Nicht wahr? (Umarmt Hedwig.) Ja, man hat nicht alle Tage Gelegenheit, sich von einem Cavalier begleiten zu lassen, der noch den Wüstenstaub an den Füßen trägt! (Blickt Wallau, der inzwischen die Anwesenden begrüßt, auf die Füße.) Nein, er ist leider bereits einer europäischen Bürste zum Opfer gefallen. Schade! Er hätte Sie interessant gemacht, Herr von Wallau!

Wallau. Nun, bei einer Wanderung durch unsere Salons wird er sich ja leicht wieder erzeigen lassen, gnädige Frau.

Hedwig. So vergleichen Sie unsere Salons mit einer Wüste?

Wallau (küßt ihr die Hand). In der es Dajen giebt, Frau Baronin!

Hedwig. Lernt man bei den Wilden Amerikas so schmeicheln?

Wallau. Man könnte es wenigstens bei ihnen lernen, wie alle übrigen Untugenden der Civilisation. Denn sie sind entseßlich zahm geworden, diese Wilden.

Gertrud. Danken Sie Gott, daß Sie ihnen glücklich entronnen sind!

Wallau. Glückliche entronnen! Was hätte ich nicht gegeben um eine frische, fröhliche Jagd, bei der ich ausnahmsweise einmal Wild und nicht Jäger gewesen wäre! — Aber — (seufzt) es ist da drüben genau so langweilig wie . . . (schweigt).

Helene. Ueberall! Sie Vermster! Und Sie gingen übers Meer, um der europäischen Langeweile zu entrinnen!

Elfter Auftritt.

Vorige. Johann. Dann Syller.

Johann (meldend). Herr Doktor Syller! (ab.)

Syller. Die Ehre, meine Herrschaften.

Philipp. Ah, lieber Doktor! Sie sind uns ein seltener Gast.

Syller. Keine Zeit, lieber Baron! Wissen ja, das gefräßigste Ungeheuer der Welt ist ein modernes Zeitungs-Publikum — erhält uns arme Neuigkeits-Lieferanten fortwährend in Athem! Befinde mich auch jetzt nur von Berufswegen hier. (Rüßt Hedwig die Hand.)

Hedwig. Suchen Sie einen Unglücksfall hier? Ich bedauere, nicht dienen zu können! Oder den neuesten Skandal? Ich bedauere! Oder gar Stoff zu einem Poëm? Ach, wir gehören zur „guten Gesellschaft“ und die giebt, wie schon Goethe konstatiert, nicht Stoff zum kleinsten Gedicht.

Syller (verbeugt sich gegen sie). Wo die Gedichte lebend herumwandeln, bedarf es der geschriebenen nicht. (Wendet sich zu Wallau.) Habe wohl die Ehre, Herrn von Wallau . . . ? Mein Name ist Doktor Syller.

Philipp. Passionirter Neuigkeitsjäger . . .

Möller. Verfasser von Leitartikeln, die für die Leser zu Leidartikeln werden . . .

Hedwig. Entenzüchter . . .

Helene. Seeschlangenfänger . . .

Syller. Kurz und gut: Redacteur der „Oeffentlichen Meinung“. Ich komme aus Ihrer Wohnung, man wies mich hierher.

Wallau. Ah! Wie komme ich zu der Ehre . . . ?

Syller. Sind doch eben von einer Reise um die Welt zurückgekehrt? Der Löwe des Tages, ein Wild, auf das ein Journalist immer Jagd macht?!

Hedwig (zu Wallau). Nun, da haben Sie ja, was Sie in Amerika vergeblich ersehnten!

Wallau. Zu welchem Zweck wollen Sie mich erjagen!

Syller. Ich möchte Ihnen Reiseberichte entlocken.

Wallau. Ah? Glauben Sie, ich hätte Lust, die Langeweile der Reise während des Schreibens nochmal durchzukosten? Nein, mein Herr Nimrod.

Syller. Langeweile? Sie haben es fertig gebracht, sich auf einer solchen Reise zu langweilen? (Seht seinen Zwicker auf.) Das ist ein Kunststück! Erlauben Sie, Sie . . . Sie interessiren mich!

Helene. Wo haben Sie es eigentlich in der Welt am amüsantesten gefunden, Herr von Wallau?

Wallau. Nirgends.

Helene. Ich wollte natürlich sagen: am wenigsten langweilig?

Wallau. In den heißen Ländern. Dort ist man wenigstens fortwährend beschäftigt.

Syller. Mit?

Wallau. Dem Abwehren der Mosquitos. (Alle lachen.)

Philipp. Eine geistreiche Beschäftigung!

Wallau. Der Geist braucht dort keine Beschäftigung: die Hitze schlummert ihn ein.

Gertrud (mit Betonung gegen ihn). Glücklicherweise weckt ihn unser kühleres Klima wieder auf!

Wallau. Unglücklicherweise, gnädige Frau, denn damit entsteht auch wieder die Schwierigkeit, ihn zu beschäftigen.

Hedwig. Ich wüßte ein Mittel gegen Ihre Langeweile, Herr von Wallau.

Wallau. Heiraten, nicht wahr?

Hedwig (nickt). Eine kleine Teufelin.

Wallau. Welche die Stelle der Mosquitos vertrete?

Hedwig (wie oben). Und täglich einen Schwarm von Launen gegen Sie los lassen!

Wallau. Aber, gnädige Frau, wie finde ich eine Teufelin in einem Lande, wo — wenn man den Dichtern glauben darf — alle Mädchen Engel sind?

Möller. Alle Mädchen, jawohl, aber in der Ehe wachsen ihnen schon die Hörner nach!

Syller (geht mit Wallau plaudernd nach hinten.)

Gertrud (zu Möller). Du! Ich will nicht hoffen, daß das eine Anspielung ist?

Hedwig. O, wie schlecht kennen Sie Ihren Gatten! Hätten Sie ihn vorhin gehört, wie begeistert er vom Glück der Ehe sprach!

Gertrud. Der! Jawohl! (Ihn kopirend.) „Die Ehe ist das Grab der Liebe und die Frau das Kreuz darauf.“ Sagte er nicht so? Daß aber der Mann der Todengräber ist, davon singt er nichts!

Möller (mit der Miene eines Verlamten). Du thust mir Unrecht, Gertrud! Ich verglich die Ehe mit einem Rosengarten . . .

Gertrud. Wirklich?

Möller. Dessen Rosen man in den Flitterwochen pflückt und dessen Dornen uns dann das ganze Leben lang stacheln! (Retirirt rasch nach hinten.)

Gertrud (folgt ihm). Na warte!

Syller (kommt mit Wallau vor). Werse ich dem Heißhunger meines Publikums nicht bald einen fetten Bissen vor, laufe ich Gefahr, selbst verschlungen zu werden — und ich möchte niemanden Kongestionen verursachen! Da jage ich momentan einem Geheimniß nach, das unsere vornehme Welt in ungewöhnlichem Grade beschäftigt, dem Verfasser des Romans „Flittergold“.

Alle (mit Ausnahme Wallaus, werden aufmerksam). Flittergold! Ah?!

Wallau. „Flittergold?“

Syller. Wie? Sie kennen ihn wohl gar nicht?

Wallau. Ich lese niemals Romane. Mir ist das Leben uninteressant genug, um wieviel mehr Romane, die doch nur ein schwacher Abklatsch desselben sein können!

Helene. Ganz meine Ansicht! Romane erleben, ja, Romane lesen, nein!

Hedwig. Aber „Flittergold“ verdient doch wahrlich eine Ausnahme!

Syller. Phänomen von einem Roman!

Möller. Der innerhalb eines halben Jahres zehn Auflagen erlebte!

Philipp. Und das Wunder zustande gebracht, daß ihn Gräfinnen und Fürstinnen kaufen, statt ihn aus der Leihbibliothek holen zu lassen!

Helene (ironisch). Kurzum, dieses epochemachende Werk, das jeden Salon unsicher macht, in jeder Konversation spukt und sich jedem, der nicht als ein Monstrum von literarischer Unbildung gelten will, zur Lektüre geradezu aufzwingt? Und Sie kennen es nicht!! Ach, da sieht man, daß Sie die Welt umsegelten, während sich zu Hause die wichtigsten Ereignisse zutragen!

Philipp. Sie scheinen nicht für den Roman begeistert? Ich bin auch der Ansicht, daß man ihn weit überschätzt.

Helene (viv). Wirklich? Das Glück, mit Ihnen einer Meinung zu sein, widerfährt mir ja so selten!

Philipp. Sagen Sie, das Unglück! denn dadurch entgeht Ihnen die Genugthuung, in der Verfechtung Ihrer Meinung Ihren Geist zu zeigen und schließlich über mich zu triumphiren.

Helene. Ich fürchte, mein bester Baron, Sie überschätzen die Bedeutung, die ich einem Triumph über Sie beilege!

Philipp (verbindlich lächelnd). Natürlich! Siege, die leicht errungen, werden auch leicht gewogen. (Abtastend). Und in diesem Falle dürfte sich dieser pseudonyme Herr Erchenwald befinden. Wenn er ein Mann von Geist ist, wird er sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß sein noch so mangelhafter Roman nur deshalb so großen Erfolg erringt, weil die anderen Romane — noch mangelhafter sind.

Hedwig (erregt). Sein noch so mangelhafter Roman! Ach, es ist leicht ein Werk zu tadeln, dessen idealen Gehalt man nicht begreift oder nicht begreifen will!

Philipp (lächelnd). Du gehörst also auch zur — Flittergold-Gemeinde?

Hedwig. Jawohl, und ich bekenne es mit Stolz! Ist dieser Dichter, der sich so keusch in den Schleier des Geheimnisses hüllt, statt sich ehr- und ruhmgierig in den Vordergrund zu drängen — ist er nicht von der edelsten Tendenz beseelt? (Lebhafter und allmählich begeistert). Erklärt er nicht muthig der modernen Verderbtheit den Krieg und deckt mit schonungsloser Hand die Hohlheit und Verlogenheit in unsern Kreisen auf, die Armuth an warmen Gefühl, an idealem Sinn, an echtem edlen Menschenthum? O, jede Zeile dieses „noch so mangelhaften Romans“ verräth einen Mann, mit dem nur wenige einen Vergleich aushalten würden!

Helene (leise). Kind! Du verräthst Dich!

Hedwig (zuckt zusammen, schweigt und geht verwirrt nach vorn).

Philipp (hat sie staunend betrachtet, für sich). Träume ich? Sie ist also doch nicht ganz Statue? Sie kann sich erregen? begeistern? (Weht rasch zu ihr). Ich wußte ja gar nicht, liebes Kind, daß Du Dich so für Literatur interessirst?

Hedwig (trozig, herb, abweisend). Natürlich nicht! Wann hättest Du Dich je um meine Interessen gekümmert!

Philipp. Das war unrecht, ich gestehe es . . .

Hedwig (wie oben). Nicht doch! Es zeigte sich ja eben wieder, daß unsere Interessen wie unser Geschmack zu verschieden geartet sind, um harmoniren zu können. (Geht nach hinten.)

Philipp (achselzuckend für sich). Ach so! Ihre Begeisterung war nur das Produkt ihres Widerspruchsgeistes. Sie vertheidigte den Roman, weil ich ihn angriff!

Syller. Ich bin übrigens diesem Monsieur Chlodio auf der Spur.

Alle (außer Wallau). „Ah?“ „Wirklich?“ „In der That?“

Syller. Ich habe die Bresche entdeckt, durch die ich in die Festung dringe (zu Möller). Diese Bresche, sind Sie!

Möller. Ich? Eine Bresche? Ich danke!

Syller. Ich werde Sie zum Sprechen zwingen! Wo Sie gehen und stehen, verfolge ich Sie mit der Frage: Wer ist Chlodio? Am frühen Morgen schrecke ich Sie aus dem Schlaf damit, beim Essen schreie ich sie Ihnen ins Ohr, daß Ihnen der Appetit vergeht, und bei der Arbeit mache ich Ihnen jeden logischen Gedanken unmöglich mit dieser unaufhörlichen Frage: Wer ist Chlodio? Wer ist Chlodio?

Möller. Hören Sie auf, mir wird bang!

Syller. Aha!

Möller. Um Ihre Abonnenten! denn wenn Sie mir lange mit dieser Frage nachlaufen, werden Ihnen bald die Abonnenten davon laufen!

Syller. Thut nichts! Sie kommen schaarenweise wieder, wenn ich eines Tages mit großen Lettern publizire: Der Verfasser des sensationellen Romans „Flittergold“ heißt (buckt sich ringsum, sein Auge bleibt an Philipp haften). Philipp von Ottenstedt. (Alle blicken auf diesen.)

Möller (leise zu Helene). Ein Brief für Diana! Nehmen Sie! (Geht nach hinten. Sie folgt ihm, nimmt verstoßen den Brief, geht wieder vor.)

Philipp (war einen Augenblick verwirrt, faßt sich, lacht gezwungen). Sie sind verrückt!

Syller. Weil ich Ihnen ein bedeutendes Werk zutraue? Ihre Bescheidenheit geht weiter, als ich Ihnen zugeben kann. Denn Sie könnten diesen Roman wenigstens geschrieben haben! Aber Sie haben ihn nicht geschrieben, nein, denn Sie wären das hartherzigste Ungeheuer, wenn Sie meinen Jammer ungerührt mit ansehen könnten! (Zu Möller). Nun, Sie wollen das Schreckliche an Sie herankommen lassen?

Möller. Ja.

Syller. Sie glauben, ich werde nichts aus Ihnen herauspressen? Nun, bei Sankt Gutenberg, ich will nicht umsonst ein Vertreter der Presse sein!

Möller. Au! Erbarmen!

Syller. Aha! Und das war doch nur ein leichtes Geschütz! Wenn ich erst mit den Kalauern schweren Kalibers anrücke . . .!

Möller (nimmt seinen Hut.) Meine Herrschaften; Sie werden mich nicht für feig halten, wenn ich vor so niederschmetternden Waffen die Flucht ergreife. (Küßt Hedwig die Hand.)

Syller (nimmt seinen Hut). Ich verfolge Sie!

Gertrud (zu Möller, leise). Dieser Kuß war wieder viel zu lang!

Möller. Der nächste, den ich Dir gebe, soll um so kürzer sein!
(Wietet ihr den Arm).

Gertrud. Sie sehen, meine Herrschaften, der Tyrann reißt mich aus Ihrer Mitte! Leben Sie wohl und bedauern Sie mich!

Möller. Mich auch, wenn ich bitten darf! Ich empfehle mich!

Syller. Ditto, meine Herrschaften, ditto! (Verbeugt sich, eilt Möller nach.)

Wer ist Chlodio?

Philipp (sie bis zur Thür geleitend). Auf Wiedersehen!

Helene. Heut Abend bei mir zum Thee!

Syller. In den ich mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, als Wehrmuthstropfen fallen will! (Verbeugung, ab. Man hört ihn draußen noch rufen).
Wer ist Chlodio?

Zwölfter Auftritt.

Hedwig. Helene. Philipp. Wallau.

Philipp. Wenn die Damen uns entschuldigen, möchte ich wohl Herrn von Wallau mein kleines Museum zeigen. (Zu diesem.) Sie können mir gewiß über manches interessante Aufschlüsse ertheilen.

Helene. Sagen Sie mir zuvor rasch noch das Eine, Herr von Wallau: wie tanzt man bei den Chinesen?

Wallau. Die Chinesen tanzen gar nicht, gnädige Frau, sie lassen alle anstrengenden Arbeiten durch ihre Diener verrichten. (Verbeugt sich, ab durch die Thüre links, die Philipp geöffnet hat.)

Philipp (ab links).

Dreizehnter Auftritt.

Hedwig. Helene.

Helene. Ein entsetzlicher Mensch! Ich bin überzeugt, er rechnet auch das Küssen zu den anstrengenden Arbeiten.

Hedwig (munter). Möchtest Du ihn vielleicht eines besseren belehren?

Helene. Wissen möchte ich, ob er gar keines wärmeren Gefühls mehr fähig ist! Ich möchte ihn verliebt sehen.

Hedwig. In Dich?

Helene. In mich, in Dich, in die Prinzessin von Trapezunt — gleichviel in wen — nur herausgerissen aus seiner unausstehlichen Lethargie! Es ist ja jammersehade um den Mann!

Hedwig. Hm! Hm! (Greift nach Helenens Arm). Deinen Puls!

Helene (zieht die Hand zurück). Pah! Du weißt ja, er war meine erste Liebe, als ich noch im Flügelkleide und ein solcher Gegenstand behält immer ein gewisses Interesse für uns. Gott, wie hab' ich einst für ihn geschwärmt! Seine Kälte galt mir als männliche Ruhe, seine Blasirtheit als der Inbegriff vornehmer Distinktion!

Hedwig. Und jetzt hast Du seine Fehler erkannt und möchtest ihn davon kuriren?

Helene. Hm — wenn nur derartige Kuren nicht so gefährlich für den Arzt wären!

Hedwig. Die einzige Gefahr besteht darin, daß Du Dich in den Patienten verliebst.

Helene. Ist das nicht genug? Welche Thorheiten begeht man

nicht, wenn man verliebt ist! Ich kenne ein abschreckendes Beispiel. Das schreibt ellenlange Herzensergießungen an einen unbekanntem Geliebten und (zieht rasch den Brief heraus, Hedwig stößt einen Freudenschrei aus) stößt ein Freudengeschrei aus, wenn es von demselben nur einen Brief erblickt.

Hedwig (ernsthaft). Geliebten! Ich verbiete Dir, ihn so zu nennen!

Du profanirst unser ideales Verhältniß! (Streckt die Hand nach dem Brief aus.)

Helene (zieht ihn zurück). Du liebst ihn also nicht?

Hedwig. Von Liebe war zwischen uns nie die Rede.

Helene. Dann kann es Dir gleichgiltig sein, ob Du seinen Brief früher oder später erhältst. (Steckt ihn in die Tasche.)

Hedwig (lebens). Ich bitte Dich!

Helene (zieht ihn halb heraus). Liebst Du ihn?

Hedwig (zögernd). N . . . nein!

Helene (schiebt ihn zurück). Also!

Hedwig. Helene! Foltere mich nicht!

Helene (zieht ihn heraus, hält ihn hoch). Liebst Du ihn?

Hedwig (haßt danach). Nun ja, ich liebe ihn, wie man einen Engel, einen Dichter, wie man eine Figur aus einem Lieblingsdrama liebt! Es ist eine reine Liebe ohne irdische Schlacken.

Helene (gibt ihr den Brief). Armer Hilmar! Etwas weniger Reinheit und mehr Schlacken würden ihm ohne Zweifel lieber sein!

Hedwig. Du lästerst ihn! Doch, was zürne ich! Du verstehst eben ein so ideales Gefühl nicht! (Erbricht den Brief.)

Helene. Nein, Gott sei Dank! Ich verstehe wirklich nicht, wie man seine Zeit damit (deutet auf den Brief) vergeuden kann! Unterdessen versäumst Du so und so viele Konzerte, Promenaden, Korsofahrten, Pferderennen . . .

Hedwig (lächelnd). Du erstattest mir ja über alles getreulich Bericht, daß ich nichts verliere! (liest.)

Helene. Ja, das ist noch Deine Rettung! Du würdest Dich sonst längst in eitel Dufst und Schwärmerei aufgelöst haben! (Hedwig kühlt den Brief.) Ei! Ei! Gehört das auch zu dieser reinen Liebe ohne irdische Schlacken?

Hedwig (fällt ihr um den Hals). Ach! Du weißt nicht, wie voll mein Herz ist!

Helene. So schütte aus, Kind! Das meine ist leer.

Hedwig. Nein! Du spottest doch nur! (Faltet den Brief.)

Helene. Fordert seine Epistel den Spott so heraus?

Hedwig. Nun sollst Du hören! (Entfaltet den Brief.)

Helene (setzt sich, seufzt). In Gottes Namen!

Hedwig (liest). Hast Du je . . .

Helene. Du? Ihr duzt einander?

Hedwig. Nun natürlich!

Helene. Nun, so sehr natürlich finde ich das gerade nicht!

Hedwig (ungebuldig). Ach, im Reiche der Ideale giebt es keine steifen Höflichkeitsformeln!

Helene. Ah so! Entschuldige meine Unwissenheit!

Hedwig (liest). Hast Du je im tiefen Gebirge geweilt, abgeschnitten von der Welt, nur von wenigen gleichgiltigen Menschen umgeben, während droben der Himmel hing, bleiern und düster wie die verkörperte Melancholie? Unwiderstehlich bemächtigt sich da die trost-

lose Stimmung der Landschaft auch des Gemüths, man vermag sich Sonnenschein und Glück kaum mehr vorzustellen. Dann plötzlich bricht die Sonne durch das Gewölk, und neues Leben sproßt aus allen Ecken und Enden. So erging es mir! Umgeben von Menschen, die mich nicht verstanden, gekettet an ein Weib, dem mein Denken und Fühlen ein Buch mit sieben Siegeln war — (sprechend) o dieses Weib! — (lesend) hatte ich an Sonnenschein und Glück verzweifelt, als Du, mein Stern, meine Sonne, an meinem Horizont aufgingst. O verwunderbaren Veränderung! Wie lag da mit einem Mal die Welt so ganz anders vor mir, so voll Glanz und Pracht, so voll Glück und Liebe! Und doch war es nur Dein Geist, der mir bisher geleuchtet, welche Wirkungen würde erst die Ganzheit Deines schönen Wesens, Leib und Seele in entzückender Vereinigung, hervorbringen!

Helene. Aha! Nun kommen die irdischen Schlacken!

Hedwig (liest). Je entzückender Deine Briefe sind, desto schmerzlicher muß ich's beklagen, diese herrlichen Gedanken bloß vom kalten Papier ablesen zu können, statt sie von schönen Lippen zu trinken und . . . und . . . und . . . (zögernd, verlegen, leise) auf diese Lippen . . . den glühenden Dank dafür . . . zu hauchen.

Helene. Das ist wohl auch „im Reich der Ideale“ so Sitte?

Hedwig (verwirrt). Nein! Nein! . . . Ich habe nie so zu ihm gesprochen . . . die Männer sind so maßlos in ihren Wünschen!

Helene. Meine Liebe ohne irdische Schlacken!

Hedwig (unsicher). Ich wage kaum mehr, Dir den Schluß mitzutheilen . . .

Helene. Wag's immerhin! Auf ein paar Schlacken mehr oder weniger kommt es nicht an.

Hedwig (liest stehend). Laß die letzte Schranke fallen, die uns noch trennt! Laß mich aus Deinen Augen das sanfte Feuer Deiner Seele trinken und in Dein Ohr ein Wort flüstern, das alle Fibern meines Wesens unablässig wiederholen: ich . . . ich . . . (schweigt und wendet sich ab.)

Helene (ruhig ergänzend). Liebe Dich! Warum scheust Du Dich es auszusprechen? Ist's denn nicht eine reine Liebe ohne irdische Schlacken? [Liebt er Dich nicht, wie man einen Engel, einen Dichter, wie man eine Figur aus einem Lieblingsdrama liebt?]

Hedwig (geht erregt auf und ab, bleibt dann vor Helene stehen). Ich will Dir nur gestehen . . . Diese glühende Sprache — sie überrascht mich . . . sie berührt mich peinlich . . .

Helene. Ah?

Hedwig. Sie bringt in unsern idealen Verkehr eine profane Beimischung, die seinen schönsten Reiz zerstört. (Schwärmerisch.) Ach, dieser Bund der Seelen war so schön, kein unlauteres Motiv trübte seine Reinheit, und nun . . .! (wirft zornig den Brief auf den Tisch). Warum wieder die Körper hineinziehen und mit ihnen eine Sündfluth von Wünschen und Begierden, die zwischen uns niemals auftauchen dürften!

Helene. Ja, in unser profaischen Welt ist nun einmal eine Engelsliebe, wie Du sie träumst, nicht möglich. (Hedwig seufzt.) Und darum solltest Du dem Scherz ein Ende machen!

Hedwig. Scherz! Scherz! Begreifst Du denn nicht, daß dieses Verhältniß meinen ganzen Lebensinhalt ausmacht?! (Träumerisch.) Hilmar!

Hilmar! O süßer Name! Als mir aus seinem Werk zum ersten Mal seine machtvolle Persönlichkeit entgegentrat, als sein Geist, sein Gemüth sich wie Frühlingsjonnenschein befruchtend auf meine Seele legte, da jauchzte es auf in mir: Das ist das Ideal, das Du geträumt und bis jetzt vergeblich gesucht hast! Das neue Gefühl war zu mächtig in mir, als daß ich es wieder hätte ersticken können. Und warum auch hätte ich es ersticken sollen? Aus Rücksicht auf meinen Bräutigam? Pah! Ottenstedt war mein Bräutigam geworden ohne mein Zuthun. Er hatte nicht um mich geworben, er hatte mich geerbt, mich zum Gegenstand einer Geldspeculation herabgewürdigt! Was ging er mich an? An seiner Seite wäre ich längst zur seelenlosen Mumie eingeschrumpft, wenn nicht Hilmars Briefe mir Herz und Geist frisch erhalten hätten. Und darauf sollte ich jemals verzichten? Nein! Nie! Ich werde Hilmar verbieten, je wieder von Lieben und Küssen zu sprechen, aber mich selbst aus dem Paradies in die Wüste verbannen: Das übersteigt meine Kraft!

Helene. Ein recht schmeichelhafter Vergleich für Deinen Gatten!

Hedwig. Ist es meine Schuld, wenn ein Vergleich zwischen den beiden Männern stets zu Philipps Ungunsten ausfallen muß? Hilmar — ich nenne ihn Hilmar wie den Helden seines Romans — Hilmar ist eine geniale Dichternatur, Philipp ein kalter Weltmann; Hilmar die Offenheit und Aufrichtigkeit selbst, Philipp die verkörperte Zurückhaltung und Verschlossenheit. — Hilmar, gegen den ich jüngst die Befürchtung ausgesprochen, daß ich selbst vielleicht nicht ohne Schuld an meinem ehelichen Unglück sei, widerspricht dem entschieden und behauptet, mein Gatte vernachlässige mich wohl bloß deshalb, weil er meine Hand so leicht errungen, während er mich jedenfalls auf Händen tragen würde, wenn er mich mit Aufbietung aller seiner Kräfte hätte erringen müssen.

Helene. Mich wundert nur, daß er Dir noch nicht den Vorschlag gemacht, Dich scheiden zu lassen, um Dich mit ihm zu verbinden.

Hedwig. Ach, er ist ja ebenfalls gefesselt, so viel aus seinen diskreten Andeutungen hervorgeht, an ein überspanntes Geschöpf, das noch in der Ehe jenes verliebte Wirren und Schmachten beansprucht, das man wohl in kindischen Mädchenphantasien träumt, in der rauhen Wirklichkeit aber, die so erbarmungslos alle Illusionen zerstört, nicht verlangen sollte.

Helene. Nimmst Du Dir diese goldenen Worte auch in Deiner Ehe stets zur Richtschnur?

Hedwig (großverwundert). In meiner Ehe? Du wirst doch mich nicht mit Hilmars Frau vergleichen wollen? Bin ich etwa mit einem Hilmar verheiratet? O, ich wüßte dieses Glück zu würdigen, darauf kannst Du Dich verlassen! Ich wünschte, ich könnte dieser Frau einmal von Angesicht zu Angesicht gegenüber treten! (Ist erregt umhergegangen und bleibt soeben vor dem Spiegel stehen, in den sie während des Folgenden blickt, die Rose in ihrem Saar anders steckend.) Madame, würde ich sagen, wer an frischer Quelle sitzt und verschmachtet, weil er nur aus goldenem Becher trinken will, ist ein Narr; eine Frau, die den edelsten Gatten besitzt und unglücklich ist, weil sie seine Liebe nur in einem Wust von überschwenglichen Aufmerksamkeiten empfangen will, ist — doch ich möchte Ihnen keine

Unannehmlichkeiten sagen, Madame! Ich empfehle mich! (Macht ihrem Spiegelbild eine Verbeugung.)

Helene (lacht). Ob sie wohl schön ist?

Hedwig. Schön? Bah! Jedenfalls eine unsympathische Schönheit mit kalten Augen, dünnen Lippen und einem Organ, dem man es anhört, daß es sich niemals zu süßem Liebesgekoose gedämpft hat!

Helene. Du scheinst Dir ja ein recht deutliches Bild von ihr entworfen zu haben.

Hedwig. O, ich sehe sie vor mir, wie sie daßißt, stramm und steif — ihre kalten Augen blicken ins Leere — Hilmar tritt herein. „Ich komme, Dir einen Vorschlag zu machen, meine Liebe“, sagt er freundlich und heiter. — „So?“ erwiderte sie in einem Tone, dessen Temperatur zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt ist. — „Im Hof-Theater giebt man heute „Die lustigen Weiber von Windsor“, — wollen wir hingehen?“ — „Sie scheinen sich über mich lustig machen zu wollen, mein Herr! Sie wissen doch gut genug, wie wenig meine Stimmung mit dieser Oper harmonirt!“ — „Aber, meine Liebe, ich habe bereits die Billette . . .“ — „Ohne mich zu fragen? Sie halten mich also für Ihre Sklavin, die sich zum Vergnügen kommandiren lassen müsse?! Nein, mein Herr! Gehen Sie immerhin zu den lustigen Weibern . . . ich . . . ich passe nicht . . . (mit Thränen kämpfend) in so fröhliche . . . Gesellschaft . . . ich bin . . . zu . . . un . . . glücklich.“ (Verbirgt das Gesicht in ihrem Tuche. Sie hat die Rolle der Frau mit bitterer Mißlaunigkeit und schneidender Kälte gespielt.)

Helene. Bravo! Bravo!

Hedwig (wirft das Tuch weg und lacht).

Helene. An Dir ist eine gute Schauspielerin oder zum mindesten eine böse Sieben verloren gegangen! (Philipp und Wallau treten von links ein. Beim Anblick des ersteren scheinen sich auf Hedwigs Antlitz der Hohn, die Schroffheit und Kälte der eben gespielten Rolle zu Krystallisiren.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Philipp. Wallau.

Helene. Schade, meine Herren! Sie kommen um eine Minute zu spät, um einem köstlichen theatralischen Versuche dieser kleinen Frau mit-beizuwohnen! (Zu Wallau.) Nun, wie gefällt Ihnen das Museum? (Spricht mit ihm weiter.)

Philipp (näbert sich Hedwig). Ich möchte Dir einen Vorschlag machen, Hedwig.

Hedwig (frohnig). Nun?

Philipp. Das Wetter ist so schön, wollen wir nicht unsere Freunde bis zum Thiergarten begleiten?

Hedwig. Ich hindere Dich nicht, aber auf meine Begleitung wirst Du verzichten müssen.

Philipp. Und warum?

Hedwig. Weil . . . weil . . . ach! Muß man denn immer Gründe anführen? Ich habe einfach keine Lust!

Philipp (starr). Deine gewöhnliche Antwort, so oft ich etwas in Vorschlag bringe!

Hedwig (eifrig). Wer heißt Dich denn etwas in Vorschlag bringen? Erspare Dir doch den Refüs, wenn Du ihn nicht mit mehr Gleichmuth und Höflichkeit hinnehmen kannst! (Geht nach rechts.)



Bei der Fähre.

10-10-10

Philipp (will auffahren, bezähmt sich aber, wirft sich in einen Fauteuil und beginnt, wie um sich zu beruhigen, mit dem Briefe, der auf dem Tische liegt, zu spielen).

Hedwig (bemerkt das nicht, zu Selene leise). So ist er nun! Wenn ich nicht augenblicklich seinen Wünschen entgegenkomme, stimmt er sofort diesen rauhen Ton an, statt mir durch sanftes Bitten die Einwilligung abzusicheln!

Selene. Hm! Mein Kind, ich fürchte, die Rolle, die Du eben mit so verblüffender Virtuosität gespielt, ist Dir in Fleisch und Blut übergegangen!

Hedwig. Wie? Du willst doch damit nicht sagen . . . ?

Selene. Daß diese Scene der vorigen gleich, wie ein Ei dem anderen. Fühlst Du das nicht selbst?

Hedwig (nachdenklich, betroffen). Wenn ich in der That zu schroff . . . ?
(Wendet sich mit einem unsicheren Blicke zu Philipp, sieht den Brief in seiner Hand, stößt einen Schrei aus.) Allmächtiger! (Stürzt zu ihm, entreißt ihm den Brief, verbirgt ihn im Busen, steht dann zitternd da. Alle blicken auf sie.)

Selene (für sich). Welche Unflugheit!

Wallau (für sich, gleichgiltig). Eine eheliche Scene! Wie langweilig!
(Geht zum Piano und blättert in den Noten.)

Philipp (erhebt sich langsam). Was bedeutet das? — Nun, Hedwig?

Hedwig. Ich . . . ich . . . ich weiß nicht . . . was willst Du?

Philipp. Ich wünsche Aufklärung über Dein sonderbares Benehmen?

Hedwig. Ich . . . er . . . dieser Brief . . .

Philipp. Nun?

Selene (tritt heran). Gehört mir!

Philipp. Ah? Wirklich? Und meine Frau verbirgt ihn so angstvoll auf der Brust?

Selene. Mein Gott, sie weiß, daß der Inhalt des Briefes nicht für unberufene Augen ist und wacht darüber mit einer Aengstlichkeit, die ihrer Freundschaft für mich alle Ehre macht, aber nicht ihrer Klugheit. (Strenge zu Hedwig.) Sieh! Es scheint, man darf Dir absolut kein Geheimniß anvertrauen, Du kleine Unschuld! Du kompromittirst mich ja! (Steckt den Brief, den ihr Hedwig mit einem scheuen Blick auf Philipp reicht, in die Tasche.)

Wallau (legt heftig die Noten weg, tritt rasch heran, zum ersten Male seit seinem Auftreten lebhaft.) Sie empfangen also kompromittirende Briefe, Frau von Dreijen?

Selene (überrascht). Diese Frage . . ! Von Ihnen, Herr von Wallau?

Wallau (bestimmt sich, im alten, blasirten Tone). Es ist wahr . . . Verzeihen Sie, gnädige Frau! (Nimmt seinen Hut.) Ich bin die schwüle Salon-Atmosphäre nicht mehr gewöhnt . . sie macht mich verwirrt . . . ! Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.

Philipp (hat seine Aufregung niedergelämpft). Ich begleite Sie, Herr von Wallau. Auch ich muß frische Luft haben. Unterdessen haben die Damen ja Zeit, ihre — theatralischen Versuche fortzusetzen! (Verbeugt sich, ab mit Wallau, Mitte.)

Fünftehnter Auftritt.

Selene. Hedwig.

Hedwig (fällt Selene um den Hals). Selene! Du hast mich gerettet!

Selene. Gerettet? Verdorben hab' ich Dich — und mich dazu! Dein Gatte glaubt mein Märchen nicht.

Hedwig (erschrocken). Wie!

Helene. Aber Wallau glaubt es.

Hedwig. Wallau! Was liegt an dem?

Helene. Du hast recht! Was liegt an dem?

Hedwig. Aber Philipp . . ! Wenn er in der That . . ! O mein Gott . . ! Aber . . . im Grunde . . . was kann er argwohnen?

Helene. Was kann ein Mann argwohnen, wenn er seine Frau beim Lesen heimlicher Briefe überrascht?

Hedwig (ungläubig). Eine Liebes-Affaire? Bah!

Helene. Was sonst?

Hedwig. Wie? (Allmählich in Aufregung gerathend.) Er sollte mich eines gewöhnlichen Liebes-Verhältnisses fähig halten? Mich? Mich?? (Wieder ruhig, lächelnd.) Aber nein — nein! So klein kann er nicht von mir denken!

Helene. Warum nicht? Bei Deiner bisherigen Verschlossenheit gegen ihn kann er unmöglich wissen, wissen Du fähig bist, wissen nicht?

Hedwig (zornig). O! So will ich ihn beschämen! Ich will ihm beweisen, daß mein Verhältniß zu Hilmar . . .

Helene. Eine himmlische Liebe ist ohne irdische Schladen? Ja, mein Kind, dazu dürfte aber dieser Brief (zieht ihn aus der Tasche und reicht ihn ihr dar) mit seiner glühenden Sprache wenig geeignet sein!

Hedwig. Was kann ich für diese glühende Sprache?

Helene. Philipp wird glauben, Du habest sie provoziert.

Hedwig. Provoziert! Ich?

Helene. Wie willst Du ihm das Gegentheil beweisen?

Hedwig. Es ist wahr. (Zornig.) Was soll ich denn aber thun? Sprich! Rathe mir! Du bist ja so klug! Ich . . . mein Gott! Klugheit war niemals meine starke Seite.

Helene. Nein! Sonst wärst Du jetzt nicht in der Lage, die meinige anzurufen.

Hedwig. Ich bitte Dich! Rathe mir!

Helene. Bist Du auch sicher, daß Du Hilmar in Deinen Briefen keine Veranlassung gabst zu seiner leidenschaftlichen Glut?

Hedwig (ernst). Helene, Du beleidigst mich!

Helene. Nun denn, so fordere diese Briefe zurück und lege sie gleichzeitig mit denen Hilmar's Deinem Gatten vor; dann bist Du gerechtfertigt.

Hedwig (umarmt sie mit wilder Freude). Gerechtfertigt! Jawohl! Und er gedemüthigt! O, wie ich mich freue auf diesen Moment! Wie er mir mit strenger Richterminne gegenüber treten wird: „Rechtfertige Dich, Weib!“ und ich ihm mit zerknirschem Mutliß die Beweise meiner Schuldlosigkeit präsentire: „Hier, gestrenger Herr!“ Wie er zuerst erstaunt, dann betroffen, endlich verwirrt die Briefe verschlingen und mich dazwischen immer verlegener anstarren wird, bis ich ihn großmüthig aus der peinlichen Situation erlöse: „Für dieses Mal, mein Herr, will ich Ihnen noch verzeihen, künftig aber . . .“

Helene (lächelnd). Geh' nur nicht allzu streng mit dem armen Sünder ins Gericht. (Ordnet ihre Toilette vor dem Spiegel.) Vor allem aber schreibe an Hilmar. — Adieu!

Hedwig. Du gehst?

Helene. Ich will durch meine profane Gegenwart den Verkehr mit Deinem Ideale nicht stören!

Hedwig (umarmt sie). Adieu, Du garstige Spötterin! In einer Stunde bring' ich Dir den Brief. (Begleitet sie bis zur Thüre)

Helene. Auf Wiedersehen! (Ab Mitte.)

Sechzehnter Auftritt.

Hedwig. Dann Philipp.

Hedwig (allein, eilt zum Schreibtische). Zerichmettern will ich ihn, den hochmüthigen und dabei so kleinlich denkenden Mann! (Ergreift die Feder.) O Hilmar, armer Freund! Nun muß ich Dich der Briefe berauben, die Dir über alles werth sind, wie Du mir so oft geschrieben! O, ich fange an, den Mann zu hassen, der mich zwingt, Dich zu betrüben. (Philipp tritt rasch durch die Mitte ein. Sie stößt einen leichten Schrei aus und macht eine unwillkürliche Bewegung, das Papier zu verstecken.)

Philipp. Uha! Du willst wahrscheinlich — Helenens Brief beantworten?!

Hedwig (erhebt sich, trotzig). Nein! Nicht Helenens, meinen Brief.

Philipp. Ah! Du gestehst also . . . ?

Hedwig. Ich habe nichts zu verhehlen.

Philipp. So gib mir den Brief.

Hedwig. Nein.

Philipp. Wie? Sagtest Du nicht eben . . . ?

Hedwig. Nicht jetzt! Später!

Philipp. Warum nicht jetzt?

Hedwig. Weil . . . ich kann mich erst erklären, wenn ich Dir den Brief geben kann. Eine kurze Frist . . .

Philipp. Bis Du mit Helenen ein neues Märchen ausgedacht? (Hedwig schweigt). Dieses Weib ist Dein böser Genius!

Hedwig (ironisch). Natürlich! Ist sie doch die einzige Person auf der Welt, die es gut mit mir meint! (Bornig.) Aber ich dulde nicht, daß Du sie lästerst!

Philipp (mit unterdrückter Aufregung). Gib mir den Brief.

Hedwig. Nein.

Philipp. Den Brief! Ich bitte Dich!

Hedwig. Später.

Philipp. Sofort!

Hedwig. Nein.

Philipp. Ich verlange es.

Hedwig. Nein! Nein! Nein!

Philipp. Ich befehle es Dir!

Hedwig (aufzudend). Befehlen! Ah! Befehlen! Endlich kehrt sich Deine tyrannische Natur offen heraus! Befehlen! Sieh doch, befehlen! Bin ich denn Deine Dienerin? Deine Sklavin? Dein recht- und willenloses Eigenthum? Nein, mein Herr! Nein! Niemals sollen Sie mich unter Ihre Tyrannei beugen! Niemals! Niemals! Niemals!

Philipp. Nun denn, so zwingst Du mich zu einer Aeußerung, die ich Dir lieber erspart hätte.

Hedwig (böhnisch). Die ich Dir lieber erspart hätte! Hahaha, als ob es Dir nicht das größte Vergnügen machte, mich zu verwunden!

Philipp. Hedwig! Dein Haß gegen mich verleitet Dich zu den größten Ungerechtigkeiten.

Hedwig. Natürlich! Auch noch ungerecht! Welche schlechte Eigenschaft gäbe es, die ich nicht besäße, also Ihre Aeußerung, mein Herr?

Philipp. Ich verlange von Dir keine Liebe . . .

Hedwig. Wirklich nicht? Wie großmüthig!

Philipp. Aber ich verlange, daß Du die Keinheit meines Namens und meiner Ehre unbesleckt erhältst!

Hedwig *(zornig ausschreiend)*. Philipp!

Philipp. Thu' ich Dir Unrecht, so beweise es, und ich will Dir Abbitte leisten! *(Sie schweigt in heftiger Erregung.)* Wenn nicht, so . . .

Hedwig. Nun? So?

Philipp. So scheiden wir uns.

Hedwig *(erschrocken)*. Scheiden! *(Mit plötzlichem Uebergang, aufjubelnd.)* Scheiden! Jawohl! Beim Himmel! Scheiden! Die Ketten abschütteln! Frei sein! Wieder ein menschenwürdiges Dasein führen statt dieses geist- und herzertödtenden Vegetirens in Deinem Hause! Scheiden! O, ich danke Dir für dieses Wort!

Philipp *(betrachtet sie schmerzlich, dann)*. Du lehnt es also definitiv ab, Dich zu rechtfertigen?

Hedwig. Jawohl! Definitiv! Doch nein! Ich werde mich rechtfertigen, nicht um Deine Verzeihung zu erlangen, — ich bedarf ihrer nicht, — sondern um Dich mit den Beweisen meiner Unschuld zu zerschmettern. Und dann — es bleibt dabei — dann scheiden wir uns! *(Geht zur Thür rechts.)*

Philipp. So sei's denn! *(Geht zur Thür links, für sich.)* Dann trennt mich wenigstens nichts mehr von Diana!

Hedwig *(für sich, begeistert)*. Dann, mein Hilmar, bin ich den Tyrannen los und gehöre Dir!

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)



Maitre de plaisir.

Eine Skizze aus dem Gesellschaftsleben von Erik Aken.

Wenn unsere Jugend die Freuden der Geselligkeit in vollen Zügen genießt, im Sommer ins weite zieht, um sich gemeinsam der schönen Gotteswelt zu freuen, im Winter im Ballsaale tanzt und plaudert, dann denkt sie nur wenig an die Mühen und Sorgen desjenigen, dem die verantwortungsreiche Aufgabe geworden ist, diese Vergnügungen zu ordnen und zu leiten. Der Familienvater, welcher im Interesse seiner schwerbedrohten Hausordnung und der Gesundheit seiner weiblichen Pflegebefohlenen mit der Uhr in der Hand berechnet, ob es nicht Zeit sei, zum Ausbruch zu mahnen, die sorgsame Ballmutter, die ihr Töchterchen und besonders die sie umgebenden Herren im Auge zu behalten hat, sie finden noch Zeit, sich an der trefflichen Ordnung, an dem wohl gelungenen Arrangement zu freuen. Aber die Jugend ist vergeßlich und undankbar.

So denkt gewiß mancher jugendliche Arrangeur, wenn er nach Beendigung der Festlichkeit mit seinen Genossen gemüthlich beim Glase Bier sitzt, um die Ereignisse des Abends durchzusprechen. Zwar ist ihm manch aner kennendes Wort, manch warmer Händedruck zu theil geworden und auch das allgemeine Ordensfest, welches ja den Abschluß eines jeden regelmäßigen Balles bilden muß, hat seine Spuren auf seiner Brust zurückgelassen, aber ganz befriedigt ist er doch nicht. Er sieht im Geiste eine jugendliche, blühende Mädchengestalt im Arme des Tänzers durch den Saal schweben und dann an das Kissen mit den Orden eilen. Lange sucht sie, als könnte sie den richtigen nicht finden. Endlich hat sie ihre Wahl getroffen und läßt ihre munteren Augen im Saale umherschweifen. Sie kommt auf ihn zu, er erhebt sich, vor Freude erröthend, und zwei allerliebste kleine Hände befestigen den Orden dort, wo noch so viel Platz für dergleichen ist und wo ein so lebenslustiges, liebebedürftiges Herz schlägt. Welch' süßer Schmerz, wenn etwa die Nadel ein wenig zu tief eindringt -- ach, wie gern ließe er sich von diesen kleinen Händen zu Tode martern. Er umschlingt das geliebte Mädchen, er fliegt mit ihr durch den Saal, und der Orden -- er wandert später nicht mit den anderen an den Spiegel, nein, er erhält seinen Platz dort, wo man seit Menschengedenken Liebespfänder aufzubewahren pflegte.

Der junge Mann hatte wohl gehofft, daß das Bild, welches ihn bei Tag und Nacht verfolgt, sich an diesem Abend wiederum verwirklichen sollte -- aber vergebens. Es ist wirklich zu ärgerlich, wenn man so beschäftigt ist, daß man sogar seine eigenen Herzensangelegenheiten vernachlässigen muß. Junge Mädchen verzeihen es nicht so leicht, wenn ein sonst immer heiterer und gesprächiger Kavalier nur noch Auge für das Gewühl um ihn her hat und, statt zu plaudern, gewissenhaft die

verschiedenen Mauerblümchen an den Wänden zählt oder mit seinen Gedanken bei den Touren des Cotillons weilt. Eine solche Nichtachtung muß exemplarisch gestraft werden. Der junge Arrangeur fühlt sich demgemäß auch ganz als Opfer seiner Pflichttreue.

Ja, so ein rechter Maitre de plaisir muß aus ganz eigenem Holz geschmitten sein. Selbstlos, liebenswürdig und dabei doch fest, muß ihm ebensowohl die sanfte Bitte, die schmeichlerische Ueberredung, als auch der kurze Befehl, die unumwundene Willensäußerung zu Gebote stehen. Ist er, wenn es gilt, ein gemeinsames Vergnügen ins Leben zu rufen, zunächst mehr Diplomat, welcher alles zu vereinigen, die Gegensätze auszugleichen sucht, so wird er mit dem Beginn des Festes zum Feldherrn. Mit klarem Blick trifft er seine Anordnungen kurz, und bestimmt bringt er sie zur Ausführung. Alles Zwischenreden, Bitten sowohl wie Vorwürfe prallen wirkungslos an ihm ab. Er ist sich der Größe seiner Aufgabe bewußt und gewillt, sie siegreich zu Ende zu führen.

Auf dem Programm der winterlichen Vergnügungen ist unter anderem eine Schlittenpartie mit darauffolgendem Ball verzeichnet. Gegen dieses eben so lange dauernde wie kostspielige Amusement herrscht besonders unter den älteren Familienvätern eine starke Abneigung, welche auf dem Klub zu beredtem Ausdruck kommt. Das ist für unseren Maitre de plaisir eine Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen. Je mehr Hindernisse, um so mehr Ehre. Sobald Schnee fällt und der Frost anzuhalten verspricht, wird der Feldzugsplan mit einigen Vertrauten entworfen. Zunächst gilt es, die Theilnahme der verschiedenen Familien zu sichern, den Widerstand der Väter zu besiegen. Welch' interessanter Einblick in das Familienleben, Welch' überraschender Aufschluß über die Vertheilung der Macht in der Ehe wird hier dem jugendlichen Arrangeur unter Umständen zutheil. Der Angriff auf das Familienhaupt ist durch die natürlichen Bundesgenossen, die Damen, meist schon ausgeführt. Durch Schmeicheln, Bitten und Schmollen haben sie Papachen gehörig mürrisch gemacht, und mit dem Erscheinen des Arrangeurs beginnen die Unterhandlungen. Von allen Seiten schwer bedrängt, verliert der bedauernswerthe Gatte und Vater eine Position nach der anderen. Gegen die liebenswürdige Redegewandtheit des Arrangeurs vermögen alle Einwände, wie Kostspieligkeit, gesundheitschädliches Fahren in der Kälte, nicht Stich zu halten. Nur noch ein einziger Hoffnungsstern winkt. „Aber, liebe Amalie“, wirft das Familienhaupt ein, „erinnere Dich doch aus unserer Jugendzeit, Welch' eigenthümliches Recht eine solche Schlittenpartie den Herren giebt, bedenke doch, welche Verlegenheit für Deine Kinder.“ Mit Frohlocken beobachtet er den Eindruck dieses Vorstoßes. Die Mama wird stutzig, die Töchter schlagen erröthend die Augen nieder, denken aber vielleicht doch im stillen, daß, wenn nur der Rechte käme, selbst dieses Schlittenrecht kein unüberwindliches Hinderniß sein würde. Aber der Maitre de plaisir ist nicht außer Fassung zu bringen. Mit feierlichem Ernst versichert er, daß dieses Recht als ganz veraltet zu betrachten sei, und erklärt, er glaube versprechen zu können, daß auch nicht einer der jungen Herren durch ungerechtfertigte Ansprüche die jungen Damen verlegen werde. So bleibt denn dem Vater nichts anderes übrig, als

sich zu ergeben und sich vorzunehmen, für die nächste Zeit seinen L'Hombre wieder etwas billiger zu spielen.

Noch schwieriger gestaltet es sich zuweilen, die nöthige Anzahl Herren zusammen zu bringen. Mit den hübschesten und liebenswürdigsten Damen will natürlich jeder fahren, aber auch die von der Natur weniger vortheilhaft Ausgestatteten haben ein Anrecht auf Freude, da gilt es, gewandt zu sein, zu überreden und zu überlisten und jeden an seiner schwachen Stelle zu fassen. Bei dem einen hilft ein zarter Hinweis, daß die hohen Vorgesetzten sein Fehlen doch wohl übel vermerken könnten, bei dem anderen ein Appell an sein ritterliches Gefühl. Endlich ist alles geregelt, das Wetter hat Stand gehalten, und befriedigt fährt der Arrangeur an der Spitze des buntbewegten Zuges hinaus in die schneebedeckte Landschaft. Jeder der Theilnehmer, selbst die mürrischsten Familienväter, sind schließlich von dem Verlauf der Partie entzückt; nur ein Fährnich, welcher sich schon lange auf die Gelegenheit gefreut hatte, seiner Angebeteten endlich einen Einblick in sein sturmdurchwühltes Inneres geben zu können, welcher aber so unglücklich war, zwei Damen fahren zu müssen, soll nachträglich geäußert haben, er hätte sich eine solche Schlittenpartie doch schöner vorgestellt.

Der auf die Schlittenfahrt folgende Ball nimmt nun die Kräfte des Maitre de plaisir in erhöhtem Maße in Anspruch. Hier will er sich in seinem vollen Glanze zeigen und die Früchte wochenlanger Anstrengungen ernten.

Wer da glaubt, die Kunst, einen Ball zu leiten, bestehe nur darin, die Dauer der Tänze zu bestimmen, eine Française oder eine Quadrille leidlich richtig zu commandiren und einen Cotillon vortanzen zu können, dem sind die Feinheiten verschlossen geblieben. Alles vorbedacht und vorbereitet zu haben, überall anzuregen und helfend einzugreifen, kurzum, bestrebt zu sein, daß sich jeder vergnüge, das ist die eigentliche Aufgabe des Arrangeurs. Und wahrlich, sie ist nicht so leicht. Energie und sicherer Takt, gefällige und gewandte Formen und vor allem genaue Kenntniß der Gesellschaft sind unbedingte Erfordernisse, um dieser Aufgabe gerecht werden zu können. Wer diese Gaben nicht besitzt, stößt an, reizt zum Widerspruch und, anstatt ein Vergnügen zu schaffen, wird dasselbe durch ihn gestört.

Beobachten wir nun den Arrangeur auf dem Felde seiner Thätigkeit.

Der Saal beginnt sich allmählich zu füllen. Man steht plaudernd und lachend in Gruppen umher, während sich die tanzlustigen Herren bemühen, ihre Karten zu füllen. Der Geschäftigste von allen ist der Arrangeur. Er begrüßt die Neuankommenden, führt die älteren Damen galant in den Saal, bittet selbst um Tänze und überzeugt sich gleichzeitig, bei welchen Damen die Tanzkarte jene bedenkliche Weiße zeigt, über die junge Mädchen meist so betrübt sind, dann wieder sieht man ihn in eifrigem Gespräch mit einzelnen Herren. „Guten Abend, Herr von E.! Schon zum Walzer engagirt?“ — „Ach nein, dachte diesen Abend überhaupt nicht zu tanzen; wirklich fatale Hitze!“ — „Schade“, wirft der Arrangeur leicht hin, „die Damen werden einen ihrer besten Walzertänzer schmerzlich vermissen.“ Der lange, blasse Herr, dem Terpsichores Kunst trotz eifrigem Studium ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist, läßt, äußerst geschmeichelt, willig über sich verfügen und

tanzt zum Entsetzen der Damen an diesem Abend wie ein Wasserfall. Der Arrangeur eilt weiter. „Nun, Ernst, zeig' mir doch einmal Deine Karte, hast Du schon alles besetzt?“ — „Nur im Cotillon nicht. Fräulein K. hatte ihn bereits vergeben“, entgegnet der Angeredete schmolleud. — „Aber, lieber Junge, so fordere doch die Schwester auf, die den Tanz noch frei hat, das wird sicher sehr anerkannt werden.“ Völlig überzeugt von der Nützlichkeit dieses Rathes steuert der Freund seelenvergnügt auf die ihm Bezeichnete los. Eine unentbehrliche Hilfsstruppe für jeden Maître de plaisir ist aber die Schaar jener Sünglinge, welche, noch ungewohnt des glatten Parketts scheu und verlegen die Ecken füllen. Hat man sie erst auf die rechte Bahn gebracht, ihre Schüchternheit gehoben und sie angefeuert, dann sind sie zu allem bereit und tanzen mit einer Begeisterung und einer Ausdauer, die jeden, der von der Nützlichkeit forcirter Körperbewegung überzeugt ist, nur mit Freude erfüllen kann.

Auch während der nun folgenden Tänze behält der Arrangeur trotz eifriger Unterhaltung mit seiner Dame, die Gesellschaft im Auge. Schaut sich bei Beginn des Tanzes eine Dame ängstlich nach ihrem pflichtvergessenen Tänzer um, so ist er sofort zur Stelle und ruht nicht eher, bis er den Säumigen gefunden hat. Bemerkt er, wie ein junges Mädchen zur Mutter flüchtet und sich mit geringem Erfolg bemüht, seinem Gesichtchen einen Ausdruck zu geben, als sei ihr am Tanze gar nichts gelegen, so weiß er auch hier Rath. Er stürmt in das Herrenzimmer, und, unterstützt von den älteren Herrschaften, welche behaupten, zu ihrer Zeit wäre es undenkbar gewesen, daß eine junge Dame gefessen hätte, gelingt es seiner glühenden Beredtsamkeit, irgend jemand seinem Bier und seiner Cigarette abwendig zu machen. Als dann nehmen die Françaisen und Quadrillen die Thätigkeit des Maître de plaisir in Anspruch. Um ein Vis-à-vis zu schaffen oder ein Carrée vollzählig zu machen, muß bekanntlich häufig auf die älteren Jahrgänge zurückgegriffen werden. Unser Arrangeur ist dafür bekannt, daß er imstande ist, die ältesten Herren vom Whisttisch weg zu locken und daß er die Einwände der Damen in würdigerem Alter, als: sie seien ja gänzlich aus der Übung gekommen oder es seien doch wohl noch jüngere da, wie kein anderer schnell und nachdrücklich zu beseitigen versteht.

Alle diese Mühen und Sorgen finden aber auch ihren Lohn. Der junge Mann empfindet vielleicht zum ersten Male in seinem Leben das süße Gefühl, eine Rolle zu spielen. Wie schmeichelhaft ist es für ihn, wenn ihn ein würdiges Familienhaupt vertrauensvoll beiseite nimmt und ihm versichert, daß er überzeugt sei, der Ball werde nicht zu spät enden und er könne das Wohl seiner Pflegebefohlenen ruhig in seine Hände legen. Wie schwankt sein Herz, wenn er sich gleich darauf von jungen Damen umringt sieht, welche ihn bestürmen, doch noch einen Walzer oder eine Tirolienne einzuschieben. Wird man einen Stein auf ihn werfen, wenn fast immer der Verstand dem Herzen unterliegt?

Doch nun naht der Glanzpunkt eines jeden Balles, die beste Gelegenheit für den Arrangeur, sein ganzes Können zu zeigen — der Cotillon.

Bei diesem Tanz besteht die Schwierigkeit darin, die Touren kurz und wechselreich zu gestalten, stets möglichst viele Paare in Bewegung zu setzen, damit keine Ermüdung aufkomme. Ein langer Cotillon, in welchem nur wenige Paare zugleich tanzen, ist der Nadelthau eines jeden Ballvergnügens. Jeder Arrangeur, der mit Leib und Seele bei der Sache ist, wird fernerhin seinen Ehrgeiz darin setzen, neue Touren zu erfinden, Touren, welche von Geist und Geschick zeugen. Wer sich aber auf dieses gefährliche Gebiet begeben und die Gesellschaft erst einmal verwöhnt hat, ist beinahe zu bedauern. Er wird ein Sklave seines Renommées. Um seinen Ruf als ganz außerordentlicher Maitre de plaisir zu wahren, muß er sein Gehirn zermartern, um jeden Winter etwas neues, noch nie dagewesenes zu ersinnen. Ruhelos wandert er umher und sinnt und sinnt. Zufällig fällt ihm der Besuch der Rennbahn im vergangenen Herbst ein. Heureka! er hat's gefunden! Im strahlenden Ballsaal verwirklicht sich die Idee. Ein Paar tanzt herum, die Dame wird an das eine Ende des Saales geleitet, der Herr fordert 6 andere Herren auf und verschwindet mit ihnen. Der Maitre de plaisir klatscht in die Hände, und sie erscheinen wieder, auf kleinen, allerliebsten Steckenpferden beritten gemacht; das Haupt schmückt eine Jockeimütze. Zur allgemeinen Belustigung paradiren sie an den Paaren vorbei und stellen sich dann der Dame gegenüber am anderen Ende des Saales auf. Der Arrangeur klatscht zum zweiten Male, und in den Saal springen Diener mit niedrigen Blumenhürden. Der Start beginnt, der zuerst Angekommene erhält als Preis den Tanz mit der Dame, die übrigen Herren dürfen sich ihren Preis von den anwesenden Schönen selbst erbitten.

Bis zum Schluß nimmt der Cotillon die Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Maitre de plaisir in Anspruch. Besonders die letzte Tour mit Orden und Bouquets will überwacht sein. Wem ist es nicht bekannt, daß sich beim Schluß eines jeden Balles alle diejenigen vorzugsweise zu den Bouquets drängen, welche trotz ihrer Jugend zum Tanzen zu bequem waren und nun ihre Unterlassungssünden durch um so zahlreichere Blumenpenden vergessen machen wollen. Diese mit Energie und Takt in Schranken zu halten und auch sonst den blinden Zufall, der bei der Vertheilung der Bouquets waltet, gelegentlich zu verbessern, damit jede Theilnehmerin mit zufriedenerm Herzen vom Feste scheidet, ist die Schlufsaufgabe des Arrangeurs.

So neigt sich denn das Fest seinem Ende zu, und hat der Maitre de plaisir besonders gefallen, so kommt es auch wohl vor, daß ihm von zarter Hand, im Auftrage der Damen, ein ganz besonders schöner Orden überreicht wird.

Dies ist aber noch nicht alles.

Derjenige junge Mann, welcher bei der Leitung eines Festes Takt und gute Formen zeigt, der schafft sich mit Recht einen Freibrief für den Zutritt in jede Familie und sichert sich dadurch eine ganze Reihe angenehmer Stunden in guter Gesellschaft. Wer schon bei einer so geringfügigen Veranlassung mit Umsicht und Geschick verfährt, der wird auch sonst sich zurechtfinden und sich nicht nur auf dem Gebiet des Vergnügens, sondern auch in anderen Verhältnissen als Meister zeigen.

Und Keiner denkt sich was dabei!

Hans Jochen lag nach langen Schmerzen
Auf seinem Pfuhl in Todesnoth,
Und hörte auf des Pastors Worte,
Die der als letzten Trost ihm bot.

„Hans!“ sagt der Pastor, sorglich tröstend,
„Tragt Eure Krankheit mit Geduld,
Und forget, eh' Ihr solltet sterben,
Daß Ihr nicht mitnehmt eine Schuld.“

„Sternsakerment!“ so seufzte Jochen,
„Blißhagelwetterelement!
Mein Haus und Land steckt voller Schulden,
Was schiert's mich, geht's mit mir zu End'.“

„Hans!“ warnt der Pastor; „kurz am Sterben
Flucht man nicht gar so lästerlich:
Denkt dran, wie sehr Ihr Euch versündigt!
Ihr seht das ein, so hoffe ich.“

„Eh!“ sagt der Hans; „Ehrwürden Pastor!
Es ist ja alles einerlei:
Ihr betet, und ich fluch' ein wenig, —
Und Keiner denkt sich was dabei!“

Hans von der Vogelweide.

Rippfahen.

Das Gastmahl der Mikroskopiker. Einst hatten die Mikroskopiker eine Zusammenkunft und beschloßen dieselbe mit dem nicht mehr ungewöhnlichen Festessen. Sobald sie am Tische Platz genommen, stellte ein jeder sein Mikroskop neben sich auf und untersuchte mit Eifer und Hingabe jedes in seinem Bereiche befindliche Nahrungsmittel. Freudenschreie ertönten bei unerwarteten Entdeckungen von metallischen, pflanzlichen oder wurstigen Atomen in der Suppe. Eine Prüfung des Trinkwassers ergab eine solche Menge von Infusorien, Walfischen und Fischhäutern, daß die Mikroskopiker sich einmüthig weigerten, es zu trinken. Im Verlaufe des Mahls erregte die Ankündigung des Professor Weiß großen Entusiasmus; er hatte eine Idee Haarnadel in seinem Beefsteak gefunden und eine schlagende Widerlegung der allgemeinen Annahme, daß die meisten Hotelbeefsteaks Hautschuf oder chemisch-reines angelobtes Soblenleder seien. Zu einer spätern Stunde machte Hofrath Schwarz die unglaubliche Mittheilung: er habe nach gewissenhaftester mikroskopischer Prüfung in seinem Heidelbeerpudding wirkliche Heidelbeersubstanz; und in der Weinsauce unverkennbare Weinspuren entdeckt. Das war der Gläubigkeit zu viel zugemuthet! Von allen Seiten tönten die Rufe: „Ignorant!“ „Gewissenloser Flunxer!“ Nach hitzigster Debatte einigten sich die Anwesenden zur Annahme der in das Protokoll einzutragenden befriedigenden Theorie: aus Versehen hat der Kellner dem geschätzten Mitgliede, Herrn Hofrath Schwarz, ein Stück Heidelbeerpudding mit Weinsauce gegeben, das ausdrücklich für den privaten Tisch des Hotelwirthes bestimmt gewesen war.

Bücherwerth in den früheren Zeiten. Ein Exemplar des Romans „La Rose“ von Guillaume de Lorris, das der Herzog von Hereford (später Heinrich IV. von England, 1399 bis 1413) seiner Gemalin Mary Bohun schenkte, kostete 400 goldene Kronen, nach heutigem Gelde etwa 150,000 Mark. — Das Gebetbuch, welches Karl VI. von Frankreich (1380 bis 1422) der Herzogin von Burgund im Jahre 1412 verehrte, kostete sogar 600 goldene Kronen, welche Summe auf Befehl des Königs die Vice-Grasschaft Bayeux aufbringen mußte. — Im Jahre 1430, bei der Krönung Heinrichs VI. von England (1422 bis 1461) als König von Frankreich in der Notre-Dame-Kirche in Paris, überreichte eine Deputation Pariser Bürger dem Regenten Bedford drei Werke über Ritterwesen und dem jungen Monarchen deren fünf. Der Werth dieser acht Bände zusammen wurde auf 2400 Kronen (900,000 Mark) geschätzt, und man erzählt, daß der Herzog von Bedford in einer Geldverlegenheit dieselben für etwa ein Dritteltheil obiger Summe verkauft hat. — Eine Musikrolle, welche im Jahre 1441 für die St. Stephanskirche zu Caen angekauft wurde, verursachte eine Ausgabe von 22 Sols, „der Werth von zehn Scheffeln Weizen!“ — Als im Jahre 1426 der Bischof von Poitiers, Simon de Gramant, dem Jakobinerkloster zu Poitiers ein zweibändiges, lateinisch-französisches Wörterbuch dedicirte, wurde im Ordensrathе feierlich beschlossen: „als Zeichen der Dankbarkeit für ein so prachtvolles Geschenk täglich „ad perpetuitatem“-Gebete für den Bischof zu rezitiren und nach seinem Tode am ersten Sonntage eines jedes Monats in der Klosterkapelle Messen für die Seelenruhe des Verstorbenen zu lesen“.

Gambettas Auge. Der berühmte Pariser Augenarzt Dr. de Wecker berichtet in der Gazette hebdomadaire über die Operation, die er an Gambettas Auge vornahm: „Eines Freitags im Frühlinge 1867 führte mir ein Arzt einen Patienten zu. Es war Gambetta, dessen rechtes Auge so geschwollen war, daß es kaum noch von dem Lide bedeckt wurde. Nach der Untersuchung sagte ich zu ihm: „Sie wünschen, daß ich mich offen ausspreche. Ich kann nur rathen, daß es für Sie desto besser ist, je früher das Auge herausgenommen wird. Jetzt ist es Ihnen sehr hinderlich und wird bald die Sehkraft auch des anderen Auges beeinträchtigen.“ „Wann wollen Sie die Operation vornehmen?“ fragte Gambetta. Ich antwortete: „Wenn es Ihnen gelegen ist, am nächsten Dienstag.“ „Zu welcher Stunde?“ „Um zehn Uhr vormittags.“ „Ich werde zur Stunde bereit sein,“ lautete die entschiedene Antwort. Ich stellte mich pünktlich bei meinem einst zur Berühmtheit bestimmten Patienten ein, der damals eine bescheidene Wohnung in der Rue Bonaparte inne hatte, und fand einige seiner Freunde bei ihm. Es wurde Aether angewandt, und in weniger als einer Minute war Gambetta empfindungslos. Die Operation ging gut vonstatten und in drei Tagen war der Patient wieder hergestellt.“

De Wecker erzählt weiter, wie er über die fast an Verehrung grenzende Bewunderung erstaunt war, die Gambetta bei seinen Freunden fand. Einer äußerte zu dem Arzte: „Sie kennen ihn noch nicht näher, aber eines Tages werden Sie sehen, welcher Mann er ist!“ Das in Spiritus aufgesetzte Auge wurde zur mikroskopischen Prüfung an Professor Zwanhoff gegeben, dem damals geschicktesten Histologen bezüglich des Baues des menschlichen Auges. Er sagte: „Das ist ein Auge, das einem Manne angehört, der, ich bin dessen sicher, einst zu großen Dingen berufen ist, bewahren Sie es gut auf.“ Wahrscheinlich hatte er einige der frühesten Neben Gambettas gelesen, was seine Prophezeiung mindestens ebenso unterstützte wie die mikroskopische Untersuchung des anatomischen Baues dieses Auges des beredten Advokaten. Entgegen der mythischen Angabe, daß Gambetta sich selbst das Auge austach, um nicht Priester werden zu können, macht de Wecker die authentische Mittheilung, daß die ursprüngliche Verletzung in einer Drechslerwerkstatt geschah, die Gambetta in seiner Jugend einmal besuchte und wo ihm ein kleines Werkzeug in das Auge flog.

Ein Immediatgesuch an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus dem Jahre 1728. Ein charakteristischer Zug unserer Altvordern war bekanntlich die Neigung, Suppliken in Versen an den Landesherren zu richten. Eines der interessantesten Reimgesuche dieser Art, datirt aus dem September des Jahres 1728, ist an Friedrich Wilhelm I., König „in“ Preußen, von einem Königsberger Studiosus gerichtet. Wie der Leser unschwer erräth, treibt den Musensohn des „Lebens und Leibes Nothdurft“,

sein Gesuch zu den Stufen des Thrones niederzulegen. Im Jahre 1546 stiftete nämlich Herzog Albrecht von Preußen bei der Hochschule zu Königsberg zwei Unterstützungsaufalten: das „Alumnat“ und die „Kommunität“. Das „Alumnat“ bestand unter anderem in einem Mittags- und Abendtische, welcher ganz mittellosen Studirenden unentgeltlich gewährt wurde; in der „Kommunität“ dagegen genossen diesen Freitisch nur diejenigen, welche dafür einen bestimmten kleinen Beitrag entrichteten. Das Immediatgesuch des Studenten betrifft nun die Wiedergewährung des ihm und seinen Kommilitonen im „Alumnat“ entzogenen Abendtisches und lautet:

„Dem Vater des Landes klagt Musa die Noth
Und bittet mit Seufzen ums tägliche Brod.

Gesalbte Majestät!

Gekröntes Haupt der Preußen!

Fürst, dessen Gnadenstrahl so Berg als Thal verklärt,
Dein erstes Licht der Welt, das alle glücklich heißen,
Hat unsrer Musenschaar Glück über Glück gewährt.
Der Morgen hatte kaum den güld'nen Tag geboren,
Der seines Namens Wort von Sonn' und Abend führt,
Als unser armes Volk, so Dir die Treu' geschworen,
Ganz ungemaine Lust in seiner Brust verspürt.
Wir wußten Gott und Dich mit Loben zu erheben,
Gott, der Dich uns geschenkt, Dich, der uns gnädig liebt.
Es hieß: Wird Preußens Haupt, wird Friedrich Wilhelm leben,
So ist der Feinde Schwarm, Studenten nicht betrübt.
Ja, gnädigster Monarch! wir wünschen noch mit Freuden,
Gott überhäufe Dich mit dem, was Dir gefällt;
Und kann Dein Ohr Dein Lob, Dein Herz uns Aermste leiden:
So sei Dein Königsthron der letzte Thron der Welt.
Allein, wie neht sich doch der Himmel oft mit Thränen,
Wenn noch der Sonnenblick mit holden Mienen lacht!
Ein Kummer will uns Lust, ja, alles abgewöhnen,
Ein Kummer, der gewiß den Stärksten kraftlos macht.
Wir fallen ganz entseelt, o König, vor Dir nieder,
Das Haupt sinkt auf die Brust, uns zittert Mark und Bein.
Was hemmt der Sinnen Trieb? Was schwächet alle Glieder?
Der Hunger fällt mit Macht zu unsern Fenstern ein.
Des Mittags essen wir und trinken nach Verlangen,
Es hat uns nie so gut, wie Deinen Tag geschmeckt,
Jedoch des Abends ist die Speis' hinweggegangen,
Und ist kein Mensch, der uns die Gnadentafel deckt.
Es ist jegund nicht mehr, wie zu Eliä Zeiten,
Woselbst der Mangel nicht so Mehl noch Oele fraß,
Der Speiser kann nur dies, was da ist, zubereiten,
Nimmt er ein Maß davon, so fehlet auch ein Maß.
Bedenke gnädiglich, o Vater! großer König!
Wie höchst begierig sich die munt're Jugend nährt;
Sie isset eh'r zu viel, als etwa allzu wenig,
Bald, weil es immer schmeckt, bald, weil das Wachsthum zehrt.
Es hat Dein ganzes Land ein fruchtbar' Jahr genossen,
Die Ernte giebt davon den besten Unterricht:
Gott hat dann auch bei uns den Himmel aufgeschlossen,
Ach, so verschließ' vor uns doch Dein Erbarmen nicht.
Trägt Halle denn allein Dein hohes Gnadenzeichen?
Bild't sich die Saale mehr, denn hier der Pregel ein?
Doch, Wehmuth, gieb nur nach, wir wollen ihnen weichen,
Wie? an der Menge? ja! Auch an der Wehmuth? nein!
Ach, Allergnädigster, erhöre Deine Kinder
Und sehe, was uns nützt, nur auf den alten Fuß;
Das Abendessen ist unfehlbar viel gesünder,
Als wenn man hungerig zu Bette gehen muß.

Erfreu' uns väterlich mit fruchtbaren Promessen
 Und fasse keinen Zorn, daß wir nach Brode schrei'n;
 Denn wahrlich, könnten wir aus leeren Schüsseln essen,
 So dürstet wir Dir nicht jeund beschwerlich sein.
 Indessen malen wir den Braten an die Wände
 Und reiben grobes Brod aus allen Krästen d'ran.
 O König! Fürst und Held! mach' unsrer Noth ein Ende;
 Ein jeder stirbt dafür.

Dein tren'ster Unterthan.

Königsberg, im Monat September 1728."

Salon-Büchertisch.

Der „Kunstwart“, Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste und Kunstgewerbe (Kunstwart-Verlag in Dresden), eröffnet sein sechstes Heft mit der Mittheilung, daß der schnelle Erfolg der Zeitschrift die Erweiterung jeden Heftes von 12 auf 16 Seiten Umfang ohne Erhöhung des Preises möglich macht, Ein seltenes Glück, das freilich beweist, wie sehr jenes Blatt einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam. Mit der Erweiterung wird eine bedeutende Inhaltsvermehrung verbunden sein und eine neue Abtheilung eingeführt werden, die sich zu einer Chronik des zeitgenössischen Kunstlebens entfalten soll. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes heben wir H. Kleines feurige und dann wieder humorvolle „Weihnachtsbetrachtung“: „Vom Humor“ heraus, dann die Besprechung neuer Dichtungen. Ueber C. F. Meyer spricht Prof. A. Frey, über Theodor Storm der Herausgeber F. Avenarius, über Detlev von Liliencron Peter Hille. Dann folgt ein Beitrag über „Genie“. Die Musik ist diesmal durch einen solchen über „Die Koloratur“ vertreten. Ganz besondere Theilnahme wird der hochinteressante Aufsatz des berühmten Jakob von Falke (Direktor des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie) über „Heiligenbilder“ erregen. Die Weihnachtsschau, die ihm folgt, gestaltet sich in diesem Blatte zu einer streng kritischen Betrachtung unserer Kunst- und Prachtwerke überhaupt. Wir schließen uns nur den öffentlichen Aussprüchen sehr bedeutender Männer an, wenn wir ein Abonnement auf diese reichhaltige, prachtvoll ausgestattete und dabei so billige Zeitschrift (vierteljährlich nur 2½ Mark) zum Quartalwechsel auch unseren Lesern warm empfehlen.

Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmal in Wesselburen, am 2. September 1887 von H. Krumm. Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer. 1888. Im Geburtsorte Hebbels wurde dem Dichter ein Denkmal gesetzt und die Enthüllung desselben fand an seinem 74. Geburtstag, 24 Jahre nach des Dichters Tode statt. Vorliegende Rede, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurde und im Druck erschienen ist, giebt ein Bild sowohl des Menschen in seiner herben, zum Theil durch eine gedrückte, schmerzvolle Jugend bewirkten Charaktereigenthümlichkeit, der wetterharten, wie aus Granit gehauenen Persönlichkeit, wie insbesondere des hochgenialen, im allgemeinen sowohl während seiner Lebenszeit, wie auch nach seinem früh erfolgten Tode nicht völlig anerkannten, durch großartige Leistungen als Lyriker, Epiker, vor allem als Dramatiker ausgezeichneten Dichters Friedrich Hebbel, den sie einer hochanererkennenden, doch maßvollen und unparteiischen Würdigung unterzieht; ohne indeß auch die Auswüchse, die Seltsamkeiten, oft Ungeheuerlichkeiten der Hebbelschen Muse unberücksichtigt zu lassen, das, was der Dichter wohl selbst am besten in folgenden Worten charakterisirt. „Ich bin im Literaturmeere eine einsame Insel mit seltsamer, großer Vegetation, man wird anlegen müssen, um die Seltsamkeit zu betrachten;“ und wofür der Verfasser als weitere Erklärung die Bemerkung hinzufügt: „Im Besitze einer großartigen, aber disharmonischen Veranlagung, welche verwandte Geister, wie Kleist und Hölberlin in Wahnsinn und Selbstmord trieb, bringt er durch unablässige, stramme Selbstzucht den Menschen und Dichter in sich immer mehr in Einklang — wahrlich ein großartiger, fast unheimlicher Anblick.“ Es sei hiermit auf diese, wenn auch nicht erschöpfende, so doch interessante und getreue Charakteristik eines unserer größten deutschen Dichter hingewiesen. Der Reinertrag der Broschüre ist für die Hebbel-Stiftung bestimmt.

„Die deutsche Sappho“ (Anna Luise Karschin), ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen. Von Dr. Adolph Kohut. (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1887.) Preis 2 Mark 50 Pf.

Wir besitzen noch keine erschöpfende Biographie und Charakteristik der „deutschen Sappho“, wie Anna Luise Karschin von ihren Zeitgenossen genannt wurde. Zum ersten Male bietet hier nun der bekannte Literatur- und Kulturhistoriker Dr. Adolph Kohut eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Charakteristik der durch ihre tragischen Schicksale, wie ihre Natur-, Volks- und Kriegsdichtungen und Improvisationen merkwürdigen Frau. In anziehender und fesselnder Weise schildert er die Beziehungen der Karschin zu ihren berühmten Zeitgenossen, wie Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, G. E. Lessing, Moses Mendelssohn, Gleim, Sulzer, Klopstock, Wöllner, Graf von Hertzberg u. a. und entrollt so ein ebenso lehrreiches wie spannendes Literatur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen, das jeder, welcher nur irgendwie für jene denkwürdige Periode unsers nationalen Lebens interessiert, mit lebhafter Befriedigung lesen wird. „Die deutsche Sappho“ enthält zugleich eine reiche Auswahl der schönsten, originellsten und gebiegensten Gedichte und Improvisationen der Karschin, die um so willkommener sein werden, da wir bisher keine Auswahl der Gedichte derselben besitzen, diese Poesten vielmehr kaum noch in alten Bibliotheken zu haben sind. Das Werk ist vollsthümlich und in gutem Stil geschrieben und kostet, trotz der eleganten Ausstattung, nur 2 M. 50 Pf. Wir empfehlen das interessante Werk allen Gebildeten als eine ebenso unterhaltende wie anregende Lektüre.

Die mit ziemlicher Spannung erwartete Broschüre „Ein Theaterskandal von Ferd. v. Strang“ ist nun im Verlag von J. Zenker in Berlin erschienen und giebt in sehr ruhiger Sprache Aufschluß über die ganze Affaire. Danach ist Herr v. Strang seinem eigenen Geständnisse nach formell im Unrecht und derselbe hatte seine Entlassung verdient, moralisch aber ist ihm offenbar ein großes Unrecht geschehen. Wer in der Broschüre pikante Details erwartet, wird sie enttäuscht aus der Hand legen, denn sie bringt im großen Ganzen nichts wirklich neues. Nur der Wortlaut des ominösen Zettels von der Hand des Maschinenmeisters Brand ist interessant und allerdings auch derart, daß man Herrn v. Strang, wenn er die Ueberzeugung gehabt, daß ihn Graf Hochberg verloren hat, seine Erregung und Insubordination nicht übel nehmen kann. Nächst Herrn v. Strang, der eine gute Stelle und Pension verloren hat, kommt bei der ganzen Sache der Günstling des Herrn Grafen, Kapellmeister Deppe, schlecht weg, denn die verzeichneten Aeußerungen der verschiedenen Künstler und Künstlerinnen über denselben scheinen darüber keinen Zweifel zuzulassen, daß die Intendanz an diesem Herrn keine sehr hervorragende Acquisition gemacht hat. Soll die königliche Oper eine Station sein für strebsame Kapellmeister, die dort ihre Erfahrung sammeln sollen, so gäbe es wohl doch noch ganz andere Musiker als Herrn Deppe, welche verdienen, dajelbst angestellt zu werden. Im Schauspielhause soll sich seit Antritt des Herrn Grafen eine günstige Wendung geltend gemacht haben (was recht Noth that), in der Oper scheint er jedoch kein Glück zu haben, was um so merkwürdiger ist, als Graf Hochberg selbst musikalisch ist und sogar eine Oper geschrieben hat. Diese Oper, behaupten seine Feinde, soll der wirkliche Grund zu der seiner Zeit erfolgten Ausweisung des Herrn v. Willow gewesen sein. Wenn das nicht der Fall ist, so ist es jedenfalls sehr schade, daß der Herr Graf nicht den wirklichen Grund angegeben hat, denn jetzt lastet auf ihm der Makel einer, gelinde gesagt, großen Taktlosigkeit. Herrn von Willow hat er damit zu einer Popularität verholfen, die er gewiß nicht beabsichtigt hat.

Bildertisch.

Ein wichtiges Geheimniß. Du, wie's so unfreundlich heute draußen ist, wie die Menschen hurtig laufen, um bis zur bald hereinbrechenden Dämmerung noch alles heimzuholen! Desto gemüthlicher aber ist's drinnen im Stübchen, in welchem

Neunchen mit der Großmutter weilt. Ein lustiges Feuer knistert und prasselt im Ofen, bebaglich warm und traulich ist's, daß sich Miez und Peter vor Uebermuth kaum zu lassen vermögen. Neunchen aber, nun, sie erzählt wie allabendlich im Dämmerstündchen, Großmutter mit gewichtiger Miene all ihre Erlebnisse, die sie in der Schule, oder draußen mit den Kindern beim Spiel gehabt hat.

Und Großmutter, sie nickt und nickt nur immer auf Neunchens Fragen. Sie ist sehr unachtsam, hat sie doch heute einen Brief erhalten von ihrer Jüngsten, ihrem Herzblättchen, die weit, weit weg in der großen Stadt wohnt, einen Brief, so recht herzliches Glück verrathend in all seinen Zeilen, und das hat Großmutter so glücklich gemacht, daß sie nun auf Neunchens Fragen lauter verkehrte Antworten giebt. Doch auch Neunchen hat etwas auf dem Gewissen. Schon lange hat's die Alte gemerkt, schleicht sie doch immer um sie herum, als wollte sie ihr ein wichtiges Geheimniß anvertrauen. Und als Großmutter ihr nun gar keine Aufmerksamkeit schenkt, beginnt sie plötzlich mit geheimnißvoller Miene: „Großmutter, o ich sage Dir, wenn Du was wüßtest, was ich weiß“, und als die Alte darauf antwortet: Wird wohl auch was rechtes sein“, thut Neunchen schier ganz beleidigt und mit schwellender Miene erwidert sie: „Ist wohl was rechts, Großmutter, doch nun muß ich Dir's auch erzählen, denn sonst glaubst Du mir's nicht einmal.“ Dann tritt sie geheimnißvoll auf die Alte zu und an ihre Seite geschniegt, flüstert sie leise ihr zu: „Weißt Du, Großmutter, Dein Geburtstag ist doch bald und da bekommst Du etwas, doch das darf ich Dir nicht sagen. Und deshalb waren wir auch gestern alle zusammen, Vater und Mutter und die andern in einer großen, schönen Stube mit vielen, vielen Fenstern, Mutter hat klein Hänschen auf den Schoß genommen, und wir mußten alle ganz still sitzen lange, lange Zeit, und dann“ — doch plötzlich bricht sie ab und spricht, „nein, nun erzähl' ich Dir aber auch weiter gar nichts, denn Mütterchen hat noch gesagt, Du dürftest es nicht wissen.“ Großmutter aber will auch gar nichts weiter wissen, weiß sie doch schon genug! Und indem sie Neunchens, ihres Lieblingsenkels Kopf in die Hand nimmt und ein stillverguligtes Lächeln über ihre Züge geht, muß sie des Tages gedenken, vor langer, langer Zeit, an welchem sie in kindlicher Voreiligkeit dieselbe Verrätherei begangen, deren sich Neunchen heute gegen die Ihrigen schuldig gemacht.

Zum Geburtstag. Das niedliche Bildchen hat etwas reizend anheimelndes. Das drollige kleine Mädchen in dem originellen Kostüm, der große Korb, der alle die an der Erde herumliegenden und -stehenden Geburtstagsgeschenke vom Pfefferkuchenpacket bis zum Gockelhahn aufnehmen soll, der bunte Sommerblumenstrauß in der Hand der Beschenkten, auf dem Tische der Napfkuchen und die Blumenstöcke: alles das trägt das Gepräge der Bebaglichkeit und des trauten, ländlichen Friedens. Dem Persüchchen ist soeben im Hause der reichen Pathin zum Geburtstag einbescheert worden und nun packt es die Siebensachen fröhlich und guter Dinge in den Korb, um dann, mit Kuchen und Chokolade nach Möglichkeit gestärkt, mit den Schätzen schwer beladen, heimwärts zu ziehen.

Der Nüsselbär. Es ist ein seltsames Thier, das auf unserm Bilde dem gefiederten Waldbewohner Schrecken einjagt. Der gestreckte, schlanke, fast marderähnliche Leib mit kurzem Hals und langem, spitzen Kopf, der dichtbehaarte lange Schwanz, die kurzen breittägigen Beine, vor allem aber die rüsselartige Nase, bezeichnen den kuriosen Herrn als Nüsselbären, auch Coati oder Nasenbär genannt, der in zwei Arten vorkommt, von denen die eine „gesellig“, die andere „einsam“ lebt.

Beide Nasenbären bewohnen den ganzen warmen Theil des östlichen Südamerika. In Mexiko kommt, wie schon Humboldt angiebt, auch ein Nasenbär vor; er ist aber als besondere Art anzusehen. Die Thiere leben in den wärmeren Theilen der Cordilleren und in großen Waldungen. Wie der Name besagt, unterscheiden sich die beiden beschriebenen Arten dadurch, daß der eine beständig in Gesellschaft von acht bis zwanzig Stück lebt und herumstreift, der andere aber einzeln in einem bestimmten Gebiete verweilt. Der einsame Nasenbär soll mehrere bestimmte Lager haben und bald in diesem, bald in jenem die Nacht zubringen, je nachdem er den einen oder den andern Theil des Waldes durchstreift. Der gesellige dagegen hat weder ein Lager, noch ein bestimmtes Gebiet, sondern führt ein echtes Zigeunerleben,

läuft den Tag über im Walde umher und verkriecht sich da, wo ihn die Nacht überfällt, in einem hohlen Baum oder unter Baumwurzeln oder legt sich in eine von mehreren Nestern gebildete Gabel und schläft hier bis zum nächsten Morgen. Ihn, oder besser seine Gesellschaften sieht man viel häufiger, als jenen Einsiedler. Die geselligen Rüsselbären ziehen zerstreut umher und lassen dabei beständig eigenthümliche, rauhe, halb grunzende, halb pfeifende Töne hören, die man viel eher vernimmt, als man die Bande selbst gewahrt. Dabei wird der mit Laub und Nestern bedeckte Boden gründlich untersucht; eine oder die andere Nase schnuppert in dieses oder jenes Loch; jede Spalte, jeder Ritze wird durchstöbert — aber niemals hält sich die Gesellschaft lange bei einem Gegenstande auf. Der Einsiedler hingegen zieht still und langsam dahin, untersucht ebenfalls jeden Gegenstand, aber äußerst bedächtig und nimmt sich ordentlich Zeit zu allen seinen Verrichtungen, jebensfalls deshalb, weil er keine Gewerbsbeeinträchtigung vonseiten seiner Artgenossen zu besorgen hat. Wenn die Nasenbären einen Wurm im Boden, eine Käferlarve im faulen Holze ausgewittert haben, geben sie sich die größte Mühe, dieser Beute auch habhaft zu werden. Sie scharren eifrig mit den Vorderpfoten, stecken von Zeit zu Zeit die Nase in das gegrabene Loch und spüren, wie unsere Hunde es thun, wenn sie auf dem Felde den Mäusen nachstellen, bis sie endlich ihren Zweck erreicht haben. Zuweilen sieht man die ganze Gesellschaft plötzlich einen Baum besteigen, welcher dann schnell durchsucht und ebenso schnell verlassen oder aber mit einem andern vertauscht wird. Der Einsiedler ist zu solchen Kletterjagden viel zu faul und bleibt hübsch auf der Erde.

Nur die wilden Indianer benutzen Fell und Fleisch der Rüsselbären und jagen ihnen deshalb eifrig nach. Aus den Fellen verfertigen sie kleine Beutel; das Fleisch, zumal das von jüngeren Thieren stammende, halten sie für einen Federbissen; auch europäische Gaumen finden es, wenn es ordentlich zubereitet wurde, wohlschmeckend. Die weißen Bewohner Südamerikas und Mexikos jagen die Coatis bloß des Vergnügens wegen. Man durchstreift mit einer Meute guter Hunde die Waldungen und läßt durch diese eine Bande auffuchen. Beim Anblick der Hunde flüchten die Rüsselbären unter Geschrei auf die nächsten Bäume, werden dort verbellt und können nun leicht herabgeschossen werden. Doch verlangen sie einen guten Schuß, wenn man sie wirklich in seine Gewalt bekommen will; denn die verwundeten legen sich in eine Gabel der Nester nieder und müssen dann mühselig herabgeholt werden. Zuweilen springen verfolgte Coatis wieder auf den Boden herab und suchen laufend zu entfliehen oder einen andern Baum zu gewinnen; dann aber werden sie von den Hunden leicht eingeholt und trotz alles Widerstandes getödtet. Der einzelne Hund freilich vermag gegen einen Rüsselbär nicht viel auszurichten. Zumal der Einsiedler weiß sich seiner scharfen Zähne gut zu bedienen. Er dreht sich, wenn ihm der Hund nahe kommt, muthig gegen seinen Feind, schreit wüthend und beißt furchtbar um sich. Jedensfalls verkauft er seine Haut theuer genug; manchmal macht er fünf bis sechs Hunde kampfunfähig, ehe er der Uebermacht erliegt.

Bei der Fähre. Unsere vierte Illustration bringt in gelungener Wiedergabe ein Bild des bekannten Malers Josef von Brandt, der es in so einziger Weise versteht, die polnisch-russischen Steppen, das weite, weite Haideland mit der malerischen Staffage der Pferde und Reiter oder des Dreigespanns auf dem Gemälde darzustellen. Im Hintergrunde sieht man die melancholische Steppe sich dehnen, links im Mittelgrunde steht das ärmliche Gehöft des Fährknechts, und im Vordergrunde schiebt sich eben der Wagen des handeltreibenden Juden, der zum Markte in die nächste Stadt will und zu dem Zwecke über den Fluß setzen muß, unter Peitschknall und lebhaftem Geschwätz an, die Fähre zu betreten, auf welchem schon der braune Fährknecht harret. Im Hintergrunde zieht noch ein zweiter Marktwagen zu demselben Zwecke an.





Neueste Moden.

Nr. 1. Hut „Directoire“.

Die sehr elegante niedrige Form mit vorn vorstehendem und an den Seiten abgerundetem Schirm ist von innen und außen glatt mit schwarzem Sammet über-



Nr. 1. Hut „Directoire“.

spannt. Vornauf, sehr hochstehend angebracht, befinden sich fünf große, schöne, schwarze Federn, welche mit schwarzen Schleifen besetzt sind. Die Bindebänder sind in der hintern Mitte des Hutes besetzt, da, wo der Schirm sich verflücht. Vorn unter dem Schirm ist ein Diadem aus gelben Rosen und weißen Hyacinthen angebracht.

Nr. 2. Jacket „Chasseur“.

Dasselbe ist aus blauem Tuch hergestellt und mit schwarzen, verschlungen aufgenähten Perlen an den Vordertheilen herab verziert. Der Kragen hat das gleiche Muster. Im Rücken und unten an den glatten, langen Ärmeln befinden sich ähnliche, spitz zulaufende Verschmürungen. Die langen Rückennähte der Jacke sind glatt benäht. Der untere Rand ist gleichfalls mit einer entsprechenden Verzierung versehen.

Nr. 3. Anzug für Knaben von 6 bis 8 Jahren.

Jacket und Beinleid sind aus karriertem englischem Tuch angefertigt. Die Vordertheile des Anzugs gehen übereinander und haben zwei Reihen Holzknöpfe. Die Ärmelausschläge, Taschen und die übrigen Ränder sind mit schwarzer Vorde eingefast.



Nr. 2. Jacket „Chasseur“.

Nr. 4. Anzug für ein junges Mädchen.

Das Kleid ist aus dunkelgrauem Wollenstoff mit hellgrauen und rothen Streifen und leichtem weißem Tuch angefertigt. Die Verzierungen sind von rothem Surab. Das Schürzentheil aus weißem Tuch ist in der Taille eingereicht. Der Rock aus gestreitem Wollenstoff fällt neben der Schürze glatt herab und bildet am Rückentheil einen Puff. An der linken Seite, nahe am untern Rand, ist ein schräges Theil befestigt, welches über die Schürze in Windungen nach der rechten Hälfte gezogen ist und den obern Theil derselben frei läßt. Die weit offene Taille mit glatten Ärmeln ist aus gestreitem Wollenstoff hergestellt. Die Ausschläge der Vordertheile sind von gleichem Stoff. Stebkragen und Laptheil sind von weißem Tuch. Der Lap ist in der Mitte herab mit einer rosa Schnur geschlossen und wird durch eine glatt anliegende kleine Weste aus rosa Surab, deren Schluß durch mit Stoff überzogene Knöpfe bewirkt wird, ergänzt. Die zackigen Ärmelausschläge sind ebenfalls von rosa Surab. An Stoff zur Anfertigung dieses Anzugs ist zu verwenden: 3 Mtr. 65 Centm. Tuch von 1 Mtr. 40 Centm. Breite, eingetheilt in: 3 Mtr. 15 Centm. zum Rock in drei Theilen von je 1 Mtr. 5 Centm. geschnitten und

50 Centm. zum Leib und Kragen. 5 Mtr. 70 Centm. gestreifter Stoff von 1 Mtr. 10 Centm. Breite, eingetheilt in 3 Mtr. 15 Centm. zum Rock und Puff. 1 Mtr. 5 Centm. zur Draperie an der Seite und 1 Mtr. 50 Centm. zur Taille. 60 Centm. rosa Surah zur Weste und Verzierung.

Ar. 5. Anzug für ein junges Mädchen von 18 Jahren.

Der Rock aus rötlich-besietropfarbigem Sammet und zartgrauem Crêpon hat eine Einfassung von Seidenstickerei. Runde Sammettaille mit besicktem Gürtel und Spange. Gezogenes Gummitheil aus Crêpon mit Sammet und Stickerei eingefasst. Die glatten Ärmel aus Sammet haben am Handgelenk eine Stickerei und an der Schulter kleine Ueberärmel aus Crêpon.

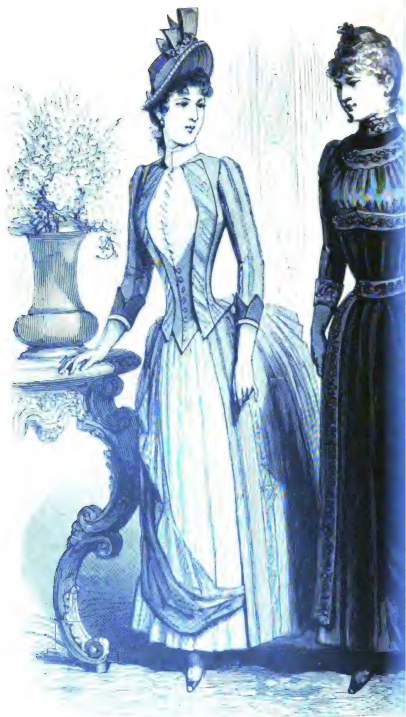
Ar. 6. Anzug für ein junges Mädchen von 14 bis 15 Jahren.

Derselbe ist aus eisengrauem Wollenstoff und grau-rosa Surah angefertigt.



Ar. 3. Anzug für Knaben von 6 bis 8 Jahren.

Der erste Rock aus eisengrauem Wollenstoff ist in dicke Falten gelegt. Ueber diesem befindet sich die Schürze aus grau-rosa Surah, welche auf dem ersten Rock mit Knöpfen befestigt ist. Die Knöpfe sind mit gleichem Stoff überzogen. Ueber dieser Schürze aus Surah ist eine zweite aus eisengrauem Wollenstoff angebracht, welche unten eine scharfe Spitze bildet und nach den Hüften zu emporgeschoben ist. Der Rock ist in Falten angelegt und bildet einen Puff. Die Taille aus grau-rosa Surah ist an der Seite vermittels gleicher Knöpfe wie am Rock geschlossen und hat an der rechten Seite einen kleinen Aufschlag. Der offene Theil ist mit einem Faltenlaß aus eisengrauem Surah gefüllt. Stehkragen vom gleichen Stoff. Die glatten Ärmel aus grau-rosa Surah haben eine untere Verzierung aus in Fäden geschnittenem, eisengrauem Surah. Au Stoff zur Herstellung dieses Anzugs ist erforderlich: 6 Mtr. 70 Centm. eisengrauer Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite, eingetheilt in 4 Mtr. zum Rock in fünf Streifen von je 80 Centm. 1 Mtr. 20 Centm. zur Schürze. 1 Mtr. 50 Centm. zum Puff. 4 Mtr. 30 Centm. grau-rosa Surah von 60 Centm. Breite, eingetheilt in 80 Centm. zur Schürze und 3 Mtr. 50 Centm. zur Taille. 60 Centm. eisengraue Surah zum Leib. 36 Knöpfe.



Nr. 4. *Wing* für ein junges Mädchen.

Nr. 5. *Wing* für ein junges
von 18 Jahren



Nr. 6. Anzug für ein junges
Mädchen von 14—15 Jahren.

Nr. 7. Abend-Anzug für ein junges
Mädchen.

Nr. 7. Abend-Anzug für ein junges Mädchen.

Der erste Rock, Sat, Ueberschlagtragen und Aermelausschläge sind von weißem, mit blauer Seide besticktem Stoff auf einem weißseidenen Futter und untern Rock angebracht. Eine Tunika von blauem Surah oder Crêpe de Chine drapirt sich auf den Hüften und läßt einen Theil des ersten Rockes frei. Die anliegende Taille hat



Nr. 8. Visite aus grünem Tuch.

kleine, nach innen gebogene Schößchen. Vorn sind die Vordertheile offen und in Falten zurückgenommen.

Nr. 8. Visite aus grünem Tuch.

Die Vordertheile des Umbanaes sind knapp anliegend und reichen, nach den Seiten zu sich in kleinen Falten den kurzen glatten Schößchen des Rückens anschließend,



№ 9 Mantel aus Sammet mit Chinbilabelay

lang herab. Diese Schößchen, sowie auch die Seiten der Vorderteile, welche sich denselben anschließen, sind mit Seidenstickerei oder Borden verziert. Die oben anliegenden Ärmel verbreitern sich ebenfalls vom Ellbogen an in viereckige, am untern Rande bestickte Patten. Auch von den Schultern herab auf den Ärmeln befindet sich Stickerei. Der Stehragen, die Vorderränder der Ärmel, die Vorderteile herab, sowie auch die unteren Ränder bis zur Stickerei sind mit Pelz besetzt. Au Stoff zu diesem Umhang bedarf man: 2 Mtr. 50 Centm. Tuch von 1 Mtr. 40 Centm. Breite. 5 Mtr. wattirten Atlas zum Futter und 4 Mtr. 50 Centm. Pelzbesatz.

Ar. 9. Mantel aus Sammet mit Chinchillabesatz.

Der Rock zu diesem Mantel ist vorn saltig der anliegenden Taille angesetzt:



Ar. 10. Taghemd aus Batist.

und bildet im Rücken einen Puff. Die Vorderteile an beiden Seiten herab, sowie die anliegenden Ärmel am Handgelenk sind mit Chinchillapelz besetzt. Der mit Sammet belegte Hut, von gleicher Farbe wie der Mantel, haben vorn einen runden und hochaufgebogenen Rand. Der Kopf desselben ist sehr niedrig und mit einer vorn hochstehenden, weit nach hinten herabfallenden Amazonensfeder geschmückt.

Ar. 10. Taghemd aus Batist.

Das Vorderteil dieses Hemdes hat je zwei Brustfalten, wodurch ein guter Anschluß erzielt wird. Dasselbe ist ohne Ärmel und hat am obern Rand zwei breite Spitzenfalbeln. Die Ärmel des Hemdes werden durch Bänder ersetzt, welche auf der Schulter in eine Schleife geknüpft sind. Auf der linken Seite befindet sich der Namenszug. Auch am untern Rand ist eine flach angelegte Spitzenfalbel angebracht.

Handwritten text, possibly a signature or date, located in the upper right corner.



Ein trauliches Stündchen.

Nach dem Originalgemälde von Rud. Epp.



Liane.

Novelle von A. Baronin Gildern.

Herzens-Lia!

Denke Dir, ich bin Braut — Braut meines Vetter's Erich Freihof, von dem ich Dir schon oft erzählt habe. Wir hatten uns seit mehreren Jahren, während welchen ich in der Pension und er auf Reisen war, nicht gesehen und nun, da wir einige Wochen zusammen verlebten, ist die Entscheidung gefallen. Von frühester Jugend an haben wir uns lieb gehabt und sind stets wie für einander bestimmt betrachtet worden, so daß unser gegenseitiges Verhältniß kaum ein anderes ist, als es bis jetzt war. Meine Eltern sind sehr glücklich, da sie Erich wie einen Sohn lieben und wir uns nicht zu trennen brauchen, denn Ober-Freihof, unser künftiger Wohnsitz, ist kaum eine Meile von Waldhausen entfernt. Leider kann unsere Verlobung noch nicht veröffentlicht werden, da Mama sehr leidend ist und in ein Bad reisen muß. Ihr würde der Trubel mit den Gratulationen und Festen zu viel werden und wir lassen daher die Bekanntmachung bis nach Mamas Rückkehr, wahrscheinlich bis zu meinem Geburtstag. Martha begleitet Mama und Tante Minna führt währenddem die Wirthschaft bei uns. —

Nun aber meine Bitte, liebste Lia! Komm', so bald Du kannst und bringe, wie Du mir versprochen hast, einige Wochen bei uns zu. Eine Abgabe ist unmöglich und wir erwarten Dich bestimmt in der nächsten Woche. Anbei Erich's Bild — ich hoffe, es wird Dir gefallen und Ihr werdet beide bald gute Freunde sein. Viel herzliche Empfehlungen Deinen Eltern. Es umarmt Dich

Deine Ilse.

Liane von Stein las aufmerksam die zierlich geschriebenen Zeilen. Kein Federstrich verrieth Aufregung, kein Wort jenes Jauchzen des Herzens, womit eine junge Braut ihr Glück der Freundin verkündet. Ruhiges Behagen sprach aus dem Briefe und lächelnd schüttelte Liane die dunkeln Locken:

„So schreibt eine Braut, eine glückliche Braut! — Nichts von „himmelhoch jauchzend,“ — nun dafür aber auch nichts von „zu Tode

betrübt!“ — Und dennoch — dennoch möchte ich selbst das Leid nicht entbehren, wenn ich einmal liebte! — Leid und volle heiße Liebe, aber nicht jenes matte Glück ohne Kampf.“ Mit lebhafter Bewegung erhob sich das junge Mädchen von ihrem Sessel. Dabei entfiel dem Couvert eine Photographie. Liane nahm dieselbe auf und trat an das Fenster. Lange Zeit betrachtete sie die Züge des jungen Mannes, den das Bild darstellte. Es waren schöne, kräftige Züge, mit lebhaften Augen und blondem Bart.

Liane stellte die Photographie auf ihren Schreibtisch, setzte sich an denselben und schrieb:

Beliebte Ilse!

Grenzenlos erstaunt über Deine Nachricht, beeile ich mich, Dir viele herzliche Glückwünsche zu senden und hoffe, dieselben bald persönlich wiederholen zu können. Meine Eltern sind ausgefahren, ich kann Dir daher meine Abreise noch nicht bestimmen und telegraphire Dir das Nähere. Das Bild Deines Erich gefällt mir sehr, doch entspricht es nicht Deinem Ideal, eher dem meinigen. Weißt Du noch, in der Pension, unser blondes Vis-à-vis, für welches ich schwärmte? — Ich hielt den Gegenstand meiner Backfischschwärmerei für nichts weniger, denn für einen Gesandtschaftsattaché, während Ihr behauptetet, er wäre ein Commis voyageur. Dein Ideal war immer schwarz. — Apropos! Entsinnt Du Dich noch des Husarenlieutenants, den wir auf unserm ersten Ball kennen lernten? Denke Dir, ich habe ihn neulich wieder gesehen. Er erkundigte sich angelegentlich nach meiner blonden Freundin und freute sich unendlich, daß seine neue Garnison nur eine Stunde von Waldhausen entfernt sei. Armer Lindow, wie wirst Du trauern, daß ein anderer Dir zuvorgekommen ist! Mais enfin! Wer das Glück hat, führt die Braut heim — er muß sich trösten. Grüß Deinen Schatz, küß Deiner lieben Mutter die Hand, empfehl mich allen andern und behalte lieb
Deine Lia.

Wenige Tage später befand sich Liane von Stein auf dem Wege nach Waldhausen und wurde auf der Eisenbahnstation von ihrer Freundin Ilse von Marlow auf das Herzlichste begrüßt. Beide Mädchen waren schöne, anmuthige Erscheinungen und dennoch beide grundverschieden. Ilse groß, blond und imponirend, mit ruhigem Ausdruck in den regelmäßigen Zügen und den großen stahlblauen Augen. Ihr ganzes Wesen hatte etwas ungemein weibliches, anziehendes und vertrauenerweckendes. Minder schön, aber fesselnder und pikanter wirkte Liane. Nicht über Mittelgröße war ihre Gestalt von wunderbarem Ebenmaß und von entzückender Grazie. Braunes Gelock umrahmte ein frisches Gesichtchen, aus welchem ein paar lebhafteste, dunkle Augen dem Beschauer entgegenstrahlten. Alles war Leben, Frohsinn und Energie an dem jungen Mädchen, ohne jemals die Grenzen der Weiblichkeit und des guten Tons zu überschreiten.

So verschieden wie die beiden Mädchen äußerlich und innerlich auch waren, oder vielleicht gerade deshalb, verknüpfte sie eine innige Freundschaft, die in der Pension entstanden, gewachsen und seit der Trennung von einander nicht gemindert war.

Nachdem einige Umarmungen gewechselt und das Gepäck geordnet worden war, nahmen die Freundinnen in dem Wagen Platz, der sie dem einer Stunde entfernten Waldhausen zuführen sollte.

R . . ., die Eisenbahnstation, war eine kleine Stadt von mäßiger Schönheit, aber Garnison eines Husarenregiments und außerdem der Mittelpunkt der sehr reich begüterten Umgegend. Man arrangirte in dem dortigen Hôtel Bälle, Konzerte und sonstige Festlichkeiten, besorgte in den Läden seine Einkäufe und war gekannt von jedermann. Auch Ilse wurde von allen Seiten begrüßt, als der bekannte Waldhauser Wagen durch die holprigen Straßen fuhr, und Lianens Mädchen stand keinen Moment still, denn die Großstädterin war von dem kleinbürgerlichen Leben und Treiben lebhaft amüsiert und machte sich in den spaßhaftesten Bemerkungen Luft. Am Ausgange der Stadt ertönte plötzlich Militärmusik und die Husaren, welche vom Exerzierplatz zurückkehrten, wurden sichtbar. Liane als echtes Soldatenkind, klatschte vergnügt in die Hände und selbst Ilse schaute mit Interesse auf das prächtige Schauspiel, welches sich ihr darbot. Der Wagen mußte der Enge der Straße wegen halten und viele bewundernde Blicke trafen die beiden anmuthigen Insassen. Ilse wechselte mit den meisten der Offiziere Grüße, da ihr dieselben von den Bällen bekannt, auch viele in Waldhausen gern gesehene Gäste waren. Einige der letzteren hielten kurze Zeit neben dem Wagen zum flüchtigen Gespräch, die Versäumniß durch wenige Galoppssprünge einholend. Liane sah mit Rennerblick den Reitern nach und bemerkte daher nicht, daß ein junger Offizier an ihrer Seite sein Pferd anhielt. Erst als er ihren Namen nannte, schaute sie auf:

„Ah, sieh da! Herr von Lindow — Ilse, Du entsinnst Dich unseres ersten Tänzers.“

Dabei reichte sie dem jungen Husaren die Hand und klopfte den Hals des schönen Pferdes, während Lindow einen ehrerbietigen Gruß an Ilse richtete, die denselben mit freundlichem Lächeln erwiderte.

„Herr von Marlow war so liebenswürdig, mir zu gestatten, mich in Waldhausen vorzustellen und ich werde mir erlauben, in den nächsten Tagen meine Aufwartung zu machen.“

Ein kurzer militärischer Gruß und mit mächtigen Säßen flog das schöne Thier mit seinem Reiter davon.

„Superbe,“ sagte Liane, dem Davonsausenden nachschauend, „das Herz geht mir auf, wenn ich solch flotten Reiter sehe. Echtes Soldatenblut, gelt Ilse?“

„Ja, Herz-Lia, Soldatenvollblut, das merkt man sofort. Da wirst Du bei Papa einen großen Stein im Brett haben. Er beklagt sich stets, daß ich so wenig Kavalleristenpassion habe und mich nur ungern auf ein Pferd setze.“

„O Ilse, wie kann man das! Giebt es denn etwas schöneres, wie auf dem Rücken eines muthigen Rosses über die Heide zu fliegen, im Wald auf dem schwellenden Moos zu galoppiren.“

„Und mit den Haaren an den Zweigen hängen zu bleiben,“ schaltete Ilse ein.

„Pfui Ilse, wie prosaisch,“ schmollte Liane, „doch nun erzähle mir

vorerst von Deinem Erich, ich bin schon sehr gespannt, näheres über ihn zu erfahren."

Der Wagen hatte sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt und heiter plaudernd legten die jungen Mädchen den nach Waldhausen führenden schattigen Weg zurück.

Waldhausen führte seinen Namen mit Recht. Auf halber Höhe eines Abhanges gelegen, war es rings von dem herrlichsten Laubwald umgeben, der in der Nähe des villenartigen Hauses durch Nuschholzen und Anlegen von Rajenplätzen in einen prächtigen Park verwandelt war, dessen mit Kies bestreute Wege in sanften Windungen die Höhe empor in den dichten Wald führten. Abwärts vom Hause verband eine breite Allee die Marlow'sche Besitzung mit der den Wald durchschneidenden Chaussee. Die Ställe lagen seitwärts im Park, sonst sah man keine Gebäude, da die Bewirthschaftung des Gutes von einem Vorwerk geleitet wurde. Als der Wagen, welcher die beiden jungen Mädchen nach Waldhausen brachte, in die Allee einlenkte, trat ein alter weißköpfiger Herr mit militärischem Schnurrbart auf die nach der Vorfahrt führende breite Freitreppe und begrüßte Liane mit kräftigem Händedruck.

"Willkommen in Waldhausen, liebes Kind! Hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns und Sie bleiben recht lange Zeit hier."

Liane fühlte sich durch die Erscheinung und biedere Art des alten Herrn ungemein sympathisch berührt und als sie nach kurzer Zeit der, die Stelle der Hausfrau vertretenden Tante Minna, einer alten, unverheirateten Schwester des Hausherrn, vorgestellt wurde und dieselbe sie herzlich in die Arme schloß, kam sie sich wie ein längst gekanntes Glied dieser prächtigen Familie vor und entzückte das alte Geschwisterpaar durch ihre Heiterkeit und frohe Laune. — Man saß nachmittags auf der Terrasse vor dem Hause und trank den Kaffee, als Pferdegetrappel erscholl und ein Reiter in die Allee einbog.

"Erich" sagte Ilse, indem sie sich langsam erhob und dem Ankommenden entgegen ging. Dieser schwenkte grüßend den Hut, sprang vom Pferde und übergab dasselbe dem aus den Ställen herzu eilenden Reitknecht. Liane hatte Zeit, den Bräutigam ihrer Freundin zu betrachten. Er war eine auffallend schöne Erscheinung, das mußte sie gestehen, viel schöner, als die Photographie ihn darzustellen vermocht hatte. Groß und stattlich gab er mit der schönen Ilse ein prächtiges Paar ab. Wie vornehm waren seine Bewegungen, vornehm und ruhig. Mit ritterlicher Galanterie küßte er die Hand seiner Braut und sprach einige Worte zu ihr, die diese lächelnd erwiderte. Liane fand diese Begrüßung merkwürdig kühl — sie hätte so etwas nicht fertig gebracht. Sie wäre einem geliebten Verlobten entgegengeeilt und hätte sich jubelnd in seine Arme geworfen. Sie, — aber Ilse! Sie mußte lächeln, wenn sie sich Ilse in solchen stürmischen Liebkosungen vergegenwärtigte. Nein, das konnte nicht sein und doch war Ilse so warmherzig und gut.

Erich von Freihof war inzwischen die Stufen an der Seite seiner Braut emporgeschritten, er begrüßte Tante und Schwiegervater und verbeugte sich vor Liane. Diese streckte ihm mit Lebhaftigkeit beide Hände entgegen: „Grüß Gott, Herr von Freihof, ich freue mich

herzlich, Sie kennen zu lernen, zumal Sie mir kein Fremder mehr sind, denn aus Wort und Bild sind wir uns schon bekannt."

Freihof hatte die beiden kleinen Hände mit festem Druck erfaßt und schaute mit unverhohlener Bewunderung auf die reizende Gestalt, in das lebhafteste Gesichtchen und die glänzenden Augen der vor ihm Stehenden. Ilse umfaßte die schlanke Taille der geliebten Freundin und sagte:

"Ihr werdet bald Freunde sein, Du und Erich, Ihr paßt herrlich zusammen. O Erich, Du hättest nur hören sollen, mit welcher Begeisterung Lia vom Reiten sprach — mir selbst wurde ganz poetisch dabei zu Muth!"

"Also reiten können Sie auch, Sie kleines Weltwunder," fiel Papa Marlow dazwischen und es entspann sich ein munteres Gespräch über Sport und Jagd, an dem sich alle lebhaft betheiligten.

Erst spät am Abend trennte sich der heitere Kreis. Die beiden jungen Mädchen standen Arm in Arm auf der Terrasse, als Herr von Freihofs Pferd vorgeführt wurde. Der Mondschein verbreitete Tageshelle. Liane sprach sich bewundernd über den prachtvollen Goldfuchs aus und fragte Ilse, ob sie denselben schon bestiegen habe.

"Wo denkst Du hin Lia, ich Hasenfuß schwinge mich nur auf meinen alten Schimmel. Erich hat schon oft versucht, mir sein „Goldkind“ anzupreisen, aber ich kann meine Angst nicht überwinden", antwortete Ilse lachend.

"Wollen Sie mein „Goldkind“ nicht einmal versuchen, gnädiges Fräulein?" wandte sich Erich, der inzwischen sein Pferd bestiegen hatte und vor der Terrasse hielt, an Liane, „ich garantire für seine guten Manieren." —

Ein Freudenschimmer leuchtete in Lianens Augen. Wie gern hätte sie gleich ihre Zustimmung gegeben, doch wußte sie nicht, wie Ilse darüber dachte und sagte daher nur einige höfliche Dankesworte.

Freihof blieb jedoch bei seinem Anerbieten und schlug gleich für den nächsten Tag einen gemeinschaftlichen Ausflug vor. Papa Marlow wurde herbeigerufen und der, trotz seiner weißen Haare passionirte Sportsman, nahm das Projekt mit großer Lebhaftigkeit auf.

"Papa, wenn Ihr drei zusammen reitet, fahre ich mit Tante Minna", rief Ilse dazwischen, „in der Gesellschaft des Goldkinds und Eurer beiden Reitpferde wird aus meinem Lamm-Schimmel auch ein Streitross, und ich bin, wie Ihr wißt, keine Valküre."

"Nein, nein, süße Ilse, Du mußt mit uns reiten", schmeichelte Liane, „wir werden alle ganz zahm sein und Dein Muth, Du armes Lamm, wird wachsen. Du wirst am Ende noch zur Heldenjungfrau werden, wie es eigentlich für Dein stattliches Exterieur paßt. Ingeborg nannten wir Dich stets in der Pension."

"Und Dich den Buck, Du Schelm!"

Der Fuchs scharrte unruhig im Sande. Ein Abschiedsgruß wurde noch gewechselt, dann galoppirte der glückliche Bräutigam durch die Allee von dannen.

Ilse und Liane bewohnten die Zimmer der ersten Etage. Noch lange Zeit saßen sie plaudernd in dem reizend eingerichteten Wohnzimmer und suchten erst spät ihre Schlafräume auf. Liane war todt-

müde von der Reise und lag bald im tiefsten Schlaf. Gegen Morgen hatte sie einen lebhaften Traum. Ihr träumte, sie stände oben auf dem Thurm, während ringsumher die Flammen emporloderten. Angstvoll versuchte sie zu schreien, doch kein Ton entrang sich ihren Lippen und näher, immer näher züngelten die Flammen. Endlich gelang es ihr, einen Ruf herauszustößen und: „Erich“ rief ein hundertfaches Echo zurück. Da theilte sich das Feuermeer und der, den sie gerufen hatte, erschien, nahm sie in seine Arme und trug sie unverfehrt hinaus in den hellen Sonnenschein.

In Schweiß gebadet erwachte Liane und bemerkte, daß sie am Abend vergessen hatte, die Salousien zu schließen, sodaß die Sonne seit geraumer Zeit ihr Gesicht bescheinen konnte. Daher also der Flammentraum! Aber Erich ihr Retter? Wie kam sie nur darauf?

„Unsinn! Träume sind Schäume“, lachte Liane und den letzten Rest Schläfrigkeit abschüttelnd, schlüpfte sie in ihre Kleider und stand bald frisch wie eine Maienrose unten im Speisezimmer, wo die Familie schon beim Frühstück saß. Nachdem Liane mit Speise und Trank versehen war, fragte Tante Minna nach den Träumen der ersten Nacht, die bekanntlich in Erfüllung gehen sollen. Liane erzählte lachend, daß ihr nur von Feuer und Flammen geträumt hätte, was als ein großes Glück ausgelegt wurde. Von Erich erzählte sie nichts. Warum? — Sie wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben. Herr von Marlow, der über seine Zeitung gebeugt, dem Gespräch nur halb gefolgt war, rief, indem er aufstand: „Ihr streitet Euch, was das zu bedeuten hat? Ich will es Euch sagen. Das schöne Fräulein wird Feuerbrand in alle Herzen werfen und die ganze Männerwelt wird in hellen Flammen lichterloh brennen.“

„Papa Marlow, wie kann man so spotten, ich werde mich rächen.“

„Und mich auch in Flammen setzen?“ fragte lachend der alte Herr, eiligst das Zimmer verlassend.

Den Morgen benutzten die jungen Mädchen, um Haus, Park und Wald zu durchstreifen und immer gab es zu plaudern und zu erzählen.

Gegen 5 Uhr kam Erich Freihof zu Pferde, begleitet von einem Reitknecht, der den Goldfuchs führte. Dieser trug einen Damensattel und sah im hellen Sonnenschein wirklich wie Gold glänzend aus.

Liane besetztig: soeben ihr Filzhütchen auf dem dunkeln Lockenkopf. Sie stand oben am Fenster und schaute den Ankommenden an, ohne selbst gesehen zu werden. Ilse empfing ihren Verlobten an der Treppe. Sie sah wunderschön aus in dem dunkeln, knapp anschließenden Reitkostüm. Der Reitknecht hielt mit den Pferden an dem Stallgebäude, Erich und Ilse waren somit allein. Neugierig bog Liane sich aus dem Fenster, um die Begrüßung der beiden zu sehen, aber nichts von stürmischer Liebkosung, von feurigen Blicken. Wie gestern küßte Erich Ilse's Hand, legte einen Moment seinen Arm um die königliche Gestalt und wandte sich dann dem Stalle zu, um nach dem Sattelzeuge der Pferde zu sehen. Liane hatte Herzklopfen bekommen und glühte wie eine ertappte Lauscherin. Schnell eilte sie hinab und traf mit den übrigen im Garten zusammen. Erich hob Ilse auf den frommen Schimmel, der mit seiner Reiterin ein wirklich imposantes Bild abgab.

Der alte Herr von Marlow that bei der Else, wie er Liane nannte, den gleichen Ritterdienst und die graziöse Gestalt saß wie festgegossen auf dem herrlichen Thier. Als dies die federleichte Reiterin auf sich fühlte, stieg sein Uebermuth und den Kopf aufwerfend, hob es sich zum mächtigen Sprung.

Liane folgte ruhigen Blickes jeder Bewegung des muthigen Thieres, ihre kleine Faust hielt die Zügel leicht und doch fest und ihr schlanker Körper hob sich kaum merkbar bei der Landade. Lachend warf sie jetzt das Pferd herum und blickte erstaunt in die angstvoll auf sie gerichteten Augen Erichs.

„Bravo Else, bravo“, rief Herr von Marlow. Else, die schon vorausgeritten war, drehte sich überrascht um. Liane war mit wenigen Galoppsprüngen an ihrer Seite und das Goldkind hielt gleichen Schritt mit dem frommen Schimmel.

Röstlicher, herrlicher Wald nahm die kleine Kavalkade auf. Es war eine Waldidylle, so schön, so vollendet, daß das laute Gespräch nach und nach verstummte und jeder seinen Gedanken nachhing. Liane war besonders versunken, trotzdem sie als gute Reiterin den Weg und ihr Pferd keinen Augenblick außer Acht ließ. Der Pfad, den die Reiter jetzt eingeschlagen hatten, war schmal und steil, sodaß man einzeln reiten mußte. Erich führte die andern.

Wie elegant, ja nonchalant saß er zu Pferde und doch sah Liane, daß sein Pferd Kraft und Geschick von seinem Reiter verlangte. Sie hatte ihn für ruhig, für kühl gehalten; sein ganzes Wesen, sein Benehmen zu Else, ja selbst die Wahl seiner Braut hatte Liane auf diesen Gedanken gebracht. Und dennoch, welchen lebhaften Ausdruck der Angst hatte sie vorhin in seinen Augen gesehen! — Er legte sich jedenfalls Zwang auf, besonders in der Kundgebung seiner Liebe. Und wäre es denn nicht geradezu unmöglich gewesen, Else nicht zu lieben, wengleich dieselbe auch kühl und zurückhaltend war? — Die beiden waren eben anders geartet wie sie, mit ihrem lebhaften Temperament. Ein Zweig streifte Lianens Gesicht und brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück. An dem Ufer eines in der Nähe befindlichen Sees hatte man ein Rendez-vous verabredet. Tante Minna war schon mit dem Wagen dort und erwartete mit einem Besper die Reiter. Leicht wie eine Feder glitt Liane aus dem Sattel in die sie auffangenden Arme Erichs. Seine Augen trafen die ihren und eine heiße Röthe bedeckte die Wangen des jungen Mädchens. Liane hätte in die Erde sinken mögen vor Scham. Was sollte er denken, daß sie wie ein Pensionsbackfisch erröthete, wenn ein Herr sie ansah. Sie nahm sich vor, kühl und zurückhaltend zu sein und vergaß den Vorsatz nach wenigen Augenblicken wieder.

Wie wäre auch kühle Zurückhaltung möglich gewesen? Scherz und Neckerei flog hin und her und mit Wohlbehagen genossen die Reiter die von Tante Minna dargebotenen Speisen und Getränke.

Als die Gesellschaft in eifrigster Unterhaltung war, erschienen plötzlich auf der Waldlichtung zwei Reiter, Offiziere von den R. . . schen Husaren. Kaum hatten sie die fröhliche Gruppe bemerkt, als sie sofort auf dieselbe zusprengten.

„Willkommen im Grünen, meine Herren,“ rief Herr von Waldow

den Ankommenden entgegen, „steigen Sie ab und theilen Sie unser frugales Mahl!“

Mit Bereitwilligkeit wurde die Einladung angenommen und die beiden Herren von Lindow und Graf Breda saßen bald mit den andern im heiteren Geplauder auf dem Moosteppich.

Herr von Lindow hatte ein ungemein sympathisches Aeußere. Auf seiner großen schlanken Gestalt saß ein Kopf von beinah frauenhaft feinem Schnitt, der jedoch durch feurige dunkle Augen und schwarzen Schnurrbart ein männliches Aussehen bekam. Auch in seinem Charakter verband sich Energie mit zartester Rücksicht und einem außerordentlich fein ausgebildeten Tactgefühl. Anders war sein Begleiter, Graf Breda geartet. Sein, trotz wasserblauen Augen und röthlichen Haaren, nicht gerade häßliches Aeußere wurde durch einen süßlichen und selbstgefälligen Ausdruck oft unerträglich. Sein Lebenswandel setzte die Kleinstädter in die größte Aufregung und er selbst gefiel sich in der Rolle des gefährlichen Don Juans. Liane hatte das zweifelhafte Glück, Gnade vor seinen Augen zu finden und konnte sich seinen oft recht ungeschickten Huldigungen nicht entziehen, da die Schwester Bredas ihr befreundet war und sie mit derselben einen Briefwechsel unterhielt. Lindow saß plaudernd an Ihsens Seite. Sie sprachen von dem Ball, auf welchem sie sich kennen gelernt hatten. Wie heiter klang das Lachen aus Ihsens Munde, wie melodisch. Liane wandte sich oft nach der Seite, von wo es ertönte und auch Erich hob oft erstaunt den Kopf. Endlich trieb Herr von Marlow zum Ausbruch, die beiden Husaren zum Souper nach Waldhausen einladend, was von diesen freudig acceptirt wurde.

Herr von Lindow war Ihsen beim Aufsteigen behilflich und ritt mit ihr an der Spitze der Kavalkade. Als Graf Breda Lianen den gleichen Dienst leisten wollte, war ihm Erich schon zuvorgekommen und hatte das junge Mädchen in den Sattel gehoben. Liane war froh, daß das Dämmerlicht, welches schon unter den Bäumen herrschte, das Erröthen verbergte, das mit Lebhaftigkeit in ihre Wangen stieg, als sie ihr Füßchen in Erichs Hand stellte, um sich auf das Pferd heben zu lassen. Er hatte sie nicht angesehen, trotzdem er sich noch einige Zeit mit ihrem Zaumzeug beschäftigte und ritt dann schweigend an ihrer einen Seite, während Graf Breda die andere in Beschlag nahm. Der Dämmerung wegen wählte die Gesellschaft nur die breiten Wege, sodas man neben einander bleiben konnte.

Breda schwatzte in einem fort, kaum ein kurzes Wort warf Liane dazwischen; Erich schwieg vollständig, war aber bedacht, jeden Zweig oder Busch aus dem Wege zu drängen, um die Reiterin unbehelligt zu lassen. In Waldhausen ließ es sich Graf Breda nicht nehmen, Liane vom Pferde zu heben und merkwürdigerweise schien sie sich schon daran gewöhnt zu haben, diesen Dienst von fremden jungen Herren anzunehmen, denn kein Erröthen stieg in ihre Wangen, vielmehr kräuselte ein spöttisches Lächeln ihre Lippen, als sie in die schmachtenden wasserblauen Augen Bredas sah.

„Es ist unbegreiflich, wie Geschwister so verschieden sein können,“ flüsterte Liane Ihsen zu. „Erna Breda ist ein reizendes Mädchen und dieser Bruder geradezu unausstehlich.“

„Darf ich einen Gruß an meine Schwester bestellen, gnädiges Fräulein?“ wandte sich Graf Breda an Liane, als die Herren sich nach dem Souper verabschiedeten, „ich fahre morgen zum Geburtstage meines Vaters nach Hause und bleibe einige Tage dort.“

„Sagen Sie, bitte, an Erna viel herzliche Grüße und erinnern Sie dieselbe, daß sie mir noch immer ihr Bild schuldet. Ich sandte ihr im Winter meine Photographie und sie hat sich noch nicht revanchirt.“

„Wir haben hoffentlich die Freude, die Herrschaften auf unserer Landpartie nach dem Forsthause zu sehen?“ wandte sich inzwischen Herr von Lindow an Tante Minna, „jedenfalls erlaube ich mir, noch genauen Bescheid darüber zu bringen.“

Tante Minna, sowie Herr von Marlow gaben gern ihre Zustimmung und die Herren schieden in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.

Erich trennte sich am Ausgang der Allee von den beiden Offizieren. Er hielt die Zügel seines Pferdes lose in der Hand und ritt langsam durch die Mondnacht seinem Hause zu. Wie kam es nur, daß statt des Bildes seiner Braut, sich stets ein anderes vor sein geistiges Auge stellte, das, so sehr er es auch zurück zu drängen versuchte, immer festere Gestalt annahm und ihn mit zwei strahlenden braunen Augen voll Schelmerei anblickte? Wie bezaubernd mußten diese Augen sein, wenn Liebe daraus sprach! Und heiß lieben würde dieses warmherzige Mädchen. — Wem sich wohl dieser trozig-rothe Mund zum Kusse bot? Breda, der ihr so eifrig huldigte? O nicht doch, dieser alberne Mensch konnte kein solches Juwel erringen, der wußte es nicht zu würdigen. Wie holdselig sie erröthete, als er, Erich, sie heute vom Pferde hob und welche reizende Füßchen sie hatte! Eigentlich war Ilse doch viel schöner; besonders heute, in dem dunkeln Tuchkleide traten ihre klassischen Formen noch königlicher hervor. Lindow fand dies sicherlich auch, denn er hatte ihr heute unzweifelhaft den Hof gemacht. — Wenn Lindow früher gekommen wäre, ob er wohl Ilse's Herz gewonnen hätte? —

Erich schüttelte den Kopf, als wollte er die wunderlichen Gedanken abweisen, die denselben durchkreuzten: „Thorheit! Ilse und ich gehören zusammen seit der Kinderzeit, wo wir schon Mann und Frau spielten! Wir kennen uns zu gut, um ein verliebtes Brautpaar zu sein, wie gewiß dereinst Liane mit ihrem Erwählten!“

Rasch setzte er sein Pferd in Trab und erreichte bald sein Heim, fand jedoch, trotz großer Müdigkeit, noch lange nicht die ersehnte Ruhe.

Die nächsten Wochen vergingen in ähnlicher Weise, wie die ersten Tage von Lianens Aufenthalt in Waldhausen. Täglich wurden, von dem schönsten Sommerwetter begünstigt, Partien zu Wagen und zu Pferde in die herrliche Umgegend unternommen. Herr von Lindow und Graf Breda, der rascher von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt war, als man erwartet hatte, waren fast tägliche Gäste in Waldhausen und Theilnehmer an den Ausflügen. Lindow bemühte sich in seiner feinen, nicht aufdringlichen Art um Ilse, sodaß niemand etwas anderes wie ritterliche Galanterie in seinen Aufmerksamkeiten sehen konnte, welche von dem jungen Mädchen mit großem Wohlgefallen angenommen wurden. Anders war Graf Breda's Benehmen. Er machte kein Hehl

daraus, daß Liane die augenblickliche Königin seines Herzens sei und huldigte ihr in der auffallendsten Weise. Da er trotz seiner vielen Fehler ein geistig nicht unbedeutender Mensch war und mit amüsanter Bosheit Anekdoten und Scherze zu erzählen wußte, trug er oft zur allgemeinen Heiterkeit bei und erweckte Lianens fröhliches Gelächter. Diese legte jedoch seinen Huldigungen durchaus keinen Ernst bei und machte mit Ilse mancherlei spöttische Bemerkungen über den häßlichen Verehrer.

Erich unterhielt sich meist mit Tante Minna, die für den Sohn ihrer frühverstorbenen Schwester eine herzliche Zuneigung empfand, oder mit seinem Onkel Marlow.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Liane schienen nicht gewachsen zu sein, im Gegentheil, beide schienen sich zu meiden und wechselten nur wenige höfliche Worte miteinander.

Ilse bemerkte den Mangel an Freundschaft zwischen den beiden, ihr so lieben Menschen nicht. Sie war lustiger und lebhafter denn je und alle freuten sich des erheiternden Einflusses, den Liane auf die Freundin ausübte. —

So nahte der Sonnabend, der Tag, an welchem das Offiziercorps der Husaren ein Fest in dem unweit R. . . gelegenen Forsthause arrangirt hatte, als Revanche für die Gastfreundschaft, die ihnen in den Familien der Umgegend zu theil geworden war.

Herr von Marlow erreichte, in Begleitung seiner Schwester und der beiden jungen Mädchen, den Festplatz, als die übrige Gesellschaft schon dort versammelt war und erregte durch die Schönheit und Eleganz seiner beiden Töchter, wie er sie nannte, gerechtes Aufsehen.

Ilse und Liane waren ganz gleich in gelbliche Spitzen toiletten gekleidet, die jede Individualität ihrer Trägerinnen in das glänzendste Licht stellten.

Die Herrenwelt wetteiferte, sich die Gunst der beiden jungen Damen zu gewinnen und vor allen anderen waren es wieder Lindow und Breda, die als bekannte Gastfreunde ihre Rechte in Anspruch nahmen.

Breda war heute noch auffallender in seinen Galanterien denn je, sodaß Liane wie hilflos die Augen auf Erich ruhen ließ, der sofort an ihre Seite eilte und dadurch die Unterhaltung auf ein anderes Thema, als das von Graf Breda angeschlagene, zwang. Dieser war empört über Erichs Benehmen, umsomehr als er in demselben einen Rivalen fürchtete, trotzdem er sich selbst gestehen mußte, daß zwischen Erich und Liane nur ein kühlhöfliches Verhältniß bestand. — Spiel und Tanz wechselten ab, die heiterste Stimmung herrschte und das herrlichste Wetter begünstigte den Verlauf des Festes. Um das Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen, wurde gegen Abend ein Spaziergang nach einem Aussichtspunkt, einer schroff abfallenden Klippe unternommen.

Graf Breda, als einer der ersten Arrangeure des Festes, mußte der Promenade entsagen, da seine Pflichten ihn bei den Vorbereitungen für das Souper fesselten. Die Gesellschaft setzte sich in zwangloser Weise in Bewegung. Den Schluß bildeten Ilse und Liane, begleitet von Erich und Lindow.

Der Abend war wunderschön, kein Lüftchen regte sich, kein Ton war hörbar als das Lachen und Plaudern der fröhlichen Festtheilnehmer.

Die beiden Paare mäßigten ihre Schritte und bald war die übrige Gesellschaft aus Seh- und Hörweite entschwunden. Oben auf der Höhe bot sich ein herrliches Schauspiel dar. Purpurn senkte sich die Sonne hinter eine bizarr geformte Wolkenwand, immer wieder daraus hervorlugend, bis sie endlich unter dem Horizont verschwand, einen leuchtenden Schein am ganzen westlichen Himmel zurücklassend, während am Osthimmel die Mondsichel heraufzog. Liane war ganz versunken in den wunderbaren Anblick und bemerkte es nicht, daß Ilse, begleitet von Lindow, langsam den Rückweg antrat.

Erich lehnte mit verschränkten Armen an einem Baume und betrachtete die sich vom Abendhimmel märchenhaft abhebende Silhouette des jungen Mädchens. Da entdeckte Liane plötzlich ganz vorn an der Klippe eine blaue Campanula, ihre Lieblingsblume, und rasch trat sie vor, dieselbe zu pflücken. Kaum hatte sie den Stengel gebrochen, als ein Stein, auf den ihr Fuß getreten, losbröckelte und in den Abgrund stürzte. In demselben Moment fühlte sie sich von starken Armen umfaßt und von der gefahrdrohenden Stelle fortgerissen.

Erschrocken wandte Liane sich um und blickte in das leichenblasse, angstverzerrte Gesicht Erichs, dessen Augen eine so leidenschaftliche Sprache redeten, daß sie den Blick nicht von denselben abwenden konnte.

Lange Zeit blickten beide einander an und empfanden mit tausend Qualen, daß sie sich liebten, heiß und innig, daß sie sich geliebt hatten vom ersten Sehen und dennoch sich nicht angehören durften. Endlich löste sich das junge Mädchen aus den sie noch immer umfassenden Armen Erichs und sank wie gebrochen auf eine Bank nieder, während heiße Thränen ihren Augen entquollen.

Thränen in den geliebten, süßen Augen zu sehen war zu viel für den starken Mann und ausschluchzend vor Schmerz warf er sich zu den Füßen Lianens und verbarg sein Antlitz an ihren Knien:

„O Liane, warum sah ich Sie nicht früher!“

Wiederum war einmal das schwache Weib stark, wo der Mann verzweifelt zu unterliegen drohte. Mit zärtlicher Bewegung strich das junge Mädchen die Locken aus der Stirn des Geliebten und bat ihn sanft, aufzustehen und ruhig zu sein.

Endlich gelang es ihr, den jungen Mann zu sich selbst zurückzubringen und sie blickte ihm noch einmal voll Schmerz und heißer Liebe in die schönen Augen.

Jetzt wußte Erich, welch' zauberhaften Glanz Lianens Augen haben konnten, jetzt strahlte innigste Liebe daraus hervor; jetzt sah er diese süßen Lippen schmerzsuchend vor sich und er durfte nicht der Glückliche sein, den ersten Kuß darauf zu drücken — ihn band Ehre und Pflicht.

„Geben Sie mir die blaue Blume, Liane, zur Erinnerung an die schönste und zugleich schmerzlichste Stunde meines Lebens. Könnte ich Sie gewinnen, nichts auf Erden wäre mir zu schwer — doch ich darf mein Wort nicht brechen. Meine Liebe zu Ihnen suchte ich zu bekämpfen und niemals sollten Sie davon erfahren. Die Angst, Sie in Gefahr zu sehen, nahm mir die Besinnung.“

„Verzeihen Sie mir, Liane, und vergessen Sie mich!“

„Vergessen?“ Liane schüttelte leise den Kopf, „warum vergessen? Wir sind schuldlos, denn ein Höherer gab uns unsere Liebe. Daß wir uns lieben, ist keine Sünde — daß sie zur Sünde wird — davor wolle uns Gott bewahren!“

Damit reichte sie Erich die blaue Campanula, die er an seiner Brust verbarg.

„Nun lebe wohl Erich, kein Wort, kein Blick verrathe unsere Liebe — Ilse darf nie davon erfahren, sie soll glücklich werden.“ —

Im Augenblick war Liane im Gebüsch verschwunden, langsam folgte Erich dem abwärts führenden Pfad. Unten im Thal war in zwischen völlige Dunkelheit eingetreten, unter deren Schutz die beiden sich unbemerkt in die Gesellschaft mischen konnten.

Graf Breda reichte Lianen den Arm, um sie zum Souper zu führen. Sie war heiter und witzig, wie immer und doch schien es der gegenüberstehenden Ilse, als wenn ein krankhafter Ton durch ihr Lachen zitterte. Auf ihre Frage klagte Liane über heftiges Kopfsweh und die besorgte Freundin schlug sofort vor, das Fest zu verlassen.

Anfangs zögerte Liane, doch als Ilse ihr heimlich zuflüsterte, wie gern auch sie dem Trubel entfliehe, da sie selbst nicht ganz wohl sei, nahm sie das Anerbieten an und gleich nach Aufhebung der Tafel verabschiedeten sich die Waldhauser Gäste.

Schweigend legten die beiden Mädchen die Heimfahrt zurück; Lianens Kopfsweh entschuldigte diese auch, sofort ihr Zimmer aufzusuchen, wo sie indeß die ersehnte Ruhe nicht fand und das Morgenlicht beleuchtete ein von Thränen überflutetes Antlitz.

Nachdem die Waldhauser das Fest verlassen hatten, löste sich die Gesellschaft nach und nach auf, nur die jüngeren Herren blieben noch zusammen.

Es wurde viel getrunken und noch mehr lebhaft gesprochen. Graf Breda führte das Wort und renommirte mit seinen Eroberungen. Seine Kameraden neckten und ärgerten ihn, daß es auch Damen gäbe, die seine Unwiderstehlichkeit zu Schanden machten, — nicht falsch zu verstehende Andeutungen über seinen Mißerfolg bei Liane.

Breda sagte kein Wort, drehte sich lächelnd den röthlichen Schnurrbart und griff in die Brusttasche, aus welcher er eine Photographie zog, die er mit den Worten:

„Kennen Sie die Dame?“ im Kreise herum zeigte. Einen Augenblick herrschte Todtenstille. Dann sprang Erich zornsprühend auf: „Woher haben Sie dieses Bild, Graf Breda?“

Höhnisch lächelnd zuckte dieser die Achseln:

„Woher man solche Bilder gewöhnlich hat.“

„Das ist eine Lüge!“ schrie Erich, das Bild aus Bredas Hand reißend.

„Dafür werden Sie mir Genußthuung geben“, übertönte Graf Breda den Stimmenlärm.

Erich hörte nichts mehr um sich herum. Da hatte er es in der Hand, dieses entzückende Bild, welches er in Waldhausen so oft heimlich bewundert und begehrt hatte, denn Lianens reizende Gestalt in verführerischer Balltoilette, welche den wunderschön geformten Hals

und Arme frei ließ, die schelmischen Augen auf den Beschauer richtend, stellte die Photographie dar. Und wie kam Breda zu dem zauberhaften Bilde? Krampfhaft bewegten sich seine Hände, sodaß die Photographie denselben entfiel und verkehrt auf dem Tisch zu liegen kam.

„Ihrer lieben Freundin Erna Breda mit herzlichem Gruß“, stand auf der Rückseite in Lianens energischen Schriftzeichen.

„Also gestohlen ist das Bild!“ rief nun Erich, seiner selbst kaum Herr.

Die Scene, die sich darauf entwickelte, war fast unheimlich. Die lautlose Stille, die den Worten Freihofs folgte, wurde nur unterbrochen durch die vor Wuth heißere Stimme Bredas, der Lindow zu seinem Sekundanten bestimmte.

„Bedauere, ich übernahm dieses Amt schon für Herrn von Freihof.“ —

Ein jüngerer Kamerad fand sich für Breda und: „Pistolen — Rendez-vous Montag früh 4 Uhr am See“, war das Resultat der Unterhandlung.

Nachdem alle Anwesenden sich verpflichtet hatten, die Angelegenheit nach Möglichkeit geheim zu halten, trennte sich die Gesellschaft in unbehaglichster Stimmung. —

Nur Erich war wie von einer Last befreit; — er durfte sein Leben wagen für die Geliebte — und doch — wie gern hätte er für sie gelebt! —

Dem Abend folgte ein glühend heißer Tag. Vom frühesten Morgen an herrschte eine drückende, gewitterschwüle Luft, die auch auf die Gemüther der sonst so heiteren Waldhauser Bewohner ihren lähmenden Einfluß ausübte.

Herr von Marlow hatte sich nach dem gemeinschaftlichen Frühstück in sein Zimmer zurückgezogen und die beiden jungen Mädchen saßen mit Tante Minna im Gartenjaal mit Handarbeiten beschäftigt. Die Unterhaltung floß nur sehr spärlich und drehte sich hauptsächlich um Wetterbetrachtungen. Nach einer langen Pause erhob sich Liane plötzlich, und sich auf einen Schemel zu Tante Minnas Füßen setzend, lehnte sie die Arme auf deren Kniee und schaute mit bittendem Ausdruck in die Augen der alten Dame:

„Ach bitte, bitte, Tante Minna, erzählen Sie uns etwas!“

„Erzählen, Kind? Aber was?“

„Etwas aus Ihrem Leben, Herzenstantchen“, schmeichelte Liane, z. B. warum Fräulein Minna von Marlow nicht geheiratet hat. Unwie hübsch muß es gewesen sein, dieses Fräulein, ist es doch jetzt noch das reizendste Tantchen der Welt.“

„Warum ich nicht geheiratet habe? Ja, Kinder, das mag Euch verwunderlich vorkommen“, begann das alte Fräulein, sich behaglich in ihren Stuhl zurücklehrend, „verwunderlich besonders, wenn ich Euch sage, daß ich sehr gefeiert und oft begehrt worden bin. Viele Männer brachten mir ihre Huldigungen dar und wenn auch manche durch meine reiche Mitgift angelockt wurden, so fühlte ich doch bei den meisten, daß meine Person ihnen Liebe einflößte.“

Einige derselben waren auch mir nicht gleichgiltig, im Gegentheil, ich fühlte eine wahrhafte Freundschaft und Zuneigung für sie, aber

nicht jene heiße Liebe, wo man glaubt sterben zu müssen, wenn man dem Geliebten entsagen soll. Ihr schüttelt gewiß den Kopf, Ihr Mädchen, und lächelt über die alte Idealistin, aber glaubt es mir, sie hat nicht unrecht. Die Ehe ist das Herrlichste, was uns Armen auf Erden geboten wird — wenn sie glücklich ist, wenn Mann und Frau in inniger Liebe verbunden, Freud und Leid miteinander tragen. Nicht der Rausch der Leidenschaft bringt dies hervor, jener Rausch, der nur am Neuzeren hängt und der mit der Schönheit und Tugendblüte dahingeht; auch nicht die ruhige Zuneigung und Freundschaft, — sie bringt wohl Zufriedenheit, doch nicht Glück.

„Ihn oder Keinen“, so muß es im Herzen mächtig rufen; nur so müßten die Ehen geschlossen werden, es stände besser um das Glück der Menschheit.

Und so bin ich denn mit meinen Idealen eine alte Jungfer geworden und habe es nie bereut, denn ich bin glücklich und zufrieden, und dankbar für den Sonnenschein, der meine alten Tage erhellt. Glaubt es nur, Ihr Kinder, das Leben einer alten Jungfer ist nicht so arm, als es Euch vielleicht erscheint und tausend Mal beneidenswerther, als das Leben einer Frau, die eine unglückliche, ja selbst nur eine gleichgiltige Ehe führt, in der Mann und Frau nebeneinander hergehen, ohne jenes innige Seelenleben, welches nur die Liebe hervorbringt.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.“

So spricht unser idealer Schiller, und da ich keine lange Reue fühlen wollte, so blieb ich Jungfer Minna.“

Mit scherzhafter Wendung schloß die alte Dame ihre ernste Erzählung, die einen tiefen Eindruck auf beide Mädchen hervorgebracht hatte.

Ilse stützte das Haupt mit der Hand und blickte wie weltvergessen in das Weite. „Ihn oder Keinen“, klang es laut und vernehmlich in ihrem Herzen und ein Zittern überfiel ihre stolze Gestalt.

Die beiden am anderen Fenster Sitzenden hatten nichts von Ilse's Erregung bemerkt.

Leise, fast flüsternd kam eine Frage von Liane's Lippen, die Tante Minna mit Angst und Schrecken erfüllte:

„Wenn diese heiße Liebe in zwei Herzen eingezogen, ist es dann nicht Sünde, die Liebe der Pflicht zu opfern?“

Diese Worte, sowie ein Blick in die schmerz erfüllten, todes traurigen Augen, ließen die alte Dame erbeben.

„Mein liebes Kind“, entgegnete sie mit sanfter Stimme, „das Entsagen ist schwer, sehr schwer, aber wenn die Pflicht es verlangt, so müssen wir uns fügen, denn unmöglich ist es für ein edles Herz, sein Glück auf den Trümmern eines anderen zu bauen. Wenn man jung ist und liebt, verlangt das Herz gewaltig sein Recht und meint brechen zu müssen, wenn es entsagen soll — aber dennoch, dennoch muß es oft geschehen, — öfter als die Welt es ahnt.“ —

Nachdenklich sah Tante Minna bei diesen Worten vor sich hin und eine fast mädchenhafte Röthe stieg in ihre Wangen. Dann glitt

sie mit der zarten, weißen Hand über die lockigen Haare der vor ihr Sitzenden und blickte ihr voll heißen Mitgeföhls in die brennenden Augen.

„Auch ich habe einst den schweren Kampf gekämpft, der Liebe und Pflicht gegenüberstellt; ich habe gekämpft und, Gott sei gedankt, überwunden.“

Als ich in Eurem Alter war, entbrannte der Mann meiner besten Freundin in heißer Liebe zu mir und — ich erwiderte dieselbe, wenn ich auch heiß mit mir kämpfte und rang. Eines Tages machte er mir die glühendste Liebeserklärung und beschwor mich, nach erfolgter Scheidung die Seine zu werden. Ich war jung und liebte — liebte mit der ganzen Kraft meines Herzens; war es da ein Wunder, daß ich einen Moment schwankte und das Glück, das sich mir in verführerischer Gestalt bot, erfassen wollte? Ein Moment war es nur — da ertönte aus dem Nebenzimmer das leise Weinen eines Kindes, beschwichtigt von der Stimme der Mutter — seines Kindes, dem ich den Vater, der Frau, der ich den Mann rauben sollte. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich wies seinen Antrag zurück, — was es mich gekostet hat, das weiß nur Gott allein.“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust der alten Dame.

Mehr denn vierzig Jahre lagen zwischen heute und damals und dennoch regte die Erinnerung sie so mächtig auf. „Wie mußte sie geliebt haben und dennoch hatte sie entsagt“, murmelte Liane mit heißem Weh und beugte ihr Haupt auf die welken Hände, die gewiß oft auf dem schmerzenden, klopfenden Herzen geruht hatten. —

Ilse war, ohne bemerkt zu werden, schon längere Zeit aus dem Saal verschwunden und hatte ihr Zimmer aufgesucht.

Was für Gedanken sie beschäftigten, ahnte kein Mensch, als sie zum Mittagmahl erschien; die Blässe ihrer Wangen war wohl nur eine Folge der noch immer währenden drückenden Hitze.

Auch Liane hatte sich aufgerafft und bemüht, ihrer trüben Gedanken Herr zu werden. Eine heldenhafte Entsagungsstimmung bemächtigte sich ihrer, eine Stimmung, da der Mund lächelt, wenn das Herz blutet. Der Nachmittag brachte Gäste aus A . . . , die der Gluth entfliehend, Kühlung in den schattigen Wäldern suchten. Rittmeister von Grahl und Gattin waren gern gesehene Gäste in Waldhausen und kamen meistens Sonntags heraus, wo die Herren eine Partie Whist spielten und die Damen plaudernd zusammen saßen, bis das Souper alle vereinigte.

Auch heute hatten die Herren — Erich Freihof und Lindow waren inzwischen ebenfalls gekommen, — auf der Veranda am Spieltisch Platz genommen, während die Damen einen Spaziergang durch den Park machten.

Ilse und Liane gingen schweigend nebeneinander, jede mit ihren Gedanken beschäftigt. Tante Minna und Frau von Grahl folgten. Die junge Frau plauderte eifrig von dem gestrigen Feste und von den Erfolgen der beiden jungen Mädchen.

„Nächstens werden wohl doppelte Verlobungen gefeiert werden, wenigstens hat es allen Anschein“; letzteres, fügte Frau von Grahl auf einen fragenden Blick Tante Minnas hinzu: „Ich denke doch, Lindow

bemüht sich ernsthaft genug um Ilse und daß Herr von Freihof sein Herz an Fräulein von Stein verloren hat, ist seit gestern kein Geheimniß mehr. Früher dachten wir alle, er und Ilse würden ein Paar; das scheint sich doch nicht zu bewahrheiten."

"Gestern, was war gestern geschehen?" fragte sich Tante Minna in peinlichster Spannung, wagte jedoch nicht, eine Frage an Frau von Grahl zu richten.

Bei der jungen Frau war dies auch nicht nöthig. Sie war glücklich, ihr Herz ausschütten zu können und fuhr mit Plaudern fort:

"Haben Sie denn nichts von dem Nachspiel des gestrigen Festes gehört? Aber nein, Sie konnten noch nichts davon erfahren, da Sie niemand aus R . . . gesehen haben. Herr von Freihof soll einen heftigen Streit mit Graf Breda gehabt haben. Es handelte sich um Fräulein von Stein und eine Photographie derselben. Näheres weiß ich nicht, doch sollen Worte gefallen sein, die ein Duell zur Folge haben. — Aber, um Gottes willen, was habe ich da geschwagt", unterbrach Frau von Grahl erschrocken ihren Redefluß, "die Sache soll strengstes Geheimniß bleiben und ist mir als solches mitgetheilt worden. Bitte, bitte, liebstes, bestes Fräulein von Marlow, verrathen Sie mich nicht; mein Mann würde mir diese Indiskretion nie vergeben."

Tante Minna beruhigte die junge Frau und versprach ihr, wenn möglich zu schweigen.

Inzwischen thürmten sich im Westen graue Wolken aufeinander, die ein leichter Wind heraufzutreiben schien. Herr von Grahl und seine Frau wünschten noch vor Ausbruch des gewiß sehr heftig werdenden Gewitters heim zu kommen und bestellten deshalb sofort ihren Wagen, trotz Zureden des alten Herrn von Marlow, doch die Nacht zu bleiben.

Lindow nahm den von Herrn von Grahl angebotenen Wagenplatz an, sein Pferd in Waldhausen zurücklassend.

Man verabschiedete sich in größter Hast, denn Eile that noth, um die Stadt undurchnäht zu erreichen. Regenmäntel und Schirme wurden gebracht und in dem Durcheinander trat Lindow an Erich heran.

"Morgen früh vier Uhr an der Eiche am See", flüsterte er ihm zu, drückte seine Hand und stieg eiligst in den Wagen, der sich sofort in Bewegung setzte.

Liane stand unbemerkt in Erichs Nähe. Sie hatte Lindow's Worte gehört und ein krampfhafter Schmerz durchzuckte ihr Herz. "Morgens vier Uhr am See", — was hatte das zu bedeuten? — Namenlose Angst erfaßte sie und ihr Muth drohte zu sinken. Keinen Blick hatte sie heute auf Erich zu werfen gewagt, aus Furcht, sich und ihre Gefühle zu verrathen, — ihr war so weh ums Herz, so todeswund. Und nun kam noch das Schreckliche, Unerklärliche. —

Unbemerkt eilte sie in den Park und ging planlos in den Wegen auf und nieder. Sie merkte nicht, daß der Himmel sich verfinsterte, der Wind heulte, grelle Blitze zuckten, der Donner unheimlich grollte und der Regen zu fallen begann. Erst als derselbe in Strömen herniedergoß und ein jäher Blitz und Donnerschlag die Erde erbeben ließ, suchte sie durchnäht ihr Zimmer auf.

Lange Zeit stand Liane am Fenster und schaute dem Toben der Elemente zu — da ertönte Pferdegetrappel — Erich sprengte durch

Nacht und Unwetter seinem Heime zu. Ein greller Blitz beleuchtete ihn und das junge Mädchen am Fenster — einen Gruß mit der Hand hinauf winkend, war er einen Augenblick später im Dunkel der Nacht verschwunden.

Während Liane draußen umhereilte, Herr von Marlow vor Ausbruch des Gewitters Haus und Ställe revidirte und Vorsichtsmaßregeln traf, und auch Ilse sich zurückgezogen hatte, bat Tante Minna Erich, in ihr Zimmer einzutreten, da sie ungestört mit ihm sprechen wollte. Erich folgte der Voranschreitenden durch den dunklen Salon in das lauschige Boudoir und setzte sich auf einen am Fenster stehenden Sessel, der Tante gegenüber.

„Erich, mein geliebtes Kind“, begann diese mit leiser, zögernder Stimme, „Du weißt, wie ich Dich liebe, daher wirst Du mir eine Frage erlauben, die mich tief bewegt. — Ist es wahr, daß Du morgen ein Duell mit Graf Breda hast — und zwar — Lianes wegen?“

Wie vom Blitz getroffen schnellte Erich von dem Sessel empor: „Was weißt Du davon, Tante Minna?“

„Also wahr, doch wahr! und Erich, weißt Du auch, daß man Dich für Lianens baldigen Verlobten hält, daß man sagt, Du liebtest sie?“ fügte sie leise hinzu.

Todtenstille herrschte in dem Gemach. Kein Laut kam von Erichs Lippen, der wie gebrochen in den Stuhl zurückgesunken war.

Draußen wurde es finsterer und schauerlicher. Der Sturm heulte, Blitze zuckten und der Donner rollte. Nicht minder heftig war der Orkan, der in des jungen Mannes Brust tobte und mit heißem Weh sah Tante Minna bei jedem Blitzstrahl in die schmerzdurchwühlten Züge ihres Lieblinges.

„Erich, willst Du mir nicht vertrauen?“ sprach sie mit flehender Stimme.

„Nein, nein“, rief dieser fast rauh und wehrte ihre, seinen Arm umfassenden Hände zurück, „nein, nein, ich darf nicht — mich bindet Ehre und Pflicht.“

„Denke, ich wäre Deine Mutter, mein Erich — wie oft habe ich diese Stelle bei Dir vertreten, schon in der frühesten Jugend, wenn Du mir Deine kleinen Leiden vertrautest und Trost von mir begehrtest. Kann ich Dir auch nicht helfen, denn Du bist ein Mann und ich bin ein schwaches Weib — mit Dir fühlen und schweigen, das kann Tante Minna auch heute noch.“ —

Und wie damals, als er noch ein kleiner Knabe war, konnte Erich sich der Gewalt dieser sanften Stimme nicht entziehen. Wie damals kniete er vor Tante Minna nieder und sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und drückte ihn liebevoll an ihr Herz.

Da quoll ein Strom leidenschaftlicher Worte, jeder Fessel ledig, von des jungen Mannes Lippen. Er vertraute der treuen mütterlichen Freundin den Kampf seines Herzens an, die Qualen der Liebe, die Gewißheit der Gegenliebe, die Scene auf der Klippe und das Entsagen für immer.

„Und morgen gehe ich in den Kampf auf Leben und Tod für sie. — Wenn doch Breda gut zu treffen weiß, Tante Minna, dann ist es still, dieses Herz, das so unsagbar schmerzt.“ —

„Und Ilse?“ klang es zögernd von den Lippen der alten Dame.

„Ilse“, rief Erich aufspringend, „Ilse, die ich liebe wie eine Schwester, die ich um jeden Preis glücklich machen will. — Nie, niemals darf sie ahnen, was mein Herz bewegt hat — und tödtet mich Bredas Kugel nicht“, ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust, „trifft mich Breda nicht, dann will ich mein Leben dem Glück Ilsens weihen, denn an sie bindet mich Ehre und Pflicht.“ —

„Ich entbinde Dich dessen, Erich“, erscholl laut und vernehmlich Ilsens Stimme und ein Blitz erhellte ihre im Rahmen der Thür stehende hohe Gestalt.

Ein furchtbarer Donnerschlag machte das Haus erbeben und bannte jedes Wort auf die Lippen.

Als die Erschütterung vorüber war, trat Ilse langsam an Erichs Seite und legte ihre beiden Hände auf seinen Arm.

„Erich, wir haben geirrt, als wir die geschwisterliche Liebe ausreichend hielten zu einem Bunde für das Leben. Du hast gekämpft wie ein Mann für Ehre und Pflicht und ich achte und liebe Dich darum noch mehr denn je. Aber auch ich habe gekämpft und gerungen, bis Tante Minnas Worte von der Heiligkeit der Ehe, von jener welt-tropfenden Liebe, die alles überwindet und von der Stimme des Herzens, die „Ihn oder Keinen“ ruft, mir die Gewißheit gebracht haben, daß ich nie Deine Gattin werden konnte. Ich lag hier neben an im dunkeln Salon und sann und grübelte, ob Du auch nur Bruderliebe für mich empfändest — da kamst Du mit Tante Minna und ich hörte Deine Worte. Erich, lieber Erich, laß uns Freunde, Geschwister bleiben immerdar!“ —

Mit tiefer Bewegung nahm Erich Ilsens Hände in die seinen und preßte sie an seine Lippen, an seine thränenfeuchten Augen.

„Ilse, Du bist großmüthig und edel“, sprach er mit tonloser Stimme.

„Nein, egoistisch“, flüsterte sie ihm leise ins Ohr, „mein Herz, o Erich, Dir muß ich es gestehen, was ich mir selbst nicht einzugestehen wagte — mein Herz gehört einem andern.“

Lautlos fast kam dieses Geständniß von des jungen Mädchens Lippen und träufelte Balsam in das wunde Männerherz. Noch einmal wollte Erich Ilsens Hände an die Lippen ziehen, doch diese wehrte es ihm und seinen Hals mit ihren Armen umschlingend, rief sie mit thränenenerstickter, doch fast schelmischer Stimme:

„Nicht doch, Erich, wir sind Geschwister“, und drückte ihren roßigen Mund auf den des jungen Mannes und beide empfanden, daß ihre Freundschaft und Zuneigung unendlich groß war, aber niemals, niemals Liebe geworden wäre.

„Und die Eltern“, kam es plötzlich zögernd von beider Lippen.

„Da laßt mich nur sorgen“, sprach Tante Minna, ihre beiden Lieblinge fest mit den Armen umschlingend, „Gottes Segen auf Euch, meine Kinder, und das reichste Glück, wie Eure guten ehrlichen Herzen es verdienen.“

Blitz und Donner, Sturm und Regen hausten noch immer in vandalischer Weise, als Erich die beiden Frauen verließ, sein Pferd sattelte und in die Nacht hinausprengte. Dianens holdes Bild, das aus dem

Fenster zu ihm herniederblickte, folgte ihm durch die Nacht — vielleicht auch in den Tod. — — —

Goldiger Sonnenschein durchflutete Lianens Boudoir im Elternhause — er koste mit den braunen Locken der Bewohnerin des traulichen Raumes und zuckte neugierig über ein Bild hin, welches dieselbe in den schlanken Händen hielt.

Welche Welt von Glück und Seligkeit strahlte aus den dunkeln Augen beim Anblick der geliebten Züge, an die Liane jetzt ohne Sünde denken durfte. Zärtlich glitt der Blick zugleich über einen Strauß vertrockneter Campanulen, den Abschiedsgruß Erichs von seinem Krankenlager, auf welches ihn Bredas Kugel geworfen hatte. Die lieben Blumen hatten Lianen mehr vertraut, wie viele Worte und waren ihr Trost in den Tagen der Angst und Sorge gewesen. Jetzt war, nach Ilse's letzten Nachrichten, jede Gefahr für Erich vorüber und Liane blühte auf wie eine Rose in Erwartung einer schönen, glückseligen Zukunft. — Nun war ja ihr Wunsch erfüllt, sie hatte gekämpft für ihre Liebe — gekämpft und gerungen, aber wie schwer, das wußte nur Gott allein. —

So ganz in Gedanken verjunken, bemerkte das junge Mädchen nicht, daß sich leise eine Thür öffnete und eine stattliche Männergestalt die Schwelle überschritt. Mit zärtlichster Liebe umfaßte Erichs Auge die reizende Erscheinung der Geliebten, die, vom goldenen Sonnenlicht umflossen, träumerisch sein Bild betrachtete.

„Liane!“ — Jubelnd flog der geliebte Name von Erichs Lippen und aufjauchzend vor Glück und Seligkeit sank das holde Mädchen in seine Arme. — Lange, lange Zeit fanden die beiden Glücklichen keine Worte, doch ihre Augen sprachen beredter, als alle Worte es je vermocht hätten. Endlich entwand sich Liane den sie umfangenden Armen des Geliebten.

„Und Ilse?“ kam es zögernd von ihren Lippen. Lächelnd zog Erich einen Brief hervor, den er Lianen reichte und beide lasen zusammen, was Ilse der Freundin schrieb:

„Süße Lia!

Wie soll ich Worte finden, Dir das Glück, die Seligkeit zu beschreiben, die mich erfüllen, seit ich meines geliebten Arveds Braut bin? Erich bringt Dir diese Nachricht und mit ihm vereint, wirst Du meine Gefühle verstehen, obgleich es nicht möglich ist, daß es noch ebenso glückliche Menschen giebt, wie meinen Schatz und

Deine überselige Ilse.“

Mit lebhafter Bewegung schlang Liane die Arme um den Geliebten und sah mit liebevollem Blick in seine strahlenden Augen.

Gab es noch glücklichere Menschen?





Aus dem Geistesleben der Ameisen.

Eine naturwissenschaftliche Skizze von Heinrich Theen.



ägliche Beobachtungen haben dargethan, daß es auch dem thierischen Wesen nicht an der Leuchte geistigen Lebens fehlt, namentlich denjenigen Thiergattungen, welche durch ihre körperliche Größe in die Augen fallen. Je kleiner ein thierisches Wesen ist, desto weniger beschäftigt man sich gewöhnlich mit ihm und um so mehr pflegt man sich einzubilden, daß auch seine körperliche Organisation sehr einfach und seine Intelligenz sehr gering sein müsse. Doch dem ist nicht so, und es ist wirklich schade, daß das Interesse für die winzigen Geschöpfe, namentlich für die Insekten, noch lange nicht genug geweckt wurde, denn man kann in diesem Reiche die belehrendsten und erhebensten Beobachtungen machen. Möge meine, nur skizzenhaft hingeworfene Abhandlung, welche nur eine Familie der Insekten zum Gegenstand der näheren Untersuchung hat, dazu beitragen, daß dem Einfluß obigen Vorurtheils, welcher bei der Mehrzahl der Menschen bis heute noch ein sehr großer ist, etwas mehr entgegengewirkt werde, und daß man sich in Zukunft etwas mehr mit den fast unscheinbaren thierischen Wesen beschäftigt.

Bleiben wir zunächst bei den Ameisen stehen, denen die neuere Forschung in Bezug auf die geistige Begabung den höchsten Rang in der Klasse der Insekten einräumt, und die von Dr. August Forel unter den übrigen Insekten als dasjenige bezeichnet werden, was der Mensch unter den übrigen Säugethieren sei. Wer hat nicht oft und gerne das Thun und Treiben dieser winzigen Geschöpfe verfolgt und sich nicht sagen müssen, daß Beispiele so überlegenden Handelns, so richtig angewandter Erfahrung nicht allein in der niederen Thierwelt unerreichbar dastehen, sondern auch manchen Vertreter der intellektuell hochstehenden Säugethieren Ehre machen würde. Zuerst bieten uns diese Thierchen in ihrem nimmermüden Ausharren, in ihrem eifrigen Sammelleise, in ihrem nicht verzagenden Ankämpfen gegen mannigfache Hindernisse ein nachahmenswerthes Beispiel, das in Dichtung und Spruch immer wieder seine Stelle gefunden. Diese so begreifliche Theilnahme an

unseren Ameisen läßt mich hoffen, daß auch nachfolgende Abhandlung aus dem Geistesleben dieser Thiere, welches bisher bei den Laien weniger der Gegenstand ernsterer Beobachtung gewesen ist, auf einige freundliche Beachtung seitens des Lesers rechnen darf.

Es wird den meisten Lesern bekannt sein, daß große Befähigungen eines Thieres immer auch mit einer besonderen Entwicklung seines Nervensystems und namentlich seines Denkorgans oder Gehirns verbunden sind. Wie steht es hiermit bei den Ameisen? Die Kopfganglien — welche bei den wirbellosen Thieren die Stelle des Gehirns der Wirbelthiere vertreten — derselben sind nicht größer, als vielleicht das Viertel eines Stecknadelkopfs. „Zieht man das in Betracht“, sagt Darwin, „so ist das Gehirn einer Ameise das wunderbarste Substanzatom in der Welt und vielleicht noch wunderbarer, als das Gehirn des Menschen. Zugleich zeigt uns aber auch diese Thatsache, daß eine außerordentliche Thätigkeit bei einer äußerst kleinen absoluten Masse von Nervensubstanz existiren kann.“

Nicht allein durch die Organisation ihres Gehirns und Nervensystems sind diese winzigen Geschöpfe in der Natur ausgezeichnet, sondern auch durch die ganze Beschaffenheit ihres ungemein kräftigen und dabei leicht beweglichen Körpers, namentlich durch den Besitz ausgezeichneter Sinnesorgane und mächtiger Schutz- und Angriffsmittel, sowie der geeigneten Instrumente für Bauen, Graben und Reinigen, endlich durch ihren ungestümen und unerschrockenen, dabei aber vorsichtigen und ausdauernden Charakter. Diese Ausrüstungen und Eigenschaften benutzen die Ameisen zur Verfolgung bestimmter Zwecke, welche allerdings schon mannigfach wahrgenommen wurden, wenn auch die zuverlässigeren Beobachtungen heut wunderbarer gefunden, als die Phantasie erdichten konnte.

Durch Jurines, Latreilles, Kirbys, besonders aber durch Hubers, Darwins und Büchners Beobachtungen und Bemühungen sind höchst merkwürdige Thatsachen über das Seelen- oder Geistesleben der Ameisen ermittelt worden. Es steht jetzt fest, daß die Ameisen nicht bloß eine besondere Sprache haben, man weiß auch für gewiß, daß sie in einem wohlorganisirten, republikanischen Staatswesen leben und sich Wohnungen mit Zimmern, Sälen, Vorzimmern, Zwischenwänden, Säulen und Tragbalken erbauen. Sie haben ferner Soldaten, führen Kriege und liefern Schlachten, führen Belagerungen aus, machen Gefangene und Sklaven, treiben Landwirthschaft, halten sich Melkvieh und bewahren die größte Sorgfalt für ihre Nachkommenschaft und die Pflege und Erziehung derselben. Klingen dem Laien diese Behauptungen auch etwas märchenhaft und kühn, so wird er doch durch eingehende und ruhige Prüfung dieses Gegenstandes bald überzeugt sein, daß ihm hier ein sicherer Einblick in großartige Thatsachen des Naturlebens geworden, die freilich bisher ihre innersten Geheimnisse meistens nur der unermüdlchen Beobachtung hervorragender Forscher erschlossen haben.

Die meisten und hauptsächlichsten der hier mitgetheilten, wunderbaren Thatsachen können als durchweg erwiesen gelten und nur wenigen fehlt zu ihrer gänzlichen Bestätigung noch der volle Beweis.

In der Auffindung ihrer Leckerbissen entfalten unsere Ameisen

einen Spürsinn, der uns staunen macht; bei dem wohlorganisirten Korrespondenzdienst, den sie aufrecht erhalten, ist die Kunde von einem vielwillkommenen Funde bald in der ganzen Kolonie verbreitet, und bald bewegt sich ein regelmäßiger Zug nach der Stelle, wo kurz vorher ein Kundschafter seine Entdeckung gemacht. Ich will aus neueren Beobachtungen nur zweier interessanter Fälle, die für die Feinheit des Spürsinnes der Ameisen beredtes Zeugniß ablegen, Erwähnung thun. „In dem Erdgeschosse eines Hauses, das unmittelbar an den Garten grenzt“, erzählt Werner in seinem: Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste, S. 11, Innsbruck 1879. Wagners Verlag, „wurden bei einem meiner Kollegen in Innsbruck getrocknete Birnen aufbewahrt, zu welchen sich die Ameisen des Gartens alsbald einen Weg ausfindig machten. Da man sich der ungebetenen Gäste im Erdgeschosse nicht zu erwehren vermochte, übertrug man die Birnen in ein Gemach im zweiten Stockwerk. Aber schon am anderen Tage waren auch hier die Birnen von denselben Ameisen belagert, und als man nachspürte, wie sie in das zweite Stockwerk gelangt sein mochten, ergab sich, daß sie den Draht eines Glockenzuges, welcher von dem Garten in das zweite Stockwerk führte und an dem Fenster jenes Gemaches vorbeigeleitet war, als Weg ausfindig gemacht hatten, um zu den getrockneten Birnen zu gelangen.“ Ein anderes Beispiel führt Gredler in „Der zoologische Garten.“ XV., 434, an. Von einem seiner Kollegen ward einem Ameisenzuge, der sich vom Garten zum Zimmerfenster des an den Garten grenzenden Gebäudes regelmäßig hin und herbewegte, seit Monaten auf dem Gesimse zerstoßener Zucker gereicht worden. Später brachte er den Zucker in ein Gefäß, das er an einem Faden am Querbalken des Fensterrahmens befestigte, und thut einige der Ameisen hinein. Diese fanden bald den Rückweg den Faden hinan, über den Querbalken und Fensterrahmen herab, und nicht lange dauerte es, so war auch der ganze Zug denselben Weg hinauf und herunter in Bewegung. Nach einigen Tagen aber hielt der Zug wieder am früheren Platze am Gesimse. Warum? Weil sie sich die Arbeit vereinfacht hatten; nur einige Ameisen begaben sich in das Zuckergefäß und von hier warfen sie Zuckerkrümchen auf das Gesims herab, von wo die übrigen Ameisen den Zucker in der anfänglichen Weise weiter schleppten.

Eines der bewunderungswürdigen Beispiele von sichtlicher Verstandesentwicklung eines Thieres bietet eine große braune Ameise, *Myrmica molificans*, die einen förmlichen und vollständigen Ackerbau betreibt, säet, erntet, jätet, wie nur ein eifriger Landmann thun kann. Ein Doktor Vincicum in Texas (Mexiko) und seine Tochter haben, außer anderen Beobachtern, dieses merkwürdige Thier länger als zehn Jahre lang in der Umgebung ihrer Wohnung fortwährend studirt, und kein geringerer als der berühmte Darwin hat die betreffenden Mittheilungen des Mexikaners für so wichtig gehalten, daß er sie der Linne'schen Gesellschaft in London vorlegte. „Die Art, welche ich die ackerbautreibende nenne“, also heißt es in seinem Berichte über diese Ameise, „ist eine große braune Ameise. Sie wohnt in gepflasterten Städten, wie man es nennen könnte, und trifft, gleich einem fleißigen, vorsichtigen Landmann, passende und zeitgemäße Anordnungen für die verschiedenen Jahreszeiten. Kurz, sie ist begabt mit Geschick, Sinn

und unermüdlicher Geduld, um erfolgreich gegen die wechselnden Nothfälle anzukämpfen, die ihr im Leben begegnen mögen. Wenn sie einen Platz für ihren Aufenthalt ausgewählt hat, bohrt sie, im Falle es ein gewöhnlicher, trockener Boden ist, ein Loch, um welches sie den Boden drei bis sechs Zoll erhöht, indem sie einen niedrigen, kreisförmigen Wall bildet, welcher vom Mittelpunkt bis zum äußeren Rande, der durchschnittlich drei bis vier Fuß vom Eingange entfernt ist, sanft abwärts steigt. Wenn aber die Vertlichkeit auf flachem Lande ist, welches überschwemmt werden kann, dann erhöht sie den Wall in Gestalt eines ziemlich spitzen Kegels auf fünfzehn bis zwanzig Zoll oder mehr und macht den Eingang nahe der Spitze, wenn auch zu der Zeit, wo sie ihren Bau anlegt, der Boden vollkommen trocken ist. In beiden Fällen reinigt die Ameise den Grund rings um den Wall von allen Hindernissen und glättet die Oberfläche bis zu einer Entfernung von drei bis vier Fuß von dem Thore der Stadt, indem sie dem Platze das Aussehen eines schönen Pflasters giebt, was es auch wirklich ist. Innerhalb dieses Hofes wird außer einer einzigen Art von korntragendem Grase kein grünes Blatt geduldet. Nachdem das Insekt dieses Korn ringsum in einem Kreise zwei bis drei Fuß von der Mitte des Walles entfernt gepflanzt hat, pflegt es dasselbe mit steter Sorgfalt, indem es alle andern Gräser und Kräuter abbeißt, welche dazwischen und in einer Entfernung von ein bis zwei Fuß außen um den Ackerkreis aufsprießen sollten. — Das gebaute Gras wächst aufs üppigste und giebt einen reichen Ertrag kleiner, weißer, kieselharter Samen, welche unter dem Mikroskope gewöhnlichem Reis sehr ähnlich sehen. Wenn es reif ist, wird es sorgfältig eingeerntet und von den Arbeitern mitsammt der Spreu in die Kornkammer getragen, wo es von der Spreu befreit und weggepackt wird. Die Spreu wird über die Grenzen des gepflasterten Hofes hinaus geworfen. Während anhaltenden Regenwetters kommt es zuweilen vor, daß die Vorräthe naß werden und der Gefahr ausgesetzt sind, zu sprossen und zu verderben. In diesem Falle bringen die Ameisen am ersten schönen Tage das feuchte und beschädigte Korn heraus, setzen es der Sonne aus, bis es trocken ist, worauf sie alle gesunden Körner zurücktragen und wegpacken, während sie die sprossenden umkommen lassen.“

Der Doktor schreibt ferner: „In einem Pfirsichgarten, nicht weit von meinem Hause, befindet sich eine beträchtliche Erhöhung, auf welcher ein ausgedehntes Felsenlager ist. In den Sandlagern, welche Theile dieses Felsens bedecken, befinden sich schöne Städte der ackerbautreibenden Ameisen von offenbar sehr hohem Alter. Meine Beobachtungen über ihre Sitten und Gewohnheiten beschränken sich auf die letzten zwölf Jahre. Immer gegen den ersten November jedes Jahres kann man die Aussaat der Ameisen ausschließen sehen, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die eigenthümliche Art des erwähnten korntragenden Grases absichtlich gepflanzt wird. Während der Zeit seines Wachstums wird durch die kleinen Ackerbauer der Boden, auf dem es steht, von allen anderen Kräutern und Gräsern gesäubert. Wenn das Korn reif ist, wird sodann die trockene Stoppel abgerissen und weggetragen und der gepflasterte Hof unbehelligt gelassen bis zum folgenden Herbst, wo derselbe „Ameisen-Reis“ in demselben Kreise

wieder erscheint und dieselbe landwirthschaftliche Fürsorge erhält — und so fort, Jahr auf Jahr; sie weiß, daß es der Fall ist in allen Verhältnissen, unter denen die Ansiedelungen der Ameisen vor andern grasfressenden Thieren geschützt sind.“

Buckley erzählt, daß die Tochter des genannten mexikanischen Doktors täglich in den Garten ging, um die Ameisen ihren Getreidevorrath einheimen zu sehen, welcher oft mehr als einen halben Scheffel betrug.

Alle diese Leistungen thun wohl zur Genüge dar, wie die Ameisen nicht mechanisch, einseitig arbeiten, sondern all ihr Thun und Handeln nach der Nothwendigkeit des einzelnen Falles sich regelt, immer aber auf gemeinsamem Zusammenwirken basirt. Dies zeigt sich im allgemeinen wie im besonderen. Wo ein Mitglied der Gemeinde die Arbeit allein nicht verrichten kann, werden Helfer geholt, die ohne Zögern den erbetenen Beistand leisten; stets stehen frische Kräfte bereit, dem Ermüdeten hilfreich beizuspringen; jede Entdeckung des einzelnen Individuums, so sie dem Ganzen von Nutzen sein kann, wird der Gemeinde mitgetheilt; es giebt Pfadsucher, Spione, Kundschafter, Führer; Aeltere, Erfahrenere stehen den Unerfahrenen rathend zur Seite; Nachlässige werden aufgemuntert, wenn nothwendig unter Anwendung von Gewalt zur Maison gebracht; als man einst ein Ameisennest auf einer Schüssel in Wasser brachte und die durstigen Ameisen sich in Menge am Rande einfanden, um zu trinken, wagten sich einige zu weit ins Wasser vor; sofort waren vorsichtigere Genossen zur Hand, um die vorwitzigen mit Gewalt zurückzuhalten.

Die meisten Ameisen betreiben noch einen andern wichtigen Zweig der Landwirthschaft, nämlich Viehzucht und Milcherei, und zwar in einer Weise, die wiederum ihrem Scharfsinne ein ehrenvolles Zeugniß giebt. Freilich trägt ihr Melkvieh einen Namen, der für unsern menschlichen Geschmack nicht besonders anmuthig und appetitlich klingt. Wer hat nicht schon von den Blattläusen gehört? und mit dem Gefühl des Widerwillens diese Thiere haufenweise auf den Blättern der von ihnen heimgesuchten Pflanzen sitzen sehen? Muß es uns nicht wunderbar erscheinen und unsere Lachlust erwecken, wenn wir hören, daß es Geschöpfe giebt, welche nach dieser uns ärgerlichen und widerwärtigen Thiergattung das brennendste und zärtlichste Verlangen tragen? Das Reizende an der Blattlaus aber ist für ihre Verehrer nicht ihre Person selber, sondern ein Schatz, den sie in ihrem Innern birgt, ein süßer Saft, den sie aus ihrem dicken Hinterleibe ausschwißt, und der für die Ameise ein Gegenstand leidenschaftlicher Begierde ist.

Freilich sind es nicht die Ameisen allein, welche dieser Feinschmeckerei und Liebhaberei huldigen, auch Wespen, Bienen, Fliegen schwärmen für jenen süßen Saft, und namentlich hat man im Herbst Gelegenheit, Weidenbäume ganz bedeckt mit Blattläusen und mit den von ihnen angezogenen Ameisen und sonstigen Insekten zu sehen. Keines dieser Thiere indeß versteht die Besitzerin des begehrten Kleinods besser zu behandeln, als die Ameise, welche mit ihren feinen Fühlern den Hinterleib der Blattlaus so lange zu bestreichen weiß, bis sie einen Tropfen ihres Saftes von sich giebt. Es muß dies jedenfalls auf eine besonders zarte und schmeichlerische, jenen Thierchen angenehme Weise geschehen, denn Darwin bemühte sich vergebens, es den Ameisen

hierin gleich zu thun und den Blattläusen durch Bestreichen mit feinen Haaren ihnen Saft zu entlocken. „Auf einer Ampfer-Pflanze“, so erzählt Darwin, „hinderte ich einige Stunden lang die Annäherung der Ameisen an eine Gruppe von etwa zwölf Aphiden, d. h. Blattläuse. Nach dieser Zeit nahm ich wahr, daß die Blattläuse das Bedürfnis der Entfernung des Saftes hatten; ich beobachtete sie mit einer Loupe, aber es erfolgte nichts. Darauf streichelte und kitzelte ich sie mit einem Haare nach derselben Weise, wie es die Ameisen mit ihren Fühlern machen, aber ohne Erfolg. Nun erst ließ ich eine Ameise zu, und aus ihrem Widerstreben, sich von den Blattläusen wieder hinwegtreiben zu lassen, schien hervorzugehen, daß sie augenblicklich erkannt hatte, welcher ein reicher Genuß ihrer harnte. Mit ihren Fühlern begann sie darauf, den Hinterleib erst einer und dann einer anderen Blattlaus zu betasten, von denen jede, sowie sie die Berührung des Fühlers empfand, sofort den Hinterleib in die Höhe richtete und einen klaren Tropfen süßer Flüssigkeit ausschied, der alsbald von der Ameise eingesogen wurde.“

Schon Linné bezeichnete die Blattlaus als die „Nuh der Ameise“, und in der That trägt der Landwirth kaum größere Sorge für sein Vieh, als die Ameise für ihre Blattläuse. Erst durch die neueren Untersuchungen ist die merkwürdige Thatsache festgestellt worden, daß die Ameisen jene Läuse sogar mit in das Innere ihrer Wohnung nehmen und dort als förmliches Melkvieh unterhalten. Eine Ameisenkolonie ist um so reicher, je mehr Blattläuse sie hält. So lebt nach Dr. Forel die sogenannte „braune Ameise“, welche ihr Nest selten verläßt, fast ausschließlich von sehr großen Rindenläusen, welche sie in ihren meist in Baumrinde ausgehöhlten Kammern und Gängen unterhält und erzieht. Sie zeigt die größte Sorge für diese Thiere, trägt sie davon, wenn das Nest aufgedeckt wird, oder führt sie, wenn sie zu groß sind, um getragen zu werden, in die noch unverletzten Galerien. Auch die gelbe Ameise, *Formica flava*, lebt ausschließlich vom Saft der Blatt- oder Wurzelläuse, welche sie in ihren, in der Umgebung von Baumwurzeln angelegten Nestern unterhält. Deckt man ihr Nest auf, so tragen sie ihre geliebten Melkkuhe mit derselben Sorgfalt davon, wie ihre eigenen Larven. Forel hat oft Gelegenheit gehabt, das zu sehen. Manche Arten bauen ihnen sogar auf Bäumen und Pflanzen besondere Ställe, d. h. Dächer und Galerien aus Erde, um sie möglichst gegen äußere Gefahren zu schützen. Andere wieder verstehen es sogar, im Innern ihrer Wohnung aus den im Herbst gesammelten Eiern die Pflanzenläuse selber zu erziehen und zu erhalten. Sie sorgen für diese Eier eben so sorgsam, wie für die eigenen.

Auch die sogenannten Gall-Insekten, welche ebenfalls auf Pflanzen und Bäumen leben, können bei den Ameisen dieselben Dienste verrichten und im Verein mit den Pflanzenläusen liefern sie in unseren Gegenden der Ameise den größten Theil ihrer Nahrung. Einige Ameisen, namentlich die körnersammelnden, verschmähen die Pflanzenläuse gänzlich. Sieht man aber Ameisen in großer Menge an Baumstämmen auf- und absteigen, so ist es fast immer nur wegen der auf dem Baume befindlichen Blattläuse. Namentlich gehen sie deshalb auf die Obstbäume, rühren aber die unverletzten Früchte selber niemals

an. Leiden Bäume und Pflanzen, welche viel von Ameisen besucht werden, dennoch Noth, so sind diese nur die indirekte Ursache des Schadens, da die der Pflanze schädlichen Blattläuse sich unter ihrer Zucht und Pflege stärken, als ohne dieselbe vermehren und außerdem noch der Pflanze desto mehr Stoff entziehen müssen, je mehr sie den Ameisen infolge ihrer Liebkosungen und Reizungen abgeben. Wo übrigens die Natur nicht freiwillig für das Vorhandensein ihres geliebten Melkviehs gesorgt hat, da haben sorgfältige Beobachter die Ameisen sogar neue Blattlaus-Kolonien eigens gründen sehen, zu denen sie die Kolonisten von entfernten Sträuchern hertrugen und damit das Laub in der Nähe ihres Aufenthaltes besetzten.

Es giebt aber auch noch eine Anzahl von Insekten, welche längere oder kürzere Zeit auf Ameisenhaufen wie auf eine Pflege- und Versorgungsanstalt, von der Natur angewiesen sind. Man zählt schon an dreihundert verschiedene Insektenarten, welche entweder nur während ihrer früheren Zustände in Ameisenhaufen leben, wie die Larve des Goldkäfers, *Cetonia aurata*, oder nur gelegentlich und nicht ausschließlich in Ameisenhaufen sich befinden, so unter den Käfern manche Kurzflügler (*Homalota*, *Tachyporus*), oder deren Dasein ganz an die Ameisen geknüpft ist, insofern sie ausschließlich in deren Haufen leben, so andere Kurzflügler, namentlich aus den Gattungen *Myrmidonia* und *Lomechusa*. Man will beobachtet haben, daß die Ameisen die Hinterleibsspitze solcher Käfer belecken, und schließt daraus, daß sie den Excrementen nachgehen. Die meisten dieser sogenannten Inquilinen oder Myrmekophilen („Ameisenfreunde“) beherbergt die Waldameise, *Formica rufa*, und die Holzameise, *Formica fuliginosa*. Ueber die Beziehung mancher dieser Insekten, welche förmlich wie Hausthiere von den Ameisen gehalten werden, zu diesen ist man noch im unklaren. Viele andere Insekten, namentlich die Laufkäfer, sind Ameisenfeinde und halten sich in der Nähe der Ameisenhaufen auf, um deren Puppen nachzustellen.

Ich muß von neuem betonen, daß alle diese Mittheilungen nichts mit den Erfindungen von Fabeldichtern oder Spaßvögeln zu thun haben; es sind Beobachtungen, die von dem nüchternen Scharfblicke ernster Männer gesehen, und die meistens nicht früher veröffentlicht wurden, als bis sie nach jahrelanger, unablässiger Beobachtung und Vergleichung als anerkannte Wahrheit sich herauswagen durften. Noch mehr wird der Leser staunen, wenn er hört, daß die Ameisen sich Sklaven halten. Möge man aber deshalb den Ameisen nicht einen zu niedrigen Grad sittlicher Kultur beimessen, ihre Sklaverei ist ohnehin eine sehr milde. Denn die Ameisenräuber stehlen keine Erwachsene, sondern meistens nur Larven und Puppen anderer Arten, aus denen sie dann im Inneren ihrer eigenen Wohnung wirkliche Sklaven erst erziehen, sodasß diese niemals die Süßigkeit der Freiheit gekannt haben. Daher denn auch alle diese Sklaven in der Regel mit ihren Herren alle für Erhaltung der Kolonie nöthigen Arbeiten gern und ungewollt verrichten, ja sogar mit denselben gegen ihre eigenen Stammesangehörigen kämpfen. Sie werden mehr als Freunde, denn als Sklaven betrachtet, wie sie auch nicht daran denken, sich ihrer Lage durch die Flucht zu entziehen.

Friedrich Anauer schreibt über die blutrothe Raubameise, deren Raubzüge er des öfteren zu beobachten Gelegenheit hatte: „Bald überfallen sie einen benachbarten Bau der *Formica rufa*; bald haben Rundschafter einen weit entfernten Bau aufgestöbert, und brechen sie nun in starkem Zuge dahin auf. Mehr durch das Unerwartete ihres Ueberfalls, als durch ihre numerische Stärke den Feind überwältigend, machen sie alles nieder, was sich vertheidigt, und schleppen Larven, Puppen und Arbeiter davon. Den fremden Larven wird dann gleiche Pflege wie den eigenen zutheil; und ist es so nicht anders zu erwarten, als die aufgezogenen Jungen sich dann in dem fremden Bau ganz heimisch fühlen und an eine Flucht nicht denken. Sie sind so wohl mehr „Stiefkinder“ als „Sklaven“ und werden von ihren „Stiefeltern“ durchaus nicht schlimm behandelt. Ihnen scheint die häusliche Arbeit obzuliegen; denn nur selten sieht man sie außerhalb des Baues, und sowie man den Bau irgendwo in Unordnung gebracht hat, sind sie es, die zu dessen Wiederherstellung herbeieilen. Weniger gut behandelt eine andere Ameisenart, *Polyergus rufescens*, die auf gleiche Weise geraubten Sklaven, denen sie, sowie sie heranwachsen, die ganze Arbeit überläßt. Es ist aber fraglich, ob dies als eine Beeinträchtigung der Gefangenen anzusehen ist; denn sie selbst kommen so sehr in Abhängigkeit von diesen, daß sie ohne ihre Bedienung gar nicht mehr existiren vermögen. Man hat eine Zahl dieser arbeitscheuen Ameisen mit Larven und Puppen in Glaskästchen gegeben und ihnen Honig vorgelegt; anfangs schien es, als wollten sie sich der Larvenpflege widmen, bald aber ließen sie dieselben verhungern und nahmen auch selbst keine Nahrung zu sich; eine einzige ihrer Sklavinnen genügte, um sofort die Ordnung herzustellen, Larven und Puppen die gewohnte Pflege ange-deihen zu lassen und den noch lebenden Ameisen das Leben zu retten.“

Ueber das merkwürdige Thun und Treiben der berühmten oder berüchtigten Amazone hat zuerst der Genfer Huber berichtet, und seine Berichte sind so interessant, als daß wir sie nicht in Erwähnung brächten. Die Amazone ist eine große, starke, sehr lebendige, glänzend-röthliche Ameise, die aber, wie auch mancher menschliche Herrscher, gar nicht arbeitet, sondern sich alles von ihren Dienern, Sklaven und Arbeitern besorgen läßt. Ja, sie frißt nicht einmal allein, sondern läßt sich von ihren Sklaven füttern, wie der Dalai-Lhame in Tibet. Freilich hat sie dafür eine sehr triftige Entschuldigung in ihren langen, schmalen und starken Kiefern, die nicht, wie bei den anderen Arten, in einen gezähnten Rand, sondern in eine scharfe Spitze auslaufen, sodaß sie als wahre Zangen zu betrachten sind. Diese Zangen sind ganz ausgezeichnet als fürchterliche Waffen oder Bekämpfungsmittel zu gebrauchen, machen aber dem Thiere das Arbeiten und Alleinessen ganz unmöglich. Die Amazone ist also eigentlich die Sklavin ihrer Sklaven, ohne deren Hilfe sie verhungern und die ganze Amazonenkolonie zu Grunde gehen müßte. Huber brachte etwa dreißig Amazonen mit ihren Larven und Puppen und etwas Erde in eine Schachtel und versah sie mit hinlänglicher Nahrung. Nach Verlauf von nur zwei Tagen war ein Theil der Amazonen verhungert oder vielmehr verdurstet, während man nach Dr. Forels Erfahrung Ameisen vier Wochen lang ohne Nahrung erhalten kann, wenn Luft oder Erde hinlänglich feucht sind.

Die Amazonen waren weder imstande, zu fressen, noch ihre Brut zu besorgen, noch die Erde zu bearbeiten. Nun brachte Huber eine einzige Ameise von der Sklavenart hinzu, und diese stellte in kurzer Zeit die Ordnung wieder her. Sie fütterte jung und alt mit dem vorgelegten Honig, fing an, Zellen für die Puppen und Larven zu bauen, reinigte dieselben u. s. w. Um nun diese von Huber zuerst gemachte Beobachtung zu kontrolliren, legte Lespès eines Tages ein Stück angefeuchteten Zuckers vor ein Nest der Amazonen, und bald darauf wurde der Zucker von einer Ameise der Sklavenart entdeckt. Sie nahm so viel zu sich wie möglich und kehrte in die Wohnung zurück. Bald erschienen weitere Liebhaber, und es wurde dem letzteren Mahle fleißig zugesprochen. Endlich sah Lespès auch die Amazonen herbeikommen. Sie liefen anfangs in verwirrter Weise umher, ohne den Zucker anzurühren, bis sie schließlich anfangen, ihre pflichtvergessenen Sklaven an den Beinen zu ziehen und sie aufmerksam zu machen, daß sie auch bedient sein wollten. Dies geschah, und alle Theile schienen nunmehr befriedigt. — Auch Dr. Forel hat niemals eine Amazone allein fressen sehen. Hat sie Hunger, so bearbeitet sie mit ihren Fühlern den Kopfschild eines Sklaven, bis dieser einen Tropfen Nahrung aus seinem Vor-Magen hergießt und seinen Herrn von Mund zu Mund darreicht. Die Amazone läßt eben alle Nothwendigkeiten ihres Lebens und Haushaltes durch die Sklaven besorgen; ihr einziges Geschäft ist der Krieg.

Auch *Formica sanguinea* geht auf Sklavenraub aus.

Regelrechte Schlachten, die benachbarte Stämme sich liefern, kann man leicht bei unserer rothen Waldameise beobachten. Das Ausrüsten der Kämpfer, der erste grimmige Zusammenprall, die einzelnen Zweikämpfe, das Unterbrechen der Schlacht bei Eintritt der Dunkelheit oder eines Regens und die Wiederaufnahme des Kampfes am nächsten Morgen, das Fortschleppen der Gefangenen, alles dies sind Einzelheiten, die unser vollstes Interesse in Anspruch nehmen. Ganz eigenthümlicher Weise werden während eines solchen Kampfes die Alltagsarbeiten nicht unterbrochen, und gehen aus beiden Bauen die nicht in den Kampf gezogenen Arbeiter immer ihren gewohnten Beschäftigungen nach, nur mitunter werden sie durch Eilboten der Kämpfenden zu Hilfe gerufen.

Nichts weniger als eines guten Rufes erfreuen sich manche erotische Ameisen, unter ihnen die übelberüchtigte Visitenameise obenan, die in umfangreichen, reichdurchhöhlten Hügelu wohnen und von da aus insbesondere die Kaffee- und Orangepflanzungen überfallen, um sich von hier die Blätter zur Ueberwölbung ihres Tunnels zu holen, oder den Häusern ihre nächtlichen Visiten abzustatten, um sich hier Süßigkeiten aller Art zu holen. Bei der immensen Zahl, in der sie solche Züge unternehmen, ist man ihnen gegenüber so gut wie wehrlos.

In mächtigen Schaaren wandern auch die brasilianischen *Ecidons*, die mit grimmiger Wuth über alles Lebende herfallen, das ihnen in den Weg kommt, und die es zumeist auf Ameisenbaue, verschiedene Insekten und deren Larven abgesehen haben, sich aber auch in Menschen, die zufällig unter sie gerathen, verbeißen.

Die Ameisen bleiben ihrem einmal erwählten Heim nicht unter allen Umständen treu. Mancherlei Ursachen drängen sie zuweilen zur

Auswanderung und Uebersiedelung. Entweder verleiden ihnen Zubauten in nächster Nähe oder öfterer störender Eingriff seitens des Menschen ihren ursprünglichen Aufenthalt, oder vertreibt sie in der Nähe abgeladener Dünger oder haben sie unter wiederholten Ueberfällen benachbarter Ameisen zu leiden oder über- und unterschwemmt starker Regengüsse ihr Wohnhaus. Solchen Widerwärtigkeiten weichen sie aus und gründen sich an anderer Stelle ein neues Heim. Zuweilen wandern sie auch ohne bemerkbare Veranlassung aus. Hierbei wirbt zuerst vielleicht nur eine einzige, veränderungsfüchtige Ameise eine zweite, indem sie ihr mit den Fühlern die Kunde mittheilt und die Willige dann mit ihren Fresszangen (Kinnbacken) zum neuen Wohnort hinträgt. Die zweite mit der ersten wirbt nun ebenso die dritte und vierte, diese vier wieder vier, die acht wieder acht u. s. f., bis der ganze Schwarm für das Unternehmen gewonnen ist. Beim Wandern, oder bei eintretenden Ueberschwemmungen weiß das Heer der Ameisen dadurch, daß sich ein Theil an Gräser oder andere Gegenstände anklammern, aus seiner eignen Menge ein schwimmendes Floß zu bilden, das sich geschickt über dem Wasser hält, bis die Gefahr vorbei ist.

Zuweilen übersiedeln sie nur vorübergehend und theilweise und kehren wieder heim, wenn die Ursache der Uebersiedelung vorübergegangen. Einem solchen Uebersiedelungszuge begegnete Friedrich Snauer. „Mitten auf einer Wiese“, schreibt er, „etwa dreihundert Meter vom Waldrande entfernt, traf ich einen zwölf Meter langen Ameisenzug, in dem sich fünf bis zehn Ameisen nebeneinander bewegten. Die Avantgarde ging in loserem Zusammenhange vorwärts, weiter nach rückwärts drängten die Ameisen enger aneinander; die letztere Hälfte des Zuges war durchweg mit Puppen belastet. Ich verfolgte den Zug mit großer Mühe längs eines mit Gebüsch und hohem Grase bewachsenen Abhangs, von hier über eine Wegschlucht, die gegenseitige Höhe wieder empor, wieder über ein Stück Wiese hin, um nochmals über einen Schluchtweg hinüber und dann parallel dem Rande eines Abhanges entlang bis zu dem äußerlich wenig auffallenden Erdbaue. Der ganze Weg betrug, die Erhebungen und Senkungen nicht gerechnet, zweiundsiebenzig Meter. Beim Baue erwarteten kleinere Sklaven den Zug mit ersichtlicher Ungeduld. Das ziemlich langsame Anlangen des Zuges ermöglichte mir das Zählen der Mitglieder derselben. Ich zählte 1002 Theilnehmerinnen, von welchen von den größten jede eine Puppe zwischen den Kiefern trug. Der Marsch von der Stelle, wo ich den Zug getroffen, bis dahin, wo die letzte in dem Bau verschwand, nahm über eine Stunde in Anspruch. Etwa zwanzig recht Ermüdete kamen wohl zehn Minuten hinter den anderen. Nach Inaugenscheinnahme des Platzes, der deutliche Spuren eines vor nicht langem stattgehabten starken Gewitterregens zeigte und auf in nächster Nähe der Ameisen-siedelung vorbeigegangene Regenbäche deutete, war die Annahme wohl gerechtfertigt, daß ein Theil der Ameisen die Puppen aus dem überschwemmtten Bau in Sicherheit gebracht und nach dem nahen Walde unter schützendes Laub geschleppt, jetzt aber wieder in den Bau zurücktransportirt hatte.“

In Ostindien giebt es eine eigenthümliche Art Wanderameisen, *Atta cephalotes*, die sogenannte Jägerameise, welche dort in unzähligen

Schaaren im Sommer auf den Plantagen von Haus zu Haus ziehen. Wenn sie einrücken, verlassen gewöhnlich die Bewohner das Haus, nachdem man Schränke, Kommoden u. s. w. geöffnet hat, und die Jägerschaar hat nun freies Feld. Die schlecht gefügten Gebälke der westindischen Häuser bieten stets einer Unzahl von Ungeziefer, Kakerlaken, Spinnen zc., Schlupfwinkel dar, und ihre Vermehrung würde in der That jene unbewohnbar machen, wenn nicht die Ameisen von Zeit zu Zeit die Mission ihrer Vertilgung erfüllten. Binnen vier bis sechs Stunden, nachdem die erste Ameise sichtbar geworden, ist gewöhnlich das Werk vollendet. In dicht geschlossenen Reihen, als ob es in eine Schlacht ginge, klettern aller Orten die Ameisen das Gebälk hinan, attackiren die Kakerlaken (Schaben) zc. in ihren Schlupfwinkeln, Spalten und Fugen, zerren sie heraus und werfen sie auf den Boden hinab ihren Kameraden zu, die, sobald ein Feind sich blicken läßt, in ebenso geschlossenen Kolonnen auf ihn einrücken, ihn vollends tödten und dann beiseite in ihren zuweilen ziemlich fernen Bau schaffen. Ist das kleinere Ungeziefer, das sie in Schubläden, Schränken, Küchengehirren, kurz überall auffuchen, vertilgt, dann kommen die Wespenester unter den Dachsparren an die Reihe. Die Ameisen verfolgen die Flüchtlinge in ihre verborgensten Zellen, hängen sich zu Hunderten an Füße und Flügel und schleppen sie so mit vereinter Anstrengung herab und ihrem Bau zu, wo sie sie lebendig vergraben und so tödten.

Bei allen Arbeiten der Ameisen, die selbst des Nachts nicht ganz feiern, bei ihren Bauen und tausendfältigen Künsten, bei ihren Wettspielen, welche die Arbeiter öfters an sonnigen Plätzen halten, und wobei einer den andern, wie Schwedenborgs Mondbewohner, auf dem Rücken trägt, sind es hauptsächlich die Fühlhörner, die ihnen als bemerkende und sprechende Organe dienen, statt aller Laute, deren diese selbst im Fluge fast ganz stummen Thiere beraubt sind. Die Fühlhörner sind es, woran sie sich beim Berühren, selbst nach einer viermonatlichen Trennung wieder erkennen, die Fühlhörner sind es, wodurch sie sich das Vorhandensein einer köstlichen Speise verkünden, die von einer Ameise des Haufens zufällig und oft auf sehr beschwerlichem Wege entdeckt worden, die Fühlhörner sind es, wodurch sie sich gegenseitig zu Hilfe rufen. Außer diesen nehmen sie jedoch auch die Stinbacken zu Hilfe, um sich miteinander in verständigen Rapport zu setzen.





Deutsche Prinzessinnen auf fremden Thronen.

Historische Skizze von Antonie Seidleck.

Der königliche Purpur hat auf Erden viel Weh und Herzeleid gedeckt, ein glückliches Herz hat selten unter dem fürstlichen Brautschleier geschlagen, denn die Politik war es zumeist, die Deutschlands Fürstentöchter an den Altar führte. Folgen wir den jugendlichen Bräuten, die aus Deutschlands Fürstenschlössern in fremde Länder zogen, so sehen wir viel heiße Thränen fließen in liebeleerer Ehe, und selbst wo die Liebe den Bund geweiht und ins neue Heim mit eingezogen, blieb Schmerz und Leid den königlichen Kronenträgerinnen nicht erspart. Nach Rußland, Schweden und Frankreich ging der Weg dieser fürstlichen Bräute, dessen Ziel Kaiser- und Königsthronen waren, und wie verschieden war das Schicksal, das ihrer im fremden Lande harrte!

Fünf deutsche Prinzessinnen trugen Rußlands Kaiserkrone. Sophia Augusta ward am 25. April 1729 zu Stettin geboren, als Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst, der königlich preussischer Generalfeldmarschall und Gouverneur jener Festung war. Bei der Geburt dieser Prinzessin ahnte wohl niemand die weltgeschichtliche Bedeutung ihrer Erdenlaufbahn, ahnte niemand, daß die Tochter eines kleinen deutschen Fürsten einst an Herrschergröße ebenbürtig neben einer Elisabeth von England und einer Maria Theresia stehen sollte. Ja, größer noch als jene beiden, die die Krone ererbten und ein gesetzmäßig organisiertes Land beherrschten, mußte sich Sophia Augusta die Krone Rußlands erst erobern, mußte schöpferisch und organisatorisch auftreten.

Schönheit und Klugheit waren die Gaben, die ihr das Schicksal in die Wiege gelegt, so daß selbst Friedrich II. sie würdig hielt, den Platz auf Rußlands Kaiserthron auszufüllen. König Friedrich lenkte die Blicke der Zarin Elisabeth auf die kleine anhaltinische Prinzessin, als dieselbe eine Gattin für ihren Neffen und Nachfolger, den Großfürsten Peter, suchte, und am 1. September 1745 feierte Katharina Alexiewna (wie Sophia Augusta nach ihrem Uebertritt zur orthodoxen Kirche hieß) ihre Vermählung mit dem Erben der russischen Kaiserkrone. Ob sie wohl, als ihr der Priester Peters Ehering angestreift, jener ersten Fürstentochter aus deutschem Hause gedacht, die einst gen

Rußland zog, ohne den Thron zu besteigen, dessen Erben sie geboren! War jene Charlotte von Braunschweig in Rußland gestorben, ein Opfer der rohen Behandlung ihres Gatten, oder lebte sie in fernen Landen, nachdem sie dem Tyrannen entflohen? Drohte Katharina an des rohen Peter Seite nicht ein ähnliches Schicksal? Jawohl es drohte ihr, denn sie war eine Fremde, und rechtlos im geschloßenen Rußland, und sie wäre unfehlbar ein zweites Opfer auf russischer Erde geworden, hätte sie nicht einen stärkeren Geist besessen als jene Braunschweigerin.

Befriedigung konnte sie, die hochgebildete, geistreiche Frau nicht finden, an der Seite jenes rohen, ungebildeten, schwachsinrigen Fürstensonnes, so schwebte denn ihrem Geist ein anderes Ziel vor, das zu erreichen Manneskraft und Energie erforderte, es hieß: Rußlands Kaiserkrone. So lange Elisabeth lebte, war Katharina die bescheidene, demüthige Großfürstin, die alle Demüthigungen und Kränkungen des rohen Gatten ruhig ertrug, und niemand ahnte, welche Pläne in ihrer Seele schlummerten. Charlotte von Braunschweig war eine Dulderin gewesen, die Großfürstin Katharina zeigte sich auch als solche, aber in ihr schlummerte die Herrscherin.

Sechzehn Jahre nach Katharinas Verheirathung starb die Kaiserin Elisabeth, und Großfürst Peter bestieg den Thron. Da schwankte Katharinas Loos auf der Schicksalswage. „Sein oder Nichtsein“ hieß für sie die Parole, entweder herrschen, oder einsam in Klostermauern eine gefallene Größe beweinen, das war die Alternative, die an Elisabeths Sarge an die junge Großfürstin herantrat, denn Peter haßte sie, die geistreiche Frau, deren Ueberlegenheit er wohl fühlte, und wollte sie verstoßen, um Elisabeth Worongow, seine Geliebte, als rechtmäßige Gattin auf seinen Thron zu erheben, eine Gewaltthat, die er sich im geschloßenen Rußland wohl erlauben durfte. Aber Katharina brachte das Ungeheure, Niegeahnte zu Wege: Der Zar, in dessen Adern das Blut Peter des Großen rann, mußte der deutschen Fürstentochter weichen. Hatte doch der holsteinische Großfürst stets Rußlands Sitten und Gebräuche verachtet und verlegt, während Katharina sich in allem als Russin gezeigt, so daß man ihre Abstammung vergaß, vergaß, daß deutsches Blut in ihren Adern rann, als sie am 9. Juli 1762 in russischer Offiziersuniform vor Rußlands Garden erschien, und sich als Zarin huldigen ließ. In der Festung Schlüsselburg starb wenige Tage später der entthronte Kaiser an „Kolik“, wie es in dem offiziellen Manifest hieß, das Rußland seinen Tod verkündete, unter den Dolchen der Mörder, wie Fama behauptet. Wer kann es ergründen! Die Mauern Schlüsselburgs sind undurchdringlich, undurchdringlich ist der Schleier, den Klio über die That gebreitet. Rußland hat nie Ursache gehabt, den Sturz des schwachsinrigen Großfürsten und die Erhebung der deutschen Fürstentochter auf Rußlands Kaiserthron zu bereuen, als Regentin steht Katharina unerreicht groß da, eine Größe, die die Geschichtsschreiber bezeichnet haben durch den Beinamen: die Semiramis des Nordens, aber sie hat ihre Fürstengröße geschändet durch Frauenschwäche. Die Lasterhaftigkeit, die Elisabeth, die halbe Barbarin, sich auf Rußlands Kaiserthron erlaubte, verdunkelte auch Katharinas Ruhm, die eine civilisirte Deutsche war.



Auf der Wache.

Am 9. November 1796 endete ein Schlagfluß das Leben der siebenundsechzigjährigen Zarin und ihr folgte ihr einziger Sohn Paul. Zweimal holte sich derselbe eine deutsche Prinzessin als Gattin nach Rußland. Nachdem ihn Prinzessin Wilhelmine von Hessen am 26. April 1776 zum Wittwer gemacht, als sie die ersten Mutterfreuden mit dem Leben bezahlte, heiratete er am 18. Oktober desselben Jahres Dorothea, Augusta, Sophie von Württemberg, die als Zarin den Namen Maria Feodorowna annahm. Dieser Ehebund, dem vier Söhne und fünf Töchter entsprossen, ist ein ungemein glücklicher gewesen, und hat Paul für manche Widerwärtigkeiten entschädigt, die seine Kindheit und Jugend freudlos machten, und wohl mit dazu beigetragen, aus ihm den Sonderling zu machen, der mit dem Verlust der Krone und des Lebens bezahlen mußte, was bei der Erziehung an ihm versäumt war. Vater- und Mutterliebe hat der junge Prinz nie genossen; das Schicksal des Vaters ließ ihn, den von Natur offenen Charakter, nicht gleichgiltig, während die Härte der herzlosen Mutter ihn verschlossen und eigensinnig machte. Der Druck, den die herrschsüchtige Frau bis an ihr Lebensende auf den Sohn ausübte, ließ einen bittern Stachel in der Seele des Großfürsten zurück, und so war die Aufgabe, die Maria Feodorowna zufiel, einer deutschen Frau würdig, und sie hat sie herrlich gelöst. Das Glück, das sie dem Gatten im häuslichen Kreise gewährte, war der einzige Lichtblick im Leben des unglücklichen Fürsten, der nur fünf Jahre Rußlands Kaiserkrone trug. Als er, der zwei- undvierzigjährige Mann, endlich von dem Drucke der Mutter aufathmete, schäumte das Freiheitsgefühl in ihm über, und trieb ihn, den Unerzogenen, zu allerhand Excentricitäten, die mit seiner Ermordung am 23. März 1801 endeten, ein Ereigniß, dem der älteste Sohn nicht allzulefern gestanden haben soll.

Auch dieser älteste Sohn, der nach des Vaters gewaltsamem Tode 1801 den russischen Kaiserthron bestieg, hatte sich 1793 eine Gattin aus Deutschland geholt, Elisabeth, die Tochter Karl Ludwigs, des Erbprinzen von Baden, eine Ehe, die wohl nicht die glücklichste war, auch schenkte die Zarin ihrem Gatten keinen Sohn und Erben, so daß nach dem 1825 zu Taganrog erfolgten Tode sein Bruder Nikolaus den Thron bestieg.

Als Rußland und Preußen gemeinsam in den heiligen Krieg wider Frankreich zogen, hatte Großfürst Nikolaus, Friedrich Wilhelms und Luises älteste, am 13. Juli 1798 geborene Tochter Charlotte kennen und lieben gelernt, und als der Friede in Europas Gauen zurückgekehrt, holte er sie heim als sein ehelich Weib. An Friedrich des Großen Gruft hatte einst Königin Luise die Freundschaft Friedrich Wilhelms und Alexanders gesegnet, auf blutigen Schlachtfeldern hatte Bellona Preußens und Rußlands Waffenbrüderschaft geweiht, und der Herzensbund des ritterlichen Zarensohnes mit der lieblichen Königstochter besiegelte diese Fürsten- und Völkerfreundschaft. Neunzehn Lenze zählte die junge Prinzessin, als sie am 13. Juli, ihrem Geburtstage, in Petersburg einzog, um sich mit Rußlands Großfürsten zu vermählen. Sie schreckte nicht Charlotte von Braunschweigs Schicksal, denn ein Jahrhundert war vergangen, seit der rohe Alexei die erste Deutsche nach Rußlands Fluren geführt, Bildung und Civilisation

hatten ihren Einzug auch in das Zarenreich gehalten, und so brauchte Alexandra Feodorowna an Nikolaus Seite nicht mehr das Schicksal ihrer unglücklichen Namensschwester zu fürchten. Wohl hatte Königin Luise nicht die Hände ihrer Kinder zusammengesügt zum Bunde fürs Leben, wie einst die Fürstenhände in der Garnisonkirche zu Potsdam, aber ihr Geist umschwebte segnend das liebende Fürstenpaar, und hat allezeit auf ihrer Tochter geruht.

Trotzdem die Civilisation ihren Einzug in Rußland gehalten, vollzog sich auch Zar Nikolaus' Regierungsantritt nicht friedlich, wie seit Jahrhunderten ein Sturm das Land durchbraust hatte bei jedem Regierungsantritt, aber solche schauerliche Familientragödien, wie sie das achtzehnte Jahrhundert im Hause Romanow gesehen, waren im neunzehnten Jahrhundert unmöglich. Mit starker Hand warf Nikolaus den Volksaufstand nieder, der seinen Thron bedrohte, kühn und verwegend sprengte er den Rebellen entgegen, die die Kühnheit und Ritterlichkeit ihres Zars besiegte. Alexandra Feodorowna aber hatte am Fenster ihres Palastes gestanden, als ihr Gatte den Todesritt unternahm, bei dem er Krone und Leben aufs Spiel setzte, da die tödtliche Kugel, die Miloradowitsch, den Adjutanten, niederstreckte, auch ihn treffen konnte. Vielleicht war sie auf Rußlands Thron die erste Frau, die so um den Gatten bangte.

Der Tod trennte nur für kurze vier Jahre diese bis dahin glücklichste Ehe auf Rußlands Kaiserthron; im Jahre 1859 folgte Alexandra Feodorowna nach langen, körperlichen Leiden ihrem im Jahre 1855 ihr im Tode vorangegangenen Gatten in die Ewigkeit. Auch ihr Sohn holte sich die Gattin aus Deutschland. Alexander II. vermählte sich am 28. April 1841 mit Maria Feodorowna, der Tochter des Großherzogs von Hessen, ein fürstlicher Ehebund, der wohl die Innigkeit von Nikolaus und Charlottens Liebe entbehrte. Kaiserin Maria starb vor wenigen Jahren, nach langen, schweren Leiden, von denen sie in Hères vergebens Heilung gesucht. Als sie den Tod in ihren Adern fühlte, da duldete es sie auf Frankreichs schöner Erde nicht mehr; von Südfrankreich nach Petersburg rollte auf Eisenwagen der Todeszug, der die, von treuer Tochterliebe gepflegte Kaiserin in ihre zweite Heimat zum Sterben führte, und dort in Rußlands Hauptstadt schloß Maria Feodorowna im Winterpalais die Augen zum ewigen Schlummer im Juli 1880, während ihr Gatte und ihre fünf Kinder ihr Sterbebett umstanden.

* * *

Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war der aufstrebende Staat der Hohenzollern schon so mächtig, daß ein König von Schweden seine Blicke nach Brandenburg richtete, um sich mit dessen Kurfürsten zu verschwägern. Entgegen dem fürstlichen Ceremoniell jener Zeit, wo die Gatten sich oft am Hochzeitstag zuerst sahen, ging König Gustav Adolf inkognito nach Brandenburgs Hauptstadt, um die Braut, Prinzess Maria Eleonore, die Schwester Kurfürst Georg Wilhelms, erst kennen zu lernen, die ihm so gut gefiel, daß er seinen Vorsatz der Verschwägerung mit dem Hause Hohenzollern ausführte, und der Welt im siebzehnten Jahrhundert das seltene Beispiel einer glücklichen,

fürstlichen Ehe gab. Nach zehn Jahren trennte der Tod dieselbe, als Gustav Adolf den Heldentod auf Lützens Ebenen starb. Von Weißenfels, wohin man die königliche Leiche gebracht, holte sich Maria Eleonore den todtten Gatten heim nach Schweden. Im Wittwenschleier begleitete sie den königlichen Leichenzug, und ihre Thränen rannen nieder auf die Bahre des todtten Helden und ihr vernichtetes Frauen Glück. Die Gattin hatte ihre Erdenfreuden eingesargt in Stockholms Fürstengruft und Mutterglück entschädigte sie nicht in ihrer Tochter Christina, die dem Vater und der Mutter unähnlich war. Maria Eleonore war eine Ausnahme fürstlicher Gattinnen, im Brautschleier glücklich, war sie todt für Erdenglück und Erdenfreuden unter dem Wittwenschleier. —

Die andere königliche Schwedenbraut war auch eine Prinzessin aus dem Hause Hohenzollern, Friedrichs des Großen Schwester, Luise Ulrike, geboren am 27. Juli 1720. Sie vermählte sich am 27. Juli 1744 mit Adolf Friedrich, König von Schweden. Als Gattin ward sie glücklich, doch nicht als Königin, nicht als Mutter. Der Heldengeist Karl XII. lebte nicht mehr in Schwedens Herrschern, schwach und unentschlossen stand König Adolf Friedrich in dem Getriebe der Parteien, die er nicht mit starker Hand zu regieren verstand. Wohl hätte Schweden mehr die Hand des Herrn gefühlt, wäre Luise Ulrike die Königin, nicht nur die Gattin des Königs gewesen, denn in ihr lebte ein Etwas von dem Geiste des großen Bruders, aber sie konnte nur rathen, sie hatte nicht die Macht zu handeln, und der die Macht hatte, dem fehlte die Kraft und die Energie des Willens. Eine Tragödie, wie sie Rußland im Jahre 1762 sah, hinderte in Schweden wohl nur das eheliche Glück, das Adolf Friedrich und Luise Ulrike auf Schwedens Königsthron gefunden, aber schmerzlich empfand die willensstarke, geistreiche Frau die unkönigliche Schwäche des geliebten Gatten.

Wohl kam in Schweden ein strengeres Regiment ans Ruder, als 1772 Adolf Friedrich starb und sein und Luise Ulrikes Sohn, Gustav III., der der Mutter kühnen Geist geerbt, den Thron bestieg, aber es bestand keine Harmonie zwischen Mutter und Sohn, Luise Ulrike blieb als Wittve dem Hofe fern und suchte ihr Lebensglück von nun an in andern, geistigen Zielen. Die von ihr 1753 aus eigenen Mitteln gestiftete schwedische Akademie der Wissenschaften, sowie die Gründung der Bibliothek und des Kunstkabinetts in Drottningholm sind unvergängliche Denkmale, die sich die preußische Prinzessin in Schweden errichtet hat und das ganze Land trauerte, als sie 1782, zehn Jahre nach dem Tode des Gatten, zur ewigen Ruhe einging. Auch die gegenwärtige und die zukünftige Königin von Schweden sind deutsche Prinzessinnen, letztere die Enkelin des ersten deutschen Kaisers aus dem Hause Hohenzollern.

* * *

Ein halbes Kind noch, zog Maria Antonie, der Liebling der kaiserlichen Mutter, aus der Hofburg zu Wien fort ins neue Vaterland. Geboren am 2. November 1755, war Maria Antoinette noch nicht fünfzehn Jahre alt, als sie, ein Opfer der Politik, von einer tugendhaften Mutter an den lasterhaften Hof Ludwig XV. gesandt wurde.

Wohl bangte das Mutterherz der großen Kaiserin bei diesem Schritt, aber was ihrer Tochter auf Frankreichs Erde harrte, sie ahnte es nicht, sie sah es nicht mit irdischen Augen. Maria Theresia schlummerte bereits in der Gruft des Kapuzinerdoms, als das Ungeheure, Gräßliche über Frankreich hereinbrach, das kein Sterblicher ahnen, begreifen konnte.

Ein furchtbarer Gewittersturm tobte über Frankreichs zweiter Hauptstadt Versailles, als Maria Antoinette am 16. Mai 1770 dem sechzehnjährigen Dauphin Ludwig angetraut wurde, ein prophetisches Sinnbild jenes Sturmes, der fast zwei Dezennien später über Frankreich hereinbrauste. Vierzehn Tage später, am 30. Mai, gab die Stadt Paris dem jungen Paar ein Fest, dessen Freude sich in Leid verwandelte, als infolge mangelhafter, polizeilicher Vorkehrungen, mehrere hundert Menschen ein Opfer des Gedränges wurden, die Vorboten jener Massenmorde, die das empörte Volk zwanzig Jahre später seinem Wahn schlachtete.

Unter den Verwünschungen seines Volkes war Ludwig XV. un- königlich bestattet, und ein jugendliches Königspaar, von der Liebe Frankreichs begrüßt, bestieg den Thron der Bourbonen, eine unheilvolle Erbschaft, im Jahre 1774. Die Tage, da die Dauphine als Gattin und Mutter in Trianon glücklich gewesen, sie waren vorüber, als Ludwig XV. die Augen zum ewigen Schlummer schloß, und der Ernst des Lebens trat furchtbar an das junge Königspaar heran. War es denn so schwer, Frankreich glücklich zu machen, da des Volkes Herzen dem „ersehnten“ Ludwig entgegenschlugen, einem zwanzigjährigen Fürsten, der Herz und Gemüth besaß? Ja wohl, die Aufgabe die an Ludwig XVI. herantrat, sie war für ihn unlösbar, denn Frankreichs Boden war unterhöhlt, die Säulen des Thrones wankten, und eine neue Zeit dämmerte herauf im Zeitenschloß. Diese neue Zeit in Frieden über Frankreich heraufzuführen, dazu hätte eine kraftvolle Fürstenhand gehört, aber Ludwig XVI. war wohl ein guter und edler, doch ein schwacher Herrscher, er hatte nicht die Kraft, die Sünden des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig wieder gut zu machen, darum mußte er als ihr Opfer fallen, und die jugendliche, deutsche Fürstentochter ward mit hineingerissen in sein Verderben. Er vermochte nicht mit starker Hand in die Speichen des „Zeitenrades“ zu greifen, drum rollte es zermalmend über ihn und Frankreich dahin.

Trüber und immer trüber ward der Himmel über Frankreich, Blitze zuckten hernieder und der erste Donner, der mahnend über Europa dahinrollte, war der Sturm der Bastille am 14. Juli 1789. Auf den Trümmern jenes Zwing-Uri, einer gewesenen Despotengewalt, verkündete das französische Volk, daß jene Zeit der Knechtung vorüber sei, wo unerhörte Willkür es wagen durfte, Frevel zu begehen, die geheimnißvoll mit jenen Kerkermauern, hinter denen sie begangen, in Staub und Vergessenheit sanken. Wohl ward auf den Trümmern der Bastille noch einmal Frieden gefeiert zwischen Königthum und Volk, denn die Bastille stürmte das freigewordene Volk, das Jahrhundert alte Ketten zerbrach, aber Frankreichs jugendlicher Herrscher verstand den Freiheitsruf einer neuen Zeit nicht, verstand nicht mit der einen Hand die Meute niederzuhalten, und mit der andern ein freigewordenes

Volk auf lichtere Bahnen zu führen. Als die heilige Schranke des Königthums niedergerissen war, fand man einen Familienvater im Kreise der Seinen, nicht einen Herrscher, der in voller Majestät sich schweigend Gehorsam erzwingt. Und auch in Maria Antoinettes Brust lebte nichts vom Herrschergeist der großen Mutter, sie war Ludwig XVI. treue Gattin in Noth und Tod, die königliche Heldin im Unglück, aber eine kluge, kraftvolle Fürstin, der gute Engel des schwachen Gemals war sie nicht. In den düstern Mauern des Temple, auf dem Schafott, endete und verklärte sie die Frauentreue, die Majestät der Krone verstand auch sie nicht zu retten vor Frankreichs Böbel. Im Kaiserischloß geboren, von einer kaiserlichen Mutter in das Leben eingeführt, starb Maria Antoinette vom Gatten und von den Kindern getrennt, durch Henkershand unter dem Beil der Guillotine, und besiegelte mit dem Tode die deutsche Frauentreue. —

Fast zwei Dezennien waren vergangen, seit der Böbel Maria Antoinette gemordet, da zog wieder von Wien eine deutsche Kaisertochter gen Frankreich hin. Napoleon, der Abenteurer von Korsika, begehrte eine Prinzessin zur Gattin, und Oesterreichs Kaiser gab ihm sein Kind, ihm, dem siegreichen Feinde, der zweimal bereits vor den Thoren Wiens gestanden, und Oesterreich den Frieden diktiert hatte; Maria Luise, Franz I. Tochter, ward das zweite Opfer österreichischer Politik, nachdem ein anderer deutscher Fürst, dem Napoleon die Hälfte seines Reiches genommen, noch in tiefster Ohnmacht den Muth gehabt, die Ehre einer Familienverbindung mit dem Sieger von Jena abzulehnen. Geboren am 12. Dezember 1791 zählte Maria Luise noch nicht neunzehn Jahre, als sie Frankreichs Kaiserin wurde. Ob der scheidenden Braut, als sie mit dem Sieger von Aspern zur Ceremonientrauung am Altar stand, in der Hofburg Räumen keine Geisterstimmen den Namen Marie Antoinette zugerufen?! Ob sie der Thränen dachte, die Josephine, die verstoßene Gattin, einsam in Malmaison weinte?

Wieder schritt eine Fürstin, in deren Adern königliches Blut vollte, durch die Säle des Tuilerenschlosses; wird sie glücklicher sein als ihre beiden Vorgängerinnen auf Frankreichs Thron, sie, der fünf Königinnen an ihrem Hochzeitstage die Schleppe getragen? Die Flammen des Schwarzenberg'schen Ballsaales, sie beleuchteten mit düsterrothem Glanz Marie Luisens junge Kaiserherrlichkeit, ein Unheil weissagendes memento sah die neunzehnjährige Kaiserin wohl noch nicht darin. Das Schicksal hatte die kühnsten Träume napoleonischen Ehrgeizes erfüllt, eine Kaisertochter ist sein ehelich Gemal, in goldener Wiege schlummert ein Knäblein im Tuilerenschlosse, und in Mutterlust und Stolz steht die junge Kaiserin an derselben. Ob sie wohl jener andern Kaisertochter aus Habsburgs Stamm gedenkt, die hier dasselbe Glück genossen wie sie, und deren Mutterglück die Wogen der Revolution verschlangen! Wird der Kaisersprosse glücklicher sein als das Königskind? Keine Geisterstimme giebt Antwort auf diese Frage, wenn die Mutter sie an der Wiege des Königs von Rom gethan, desto schauerlicher lautete die Antwort des Schicksals.

In Blut und Graus war der Königsthron der Bourbonen untergegangen, auf den Leichen von Frankreichs Schlachtfeldern errichtete Napoleon den Kaiserthron, den er mit dem Lorbeer seiner Thaten

schmückte, und mit dem leuchtenden Schimmer der gloire umgab. Das besiegte Europa lag zu seinen Füßen, als dessen Herrscher er sich fühlte. Was war die Unbotmäßigkeit von Rußlands Zar, gegenüber seinem Allmachtsgebot? Ein dunkler Punkt, der bald mit neuer Schlachten- und Siegerherrlichkeit auf Rußlands Eisfeldern ausgelöscht werden sollte.

Frankreichs Kaiser rüstete zum letzten Siegeszug nach Rußland, in Dresdens Mauern huldigte das besiegte Deutschland dem französischen Kaiserpaar zum letzten Male, doch der dunkle Punkt am Ruhmeshimmel ward größer und immer größer, er ward zur Klippe, an der Frankreichs Kaiserthron zerschellte, die Flammen Moskaus wurden das Abendroth napoleonischen Ruhmes, der Sieger der Pyramidenschlacht ging als Verbannter nach Elba. Da brach auch Marie Luisens Treue, Napoleons Größe und Glanz auf Frankreichs Kaiserthron hat sie getheilt, im Unglück fehlte die deutsche Frau an der Seite des Gatten. Die Geschichtschreiber sagen: „dem Kaiser nach Elba zu folgen, ward ihr nicht gestattet“, es wird aber wohl mehr in ihrem Willen, als in dem des Kaisers von Oesterreich gelegen haben, denn wenn sie mit Frauenmuth und Energie sich den Platz an Napoleons Seite auf Elba und Helena erstritten, so würde ihr kein Kaiser denselben streitig gemacht haben. Ihre Gattenpflicht hörte erst auf, als Napoleon in Longwood den letzten Seufzer ausgehaucht; hatte sie die Fesseln des Ehebundes einmal auf sich genommen, so löste erst Napoleons Tod dieselben, nicht sein Sturz, aber Marie Luise sprengte sie vor der Zeit mit Hilfe österreichischer Waffengewalt. Der Tag von Fontainebleau kostete Napoleon die Kaiserkrone, Marie Luise rettete für sich aus der zusammenbrechenden Kaiserherrlichkeit die Herrschaft über die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, die für sie bei der Theilung Europas abfielen. Während Marie Luisens Gatte und Sohn in der Verbannung lebten, tröstete sie sich im Glanz der Herzogskrone und in den Armen eines ihr morganatisch ange- trauten Gatten. Freilich ein anderes Schicksal, als Marie Theresias Tochter in Frankreich fand. Marie Antoinette trug die Märtyrerkrone, Marie Luise die Herzogskrone. —

Wohl haben diese Blätter nur erzählt von den Prinzessinnen, die in fremden Ländern die Krone trugen, und derer nicht gedacht, die nie den Thron bestiegen, wir können aber diese Zeilen nicht schließen, ohne einer fürstlichen Frau zu gedenken, die wohl den Erben von Frankreichs Krone geheiratet, und doch nicht Königin des Landes ward, weil der Tod erbarmungslos zwischen sie und Frankreichs Königsthron trat. Helene von Orleans, Mecklenburgs schöne, unglückliche Prinzess, ist eine viel zu sympathische Frauenerscheinung, um sie zu übergehen in diesen Erinnerungsblättern an fürstliche Frauen.

König Friedrich Wilhelm von Preußen, der selbst einst das höchste Erdenglück an der Seite einer geliebten Gattin genossen, war es, der die Ehe stiftete zwischen Frankreichs ritterlichem Königssohne und Helene von Mecklenburg; hielt er doch den Thron der Orleans nach dem Sturm von 1830 gefestigt genug, um das Schicksal der jugendlichen Prinzess einem französischen Prinzen anvertrauen zu können, dem er dasselbe hohe Glück gönnte, das auch ihm einst aus Mecklen-

burgs Fürstenhaus gekommen. Wenn einst Friedrich Wilhelms und Luise's Ehe ein Idyll auf dem Königsthron war, so ward auch Ferdinand und Helene von Orleans' Ehe ein Paradies auf Erden, und Neuillys Mauern wurden die Zeugen dieses Glückes. Aber es brach zusammen in einer unheilvollen Stunde.

Nicht am 20. Februar 1848, als Helene von Orleans' Sohn die Königskrone verlor, ging auf Frankreichs Erde ihr Glückstern unter, sondern als sie am 2. Juli 1842 an der Bahre des Gatten stand, und unter dem Wittwenschleier für immer ihr Frauenglück begrub. Helene von Orleans' Stirn umstrahlte der Heiligenschein der Gatten- und Mutterliebe, der Heiligenschein der Dulderin, als sie am 20. Februar 1848 Frankreich verlassen und in die Verbannung ziehen mußte, um auf fremder Erde dem undankbaren Vaterland den künftigen König zu erziehen. Helene von Orleans hat die theure Erde des zweiten Vaterlandes, auf der sie so glücklich gewesen an der Seite eines heißgeliebten Gatten, nicht wiedergesehen, in der Verbannung lebte und starb sie auf fremder Erde, und erst im Tode ward sie mit dem Gatten wieder vereint. In heimatlicher Erde zu Dreux ruht Helene von Orleans an der Seite ihres Gatten, im Leben ein leuchtend Musterbild hoher Frauentugenden, deren Andenken bis über das Grab hinausreicht. — —

Sie alle, von denen wir in diesen Blättern erzählt, ruhen nun aus im Arm des Todes von Erdenleid und Weh, und der Genius der Erinnerung pocht mit leisem Finger an Königsgräber, um die Dulderinnen nicht zu wecken vor dem großen Tag der Auferstehung!





Der Maler.

Eine Geschichte von J. J. Kraszewski.

Er nannte sich Downund; der Name war schön, aber er, der arme Kerl, sah so aus, daß er nicht für ihn paßte. Nicht groß gewachsen, war er von ungehickter Gestalt, mit einem langen blassen Gesicht, mit blauen, wie erschrockenen und irrsinnigen Augen, einsilbig, furchtsam, stotternd, wenn er sprach. Wenn er irgendwo herein kam, wußte er nicht, mit welchem Fuß er vortreten sollte, mit einem Worte, er erweckte Mitleid und Mitgefühl zugleich.

Seine Kleidung war im höchsten Grade vernachlässigt, nicht gereinigt, zerdrückt; die Hände stets zerkratzt und beschmutzt, die Haare in Unordnung, die Stiefeln schmutzig, alles zusammen machte ihn für den ersten Blick jemandem ähnlich, der um Almosen kommt.

Troydem, wenn man seine Stirne betrachtete und manchmal einen seiner Blicke erwißte, konnte man errathen, daß unter dieser rauhen Hülle sich ein Geist und Gedanken verbargen, die durch die körperliche Last erdrückt wurden.

Wie er nach Dresden kam, mit welchen Mitteln? Das war ein Geheimniß, welches er nicht beichtete. Gefragt, verwirrte er sich, murmelte, winkte mit der Hand, stammelte etwas hervor, versprach sich und vermochte sich nicht zu rechtfertigen.

Es war eine Grausamkeit, ihn anzuforschen. Dresden war einmal berühmt durch seine Akademie der schönen Künste, aber es hat sich längst überlebt, und München, Düsseldorf und Berlin haben es weit übertroffen. Heute giebt es an der Elbe schon keine so bedeutenden Professoren mehr wie Schnorr, auch keine Modelle, keine Ateliers, und endlich ist auch nicht dieser Zustrom von Fremden, welche die Künste anziehen, mehr zu finden. Die Akademie existirt nur noch durch den Rest des Lebens, welcher von der Vergangenheit erborgt ist. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt man hier den Kindern des Landes; Fremden ist es schwer etwas zu erreichen, und als Mitbewerber sind sie gar nicht erwünscht. Downund kam mit großen Hoffnungen an und befand sich bald ohne Groschen, ohne Bekannte und Beziehungen, ohne Mittel für seine Existenz und für die weitere Ausbildung.

Damals waren viel mehr Polen in Dresden wie heute, aber niemand wußte etwas von Dowmund.

Durch einen eigenthümlichen Zufall wurde mein Freund H. mit ihm bekannt; damals, als Dowmund in einem schlechten Zimmerchen eines elenden Wirthshauses in der Vorstadt verschuldet lebte und fast vor Hunger starb.

Eine Thatsache war es, daß er nichts wie trockenes Brod aß, und den Rest ersetzte — leider — der Branntwein. Wenn er hungrig war, betrank sich der arme Mensch, aß ein wenig Brod, legte sich auf das Bett und schief fieberhaft ein. Am Tage hatte er noch die Kraft zu malen. In dem Stübchen auf dem Boden, wo wenig und noch dazu schlechtes Licht war, standen auf der Erde und in den Winkeln angefangene Bilder herum, nach Kopien aus der Galerie, welche anzufertigen ihn so schwer ankam, weil er nicht dazu kommen konnte; gearbeitet für das Brod, spottwohlfeil verkauft, ließen sie ihn nicht leben und nicht sterben.

Als wir von ihm erfuhren und uns bemühten, ihm zu helfen, war Dowmund schon in seiner Gesundheit, seinem Geist und seiner Energie erschöpft und gebrochen.

Ein wenig Hoffnung keimte in ihm noch auf, aber nicht die Kunst, welche er liebte und für die er sich geopfert hatte, interessirte ihn mehr, nur die Nothwendigkeit seine Existenz zu erhalten. Er war bereit zu malen, was es auch sei, um nur zu leben, und dann? Das Leben wieder der Kunst zu weihen.

Sprechen über sie, wie über andere Gegenstände, konnte er gar nicht. Wenn in der Galerie ihn ein Bild fesselte und interessirte, hielt er sich stets dort auf, stand stundenlang, schaute, schwitzte, schlug die Hände zusammen, aber gefragt, konnte er keine Rechenenschaft von seiner Empfindung ablegen.

Er wiederholte dann leise: Herr! ist das wundervoll! Herr! nur um davor zu knien!

Es kam nicht von Geistesarmuth, aber er war kein Mann des Wortes. Gott hatte ihn für den Pinsel geschaffen, das war die That, welche ihm bestimmt war. Dafür aber hörte er, wenn man vor ihm von der Kunst sprach, mit ungemeiner Aufmerksamkeit zu, mit Spannung, mit einem tiefen Glauben, überzeugt, daß man von der Kunst nur wie von einem Heiligthume reden könne. Man konnte über ihn nicht urtheilen nach den ersten Skizzen und Bildern; es war aus ihnen nur das zu sehen, daß der Mensch, welcher nichts hatte, um die heutige Technik zu lernen, viel errathen und für sich geschaffen hatte.

Sein eigener Gedanke wanderte bis jetzt nur in einem engen Kreise von ein paar Motiven herum, die er aus Lithauen mitgebracht hatte. Arme Landeskinder, alte Wälder, traurige und schwermüthige Landschaften, und irgendwelche fabelhafte, legendarische Wesen wiederholten sich auf den angefangenen Leinwandskizzen.

Wenn er malen wollte, beunruhigte er sich über das Modell, weil er nichts ohne die Natur thun wollte; er begriff nicht, wie man sich ohne sie an die kleinsten Details wagen könne. Wenn er sich eine Undine, Wassernymphe, Nixe ausgeträumt hatte, suchte er sie auf den

Straßen, und wenn er sie nicht fand, so nahm er einen abgerissenen Jungen und malte eine Bettlerin aus ihm.

Er hatte schon viel Fertigkeit und eine gewisse eigene Faktur, aus welcher sich eine ausgezeichnete, originelle Technik entwickeln konnte. Mit Bewunderung sahen wir, daß die Zeichnung korrekt, sorgfältig, und nicht sklavisch nachgeahmt war, daß er aus dem Modell wohl etwas Eigenes geschaffen hatte. Das Muster war für ihn nur eine Stütze, dem er seinen eigenen Geist einflößte und nur das hinzufügte, was er sah, aber wundervoll idealisirt in der Richtung, welche die Natur anzeigt. Diese Idealisirung beschädigte nicht das Prototyp, sondern hob es zur höchsten Wirkung.

Downmund, welcher gar nicht bedachte, wie er das that, und es sogar nicht einmal, durch das von der Natur ihm gegebene Talent erklären konnte, kam schließlich durch den Instinkt dahinter, was die Aufgabe der Kunst sei, in dem Irdischen und Vergänglichem aus ihm das Unsterbliche und ewig Wahre herauszuholen.

Da er nichts ohne Muster malen konnte, und nichts hatte, um das Modell zu bezahlen, theilte der arme Mensch die letzten Pfennige mit den kleinen Straßenkindern und mußte sich darauf beschränken, nur sie zu malen.

Diese abgerissenen Modelle wiederholten sich auf all seinen Bildern. Wenn er eines Waldes bedurfte, ging er nach der sächsischen Schweiz, aber der deutsche Wald schien ihm nach dem lithauischen fast wie eine Ironie. Aus sächsischen Tannen und Fichten schuf er lithauische, deren Gespenster er in seinen Gedanken mitgebracht hatte.

Als wir von ihm erfuhren, und ehe man ihm irgendwie, etwa durch den Ankauf von einigen seiner Arbeiten, helfen konnte, war Downmund schon so durch das Elend niedergeschlagen und durch den Kampf gebrochen, daß es, obwohl er sehnlichst sich wieder zu erheben wünschte, doch fast zu spät war.

Am Tage war er einsilbig, schüchtern, erstarrt, zu abgearbeitet, um vom Licht profitiren zu können, und abends konnte er sich nicht anders rathen, als daß er entweder irgendwo in eine Schänke ging, wo er nicht fürchten durfte, gefunden zu werden, oder er kaufte sich eine Flasche Branntwein und, sie unter das Bett stellend, trank er so lange, bis er in einen fieberhaften Schlaf verfiel. Dann stand er abgeschwächt, zitternd, kraftlos auf, und nachdem er ein wenig Brod gegessen, ging er an die Arbeit, welche ihn ebenfalls wie der Branntwein berauschte. Riesenkräfte könnten ein so erschöpfendes, vernichtendes, mörderisches Leben nicht ertragen. Downmund sah auch schrecklich aus, und es war schmerzhaft, ihn anzublicken.

Man bemühte sich, ihn dieser Lebensweise zu entreißen, ihn einzuladen, um ihn zu sättigen, zurückzuhalten, um ihn zur völligen Veränderung der Lebensart und der Gewohnheiten zu zwingen. Manchmal gelang es für einen Augenblick, aber sich selber überlassen, kehrte er zum Branntwein und zu seinen Träumen wieder zurück. Er lebte fast mit niemandem. Vergeblich wollte man ihn zähmen, sich mit ihm vertraut machen, ihn zu sich heranziehen, er war wild, und die lange Einsamkeit machte diese Verwilderung zur Natur.

Wenn er nüchtern war, arbeitete er des Morgens, weil er nicht

früher zu trinken pflegte, als bis die Dämmerung ihn von seiner Staffelei forttrieb. Dowmund hatte dann keine Zeugen, außer seine Modelle in Lumpen, die er von der Straße nahm, und verfiel in Träume und in einen Eifer, welcher ihn gänzlich veränderte.

H. beobachtete ihn einmal heimlich, als er mit dem Pinsel eine Nixe zeichnete und erstaunte über die merkwürdige Metamorphose. Seine Augen wurden dunkler und feuriger, das Gesicht nahm einen energischen Ausdruck an, er richtete sich auf, wuchs, wurde gewaltig groß und murmelte stets vor sich hin. Er lachte das Bild an, ging weg, näherte sich ihm wieder und echauffirte sich dabei.

Auf der That ertappt, wurde er wie eine Schnecke, die ihre Fühler verbirgt, sofort klein, zog sich zurück, schwieg und zeigte ferner kein Interesse für die Sache.

In Anwesenheit anderer konnte er nicht malen; es war für ihn ein geheimer Akt, der durch kein menschliches Auge profanirt werden durfte.

Eine lange Zeit hindurch blieben die Bemühungen seiner Freunde, die sich vereinigten, um zu einem Ziele zu wirken, vergeblich; eine bessere Existenz rief nur eine bessere Branntweinsorte hervor, aber schließlich fing Dowmund doch immer mehr an sich zu schämen und wünschte sich zu überwinden. Wie es sich später herausgestellt hat, waren es aber nicht die Bemühungen seiner Freunde, sondern ein ganz anderer Umstand wirkte auf die Veränderung der Gewohnheiten Dowmunds ein.

Die Stube in dem kleinen Hôtel, in der er hauste, war elend und verhältnißmäßig auch theuer, dabei noch höchst unbequem. Man fing an ihm zuzureden, er möchte sich doch ein paar möblirte, bescheidene Stübchen in einer entfernteren Gegend der Stadt miethen, wo es billiger sein würde und dorthin seine Penaten übertragen. Anfangs wehrte er sich dagegen, er war faul und zu jeder Veränderung nur ungern bereit. In dem Viertel, wo er schon so lange wohnte, kannten ihn bereits die Kinder und ließen sich leicht zum Modellstehen bewegen. Und wer mag's wissen? Vielleicht hatte er auch Kredit in einer Schänke, es konnte auch das sein.

Endlich, da es ihm unmöglich war, ein bestelltes Bild von größerem Umfang bei sich unter dem Dach zu malen, ließ sich Dowmund überreden, eine neue Wohnung zu suchen.

Er war gar nicht wählerisch, und es schien, er würde sich mit der ersten besten zufrieden geben; aber es war doch ein großes Hinderniß, nämlich alle Wohnungen, die sich darboten, hatten einen gemeinsamen Eingang mit dem Wirth. Dieser Sklaverei wollte Dowmund sich keineswegs unterwerfen, er bestand fest darauf, daß er nur eine Wohnung miethen werde, wo er einen besonderen Eingang hätte und wo ihn niemand kontrolliren könnte. Gott weiß! er kam sicher manchmal betrunken nach Haus und schämte sich.

H., der ihn einmal in diesem Zustand auf der Straße erwischt hat, konnte kaum in ihm den schüchternen, schweigsamen Dowmund erkennen. Der Trunk brachte in ihm eine vollständige Metamorphose hervor. Er wurde frech, ironisch, gesprächig und sogar, was das Unglaublichste war, eingebildet.

Als uns H. das alles erzählte, glaubten wir, daß er den Unglücklichen verleumde, aber wir hatten bald Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß es thatsächlich so war.

Downmund vermied es sorgfältig, um nicht mit uns oder in unserer Gegenwart sich zu betrinken.

Er weigerte sich auch vor Mittag ein Gläschen Brantwein zu trinken und saß bei Tische mit einem saueren Gesicht und meist schweigend da.

Gerade in diesem Jahre, in welchem sich die Zahl unserer Landsleute in Dresden verringert hatte, und die Familien, in welchen wir gewöhnlich Weihnachten und Ostern feierten, fortgezogen, um sich irgendwo anders niederzulassen, entschloß sich die kleine Schaar der noch Zurückbleibenden am Weihnachtsabend in einem Restaurant zusammenzutreffen, um wenigstens gemeinschaftlich das Fest zu feiern.

Den polnischen Weihnachtsabend nach der alten Sitte kann leider hier in der Fremde keine menschliche Kraft schaffen. Man kann zwar für Geld alles nach Bestellung bekommen, den Leuten fehlte es auch nicht an gutem Willen, aber damit das Festmahl einen Eindruck machen sollte, wie wir ihn noch in unseren Herzen aus der Kindheit Erinnerungen trugen, mangelte es demselben an allem, von der Lust angefangen, bis zu unserm in dem Winkel liegenden Heubündel.

Es war eine elende Nachahmung, die nur eine noch größere Sehnsucht und eine unaussprechliche Traurigkeit erweckte. Unsere uralten Speisen erschienen hier als eine Parodie, das Heu auf dem Tische war nicht das Heu unserer Wiesen, die Oblaten sahen anders aus, die Fische waren nicht den unseren ähnlich und Kutia und andere Mohnleckerbissen ließen sich auch nicht zum Scherz travestiren. Was sollte man bei einem so verfehlten Abendessen thun, dessen einzige Zugabe der Gedanke war, daß in derselben Stunde irgendwo weit in der Ferne die Trümmer unserer Familien Oblaten brechen und vielleicht — an uns denken!

Man ermunterte das Gemüth durch Wein, endlich ließ sich auch Downmund zureden; aber er trank den Wein wie Wasser und man merkte nicht, daß er ihn einmal heiter machte.

Er wurde immer trauriger.

Erst als man zum Kaffee den Cognac und die Vikörs gebracht und H. anfang, das große Glas Downmunds zu füllen, und ihn zwang, ein paar solcher Gläser auszutrinken, sahen wir die ganze Metamorphose des Malers.

Er öffnete den Mund, ein Lächeln erleuchtete sein Gesicht, er hob den Kopf hoch und begann in das Gespräch hineinzureden.

Die allgemeine Stimmung wurde belebt und lustig, Downmund, der sich nicht anzupassen wußte, verfiel in einen eigenthümlichen Eifer.

Er, der sonst nicht imstande war, ein paar Wörter zu verbinden und kein Gespräch zu führen verstand, wurde fast beredt.

H., der ihm den Cognac immer zugoß, berechnete, daß er die ganze Flasche für diese Erweckung des Geistes verbrauchte.

Ich weiß nicht, wie endlich das Gespräch auf die Kunst kam.

„Was ist da von der Kunst zu sprechen“, rief er plötzlich aus, nachdem er zugehört hatte, was H. mit mir über das Thema ge-

sprochen, „in dieser Sache weiß niemand das Geheimniß des Lebens, und niemand wird das Geheimniß der Kunst errathen. Regeln! Es giebt hier keine Regeln! Eine Wissenschaft! Eine Kunst kann man nicht erlernen. Ein Mensch bringt sie mit sich in diesem Bündel, mit dem man ihn für jene Welt ausgestattet hat, oder er wird sie nie besitzen. Ich, als ich zum Leben erwachte, ich wußte, daß ich ein Maler werden muß. Das Glend hat mir die Flügel gebrochen! Es gelang nicht. Nicht alle Körner gehen auf.“

Jemand fing an von Dresden von der Akademie zu sprechen.

Downmund lachte.

„Was ist das für eine Akademie?“ fragte er, „die einzige wahre ist die Galerie, und alles, was über sie von den Rathedern geschwätzt wird; taugt nichts. Die größten Maler lernten wahrscheinlich bei niemandem malen, nur bei sich selbst.“

„Aber die Technik!“ unterbrach ihn S.

„Jeder muß seine haben“, antwortete Downmund, „und wer sie zu schaffen nicht versteht, der ist kein Künstler. Mit einer geborgten Technik kommt man nicht weit.“ Dabei gestikulirte er so stark mit der Hand, daß er das leere Weinglas umwarf, aber das verwirrte ihn gar nicht, so erhit war er.

„Die ganze Kunst ist in der Seele“, rief er aus. „Ein Bild muß man vorher in sich haben, bevor man es auf die Welt bringt, und wer es auf der Leinwand sucht, der findet nur ein Plagiat. Wenn ich von einem Bilde träume, so zeichne ich es mit Kohle, mit dem Finger, mit Thon!“

Wir hörten sehr verwundert zu. Downmund schien wieder aufgelegt, er schaute von seiner Höhe stolz auf seine Zuhörer herab.

Aber das dauerte nur kurze Zeit; ein Disput in der Unterhaltung, ein unbemerktes Wort ernüchterte ihn und schloß ihm den Mund.

Dieser Abend war für uns die Revelation eines Menschen, welche wir in ihm entweder kannten oder vermutheten; leider bedurfte man dieser künstlichen Mittel, dieses unnatürlichen Zustandes, damit Downmund sein inneres Wesen offenbare.

Ich benutzte seine Redseligkeit, um ihm Muth einzuflößen und die früheren Mißerfolge, die Quälereien, welche er erlitten, aus der Wahl dieses unglücklichen Dresden zu erklären, welches sich von weitem ganz anders darstellt, wie es in der That ist.

Er hörte schweigend zu.

„Sie sind kein Fatalist?“ fragte er nach einer Weile.

Ich beantwortete diese Frage nicht, und Downmund ergriff sogleich wieder das Wort:

„Ich glaube an die Bestimmung, niemand kann seinem Schicksal entgehen. Das meine war, daß ich bis hierher wandern und hier im Glend ersticken mußte; aber ob es schon das Ende ist, weiß ich nicht. Das Glend ist verschieden, die einen tödtet es, die andern läßt es überleben. Wer kann das wissen, was auf mich weiter noch wartet?“

Bis spät in die Nacht dauerten die Unterhaltungen, und nachdem wir das Lied: „In der Krippe“ u. gesungen hatten, gingen wir alle auseinander, traurig, träumerisch und nur dadurch getröstet, daß sich in uns die Erinnerungen vergangener Tage neu erweckt hatten.

Als ich kurze Zeit nachher einmal Dommund traf und ihn viel redseliger zu finden hoffte, bemerkte ich mit Erstaunen, daß er zu seinem normalen Schweigen zurückgekehrt war, zu der früheren Furchtsamkeit und der Starrheit. Es war fast unmöglich, ein Wort von ihm heraus zu bekommen.

Im Frühling war ich gezwungen, eine längere Reise zu unternehmen, und ich verließ Dresden auf ein paar Monate. Als ich zurückkam, fand ich bereits viele von meinen Landsleuten nicht mehr da, und Dommund hatte ich ganz aus den Gedanken verloren.

Jedes Jahr vergrößert sich die berühmte Dresdener Galerie durch Erwerb von neuen Bildern, und nicht alle von ihnen gehören zu den modernen Schulen. Ich war auch deswegen neugierig, ob während meiner Abwesenheit nicht etwas zu den früheren Sammlungen der Malerei hinzugekommen sei.

Eines Tages ging ich wieder in die Galerie und fing wie gewöhnlich meinen Umgang von Rafaels Madonna an. Neues war fast gar nicht da, mit Ausnahme von zwei Landschaften von Salvator Rosa, welchen man übrigens so geschickt nachgeahmt hat, daß daraus nicht alle als Salvator Rosa's geltenden Bilder echt sein können. Natürlich ging ich bei dieser Gelegenheit auch zu Ruysdael, um bei seinem Kirchhof ein wenig zu sinnieren und mich an den kleinen Bildern zu erfreuen.

Ich ging gerade auf den Kirchhof los, als ich von weitem schon den vor dem Bilde stehenden, in dessen Betrachtung vertieften, der ganzen Welt fremden Dommund erkannte, der seine Hände wie zum Gebete faltete.

Ich setzte mich seitwärts hin; ich wollte nicht zudringlich sein und betrachtete ihn mehr als den Ruysdael.

Ja, er war es, Dommund, aber in seinem Aeußern war eine große Veränderung vorgegangen, die mir zu denken gab. Sein Gesicht hatte einen andern Ausdruck, seine Kleidung war sorgfältiger, der viel klarere Blick verkündigte eine gewisse Beruhigung und Veröhnung mit dem Leben, sein Antlitz hatte nicht mehr einen so verschlossenen Ausdruck wie früher. Zugleich hatte ihn die kurze Zeit viel älter gemacht; er war magerer geworden, seine Augen waren größer und die Brust schien eingefallen. Die Hände, die er vor sich hielt, fielen dadurch auf, weil sie nur aus Knochen und Haut bestanden.

Plötzlich fing er an, stark zu husten, nahm das Taschentuch vor den Mund und wendete sich auf die Seite, um den heftigen Anfall zu lindern. Er brauchte viel Zeit, bis es ihm möglich war, mit wankendem Schritte sich zu dem kleinen Sopha hinzuschleppen, wo er sich setzte, ohne mich zu erkennen.

Ich reichte ihm die Hand. Er erschrak und erzitterte am ganzen Körper, er erkannte mich nicht gleich, ich mußte mich ihm in Erinnerung bringen.

„Sind Sie noch immer in Dresden?“ fragte ich ihn. „Ich hörte, Sie hatten die Absicht nach Krakau zu gehen?“

„Ah so! nach Krakau“, sagte er zerstreut, „ja, aber jetzt denke ich

gar nicht daran, mich von hier wegzurühren. An Dresden, wie es auch sein mag, kann man sich gewöhnen und sich hier einleben.“

„Wie geht es Ihnen?“ fragte ich weiter.

Er lächelte traurig.

„Verhältnißmäßig sogar nicht schlecht“, erwiderte er.

Mit Bewunderung überzeugte ich mich, daß er redseliger geworden war; er mied nicht die Unterhaltung, sprach auch dreister und die Worte flossen ihm leichter vom Munde.

„Malen Sie etwas?“

„Ah, ich? Ich — immer! immer!“ antwortete er. „Ich habe jetzt ein großes Bild in Gedanken, ein großes, ein wunderbares, aber es stellt sich noch so nebelhaft vor, daß es mir unmöglich ist, das Malen zu beginnen. Ich bekomme den Gedanken erst jetzt aus der Dämmerung heraus.“

Nach einer kleinen Weile fragte ich ihn, ob er erlaube, daß ich ihn besuche.

Er wurde verlegen.

„Aber wozu“, sagte er, „sehen Sie, ich wohne so weit und so arm-selig und bei mir ist so wenig zu sehen.“

Er fing wieder an zu husten, und ohne mir seine Adresse zu geben, den Mund mit dem Taschentuch bedeckend, verschwand er, als ob er meiner Zudringlichkeit entgehen wollte.

Sein Husten mißfiel mir, übrigens schien mir die Veränderung, die ich an ihm bemerkte, nicht gerade ungünstig zu sein. Ich zog seine neueste Metamorphose den früheren vor.

Kurze Zeit darauf war ich bei H. und fragte über Dowmund.

„Was ist aus ihm geworden?“

„Ah!“ sagte mein Freund, „ich weiß nicht, wie es zu erklären ist, was mit ihm vorgeht. Ob es besser oder schlechter? Es ist das schwer zu sagen. Wenn er nur nicht die Schwindsucht bekommt!“

Eine Weile sah ich den Künstler nun überhaupt nicht. Man erzählte mir, daß er male, und es sei ihm gelungen, einige von seinen Kompositionen und Kopien loszuwerden, was überall und hauptsächlich in Dresden ungewöhnlich schwer ist.

Die Kopien der Galerie kaufen nur größere Inhaber von Kunsthandlungen, und da sie gern verdienen und es oft nicht gelingt, bald zu verkaufen, so bezahlen sie den Künstlern nicht viel mehr als die Leinwand und die Farben werth sind. Die eigenen Schöpfungen der Maler, wenn sie gerade keine gelungenen Naturlandschaften sind, können nur für die „lieben Landsleute“ gut sein, und die kaufen aus Gnade u. s. w. u. s. w.

Mit einem Worte, ein Künstler, der noch nicht einen Namen erworben hat, muß schwer mit dem Schicksal um ein Stückchen Brod kämpfen.

Ein paar Mal sah ich Dowmund von weitem auf der Straße, und sein Mublick tröstete mich. Er war fast elegant gekleidet, zum mindesten mit einer gewissen Sorgfalt, um menschlich auszusehen. Die Haare waren gekämmt, die Stiefel unzerrissen und der Rock nicht so abgetragen wie vordem. Alles dieses konnte eine gewisse Ausföhnung mit der Wirklichkeit andeuten, einen gewissen Willen zum Leben.

Wieder verflossen ein paar Monate, als H. zu mir kam und mich aufforderte, ich sollte ein kleines Bild, das Downund für Frau B. auf ihre Bestellung gemalt habe, mir ansehen, beurtheilen, und wenn es nothwendig ist, eine Bemerkung darüber machen. Downund selbst wünschte dies, es wäre unhöflich und gewissenlos, ihm diese Bitte abzuschlagen. Es handle sich hier um die Zukunft des Künstlers. Wir besprachen den Tag und die Stunde. Downund wohnte in einer von den Gäßchen, die damals noch existirten, ganz nach alter Art gebaut, in der sogenannten Pirnaischen Vorstadt, die heute schon längst zur Stadt gehört. Die kleine Straße, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne, hatte noch grüne Gärtchen, und die einstöckigen kleinen Häuschen erinnerten an die Bauart des XVIII. Jahrhunderts. Hier konnte man sich noch fühlen, als lebte man in einer kleinen Provinzialstadt.

Das Leben in dieser kleinen Straße war auch ganz anders, wie in der Stadt; selten erschien hier ein Wagen, und die Kinder spielten gemüthlich in Hemden mit Sand auf der Straße. Die Akazienzweige guckten neugierig vom Garten auf die Straße hinaus, und die Wäsche trocknete auf den hölzernen Zäunen. Aber in den Fenstern dieser bescheidenen Wohnungen sah man Blumentöpfe und hinter diesen webte ein ruhiges, altes, ehrliches Leben, welches sich nicht um den Schein des Glanzes bemühte, und wie es heute schwer ist, irgendwo noch zu finden.

Das Häuschen, in welches wir hineingingen, war nicht groß, und hatte über dem ersten Stock unter dem Dach ein paar Stübchen, die Downund bewohnte. Die Treppen waren alt aber rein, der Bau schien auch nicht modern zu sein, weder durch den Umfang noch durch den Stil. Eine Wand des Hofes war durch einen Weinsproß mit üppigen Blättern bedeckt, das Gärtchen war voll von Rosen und anderen Blumen.

Als wir beim Eintritt in den Flur an dem Parterre vorübergingen, öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und in dieser erschien ein junges Mädchen. Da sie zwei Fremde erblickte, erröthete sie und sofort die Thür schließend, verschwand sie wieder. Wir hatten aber Zeit genug, um die reizende Erscheinung in ihrem vollen Glanz zu sehen.

In einem ganz bescheidenen Stattunkleidchen, welches wie angegossen auf ihr saß, hatte dieses Mädchen, mit einem weißen Tüchlein um den Hals, dem unbedeckten Köpfchen, das umrahmt war von üppigen goldenen Haaren, ein Gesicht von solch idealer Schönheit und einem so poetischen Ausdruck, daß wir beide unwillkürlich stehen blieben. Das Entzücken mußte sich auf unseren Gesichtern wohl ausmalen, da das Mädchen ganz verlegen wurde, sich umdrehte und verschwand.

Nun sahen wir uns gegenseitig verwundert an. H. lächelte und machte die Bemerkung, daß es für einen Maler ein besonderes Glück sei, solch ein Modell im Parterre zu haben, und es vielleicht jeden Tag zu treffen, denn ein wunderbarer wäre schwerlich zu finden.

„Es ist unmöglich, daß sie ihn nicht begeistern sollte“, rief H. aus. Oben erwartete uns schon Downund in der offenen Thüre, um uns in sein Atelier zu führen.

Dasselbe war nicht so vernachlässigt und schmutzig wie das frühere, aber die Armuth guckte auch hier aus jedem Winkel heraus. In der Mitte der Stube, in einem ziemlich guten Licht, stand ein kleines Bild, so gut wie fertig auf der Staffelei.

Downmund führte uns schweigend gerade zur Leinwand.

Sie stellte eine Nixe oder Wassernymphe vor, ein ideales mystisches Wesen, welches kaum mit dem Fuß die Erde berührte. Ihre Schläfen waren mit Wasserrosen bekränzt.

Auf den ersten Blick erkannte ich in der Nixe das Modell, welches sich soeben unsern Augen präsentirt hatte; man konnte sich nicht irren oder bezweifeln, daß dies Bild eine Studie nach der Natur war. Der Maler brachte nur dieses Wesen von der Erde in ein überirdisches Reich und machte sie fast körperlos.

Sie war wunderbar schön, und das ganze Bild hatte den vortreflich erfaßten, poetischen Charakter einer Volksfage.

Es erschien wie die Strophe eines schönen Liedes. Besonders herrlich war die Landschaft und der Boden in der Dunkelheit, den Nebeln und den zauberischen Lichtern, die aus ihm herauszuwachsen schienen, dargestellt.

Wir standen lange, ohne etwas zu sprechen und es war fast, als wenn dieses Schweigen Downmund beunruhigte, denn er sah sich öfter nach uns um, als ob er unser Urtheil über das Bild herausfordern wollte.

Er wurde abwechselnd roth und blaß, und da ich ihn so aufgeregt sah, fing ich an die Komposition zu loben, was sie auch in jeder Hinsicht verdiente. H. war noch mehr von ihr entzückt. Wir drückten die Hand des Künstlers und ich wendete mich ihm zu und betrachtete aufmerksam sein Gesicht.

Es fiel mir durch die Magerkeit und einen fränklichen Ausdruck auf, welcher sich eigenthümlich über dasselbe ergoß und sich mit einer gewissen inneren Ruhe und einem viel größeren Selbstbewußtsein vereinigte, als Downmund früher zeigte. Er war männlicher und reifer geworden; augenscheinlich war er der Herr seines Talents. Auf unser Lob antwortete er aber doch sehr bescheiden: er hoffe in der Zukunft mehr und etwas besseres zu schaffen, in seinem Kopfe wanderten wunderbare Einfälle herum, aber leider wären sie unter den Bedingungen, in welchen er lebte, unmöglich auszuführen.

In der That war das sogenannte Atelier ein enges, niedriges Stübchen, und das Fenster zeichnete sich dadurch aus, daß es von den Wänden und Mauern keinen Gegenschein gab, weil es sich ziemlich hoch befand. Ein Bild von ein wenig größerem Umfang wäre unmöglich hier zu malen gewesen.

Außer der fertigen Nixe, standen noch viele angefangene Bilder ringsumher, welche absichtlich gegen die Wand gekehrt waren und die der Künstler uns nicht zeigen wollte, aber H., war intimer mit ihm befreundet, und seinen Widerstand und alle Ausreden nicht beachtend, zog er manches hervor.

Fast auf jedem der angefangenen Bilder war ein Frauenkopf gezeichnet, immer derselbe, immer das Mädchen von unten, aber in verschiedenen Gestalten.

Der Künstler mußte fühlen, daß er sich damit verrathen habe, denn er erröthete stark, stotterte, nahm H. die Skizzen weg und lenkte schließlich seine Aufmerksamkeit ab, indem er uns eine Nachtszene in einem ganz anderen Genre zeigte, welche außer einem glücklichen Studium der Lichteffecte nichts außerordentliches hatte.

Obwohl H. mit Downmund sehr befreundet war, enthielt er sich doch aller Bemerkungen über das sich regelmäßig wiederholende Gesichtchen, um den schüchternen Menschen nicht in Verlegenheit zu bringen.

Wir verweilten noch einen Augenblick vor dem Bilde sitzend. Downmund hustete ein paar Male sehr stark, war es von dem Cigarrenrauch oder vor Aufregung? Dieser Husten war mir aber schon in der Galerie aufgefallen und hatte einen schlimmen Charakter. Ich rieth ihm, etwas dagegen zu thun, er dankte, fügte aber hinzu, daß es nur einfach sein alter Husten sei.

Nach kurzer Zeit gingen wir weg, von ihm bis zur Thüre begleitet. Auf der Straße sagte mir H., daß er sich sehr freue, weil nach den sichersten Erkundigungen, die er über Downmund eingeholt, dieser mit dem unglücklichen Branntwein völlig gebrochen habe, dem er anfangs so stark zugesprochen.

„Jetzt aber“, fügte H. hinzu, „fürchte ich eine neue Gefahr für Downmund. Es ist unmöglich, daß er sich nicht in sein wunderbares Modell, das wir lebendig und gemalt gesehen haben, verliebe! Das kann fast schrecklicher noch wie der Branntwein werden, weil es ihn entweder zur Verzweiflung oder zur Heirat führen muß! Und so ein reizendes Kind“, fuhr er fort, „hat nur eine Stunde im Leben, wo es ein Ideal ist. Bald nachher gestaltet es sich in ein sehr gewöhnliches, profaisches Wesen um, welches dann mit ganzer Last auf den armen Künstler fallen würde. Ich bezweifle sehr, daß sie vermögend ist, und in diesem Falle wird man sie so einem armen Bagabunden, und noch dazu einem Polen, nicht geben. Ist sie wieder arm, so wird er sich für sie todt arbeiten und das Talent für das Brod opfern müssen; es ist dann so, als wenn er sein Blut für seine Geliebte aus der Brust strömen lassen würde.“

„Ich glaube“, antwortete ich, als wir auf der Straße gingen, „daß diese Befürchtungen zu frühzeitig sind. Ich halte Downmund nicht so zum Verlieben geneigt.“

H., welcher sehr neugierig war und sich lebhaft mit dem Loos des armen Künstlers beschäftigte, theilte mir kurz nachher lachend mit, daß er es nicht ausgehalten habe, sich nicht über die Einwohner des Hauses, wo Downmund sich niedergelassen, zu erkundigen.

Das Parterre bewohnte die Inhaberin des sehr verschuldeten Hauses, mit einer sehr zahlreichen Familie. Sie war die Wittve des Kammermusikers Schmitt. Ihre älteste Tochter, eben die Schönheit, die wir gesehen haben, bildete sich zur Sängerin im Conservatorium aus; ihr Name war Gretchen.

Sie hatte, wie es schien, eine Zukunft vor sich und konnte unseren armen Landsmann nicht bethören; er hatte auch nichts an sich, was ein junges Mädchen anziehen konnte. Weder das Aeußere, noch die

Beredsamkeit machten ihn verlockend. H. hörte, daß Gretchen erst auf eifrige Bitten von Downmund sich malen ließ.

Die Befürchtungen betreffs des Verliebten waren aber, wie es sich herausgestellt hat, ganz überflüssig.

Wieder ein paar Monate gingen vorüber und wir verloren ihn aus den Augen.

Das wirklich schöne Bild unseres Künstlers, welches Frau B. aus Mitleid bestellt hatte, besaß zwar ungewöhnliche Eigenschaften, aber es trug keinen berühmten Namen, und so wurde es in irgend ein finsternes Stübchen verbannt. Niemand sah es dann später.

Ich traf einige Male Downmund auf der Terrasse, konnte aber von ihm nichts erfahren und aus seinen Reden auch nichts errathen. Einmal schien er mir heiterer, das andere Mal wieder verzweifelt.

Ich fragte ihn, ob er Arbeit habe, er versicherte mir, daß er für eine gewisse Zeit genug beschäftigt sei. Er klagte nicht. Aber kurz nachher sagte man mir, man müßte an eine Bestellung für ihn denken. Ich hatte einige Porträts zu kopiren, und sein Ehrgefühl schonend, ging ich allein damit zu ihm, traf ihn aber nicht zu Hause. Zufällig begegnete ich wieder im Korridor Fräulein Gretchen, welche ein wenig erröthend mir sagte, daß Herr Downmund ausgegangen sei.

Mit ihr selbst sprechend, hatte ich Zeit sie besser ansehen zu können. Sie war in der That schön, in der Nähe betrachtet, machte sie einen merkwürdigen Eindruck. Die Züge waren wundervoll regelmäßig, klassisch, der ganze Gesichtsausdruck aber erschien trivial und jeder Poesie baar. Ich erklärte mir das damit, daß das Leben die Arbeit und Armuth nicht idealisiren konnte. Dieses wunderbar schöne Wesen konnte sich mit den Flügeln des Geistes über die Erdoberfläche nicht erheben, sie blieb auf der Erde, das Gefühl konnte sie nicht erheben, eine todte Kälte war der ausgeprägte Charakter.

Eine Woche später treffe ich während des Konzertes auf der Brühl'schen Terrasse meinen Freund H. Wir fingen an von der Musik zu sprechen und kamen so natürlich bis zu Makart, dessen sieben Todsünden gerade ausgestellt waren. H. erwähnte nebenbei, daß Downmund von der Komposition entzückt sei.

„Aber, à propos Downmund“, fügte er heiter hinzu. „Es soll eine große Veränderung in seinem Schicksal eingetreten sein.“

„Zum Guten oder zum Bösen?“ fragte ich.

„Zum Guten“, antwortete H. „Ein kinderloser Dnkel in Lithauen oder Samogitien ist ihm gestorben und Downmund wird ihn beerben.“

H. lachte.

„Es ist ein kleines Vermögen“, sagte er, „ich weiß nicht, ob es 15,000 Rubel ausmachen wird, aber für jemanden, der nie etwas hatte, ist das sehr viel. Ich wünschte nur, daß er nicht übermüthig und durch das Vermögen berauscht werde, und daß das schöne Fräulein Schmitt und ihre Mutter ihn nicht in ihren Netzen fangen, da er nun zu Geld gekommen ist.“

Kaum hatte er die Worte beendigt, als wir den an uns vorübergehenden Downmund erblickten, den ich fast nicht erkannt hätte. Er trug eine blaue Krawatte, einen Sammtrock, einen Hut mit großen

Flügeln, wie von der Nadel, und einen schönen Stock in der Hand. Das alles stand ihm gar nicht zu Gesichte und sah beinahe lächerlich aus.

Er ging augenscheinlich durch das Glück berauscht und nicht allein. Neben ihm befand sich die magere Mama Schmitt, mit ihrem verrunzelten Gesicht, arm aber sorgfältig gekleidet, und hinter ihr das schöne Gretchen, auf welches man von allen Seiten blickte.

Downmund wurde verlegen, da er uns bemerkte; es war ihm unangenehm, daß wir ihn in der Gesellschaft gesehen hatten. Sie gingen zusammen in das Kaffeehaus.

Trotzdem das Gesicht des Künstlers strahlte, entdeckte man doch einen Ausdruck der Erschöpfung, des Leidens, eines zehrenden Fiebers in demselben. Bevor er uns aus den Augen verschwand, hörte ich zwei- oder dreimal noch einen trockenen Husten, den er mit seinem Lachen zu verbergen sich bemühte.

„Hast Du bemerkt“, sagte ich zu H. „wie sehr elend er geworden ist? Die Erbschaft ist vielleicht zur richtigen Zeit gekommen, damit man für ihn das Grab auf dem Kirchhof kaufen kann.“

„Ah, so schlimm ist es nicht“, erwiderte H. „Die Kräfte der Jugend sind groß, und die Macht des Glückes ist auch ungeheuer. Das Glück heilt. Eine Erbschaft bekommen und in ein so reizendes Gretchen verliebt zu sein, das will was sagen!“

Heute, da ich das niederschreibe, ist in dem schönen Dresden die Terrasse schon nicht mehr das, was sie einst war. Die Schaaren von Fremden, welche die ganze Stadt durchzogen, füllten des Abends die Säle. Man ging nicht so sehr der Musik wie der Tausende von Gesichtern wegen hin, die man dort treffen konnte. Es gab auch keinen einzigen Abend, an welchem man nicht seinen regelmäßigen Spaziergang auf der Terrasse gemacht hätte.

Kurz nachher befand ich mich wieder im Saale neben Downmund, der Grog trank und diesmal ganz allein saß, aber mit einem solch triumphirenden Gesichtsausdruck, daß es wirklich angenehm gewesen wäre, auf ihn zu schauen, wenn nicht die abgemagerten Wangen und der fortwährende Husten, der ihn zu ersticken drohte, die Freude gestört hätten. Ich setzte mich neben ihn, ich wollte ihm gratuliren und mich überzeugen, was für einen Eindruck die Veränderung seines Looses auf ihn gemacht habe.

„Was machen Sie jetzt?“ fragte ich.

Er wendete sich mir zu.

„Sie wissen?“ antwortete er mit einer zweiten Frage.

„Ich weiß, und gratulire.“

„Ach!“ rief er ganz belebt aus, zugleich aber in demselben Augenblick durch einen neuen Hustenanfall erstickt, welcher ihn eine Weile nicht zu Worte kommen ließ. „Ach, ich bin jetzt ganz in Träumen versunken. Wunderbare Bilder gehen mir im Kopfe herum, ich träume in jeder Nacht von ihnen. Die Frau Schmitt, bei welcher ich wohne, ließ mir den im Hofe stehenden Schuppen zu einem Atelier umbauen. Es wird bald fertig und wenn auch nicht gerade prächtig, doch ausgezeichnet sein. Die Leinwand habe ich bestellt, ich brauche mich nicht

auf kleinen Umfang zu beschränken; die Figuren werden Lebensgröße haben.“

Er rieb sich die Stirne mit der Hand.

„Es wird allerdings schwierig sein wegen der Modelle“, antwortete ich darauf, „und wegen der Menge der Details, welche man sehr leicht in solchen Städten wie Rom, Paris, München bekommen kann, die aber Dresden gar nicht besitzt.“

Dowmund dachte nach.

„Aber Dresden hat in anderer Hinsicht unschätzbare Vortheile für einen Künstler. Zu allererst die Galerie, dann die vollständige Ruhe, die Zurückgezogenheit.“

Ich fragte ihn dann noch über den Inhalt der zukünftigen Compositionen.

„Ich habe solche duxendweise zur Auswahl“, sagte er. „Zunächst der Tanz der Nymphen im Mondenschein über dem See, dann ein paar Illustrationen zu Gedichten von Kraspinski und Slowacki.“

Seine Augen leuchteten.

„Die Wahl ist schwer, ich weiß selbst nicht, wo ich anfangen werde, und ich möchte gleich ein Meisterwerk schaffen.“

Augenscheinlich waren in seinem Kopfe die wogenden Gedanken noch nicht geordnet, denn wenn er sich selbst davon Rechenschaft ablegen wollte, fiel er von einem in den andern, verwickelte sich, wurde unklar, plötzlich auch nachdenkend und unterbrach sich. Seine Augen sahen schon die künftigen Schöpfungen, aber der Mund konnte sie nicht schildern.

Er brauchte Zeit dazu, damit alles bei ihm zur Ruhe kommen, sich ordnen und gewisse mehr ausgeprägte Formen annehmen konnte; sein Geist war sehr beschäftigt. Er gestand mir ein, daß er ganze Nächte von seinen künftigen Bildern träume, daß er sie manchmal in seinen Träumen schon vollendet sehe, und wenn er dann aufwache, könne er sich ihrer nicht klar und ausdrücklich erinnern.

Dem ersten Glas Grog folgte das zweite; er hustete immer stärker und mußte sich endlich aus dem Saale entfernen.

Neugierig, das neue Atelier zu sehen und mich über die Gesundheit des armen Dowmund, der mich sehr beunruhigte, zu erkundigen, ging ich nach ein paar Tagen in das Gäßchen, um an das Haus zu klopfen, wo er wohnte.

Ein Dienstmädchen zeigte mir ein frisch und schnell angefertigtes Atelier.

Es war eine große leere Stube, mit einem riesigen Fenster, auf die Nordseite gerichtet; in der That eine vortreffliche Stube für einen Maler, aber es roch noch darin stark nach Feuchtigkeit, Kalk, Farbe und Firniß und die Luft war unerträglich. Dowmund zog gerade mit seinen Malapparaten hinein, aber er behielt die Wohnung oben doch weiter. Zwei sehr große Bilder standen schon auf ganz neuen Staffeleien, aber bis jetzt noch nicht mit der Kohle angerührt. Auf einem kleinen Tische waren die Farben und neu gekaufte Pinsel vorbereitet. Er stellte geschäftig alles zusammen und in dem Augenblicke, wo ich eintrat, probirte er die Geschmeidigkeit einer Gliederpuppe, die er gekauft hatte und freute sich herzlich darüber.

Er begrüßte mich heiter, aber ich bemerkte, wie früher, daß jede lebhaftere Bewegung und lebhafteres Gespräch gleich den bösen Husten verursachten.

„Warum berathen Sie sich nicht wegen dieses bösen Hustens mit einem Arzte?“ fragte ich.

„Ach, er wird von selbst vergehen“, sagte er, „er ist schon nicht mehr so stark. — Ein wunderbares Licht! Meine zwei großen Ritter stehen so bequem, so frei, daß es ein wirklicher Genuß ist.“

„Nun, aber was malen Sie?“

„Ich kann mir gar keinen Rath geben“, rief er; „ich weiß selbst nicht, was ich anfangen soll. Ich glaube, ich werde mich durch die Verführung besiegen lassen und werde die Nixen malen.“

Er lächelte räthselhaft.

„Es sei, was es will“, fügte er hinzu, „der Charakter im Bilde bedeutet viel, aber die hauptsächliche Aufgabe der Kunst ist die Schönheit nach dem Geschaffenen zu kopiren, sie von dem Fehlerhaften zu befreien, welches jeder körperlichen Offenbarung anhaftet, sie unsterblich zu machen. Ich werde einen ganzen Kranz von schönen, schönen Nixen schaffen.“

Er sprach noch, als, wahrscheinlich ohne eine Ahnung von dem Gast zu haben, an der Schwelle, wie eine Illustration zu seinen Worten, Gretchen erschien. Sie war an diesem Tage noch schöner wie je, weil etwas in ihr die Seele erweckt hatte und schien nicht das zu sein, was sie in Wirklichkeit war. Downmund verstummte, da er sie erblickte. Das Mädchen wollte sich zurückziehen, als sie mich bemerkte, aber sie wurde nicht sehr verlegen. Ein Lächeln überslog ihre Lippen, sie sprach etwas sehr rasch, nickte mit dem Kopfe und verschwand.

Downmund stand in der Thüre verwirrt.

„Nun, was sagen Sie? Ist das kein Ideal?“ rief er. „Die Königin der Nixen, aber ich werde nach ihr allein viele und immer andere schaffen.“

Er näherte sich mir hastig.

„Doch ich habe Ihnen noch nicht gesagt, das ist meine Braut, die Tochter von Frau Schmitt. Ich bin glücklich, über jeden Begriff glücklich! Ich weiß nicht, wie ich Gott für dieses Glück danken soll. Alles, was ich gelitten habe, ist vergessen. Das ist ein Engel, mein Herr! Vor mir liegt ein riesiges Schaffensfeld und ich fühle in mir eine ungeheure Kraft!“

Der Husten ließ ihn nicht weiter sprechen. Er erklärte mir, daß es nur ein rein nervöser Husten sei und nichts weiter.

Ich verabschiedete mich darauf und ging von dem, von seinem Glück berauschten Freunde mit einem beklommenen Herzen weg. Der Zustand seiner Gesundheit war sogar für einen Laien so ausdrücklich gefährlich, daß es mir einen unbeschreiblichen Schmerz verursachte, ihn so am Rande des Abgrundes lächelnd stehen zu sehen.

Alle Symptome der Schwindsucht, die in diesem Alter so tödtlich ist, offenbarten sich entschieden, daß man nicht zweifeln konnte, seine Tage seien gezählt.

Aber Gretchen lächelte ihn an, und die Bilder warteten. Der

Gedanke sollte sich auf ihren weißen Flächen bunt und lebhaft verkörpern.

Der einst so stille, furchtsame, ganz in sich verschlossene Downmund wurde vielleicht unter dem Einflusse der Krankheit, des Zustandes seiner Seele, der Hoffnung des Glückes und der Verwirklichung seiner künstlerischen Träume ein neu geborener Mensch, und in seiner Brust saß schon versteckt der Tod und lauerte auf sein Opfer.

Man konnte sich eines Gefühles von Mitleid sowie des lebhaftesten Interesses für seinen Zustand nicht erwehren. Ich redete dem Arzt W. zu, er möchte mit mir unter dem Vorwand seiner Liebe zur Kunst und als Amateur, zu Downmund gehen und seinen Zustand erforschen, ob noch eine Hoffnung für seine Rettung sein könne.

In einigen Tagen trafen wir uns gegen Abend im Atelier des Malers. Da er wahrscheinlich fühlte, daß er angegriffen sei, ließ er sich eine Art von kleinem Sopha machen, wo er sich hinlegen und ein wenig ausruhen konnte.

Wir fanden ihn auf dem improvisirten Bette, vor der noch immer weißen Leinwand liegend. Sein Gesicht war eigenthümlich erheitert und stark geröthet.

Ich schrieb das der erregten Phantasie und dem krankhaften Zustande des Malers zu. Er stand eilig auf, begrüßte uns sehr gerührt und zugleich verlegen und blickte unruhig um sich. Ich folgte seinem Blicke und da sah ich auf dem Pulte neben dem Sopha eine Flasche, in welcher ein Branntwein leicht zu erkennen war, der unter dem Namen „Nordhäuser“ bekannt ist. Während des Gespräches mit uns warf Downmund unbemerkt ein Tuch über das Pult, augenscheinlich um die ihn anklagende Flasche zu verdecken.

Er war unnatürlich aufgereggt und belebt, daß ich nicht zweifeln konnte, er sei von einem Schwächeanfall heimgejucht, zu seiner alten üblen Gewohnheit zurückgekehrt und suche darin die Kräfte, deren Mangel ihm fühlbar wurden. Der Arzt bemerkte das vielleicht nicht, er setzte sich zu ihm hin und fing eine lebhafteste Unterhaltung über die Kunst an. Dabei blickte er ihn scharf an, hörte ihm aufmerksam zu, um in dem Athem, in der Farbe des Gesichtes, in dem Ausdruck desselben die Symptome zur Diagnose zu suchen.

„Nun, haben Sie noch nicht angefangen?“ fragte er Downmund.

„Bis jetzt leider nicht“, erwiderte er bitter lebhaft. „Ich schlage mich mit den Gedanken, sie drängen sich, einer glänzender wie der andere, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Ich habe schon ein paar Striche auf die Leinwand geworfen, weil ich die Kartons nicht gern mache, um mit ganzem Eifer und voller Begeisterung auf einmal auf dieses Bild mich zu werfen. Vom Karton ein Bild malend, wird der Künstler schon ein Kopist und kühlt ab. Diese Erköhlung kann manchmal für ihn vortheilhaft sein, aber es schwächt immer ab und verringert das Feuer, von dem man nie zu viel hat. Ich habe schon an etwas ähnliches wie die Hunnenschlacht von Kaulbach gedacht“, fügte er hinzu, „denn mein Bild muß etwas überirdisches vorstellen, etwas in den Wolken, aber eine Schlacht; ein apokalyptischer Einzug des Todes, des Krieges, der Pest, entspricht nicht meinem Naturell, ich ziehe die Nixen vor.“

Er sprach dann lange von den weiblichen, idealen, in Nebel zerfließenden Gestalten, von ihrer Beleuchtung, von den Linien der Komposition — träumerisch, keuchend fiel er schließlich hustend auf das Sopha und konnte den Anfall nicht beherrschen.

Wir sahen den Arzt an, der selbst sehr verstimmt war und ihm ein paar Pastillen von Dr. Walter gab. Downmund nahm sie an und der Husten blieb für einen Augenblick weg. Wir verweilten noch bis zur Dämmerung und dann gingen wir fort, von Downmund bis zur Thüre begleitet. Er bemühte sich, Heiterkeit und gute Laune zu erzwingen.

Als wir uns schon ein wenig vom Hause entfernt hatten, beeilte ich mich meinen Begleiter zu fragen, wie er über den Zustand des Kranken denke.

„Gebe Gott, daß ich mich irre“, sagte er, „aber ich finde ihn sehr schlecht. Die Stimme und der Athem beweisen, daß die Lunge sehr stark angegriffen ist, er fiebert.“

Ich wagte nicht, die Flasche mit Branntwein zu erwähnen, aber das durchdringende Auge des Arztes vermuthete etwas, ohne sie gesehen zu haben. Er fragte mich, ob ich nichts von der früheren Lebensweise Downmunds wisse. Ich sagte die Wahrheit.

„Es ist zweifellos“, unterbrach mich der Arzt, „daß er zu dieser üblen Gewohnheit zurückkehrt, wenn er sich besonders angegriffen fühlt. Er kann auch eine augenblickliche Linderung empfinden, und da ich nicht glaube, daß man ihm das Leben retten kann, ist sogar hier nichts dagegen zu thun, man muß ihn seinem Schicksal überlassen. Er fühlt wenigstens nicht, daß er bedroht und unglücklich ist und lebt ganz in seinen Hoffnungen, das wird ihm das Ende versüßen.“

Ich bemühte mich trotz des traurigen Urtheils den Arzt zu bewegen, daß er den Künstler besuchen und ihn besser ansehen möge, und wenn er in etwas sein Leiden lindern oder ihm behilflich sein könnte, so möchte er sich dem nicht entziehen.

„Hier ist nichts mehr zu machen“, sagte mein Begleiter seufzend, „aber ich werde ihn ab und zu besuchen. Es ist ein trauriges und zugleich interessantes Schauspiel.“

„Downmund hatte die Absicht, in kurzer Frist seine Mixen anzufangen, und er hoffte in den Augenblicken seiner Begeisterung den hauptsächlichsten Umriss der Komposition auf die Leinwand zu werfen. Er wünschte, man möchte seine Einfälle sehen und kritisiren, so fand ich mich denn nach einer Zeit wieder im Atelier ein. Ich traf ihn wie unlängst auf dem Sopha liegend, müde, vor der Leinwand, auf der noch immer nichts war, außer ein paar Linien eines angezeichneten Waldes und eines Bodens, worauf die Mixen gemalt werden sollten. Keine von ihnen war noch skizzirt.“

Er erröthete, als er sah, daß ich meinen Blick mit Neugierde in die Leinwand vertiefte, wo es schwer war, etwas zu erkennen.

„Sie werden mich faul und nachlässig nennen“, sagte er, „aber in der That, der Drang der Gedanken ist ebenso ein Unglück, wie ein völliger Mangel an denselben. Ich kann mich nicht entschließen. Manchmal habe ich im Kopfe das ganze Bild, aber in einem Augenblick verwandelt es sich und ich verfallt in einen Zustand der Unsicher-

heit und dann? dann träume ich stundenlang und werde matt und müde.“

„Ich glaube“, setzte ich schüchtern hinzu, „daß in diesem Falle eine Skizze, eine Probe am besten entscheiden könnte.“

„O nein!“ rief er, „nein, in diesen Proben und Skizzen verbraucht sich ein Künstler, wird mißmuthig und schwach. Ich will mit vollen Kräften an das Werk herantreten.“

Diesmal konnte ich nicht erkennen, ob der arme Downmund ein wenig fieberte, oder ob es künstlich durch das Getränk hervorgerufen war. Er beklagte sich über seine Schwäche, die er dem Schnupfen zuschrieb. Ich rieth ihm sich hinzulegen, auszuruhen und wiederholte mit Nachdruck, er möchte etwas fühlendes trinken und sich aller erhitzenen Getränke enthalten.

Er hörte mir ganz verlegen zu und fing an sich lebhaft zu vertheidigen, daß er die genaueste Diät beobachte.

Ich erlaubte ihm nicht, mich zu begleiten und ging traurig fort. Schon wollte ich das Haus verlassen, als plötzlich auf der Schwelle die alte Frau Schmitt, die mich oft hier sah, durch eine Begrüßung anhielt.

„Ach“, sagte sie leise und schüchtern, „wenn Sie die Güte hätten, zu mir einen Augenblick einzutreten.“

Sie führte mich in die „gute Stube“, die mit kleinstädtischer ärmlicher Eleganz ausgestattet war. Der Mangel an Geschmack und die Armuth, welche indeß die große Sauberkeit erträglich machte, charakterisirten diesen kleinen Saal. Es fehlte zwar auf der Kommode nicht das sächsische Porzellan, die Geschenke von früheren Zeiten, auch nicht die Leuchter mit Lichten in rothen Papierspizentragen, ebensowenig die kleinen Stühle mit gestickten Decken belegt, auch nicht die Familienphotographien und die Porträts an den Wänden.

Raum waren wir über die Schwelle getreten, als sie sich zu mir wendete mit einem kummervollen Gesicht, beide Hände wie zum Gebete faltete und sagte:

„Mein guter Herr, Sie sind ein Landsmann von Herrn Downmund. Erbarmen Sie sich, Sie sehen ihn oft genug, sagen Sie, ich bin beängstigt und erschrocken, er erscheint mir krank, und dazu immer schlimmer, immer schwächer. Er erklärte sich meinem Gretchen, man sagte, er habe eine bedeutende Erbschaft bekommen, er kann reich sein, wir sind arm, und ich und Gretchen willigten in die Verlobung ein. Der Arzt J., unser Freund, welcher ihn gesehen hat, sagte mir vertraulich, daß seinem Leben Gefahr droht. Armes Gretchen!“ Und die Thränen trocknend, lispelte Frau Schmitt leise:

„Wenn Sie ihn wenigstens an die Pflicht erinnern möchten, daß er seiner Braut verschreibe, was er besitzt. Das arme Gretchen! Sie hat so viel Mühe um ihn, sie hat ihm sechs Hemden auf der Maschine genäht und plättet ihm die ganze Wäsche.“

Ich wußte wirklich nicht, was ich antworten sollte, aber es schien mir, als dürste ich sie nicht noch mehr beängstigen und ich bemühte mich, die Greisin zu beruhigen.

„Wir haben in nichts Glück“, sagte sie mir nach einer kleinen Pause, „so auch mit diesem Polen. Wenn er leben bleiben möchte,

könnte Gretchen vielleicht glücklich werden und ich auch ruhig leben. So war es gleichfalls mit meinem Seligen, er erlebte nicht seine ganze Pensionirung und es fehlte ihm doch nur wenig dazu."

Ich wagte nicht die Wittve zu warnen, daß sie Dowmund nicht zu trinken erlaube, ich fürchtete den Nordhäuser zu erwähnen und warf nur flüchtig hin, man müsse eine genaue Diät im Essen und Trinken bei ihm einhalten.

"Ach, Sie können darüber ganz ruhig sein", sagte sie mir, "ich und Gretchen, wir kochen für ihn allein. Er hat jeden Tag Fleisch und Gemüse und ein ganz leichtes Bier, weiter nichts. Kartoffeln und Heringsalat ißt er sehr gern, aber wir erlauben es ihm nicht."

Noch auf der Schwelle mir die Hand reichend, wiederholte Frau Schmitt, daß wenn sich der Zustand des Bräutigams verschlimmern sollte, sie auf mich rechnen könne, daß ich ihm die Pflicht gegen Gretchen in Erinnerung bringen würde.

Diese Mischung der traurigsten Tragödie in der ganzen Welt mit der trivialsten Wirklichkeit berührte mich so unangenehm, daß ich es lange nachher noch vermied, Erkundigungen über Dowmund einzuziehen.

Es war unmöglich ihm Hilfe zu bringen, und das Hinsterben eines Künstlers, auf welchen man große Hoffnungen setzen konnte, mitanzusehen, bedrückte schmerzlich mein Herz.

Im Spätherbst trat einmal H. mit einem trüben Gesicht bei mir ein.

"Dowmund fragte mich ein paar Mal nach Ihnen", sagte er. "Warum wollen Sie ihn nicht besuchen; wenn je ist das heute eine Pflicht."

"Warum heute?" sagte ich.

"Weil es aller Wahrscheinlichkeit nach morgen zu spät sein wird", antwortete H. lakonisch.

"Wie?"

"Mit Dowmund geht es zweifellos zu Ende", fuhr mein Freund fort. "Es ist schmerzlich, ihn zu sehen, aber es wäre grausam, ihn zu verlassen."

Ich erklärte mich sofort bereit, H. zu begleiten, welcher nachmittags den Künstler besuchen sollte. Er wollte mir nichts mehr von seinem Zustande erzählen, bloß nur, daß er verzweifelt zu sein scheine.

Vor der Dämmerung trafen wir uns wieder im Atelier, weil Dowmund die Treppen zu seiner früheren Wohnung nicht mehr steigen konnte und so war er hierher gezogen. Als wir eintraten, bemühte er sich, vom Sopha aufzustehen, fiel aber sogleich wieder hin. Er war fürchterlich abgemagert, hatte einen kurzen Athem, aber sein Gesicht lachte und die Augen glänzten klar.

"Es ist eine augenblickliche Schwäche", sagte er zu mir, "es wird bald wieder vergehen. Ich fühle mich ganz wohl."

Als wir in die Stube hereinkamen, saß neben dem Sopha Gretchen mit ihrer kleinen Schwester, sie hielt eine Arbeit in der Hand. Schön, ruhig, kalt und resignirt, bemühte sie sich zu lächeln.

"Sie sehen", sagte Dowmund zu mir, das Händchen der Braut ergreifend, und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend, "was für einen Schutzengel ich bei mir habe.

"Ach, und ich bin auch wirklich glücklich. Jetzt steht kein Hinder-

niß mehr im Wege, daß ich mein großes Bild anfangen kann. Die Kräfte werden bald wieder kommen und ich fühle eine große Begeisterung in mir. Blicken Sie dort hin“, und er zeigte auf die Leinwand. „Die Königin der Nixen schwebt schon in der Luft, aber es ist kaum ein Schatten davon, was es werden wird.“

In der That, auf der Leinwand befand sich eine flüchtige Skizze; ganz einsam, wie ein Gespenst in der Luft hängend, schwebte das idealisirte Gretchen, dem Original zwar ähnlich, aber nicht so lebensvoll wie dies und doch wieder schöner, denn das Modell erschien eigenthümlich kalt und starr neben der Gestalt, welche der Künstler geschaffen hatte.

Downmund begann mit großem Enthusiasmus vom Bilde zu sprechen, auch von seiner zukünftigen Heirat, von dem Glücke, das auf ihn warte. Und so redend, wandte er sich zu dem schönen Mädchen, ergriff ihre Hände, die sie ihm gehorsam reichte; das entflammte ihn, er wurde rasend und lachte.

Da trat der Husten wieder ein.

Er legte das Taschentuch an den Mund, Gretchen reichte ihm die Pastillen, und Downmund kehrte wieder zu seinen fieberhaften Träumen zurück. G. und ich, wir bemühten uns, ihn zu unterbrechen und nicht zu erlauben, daß er soviel spreche. Gretchen lispelte, der Arzt hätte ihm verboten, sich zu ermüden, aber das alles helfe nichts. Downmund mußte mit uns sein Glück theilen.

Der Anblick war erschütternd. Das Mädchen, welches schon daran gewöhnt war, oder vielleicht die Gefahr nicht sah, saß gerade, kalt, gleichgiltig da, und manchmal nur erwiderte sie mit einem halben Lächeln die Rärtlichkeiten des Künstlers.

Diese Kälte störte Downmund nicht, er hatte in sich die Leidenschaft für zwei, und die Gleichgiltigkeit Gretchens schrieb er wahrscheinlich ihrer Bescheidenheit vor den Fremden zu.

„Alles ist schon zur Hochzeit vorbereitet“, sagte er, sich zu mir wendend. „Ich brauche nur noch ein paar Tage, damit die Schwäche vorübergeht. Heute ist mir viel leichter und besser, nur der etwas hartnäckige Husten ist geblieben. Ich lade niemanden zu meiner bescheidenen Hochzeit ein“, fuhr er fort, „ich will, sie soll ganz still sein und mich nicht sehr ermüden, ich bin doch immer ein Reconvalescent. Gleich nachher setze ich mich zur Arbeit, und ich fühle schon, daß sie mir jetzt leichter werden wird. Wie glücklich bin ich!“

Der Abend fing an sich zu nähern. Gretchen stand auf, um die kleine Lampe anzuzünden. Sie legte sehr systematisch ihre Arbeit zusammen und erfüllte ihre Pflicht mit großer Vorsicht; dann verbeugte sie sich mit ihrer Schwester vor uns und ging fort.

Raum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Downmund sich von dem Sopha erhob und seine abgemagerten Hände faltend, sagte:

„Man muß mein Glück haben, um auf so eine Perle zu treffen. Sie ist schön, doch das ist das allerwenigste, aber ihr goldenes Herz, ihre Vernunft, ihr Talent! Ihr habt nicht gehört, wie sie singt, und dabei ist sie ein Engel der Barmherzigkeit. Ich war nicht so schwer krank, wie es der sorgenden Mutter, der Tochter und den Ärzten schien, aber wie sie mich pflegten! Was sind das für gute, ruhige, milde Wesen!“

Nachdem einmal der Hymnus über Gretchen angefangen, konnte Dowmund über nichts weiter sprechen. Wir wollten ihn überreden, daß er schlafen gehen möchte, aber er ließ uns nicht fort. Er mußte uns den Plan seines Bildes ausführlich erzählen, er sei jetzt schon entschieden ausgedacht.

„Ich will mich nicht im voraus loben“, endete er hustend, „aber ich fühle, ich werde etwas begeistertes schaffen. Es können Fehler vorkommen, aber es wird auch Poesie und Leben darin sein.“

Wir bemerkten beide, als er geendigt, daß er sich durch das Gespräch ermüdet und völlig erschöpft hatte. H. schloß ihm den Mund und zwang ihn, sich hinzulegen und nicht weiter zu sprechen.

Er war gehorsam. Wir reichten ihm die Hand und wünschten gute Nacht, als er schon mit dem Plaid bedeckt, auf dem Sopha lag.

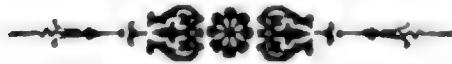
Und es war eine gute Nacht — die letzte. —

Das Bild des Ideals vor Augen, schlief er ein — um nicht mehr zu erwachen. — Zwei Tage nachher gingen wir hinter einem Sarge, vor uns die Braut und ihre Mutter. Ich weiß nicht, ob sie etwas von ihm geerbt haben, außer der Leinwand, auf welcher das blasse traurige Gretchen schwebte, als wollte sie dem Geist nachjagen, der vor ihr entflohen ist.

Ihm.

Ich hab' mich Dir so ganz ergeben
 Und bin mit Leib und Seele Dein,
 Du meines Lebens wahres Leben,
 Du meines Daseins tiefstes Sein!
 Und wie der Mond sein mild Gefunkel
 Der Sonne Strahlenpracht entleih,
 So fällt in meiner Seele Dunkel
 Der Schimmer Deiner Herrlichkeit!

C. Müller.





Was wir tanzen!

Eine Faschingsrevue von Silvester Fren.



Wenn wir heute die Reihe der Tänze durchmustern, in denen sich die Jugend während des Karnevals tummelt, so weist sie manche Lücke auf, im Vergleich zu der Auswahl, welche eine frühere und in dieser Hinsicht kaum glücklichere Zeit kannte. Dabei braucht man noch gar nicht jener Jahrhunderte zu gedenken, in welchen der Tanz, ohne an bestimmte Figuren des Fußes oder Drehungen des Körpers gebunden zu sein, nur als ein Ausdruck der individuellen Freude zu betrachten war, und eine dementsprechende Mannigfaltigkeit der Form bekundet. Es sollen hier nur die letzten Jahrzehnte in Betracht kommen, und da darf man mit Recht fragen, wohin sie geschwunden sind — all die Eccossaisen, Françaises, Barsobiennen, Tirolienner, Sicilienner, deren Rhythmen einst unsere Eltern in ein so hohes Entzücken versetzten und als Glanzpunkte eines Faschingballes noch in unsere eigene Jugend hereinblicken! Die Mode hat sie ebenso erbarmungslos abgethan, wie den ehemaligen Beherrscher eines jeden Tanzsaales, die von der spanischen Grandezza diktirte Menuett. Aber selbst echt deutsche Tänze konnten vor der vorwärts schreitenden Zeit keine Gnade finden. Der Steirer, der Ländler, der Langaus, welchen das alte Wien einst ebenso gern tanzte, wie die hoffähige Menuett und die bei dem dominirenden Einfluß, welchen die Kaiserstadt an der Donau in allen Fragen und Satzungen des Tanzes seit jeher ausübte, sich selbst in den großen Städten Nord- und Mitteldeutschlands eingebürgert hatten — sie sind gleichfalls von dem glatten Estrich unserer Saalräume hinweg gefegt worden. Höchstens daß sie noch auf Festen mit ländlichem Charakter, oder an den Kirchtagen wie ein Bruchstück aus der guten alten Zeit auftauchen. Im Grunde sind sie auch unnöthig geworden; denn wie wir unten sehen werden, hat sich gerade aus dem uralten, volksthümlichen Tanzschritt, wie er in der Gebirgsbevölkerung des deutschen Südens beliebt und gebräuchlich gewesen, der König der modernen Tänze, der Wiener Walzer, entwickelt.

Gleichwohl hat es nie an Feinden gefehlt, welche wider den Tanz in jeder Form auf die erbittertste Weise zu Felde zogen. Wer die allgemeine Beliebtheit wahrnimmt, deren er sich heute bei wohl allen modernen Kulturvölkern erfreut, ahnt schwerlich, welche Hindernisse er zu bestehen hatte, bevor er sich zu derselben durchrang. Schmähungen und Verbote wider ihn sind so alt wie er selbst. Als David nach seinem Siege über die Philister um die Bundeslade tanzte, verspottete ihn sein eigenes Weib Michal, die Tochter Sauls. Besonders war es aber die Kirche, welche sich nicht gut mit diesem Ausdruck der Freude befreunden konnte. Wiewohl doch der Tanz eigentlich aus dem religiösen Kult hervorgegangen war, ließ sie keine Gelegenheit vorüber, ihn zu bekämpfen und in Bann zu thun. Schon Bonifacius, der Apostel der Deutschen, forderte auf einem Konzil die Kirche auf, daß sie in dieser Hinsicht sehr streng zu Werke gehe. Diese erließ denn auch Verbote auf Verbote, welche jedoch nicht viel fruchteten, da sich das Volk seine Vergnügungen nicht nehmen ließ. In dem Maße, wie die Herrschaft der Kirche zunahm, häuften sich auch die Gefahren, welche der Tanz von ihr zu bestehen hatte. Auf dem Konzil zu Würzburg, welches im Jahre 1298 stattfand, wurde eine Kirchenbuße von drei Jahren über jeden verhängt, welcher mit dieser „gotteslästerlichen Kreiselbewegung“ frevelte. Natürlich sind auch die Predigten jener Zeit voll von Verwünschungen und Abmahnungen wider den Tanz. Da heißt es, daß er „ein Ring oder Zirkel sei, in dessen Mitte der Teufel stehe.“ Dieser veranlasse deshalb diese Bewegung, „damit sich die jungen Menschenkinder anblicken, umfassen, und für einander entzündet werden“, denn durch die heftige Bewegung werde die Schönheit der Töchter vermehrt: die bleichen und gelben würden da „röselicht“ und „dünnen die Gasser schön.“ Besonders wenn an heiligen Tagen getanzt wurde, konnte die Strafe nicht ausbleiben; in vielen Gegenden wußte die Volkszage davon zu berichten, daß der Verbrecher zu Stein wurde oder daß ihn die Erde verschlang.

Wie klein die Zahl der Tänze ist, welche heute den Ballsaal beherrschen, weiß jeder, der einmal einen Rückblick in die Vergangenheit, an der Hand der hierzu nöthigen Aufzeichnungen gethan. Dabei zeigt sich eine Nivellirung der Tanzformen, welche allein bei den von der Kultur noch weniger berührten Völkern nicht bemerkt wird. So weit nun Frack und weiße Halsbinde ihren Triumphzug genommen, beginnt man jeden Ball zumeist mit der Polonaise. Dieser Tanz hat seine Geschichte, welche wohl den wenigsten bekannt sein dürfte. Man weiß, daß nach dem Aussterben der Jagellonen ein Valois, der spätere Heinrich III. von Frankreich, von den Ständen zum König von Polen erwählt wurde. Es war dies eben jener Fürst, der später auf die Kunde, daß der Thron von Frankreich erledigt und für ihn frei sei, bei Nacht und Nebel aus Polen floh, nicht jedoch, ohne sich zuvor der sehr werthvollen Kronjuwelen, welche Eigenthum eben dieses Landes waren, bemächtigt zu haben. Als Heinrich nach Krakau kam — es war im Jahre 1574 — und die Repräsentanten der Nation empfing, defilirten diese, ihre Frauen an der Hand führend, in langsamem Schritt bei dem neuen Herrscher vorüber. Es lag eine gewisse Feierlichkeit in diesem Akte, welche noch durch die Pracht des National-

Kostüms, der Grandezza der Verbeugung vor dem Monarchen und den Rhythmus der Musik gehoben wurde. Heinrich war damals so entzückt von dieser Art der Vorstellung, daß sie ein bestimmter, vorgeschriebener Theil des Ceremoniells an seinem Hofe wurde. Dasselbe überdauerte jedoch auch die kurze Zeit, da er in Polen herrschte; und jedesmal, wenn später ein neuer Fürst auf diesen Thron gewählt wurde, wiederholte sich dieser Vorgang. Im Laufe der Zeiten entwickelte sich daraus ein Tanz mit ganz bestimmten Formen und Figuren, welcher nach dem Lande, woher er entstammte, „Polonaise“ genannt wurde. Fürst Michael Oginski und nach ihm andere, waren die Ersten, welche künstlerische Abwechslung in die bisherige Steifheit und Monotonie brachten. Mit dem Mitleid, welches die Deutschen mehr menschlich als klug für den Sturz Polens bekundeten, erwärmten sie sich auch für diesen Tanz derart, daß sie ihn geradezu in ihr Programm für jeden einzigen Ball herüber nahmen. Nicht wenig trugen dazu die Kompositionen unserer großen Tondichter bei: man denke nur an die herrliche Polonaise, nach deren Rhythmus Mozart in seiner „Hochzeit des Figaro“ die Gäste vor dem Grafen Almaviva und dessen Gemalin vorüber defiliren läßt! Ebenso haben Beethoven, Mendelsjohn, Schubert, Weber, Spohr einige ihrer herrlichsten Schöpfungen zu diesem Zwecke und mindestens in diesem Takte komponirt. So war die Polonaise in musikalischer Hinsicht geradezu deutsches Eigenthum geworden, bis ihr Chopin mit nicht zu verkennendem Idealismus den national-polnischen Charakter in seinen Kompositionen wieder einzuimpfen suchte. Man weiß, daß ihm dies gelungen ist — nicht zum mindesten aber durch die unmotivirte Schwärmerei, welche man gerade damals wieder sehr stark für das „arme blutende“ Polen an den Tag legte. In Berlin wurde die Polonaise in jedem Hause getanzt; die Hohenzollern nahmen sie sogar, vielleicht bewogen durch die Verwandtschaft mit dem polnischen Hause der Radziwil, in ihre Hoffestlichkeiten hinüber. Damals komponirte Klücken für jene eine eigene Polonaise, welche noch heute in Berlin ebenso bekannt wie beliebt ist. Nach dem Rhythmus derselben findet auf den Subskriptionsbällen, welche alljährlich ein- oder zweimal im königlichen Opernhause veranstaltet werden, der feierliche Rundgang des gesammten Hofes wie der anwesenden Fürstlichkeiten statt, während das Publikum einen loyalen, das Herrscherhaus preisenden Text singt. Es ist dies, kulturell genommen, eine überaus merkwürdige Erscheinung, wenn man die ablehnende, oft geradezu feindliche Stellung erwägt, welche das Polenthum heute den Hohenzollern, wie dem gesammten Deutschthum gegenüber an den Tag legt.

Ebenso genießt ein anderer Tanz, welchen der slavische Chauvismus als sein Nationaleigenthum in Anspruch zu nehmen pflegt, heute die größte Beliebtheit. Es ist dies die Polka. Die Tschechen, welche behaupten, daß sie ihn erfunden, gaben ihm wahrscheinlich nur den Namen. Denn die Polka stammt aus Elbetitz, einem Orte Nordböhmens mit mindestens gemischt-sprachlicher Bevölkerung, welche jedoch zu Beginn unseres Jahrhunderts noch einen viel stärkeren deutschen Bruchtheil aufzuweisen hatte, als dies heute der Fall ist. Die slavische Benennung „Polka“ datirt erst aus einer weit späteren Zeit

und bietet ebensowenig eine sichere nationale Bürgschaft, wie jeder Name, zumal wenn er aus Oesterreich oder gar aus Böhmen stammt. Die Geschichte der Polka aber ist so originell, daß sie mitgetheilt zu werden verdient. Zu Beginn der dreißiger Jahre unterhielt sich nämlich ein junges, lustiges Bauernmädchen, welche in Elbeteinitz in Dienst stand, an einem Sonntag damit, daß sie allein tanzend durch das Zimmer hüpfte. Es geschah nach einem Takt, welchen sie nie zuvor gekannt, der ihr aber besonders wohl gefiel; ebenso war die Melodie, welche sie dazu trällerte, ihre eigene Erfindung. Der zufällig anwesende Lehrer des Orts, Josef Neruda, schrieb diese sofort in Noten nieder, weil ihm der Rhythmus des Tanzes durch seine Neuheit auffiel. Bald hernach wurde er zu Elbeteinitz öffentlich aufgeführt, um nun den denkbar größten Beifall zu gewinnen. Im Jahre 1835 kam der Tanz nach Prag, wo ihm die gleiche Huldigung zutheil ward. Wobei ausdrücklich betont sei, daß ihn gerade die deutschen Kreise der Moldaustadt — damals ohnehin gesellschaftlich die einzigen zählenswerthen und mindestens maßgebenden daselbst — so freundlich aufnahmen und weiter bildeten. Es gab damals überhaupt in Prag keine slavische Gesellschaft; wer auch von tschechischer Seite abstammte, mußte sich gleichwohl, sobald er Anspruch auf Bildung und Gesittung erheben wollte, der deutschen Sprache und der entsprechenden Umgangsformen bedienen. Als dann Kapellmeister Pergler vier Jahre später mit seinem berühmten Orchester in Wien konzertirte, fand der Tanz wie seine Melodie einen rauschenden Beifall. Einmal im Zuge, nahm die Polka nunmehr ihren Siegeslauf durch die Saalräume sämtlicher tanzenden Kultur-Völker. Und zwar war es ein Wiener Kind von echtem Schrot und Korn, welches derselben zur ihrer eigentlichen internationalen Beliebtheit verhalf. Am deutschen Landestheater zu Prag, welches damals mit Recht für eines der bedeutendsten Kunstinstitute der Welt galt, war eben Raab, ein gebürtiger Wiener, Kapellmeister. Flink mit seinem Verstand wie mit den Beinen die Bedeutung der Polka sofort erfassend, machte er sich auf nach Paris. Hier angekommen, veranstaltete er eine Soirée, welche, abgesehen von der künstlerischen Bedeutung, welche mit dem Namen des Entrepreneurs verknüpft war, dadurch Aufsehen und Spannung erregte, daß auf den Einladungskarten ein bisher völlig unbekanntes Wort gedruckt war: „On polkera“. Schon aus Neugierde strömte man herbei, der Lösung harrend, welche der Abend bringen sollte. Vier Paare traten nunmehr auf, welche eine Polka tanzten. Die einfache Schönheit, welche in den Figuren lag, die Leichtigkeit, mit welcher der menschliche Fuß dieselben nach dem Rhythmus einer allerliebsten sanglichen Melodie bewältigen konnte, machte den größten Eindruck. Ein Beifallsturm brach los, welcher nicht mehr zur Ruhe kommen wollte. Am nächsten Morgen gaben die Zeitungen bereits einstimmig ihrer Bewunderung für den neuen Tanz bedingungslos Ausdruck. Man sprach in der vornehmen Welt von Paris nur von der Polka; man wollte sie sehen, hören, lernen! Aber sie galt für einen spezifisch deutschen Tanz, und in der Musik, welche ihn begleitete, behaupteten die Kritiker der Seinestadt speziell den Wiener Charakter zu erkennen. Raab war in Paris mit einem Schlage populär geworden; dabei erntete er beinahe noch mehr Geld



Die Gratulantin.

Nach dem Originalgemälde von C. Becker.

12

als Ruhm. Man nannte ihn den Columbus des Tanzes; die vornehmsten Kreise bestürmten ihn mit Einladungen, damit er die Polka daselbst einstudire. Selbst die Aufführungen in der „Großen Oper“ mußte er mit solchen Einlagen ausstaffiren. Heute wissen wir, daß bereits beinahe jedes Kind die Polka tanzen kann, was nicht allein durch die leichte Ausführbarkeit des betreffenden Pas' erzielt wurde, sondern auch durch den Reichthum und die Anmuth der Weisen und Melodien, welche inzwischen von den Komponisten wohl aller Nationen für sie geschaffen wurden.

Während die Bewunderung für diesen Tanz alle Welt erfreute, während man behauptete, daß er nie von einem andern Rhythmus des Fußes übertroffen werden könnte, hatte sich im stillen eine Veränderung vollzogen, welche bald die gesammte tanzende Welt beider Hemisphären in Aufruhr versetzen sollte. Der Walzer war geboren, der König der Tänze, um mit seinen Akkorden alle übrigen, welche bisher die Gunst frohsinniger Menschenkinder besaßen, wenn nicht überhaupt vergessen zu machen, so doch zu übertönen. Lanner und Strauß, natürlich der Vater unseres heutigen Walzerkönigs, spielten gerade in den Vorstadtlokalen Wiens, beim „Heurigen“ oder im Prater, ihre ersten Weisen unter einem Beifall, wie ihn selbst die stets gutgelaunte Donaustadt nie zuvor gekannt zu haben schien. Das waren die Rhythmen, das die Melodien, nach denen sich das frohsinnbedürftige Herz des Wiener so lange gesehnt hatte! Der Takt des Tanzes selbst, ebenso wie die Figur, welche der Fuß dabei zu beschreiben hat, waren allerdings in Wien schon eine erkleckliche Reihe von Jahren bekannt. Eben ist ein Säkulum verflossen, seit Vincenz Martin, „Kapellmeister in wirklichen Diensten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Asturien“, im „k. k. Nationaltheater“ — dem heutigen Hofburgtheater — ein komisches Singspiel in zwei Aufzügen, betitelt „Una cosa rara, o Bellezza ed Onesta“ — „eine seltene Sache, oder Schönheit und Tugend“ — aufführen ließ. Diese Oper, welche übrigens sehr gefiel, und den Beifall, welchen sie gewann, nach dem Urtheile keines Geringeren als Mozarts selbst vollauf verdiente, enthielt als Ballet-Einlage einen uralten, von der damaligen Generation aber bereits vollkommen in Vergessenheit gerathenen Tanz, den „Langaus“. Vier Damen tanzten ihn hier, und sie gefielen in so hohem Maße, daß damals in Wien etwas wie eine Langaus-Manie entstand. Nicht nur, daß die Oper, in das Deutsche übersezt, nicht weniger als 117 Mal gegeben werden mußte — der Tanz selbst zog von der Bühne aus in jedes Vergnügungsetablissement, wo jugendliche Männlein und Fräulein sich dem Kult Terpsichores hingaben. Schließlich gründete ein spekulativer Kopf sogar einen „Langaussaal“, wo dieser Tanz seine spezielle Pflege finden sollte. Er existirt übrigens noch heute im uralten Wirthshause „Zum goldenen Mondschein“, und wir können uns, wenn wir die niedrigen, gedrückten Räume mit unsern modernen Tanzpalästen vergleichen, eines mitleidigen Lächelns über die bescheidenen Anforderungen unserer Groß- und Urgroßväter nicht erwehren. Vor hundert Jahren aber war der Langaussaal eine Sehenswürdigkeit Wiens, das belebteste und beliebteste Etablissement dieser Art. Bäuerle erzählt humoristisch, wie er sich gewissermaßen durch die Sterblichkeit seiner

Besucher unsterblich machte. Der „Langaus“ fordert die größte Bravour; da gilt es, die Tänzerin von einer Ecke des Saales bis zur anderen im rapidesten Tempo zu schnellen. Und der Takt, nach welchem dies geschah, waren die drei Viertelnoten unseres heutigen Walzers.

Man muß jedoch immer daran festhalten, daß dieser „Langaus“ im Grunde allein im Volke wurzelte. Der Hof zu Wien, welcher in seinem Wesen, vor allem in der Etikette, die spanischen Vorschriften befolgte, kümmerte sich um die neue Weise und ihren Rhythmus sehr wenig, sondern tanzte auf seinen Festlichkeiten regelmäßig die Menuetts mit ihrer steifen Grandezza oder die Quadrillen mit ihrer französischen Komplimentirerei. Ebenso hielt sich der in Oesterreich so reiche und vornehme Adel vollkommen an dieses Vorbild, welches doch auch den Traditionen des seit Karl V. vollkommen fremdländisch gebildeten und zum Theil gesinnten Herrscherhauses entsprach. Um so entschiedener aber erfreute sich das Volk der neuen Weise, welche in demselben Maße an Beifall gewann, wie zum allgemeinen Bewußtsein kam, daß sie eigentlich rein deutsch sei und schon in vergessenen Epochen das Herz und — den Fuß der Wiener Bevölkerung erfreut habe. Denn im Grunde war der „Langaus“ aus „Cosa rara“ nur eine freilich mit fremdem Aufpuß verbrämte Wiedererweckung des Ländlers, jenes echten uralten Gebirgstanzes, welcher von den sämtlichen Be- und Anwohnern der deutschen Alpengegenden gepflegt wurde und auch in Wien, das seinem ursprünglichen Charakter nach recht und schlecht von demselben germanischen Stamme bewohnt wurde, niemals ganz in Vergessenheit gekommen war. Mit dem „Langaus“ kam aber auch der Ländler wieder in die Erinnerung der tanzenden Menschenkinder zurück. Tuschend und den Estrich mit dem Fuße stampfend, tanzte man ihn wieder mit erneuertem Frohsinn; schließlich verdrängte der Ländler sogar den vornehmeren, schließlich doch verwälchten Zwillingstanz, derart, daß dieser gänzlich aus den Saalräumen verschwand, um dem naiveren, ursprünglicheren und vor allem wienerisch-deutlicheren Bruder ganz allein dieselben als Tummelplatz zu überlassen.

Aber noch immer blieb der Ländler im Volke und jenen Schichten, welche enge Fühlung mit demselben haben. Man tanzte ihn an den Kirchweih Tagen, wenn die Landbevölkerung von nah und fern in die Donaustadt strömte, in den Lokalen des Braters, welcher eben durch die Güte des allverehrten Kaiser Josefs II. dem Volke zum freien Verkehr geöffnet worden, und besonders in den Ortschaften an und um Wien, welche den Weinbau kultivirten. Hier war es denn auch, wo der Ländler endlich den Komponisten fand, welcher ihn durch edle Weisen, durch kaum wieder zu erreichende Melodien von allen bisherigen Schlacken befreite. Es ist dies Franz Schubert, natürlich ein echtes Wiener Kind, in dessen Adern das Blut der Melpler rollte, welche die weinberankten Anhöhen der Donau-Ufer bewohnen. Dort in Nußdorf, dem freundlichsten aller Vororte Wiens, wo eine Traube wächst, deren Saft einem die Sangesfreude in die Kehle und den Tanzschritt in den Fuß zaubert, dort war er geboren. Das ist absolut nichts nebensächliches — man muß jene trotz ihrer harten Nähe an einer Weltstadt febhafte Bevölkerung kennen, man muß wissen, wie bei ihnen Gesang und Tanz, „Dudeln“ und „Lungen“ während der ganzen

Woche nimmer aufhören, um voll zu begreifen, welcher einen Eindruck all' dies in seiner Gesamtheit auf ein fröhliches, zum musikalischen Schaffen veranlagtes Gemüth machen konnte. Die Ländler, welche Franz Schubert damals komponirte, zeigen uns noch den frischen, aus dem Volke hervorquellenden Melodienborn. Die spätere Vornehmheit tritt zurück zu Gunsten einer Naivetät, welche uns noch heute erquickt. Damals aber wurde die Menschheit gewissermaßen von einem Taumel erfaßt, der so epidemisch wirkte, daß sich ihm niemand entziehen zu können schien. Die Grenze zwischen Adel und Volk fiel bei den Klängen der Ländler des jungen Komponisten aus Nußdorf. Menuetts und Quadrillen, Eccossaisen und Mazourkas mußten sich flüchten vor dem alten trauten Tanz, welcher in so neuer, herrlicher Melodienfassung wieder aufgetaucht war. Selbst der Hof konnte schließlich nicht umhin, dieser mächtigen Bewegung in der Belustigung der Einwohnerschaft Wiens Aufmerksamkeit und Interesse zuzuwenden. Wobei allerdings der Umstand keineswegs gering anzuschlagen ist, daß die Anschauungen und Gesplogenhelten des Herrscherhauses inzwischen eine sehr entschiedene Wendung erfahren hatten. Mit Maria Theresia und ihrem großen Sohne Josef II. hatten die Habsburger mit der französisch-spanischen Etikette und Steifheit in ihrer Lebensart vollkommen gebrochen. Nicht nur der Ideenkreis der Zeit, sogar der des Volkes fand Eingang in die ehrwürdige Burg der alten, machtvollen Dynastie. Ja, man darf sogar ohne Uebertreibung behaupten, daß, zumal in kultureller Hinsicht, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts die Habsburger die deutscheste Dynastie auf einem Throne unseres Vaterlandes waren.

Unter so günstigen Zeichen mußte eine Volksbelustigung, welche unter echt künstlerischem Beistand gewissermaßen aus der Taufe gehoben worden, selbstverständlich immer größere Bethheiligung auch ferner stehender Kreise gewinnen. Allerdings tanzte man bei Hof oder in den Palästen des hohen Adels Schuberts Ländler noch keineswegs. Er mußte vielmehr ebenso, wie ehemals Mozart und Haydn, der noch immer herrschenden Sitte insofern sogar Tribut zollen, als er Weisen für die beliebten Tänze jener Zeit komponirte. Da muthet es uns denn wie eine Offenbarung seines Gemüthes an, daß sich diese bei aller Schönheit, welche ihnen inne wohnt, doch nicht mit seinen prächtigen Ländlern messen können. Das ist Fleisch vom Fleisch und Wein vom Wein unseres großen Melodien-Meisters, während jene einen fremden Tropfen in seinem Blut bedeuten. Als dann Schubert sich der Komposition von Tänzen immer entschiedener abwendete, um jene ferneren Meistererschöpfungen in das Dasein zu rufen, welche ihn auf dem Gipfel seines Ruhmes erscheinen lassen — seine Lieder und sinfonischen Arbeiten — damals trat das freigewordene Erbe ein anderer an, welcher beinahe noch in höherem Maße berufen war, es zu verallgemeinern und zu adeln. Es war dies Josef Lanner, wie Franz Schubert ein echtes Wiener Kind und wie jener aus dem Volke mit seinem Glend und seinen naiven Freuden entstammt. Alte Wiener wissen sich noch recht wohl zu erinnern, wie in den zwanziger Jahren am Burgthor ein junger Mensch stand, der mit dem Bogen über die Saiten einer Violine fuhr, aber trotz der Dürftigkeit der Kleidung und

der Noth, die aus seinen Zügen sprach, derselben so volle, schöne, freudige und klagende, besonders aber gemüthvolle Töne entlockte, daß man nicht umhin konnte, ihm einige Kreuzer in den abgegriffenen Hut zu werfen. Damals ahnte freilich noch niemand, daß einstmals der so treublickende, bescheidene Geiger der Liebling sämtlicher Wiener, der gefeierte Ehrenbürger der Donaustadt werden würde. Lanner trat zuerst ganz genau in die Fußtapfen Schuberts; wie jener pflegte er vorzugsweise den Ländler, aber eines Tages — wie das kam, wußte der Komponist wahrscheinlich selber nicht — slog aus der doch schon veralteten Puppe ein bunter, tonprühender, lustig schillernder Schmetterling hervor. Es war der Walzer, der echte, unverfälschte, wienerische, im Dreiviertel-Takt sich wiegende Walzer, wie er noch heute lebt, um gepflegt und verhätichelt zu werden überall, wo reigen- und melodienfrohe Sterbliche die Hände ineinander schlingen, um über den Estrich, sei es des getäfelten Saales oder der bescheidenen Bauerhütte, dahin zu schweben! . . .

Mit seiner Kapelle trug Lanner die Melodien, welche er geschaffen, durch ganz Wien. Ueberall, wo er spielte, blieb ihm und seinem Walzer der Beifall der Menge treu. Nicht wenig trug dazu allerdings die große Beliebtheit und Verehrung bei, welche er als Mensch unter seinen Mitbürgern genoß. Er war jene leibhaftige Verkörperung des Wienerthums mit seiner Naivetät und Treue, mit seiner Geradheit und Gutherzigkeit, wie es der heutigen Generation der Donaustadt als unerreichtes Ideal vorschwebt. Lanner ist denn auch heute noch unvergessen; seine Erinnerung wurzelt tief in den Herzen der Wiener; wenn sie die virtuosenhafte Vornehmheit und Unnahbarkeit der modernen Operetten-Komponisten erwägen, fällt ihnen der schlichte, biedere Mann ein, wie er, den unverfälschten Dialekt Wiens sprechend, unter ihnen beim „Heurigen“ aufspielte, oder selbst theilnahm an den volksthümlichen Belustigungen, wie sie seit alters her in der Donaustadt beliebt sind. Die Walzer von Lanner erhalten sich neben den glänzendsten Schöpfungen der Jetztzeit ungeschwächt in der Erinnerung; es giebt wohl kein Haus in Wien, wo nicht seine fröhlichen „Schönbrunner“ oder das traute, gefühlvolle „Großmütterchen“ mit jenen Texten, welche der Volksmund geschaffen und weiter gepflanzt hat, von Zeit zu Zeit getanzt und gesungen werden. Für Wien und das Deutschthum daselbst wird auf dem Gebiete der Musik schwerlich wieder ein Josef Lanner erstehen.

Sein Nachfolger in der Weiterentwicklung des Walzers war Johann Strauß, der Vater unseres heutigen „Walzerkönigs“. Aber weder an Erfindung noch an Vertiefung des melodiosen Inhalts kam er in seinen Kompositionen Lanner gleich. Sie waren vielleicht glatter, glänzender, gewissermaßen internationaler, aber das spezifische Wienerthum hatten sie abgestreift. Von seinen drei Söhnen Josef, Eduard und Johann, die insgesammt die musikalische Ader des Vaters geerbt, ist bekanntlich der letztgenannte weitaus am bedeutendsten. Dieser hat denn auch die Glanzzeit des Wiener Walzers inaugurirt, deren Zeuge wir noch heute sind. Seine Kompositionen in diesem Genre dürften schwerlich noch übertroffen werden. Wir nennen nur: „An der schönen blauen Donau“, „Wein, Weib, Gesang“, „Geschichten aus dem Wiener

Wald“, „Wiener Blut“; dann solche, die aus seinen Operetten entnommen sind: „Tausend und eine Nacht“ aus dem Erstlingswerke „Indigo und die vierzig Räuber“, „Du und Du“ und der „Fledermaus-Walzer“ aus der gleichbetitelten köstlichen Operette, „Schöner Mai“ aus „Prinz Methusalem“, „Rosen aus dem Süden“ aus dem „Spizentuch der Königin“, die Walzer aus „Cagliostro“ und „Blinder Kuh“, aus „Der lustige Krieg“ und „Der Zigeunerbaron“ — kurz, sie lassen sich kaum her zählen, all' die lustigen Melodien unseres Walzerkönigs, welche dazu bestimmt sind, daß der Fuß des tanzfrohen Sterblichen nach dem Drei-Vierteltakt über den Estrich gleitet! Suppé, Genée und Millöcker haben bekanntlich in letzter Zeit gleichfalls manchen hübschen Treffer in diesem Kompositions-Genre gemacht, ohne indessen jenen charakteristischen Rhythmus immer zu erreichen, welcher die Walzer von Johann Strauß auszeichnet. Man darf sagen, daß dieser die Eigenschaften Lanners und seines Vaters vereinigt: Zu dem vornehmen Schlift, der oft prickelnden Pikanterie weiß er doch immer als echtes Wiener Erbtheil einschmeichelnde Liebenswürdigkeit und gemüthvolle Innerlichkeit bei seinen Melodien hinzuzufügen. Ebenso haben andere Komponisten prächtige, schöne Walzer geschaffen, wie Chopin und Karl Maria von Weber: aber sie eignen sich nicht so zum Tanzen, wie die Kompositionen der Wiener Meister; sie gehören in den Konzertsaal, wo eine andächtige Menge ihrer lauscht, nicht unter lustige, ausgelassene Menschenkinder, die sich danach im Kreise herumzuwirbeln wünschen. In Bezug auf den eigentlichen Zweck sind die Walzer, welche aus der Donaustadt stammen, bisher noch von keinem andern Komponisten übertroffen worden, am allerwenigsten aber können sich die großen Meister der französischen Operette, selbst nicht Offenbach, Lecocq und Planquette, mit ihren Kollegen deutscher Richtung auf diesem Gebiete messen.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Tanz selbst. Ohne den andern Nationen nahe treten zu wollen, tanzt der Deutsche den Walzer doch unbestritten am schönsten. Dafür giebt es ein Zeugniß, welches um so glaubwürdiger erscheint, als es von einem — Franzosen herrührt. „Madame“, sagte der geistvolle Alfred de Musset in einem seiner Gedichte, „Sie besitzen alle Vorzüge der Welt, ich bewundere Sie nach allen Richtungen, nur Eines möchte ich Ihnen wünschen, daß Sie nämlich walzen wie ein deutscher Fleischhauergefelle!“ . . . Wobei man freilich nicht außer Acht lassen darf, daß dieses Urtheil aus einer Zeit stammt, wo der französische Chauvinismus noch nicht bis zu der augenblicklichen Verblendung in allem, was Deutschland betraf, gediehen war. Und ferner nimmt unter den Deutschen der Wiener speziell für sich das Vorrecht in Anspruch, daß er den Walzer am allerbesten tanze — nach unserer Ansicht freilich mit etwas zu großem Selbstgefühl, wenn wir auch gern zugeben, daß er ein Meister in dieser Fußkunst ist. In einer ganzen Reihe von Liedern und Couplets wird diese Fußfertigkeit ganz besonders betont. Ein vielgesungener Vers dieser Art lautet:

„Dös waß nur a Weaner,
A weanerisch' Blut,
Wos a weanerischer Walzer
Dem Weaner all's thuat. —“

Und ein fernerer:

„Denn a weanerischer Tanz
 Un an wean'risches Lied,
 Dös is was für'n Weaner,
 Für's wean'rische G'müth.“

Wir glauben jedoch, man urtheilt unparteiischer, wenn man, wie Alfred de Vossiet oben gethan, die Begabung für den Walzer, abgesehen von einer Stadt oder Landschaft, dem Deutschen überhaupt zuspricht. Der deutsche Offizier ist, wie im Tanzen überhaupt, ein solcher Meister im Walzer, daß sich mancher „Haustrichsohn“ von den flotten „Gründen“ Wiens ein Beispiel an ihm nehmen kann. Bei einer solchen Beliebtheit des Walzers war es beinahe selbstverständlich, daß ihm auch Feinde erwachsen mußten. Der fromme Eifer abergläubiger Menschenkinder hat sich, wie wider das Tanzen überhaupt, so besonders gegen den Walzer gefehrt. Vor einigen Jahren hat sich ein amerikanischer „Tanzprofessor“ zu einer Philippika wider ihn veranlaßt gefühlt. „Ich bin“, sagt der merkwürdige Dozent, „zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Walzer unmoralisch ist. Es ist der einzige Tanz, gegen den anständige Leute Einspruch erheben müssen, und ich bin darauf stolz, sagen zu können, daß es noch eine Anzahl von Vätern giebt, die es streng verbieten, daß ihre Töchter diesen Tanz tanzen, obschon sich die Gesellschaft augenblicklich noch nicht von der Gefährlichkeit desselben überzeugt hat. Ich hatte kürzlich eine Unterredung mit mehreren geistlichen Herren, und diese waren alle mit mir derselben Ansicht, daß der Walzer in seiner Weise eine ebenso entsittlichende Wirkung äußere, wie in einer anderen Art Tabak und Alkohol.“ — Unterstützt wird dieser sonderbare Schwärmer durch seine Landmännin, die Generalin Sherman, in dieser Hinsicht. In dem Buche, welches dieser frömmelnde Blaustrumpf wider den Walzer geschrieben, behauptet sie, daß dieser Tanz leichtfertig sei, weil er Gelegenheit gebe zu Vertraulichkeiten, welche niemals geduldet werden können. Sie läßt ihn nur unter der Bedingung weiter bestehen, daß ihn der Herr wie die Dame in achtungsvoller Entfernung von einander tanzen. Das lasse sich dadurch erzielen, daß man sich „über Kreuz, die Hände reiche“. Diesen abgeschmackten Vorschlag ergänzt ein großes, amerikanisches Blatt auf verdiente Weise. Es räth, man solle sich entschließen, ein sittliches Tanzbrett einzuführen. Dies solle dem tanzenden Paare von den Knien bis über den Kopf reichen und zwei Oeffnungen haben, durch welche der Tänzer die Arme strecken könne, ohne aber sonst Gelegenheit zu finden, wie er seine Dame sprechen, berühren oder auch nur anschauen könne.

Natürlich ist die Reihe der Tänze, welche augenblicklich beliebt sind, noch nicht mit den bisher aufgezählten abgeschlossen. In Norddeutschland tanzt man viel und gern den Rheinländer, einen sehr hübschen Rundtanz, welcher schon durch die Mannigfaltigkeit der Figuren, welche der Fuß bei dem entsprechenden Rhythmus ausführen kann, sehr beliebt ist. In den östlichen Provinzen hat sich noch immer die Mazourka, der polnische Nationaltanz, zu erhalten gewußt — nicht zum Schaden derjenigen, welche ihn verstehen, da er dem Körper Geschmeidigkeit und Anmuth zu verleihen imstande ist. Freilich bedarf

man eigentlich, um der Schwierigkeit des Pas' gerecht zu werden, des betreffenden National-Kostüms — eine Konzession an den Polonismus, für den man sich natürlich heute, wenigstens in den gut deutschen Kreisen, bedanken dürfte. Dagegen bürgert sich in Oesterreich, zumal seit der Dualismus in dem uns innigst befreundeten Kaiserstaat immer mehr Freunde findet, der Czardas ganz entschieden ein als eine nicht zu unterschätzende Bereicherung des hier ohnehin ziemlich armen Tanzprogramms. Als größere Touren tänze sind in Wien die Quadrille, in Berlin der Contre recht beliebt — nicht mit Unrecht, da sie während eines jeden Balles gewissermaßen die Ruhepunkte inmitten der zumeist viel zu wild bewegten Rundtänze bilden und überdies auch den tanzen den Paaren Gelegenheit bieten zum geselligen Verkehr, zur geistreichen Unterhaltung, die im Grunde doch die Würze eines modernen Balles ausmachen.

Eros.

Als Eros im Graze schlief,
Wagt's ein Bienelein, ihn zu stechen,
Daß er gleich zur Mutter lief
Und ihr klagte das Verbrechen.

„Ein geflügelt' Ungethüm,
Das die Bauern Biene nennen,
Stach mich gar zu ungestüm —
O, wie thut die Wunde brennen!“

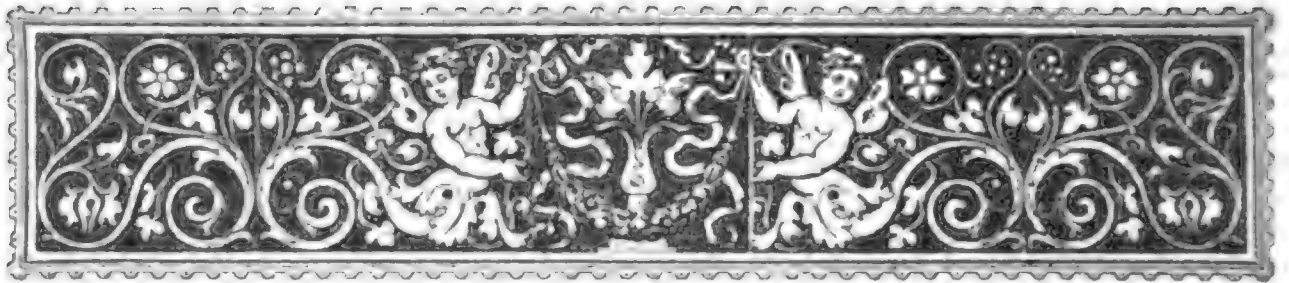
„Sieh nur, sieh, mein Mütterlein,
Doch das mißgeformte Händchen;
Ach, wie glühend ist die Bein!
Leg' mir um ein kühl' Verbändchen.“

Lächelnd spricht Frau Aphrodite:
„Tröste Dich, mein süßer Knabe;
Leicht vergeht Dein kleines Weh,
Schwerer drückt Deine Gabe.“

Denke bei des Stachels Schmerz
Dessen Heilung bald zu hoffen,
Wie so manches frohe Herz
Dein Geschöß zu Tod' getroffen.“

Helene Zimmermann.





Ihre Ideale.

Lustspiel in drei Aufzügen von Heinrich Stobitzer.

Mit Benutzung einer Idee Levin Schückings.

(Schluß.)

Personen: Philipp von Ottenstedt. — Hedwig, seine Frau. — Helene von Dreifen. — Von Wallau. — Möller, Verlagsbuchhändler. — Gertrud, seine Frau. — Dr. Eyller, Journalist. — Johann, Diener Ottenstedts. — Annette, Jose Hedwigs. — Wally, Jose Helenes

Ort der Handlung: Berlin. Zeit: Gegenwart.

(Zweiter Aufzug: Salon bei Frau von Dreifen. Mittelthüre, rechts und links je eine Thür. Links hinten ein Piano mit einem aufgeschlagenen Notenbuche. An der linken Wand in der Mitte ein Kamin. Weiter vorn ein Tischchen mit Prachtwerken. Rechts vorn ein Fenster. Daneben nach hinten ein Sopha mit ovalem Tisch. Vor dem Kamin ein Fauteuil. Eleganteste Einrichtung.)

Erster Auftritt.

Helene. Dann Hedwig.

Helene (allein, liegt auf einer Chaise-longue am Kamin, sinnend). Warum er nur so heftig war? Ich habe ihn nie so gesehen. War's Eifersucht? Aber Eifersucht setzt Liebe voraus. (Hedwig tritt aufgeregt durch die Mitte ein.) Sage mir, Kind, liebt er mich?

Hedwig. Wer?

Helene. Ach! Wer! Er! (Umarmt sie lachend.) Ich habe soeben einige schüchterne Versuche im Schwärmen gemacht.

Hedwig. Im Schwärmen! Du?

Helene. Das ist besorgnißerregend, nicht wahr? Ja, ich fürchte auch, hier (deutet auf die Stirn) geht etwas vor — oder gar hier! (Deutet auf das Herz.) Aber . . . Du bist ja ganz aufgeregt?

Hedwig. O, ich habe eine Scene mit Philipp gehabt, eine Scene . . . ! Schauderhaft!

Helene. Du machst mir bang!

Hedwig. Das heißt, eigentlich war sie großartig . . . dramatisch . . . jawohl, dramatisch! Philipp entwickelte dabei ein Feuer, eine Leidenschaft . . . ! Er hätte mir beinahe imponirt!

Helene. Nimm Dich in acht, Du wirst Hilmar untreu! — Nun, und das Resultat dieser — dramatischen Scene?

Hedwig (stolz). Scheidung!

Helene (erschrocken). Also französische Sitten-Dramatik!

Hedwig (wie oben). Ja, wir scheiden uns! Aber vorher soll Philipp erkennen, wie unrecht er mir gethan! Jetzt muß ich Hilmar's Briefe haben! Sofort! Unter jeder Bedingung!

Helene. Hast Du ihm schon geschrieben?

Hedwig. Ich will es hier thun; deßhalb bin ich früher gekommen — zu Hause könnte mich Philipp wieder stören. O, er ist ein Othello!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Wally. Dann Wallau.

Wally (durch die Mitte, überreicht Helene eine Karte).

Helene (wirft einen Blick darauf). Wallau! — Ich lasse bitten! (Wally ab Mitte.) Was will er?

Hedwig. Vielleicht Deine schüchternen Schwärmversuche ein wenig unterstützen!

Wallau (durch die Mitte). Gnädige Frau . . . (Verlegen.) Ah, Frau Baronin! Ich dachte nicht, daß ich schon so bald wieder das Vergnügen haben würde . . .

Hedwig (ächelnd). Beruhigen Sie sich! Ich werde das „Vergnügen“ nach Möglichkeit abkürzen! (Geht zur Thür links.)

Wallau (protestirend). Aber, gnädige Frau . . . !

Hedwig (zu Helene). Ich finde wohl in Deinem Boudoir das Nöthige? — Auf Wiedersehen, Herr von Wallau! (Ab links.)

Dritter Auftritt.

Helene. Wallau.

Wallau. Gnädige Frau, ich bin gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten. (Er ist verlegen und aufgereg.)

Helene. Mich? Was hätte ich Ihnen zu verzeihen?

Wallau. Die Taktlosigkeit, zu der ich mich heute Vormittag bei Ottenstedt hinreißen ließ.

Helene. Ach! Ich bitte Sie! Ich habe den kleinen Zwischenfall längst vergessen.

Wallau (traurig). Sie behandeln ihn gleichgiltig, weil Ihnen auch sein Urheber gleichgiltig ist!

Helene. Mein Gott, was soll ich Ihnen darauf erwidern?!

Wallau. Nichts, bevor Sie nicht meine Entschuldigung gehört.

Helene (sich schenkend, zum Sitzen einladend). Nun denn, da es Ihnen Vergnügen zu machen scheint, entschuldigen Sie sich! Aber nicht allzu gründlich, damit wir bald von angenehmeren Dingen reden können!

Wallau (unsicher). Wie soll ich Ihnen schildern, was in jenem Moment in mir vorging?

Helene (für sich). Wie ergriffen er ist!

Wallau. Ich bin mir selbst nicht klar über meine Gefühle. Ist's Eifersucht, Haß, Liebe? Ich weiß es nicht, ich weiß es nur, daß ich bewegt bin wie noch nie!

Helene (mit unterdrückter Freude). Und um in dieses Chaos von Eifersucht, Haß und Liebe Licht zu bringen, kommen Sie zu mir?

Wallau. Ich denke mir, wer Gefühle erweckt, muß auch Gefühle zu deuten wissen.

Helene. Hm — vielleicht! Wir wollen es versuchen und zunächst ein kleines Examen anstellen. Begann ihre Erregung in dem Moment, als der verhängnißvolle Brief aufs Tapet kam?

Wallau. O nein!

Helene. Es würde also Ihren Gleichmuth nicht gestört haben, wenn der Brief meiner Freundin gehört hätte?

Wallau. Nicht im mindesten!

Helene. Das läßt auf große Gleichgiltigkeit gegen Hedwig schließen.

Wallau. Gewiß.

Helene. Während Ihr Aufwallen bei der Entdeckung, er gehöre mir . . .

Wallau (lebhast, ihr näherrückend). Das Gegentheil von Gleichgiltigkeit gegen Sie beweist, nicht wahr?

Helene. Gemach! Gemach! Wir wollen nicht so rasch vorgehen. — Wenn ich Ihnen nun beweisen würde, daß der Brief ganz harmloser Natur sei?

Wallau (faßt ihre Hand). O Helene! Wenn Sie das könnten!

Helene. Dann könnten Sie ruhig Ihre alte blasirte Miene wieder aufsetzen, nicht wahr? Nun, Sie werden das leider noch verschieben müssen.

Wallau (läßt ihre Hand los). Wie?

Helene. Der Brief ist nicht harmlos.

Wallau (rückt zurück). Er enthält also . . . ?

Helene. Nehmen wir an ein Liebesgeständniß.

Wallau (in wachsender Erregung). Das Sie erwidern werden?

Helene. Nehmen wir an, ja.

Wallau (springt auf.) Helene! Wenn das geschähe!

Helene. Nun?

Wallau. Ich würde rasend!

Helene (für sich, entzückt). Rasend!

Wallau. Aber nein! Sie wollen mich nur prüfen! Sie treiben Ihr Spiel mit mir!

Helene (wie oben). Er liebt mich!

Wallau. Reden Sie, Helene! Ein Wort! Ich flehe Sie an!

Helene. [Nicht so stürmisch, mein Freund, wir sind noch nicht zu Ende!] Sagen Sie mir, wenn Sie den Schreiber des Briefes vor sich hätten, was würden Sie thun?

Wallau. Was ich thun würde? Ich würde ihn tödten!

Helene (für sich). Ihn tödten! Er ist entzückend! (laut.) Hm! Hm! Mein armer Freund, ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie an hochgradiger Herzentflammung zu leiden scheinen.

Wallau (lebensachtlich). Die Sie löschen müssen, Helene, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll!

Helene. Ach! Und wenn es nur Strohfener wäre? Dieses plötzliche Aufklackern ist ein wenig verdächtig!

Wallau. O Helene, ich glaube, ich liebe Sie schon längst, ohne daß ich es ahnte. Als ich vor Jahren in die Ferne zog — Sie sagten

heute, um der europäischen Langeweile zu entrinnen, aber es war doch wohl etwas anderes, ein unbestimmtes Sehnen nach innerer Befriedigung, das ich hier vergeblich zu stillen suchte! — da nahm ich unbekannt das Bild eines lebenswürdigen Wesens mit, das mir einst die ersten Gefühle seines jungen Herzens entgegen gebracht hatte.

Helene (abwehrend). Es ist nicht großmüthig, mich an diese Jugendthorheit zu erinnern!

Wallau. Ach, sie war so schön, diese Thorheit! Nur daß ich sie damals — wie so vieles in der Heimat — nicht zu würdigen verstand! Ich suchte das Glück in fremden Welttheilen, während es mir in nächster Nähe lag! Draußen fand ich es nicht, wohl aber verfolgte mich immer quälender ein Gefühl, das ich mich fast zu nennen schäme: Das Heimweh, die Sehnsucht nach heimischen Lauten, nach heimischen Sitten, und wenn ich bisweilen im Urwalde nächtigte, umgeben vom Gebrüll reißender Thiere, oder in einsamer Hütte der Cordilleren, umbraust von Sturm und Ungewitter, so träumte ich von einem deutschen Heim, in dem das Kaminsfeuer flackert, während ein geliebtes Weib waltend und sorgend ab- und zugeht, leisen Schrittes, daß das Kindlein in der Wiege nicht erwacht, und hin und wieder dem Gatten einen innigen Blick oder ein liebevolles Wort spendend. Aber wenn ich mich dann bemühte, die schwankenden Bilder festzuhalten und dem holden Weibe ins Antlitz zu sehen, so fiel mir wohl mancher bekannte Zug auf, aber das Ganze zerfloß mir in Nebel. Seit heute weiß ich es, welche Züge dieses Weib trug: die Ihrigen, Helene!

Helene (bewegt für sich). Und diesen Mann hält man keines warmen Gefühls mehr fähig!

Wallau. Und diese Träume von Heimat und Glück — sie sollten nun niemals zur Wirklichkeit werden?

Helene (leise). Warum sollten Sie das nicht, mein Freund?

Wallau. Weil dieser verwünschte Brief . . .

Helene. Ach, der braucht Sie nicht zu geniren!

Wallau. Wirklich nicht? (Faßt ihre Hand.) So zeigen Sie ihn mir!

Helene (entzieht ihm die Hand). Sie glauben mir nicht?

Wallau. Die Umstände sind so gravirend . . . Sie müssen selbst gestehen . . .

Helene. Daß Sie der abscheulichste Mensch auf Gottes Erdboden sind, den ich verabscheuen werde, wenn er sich nicht baldigst ändert! Wiederholen Sie diesen Satz fünfundzwanzig Mal, bis ich wiederkomme — ich muß nach meiner Freundin sehen — vielleicht furirt Sie das! (Gibt links.)

Vierter Auftritt.

Wallau. Dann Wally.

Wallau (steht unbeweglich, ihr nachstarrend). Daß Sie der abscheulichste Mensch auf Gottes Erdboden sind, den ich verabscheuen werde, wenn er sich nicht baldigst ändert. (Es klingelt im linken Nebenzimmer. Wally kommt durch die Mitte, geht links ab.) Daß ich . . . ja, ja! Sie hat recht! Ich bin abscheulich . . . aber dieser Brief . . . ! (Wally kommt von links mit einem Briefe in der Hand.) Ha! Was haben Sie da?

Wally. Da? Mein Gott, einen Brief.

Wallau. Von Frau von Dreisen! Zeigen Sie!

Wally (tritt zurück). Aber, mein Herr!

Wallau (zieht die Börse, giebt ihr Geld). Ich muß ihn sehen.

Wally (zögernd). Wenn nur . . . ich weiß nicht . . .

Wallau. Bloß die Adresse! (Giebt ihr wieder Geld).

Wally. Nun . . . die Adresse . . . die kann ich Ihnen wohl zeigen. Hier!

Wallau (liest gierig). An Hilmar! — An Hilmar? Und das ist alles?

Wally (verschmibt lächelnd). Das genügt ja!

Wallau (wütend). Jawohl! Das genügt ja! — Haben Sie öfter solche Briefe zu besorgen?

Wally. Alle Augenblicke.

Wallau (mischend). Alle Augenblicke! Und wohin bringen Sie sie?

Wally. Zu Herrn Kommerzienrath Möller.

Wallau. Zu . . .! Sie gehören doch nicht ihm?

Wally. Dem alten Romm . . .? Hahaha! Was trauen Sie uns für einen Geschmack zu, mein Herr! Herr Möller ist nur der Vermittler. Er bringt auch immer die Antworten.

Wallau. Ah! Und Sie wissen sicher, daß die Briefe von Frau von Dreisen . . .?

Wally. Von wem sollten sie sonst sein? Die Schrift ist freilich verstellt, aber ich möchte darauf wetten, daß es die ihre ist.

Wallau (giebt ihr den Brief zurück). Ich danke Ihnen!

Wally. Bitte! Es war mir ein Vergnügen, einem so — noblen Herrn eine Gefälligkeit zu erweisen. (Verbeugt sich kolett, ab Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Wallau. Dann Philipp.

Wallau (allein). An Hilmar! An Hilmar! So schreibt man nur an den Geliebten! Und sie . . .! Sie versicherte mir . . .! O Weiber! Weiber! (Wirft sich in einen Fauteuil in der Fenstermitte.) Was nun?

Philipp (durch die Mitte, für sich). Frau von Dreisen soll mir Auskunft über diesen Brief geben. (Anschließend). Wenn mich Hedwig hinterginge! — Wie schön sie aussah in ihrer Erregung! Und wie sie dann aufjubelte bei dem Gedanken, von mir befreit zu werden! Ich glaube beinah, es gab mir dabei einen Stich durchs Herz.

Wallau (für sich). Möller, jawohl! Er soll mir sagen, wer Hilmar ist! (Steht auf, sieht Ottenstedt). Ah, Herr von Ottenstedt!

Philipp (unangenehm überrascht). Herr von Wallau!

Wallau. Ihre Frau Gemalin befindet sich in jenem Zimmer.

Philipp (betroffen). Meine Gemalin ist hier?

Wallau (verwundert). Sind Sie denn nicht gekommen, sie abzuholen?

Philipp (macht einen Schritt zur Thür). Bewahre! . . . Das heißt . . .

Wallau (mit beginnendem Argwohn). Sie wußten gar nicht, daß sie hier sei?

Philipp (verwirrt). Natürlich! Aber . . . ich wollte mich nur überzeugen, ob sie glücklich angekommen ist.

Wallau (in wachsender Erregung). Weil die kurze Strecke von Ihrer

Wohnung bis hierher so viele Gefahren bietet? Gestatten Sie mir die Bemerkung, Herr von Ottenstedt, daß ich Ihr Benehmen höchst sonderbar finde.

Philipp. Herr von Wallau!

Wallau. Sie besuchen eine Dame und suchen sich dann davon zu schleichen, sobald Sie erfahren, daß sich bei derselben gerade Ihre Gemalin befindet?

Philipp. Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?

Wallau. Sie kompromittiren Frau von Dreisen, Herr, und ich bin nicht gesonnen, Ihnen das ruhig hingehen zu lassen!

Philipp. Mit welchem Recht werfen Sie sich zum Ritter der Dame auf?

Wallau. Mit welchem Recht? (Leise.) Mit dem Recht der Liebe, Herr von Ottenstedt! (Philipp tritt einen Schritt zurück.) Begreifen Sie nun, daß ich ein Recht habe, mir eine Erklärung auszubitten?

Philipp. Ich würde dieses Recht nur anerkennen, wenn Ihre Gefühle erwidert würden.

Wallau. Sie verweigern mir also eine Erklärung?

Philipp. So lange Sie sie in diesem Tone fordern, ja!

Wallau. Nun denn, so werde ich sie Ihnen abzwängen. (Geht nach links.)

Philipp. Was haben Sie vor?

Wallau. Ich rufe Ihre Gemalin.

Philipp (für sich). Dann erfahre ich wieder nichts! — Herr von Wallau, ich habe Gründe, meiner Gattin diesen Besuch vorläufig zu verheimlichen. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß mich nur Motive herführten, die direkt mit Frau von Dreisen nichts zu thun haben. — Pst! Ich höre die Damen! (Will ab Mitte.)

Wallau (vertritt ihm den Weg). Sie kommen nicht von der Stelle, bevor Sie mir nicht erklärt . . .

Philipp (ängstlich). Aber, Donnerwetter, meine Gattin . . .

Wallau (deutet nach rechts). In jenem Zimmer sind wir ungestört. Kommen Sie, oder . . . ! (Geht trotzend nach links.)

Philipp. Nun denn, ins Teufels Namen . . . ! (Wach ab rechts.)

Wallau (folgt ihm).

Sechster Auftritt.

Helene. Hedwig.

Helene (munter, von links eintretend). Nun, Herr von Wallau . . . ? Wie? Er ist fort? Ah! Er nimmt also die Sache wirklich tragisch? — Kind, Kind, da habe ich mir eine schöne Suppe eingebrockt!

Hedwig. Was meinst Du?

Helene. Wallau liebt mich.

Hedwig. Ist's möglich? Arme Helene!

Helene. Wie?

Hedwig. Die Liebe eines Eisberges!

Helene. Oh! Ich sage Dir, dieser Eisberg glühte vor Liebe!

Hedwig. Ja, vom Widerschein der Deinigen, denn Du liebst ihn, das ist einmal gewiß.

Helene. Mein Gott, ich habe ein zu gutes Herz, um ihn

unglücklich zu machen! Von der Seite stünde seinem Glücke nichts im Wege. Aber der unselige Brief..! (Wütend.) Höre, Hedwig, es geht nicht!

Hedwig. Was?

Helene. Ich kann diesen Verdacht nicht länger auf mir ruhen lassen. Du mußt Wallau die Wahrheit sagen.

Hedwig. Helene!

Helene. Er wird selbstverständlich die strengste Diskretion beobachten.

Hedwig. Aber meine Beschämung vor ihm . . . !

Helene. Du hättest einst bedenken sollen, daß Dir dieses Verhältnis früher oder später Verlegenheiten zuziehen müsse.

Hedwig. Ja, wenn man nur immer alles so kühl überdenken könnte und nicht manchmal das Herz mit dem Kopfe durchginge! Aber wo bleiben dann alle die romantischen Gegenden, von denen Ihr, die Ihr nur immer auf der breiten Landstraße dahinwandert, keine Ahnung habt? Ach, es ist so schön, manchmal den Kopf zu verlieren!

Helene. Möglich, liebes Kind! Man muß ihn aber zur rechten Zeit wieder finden! Ich für meinen Theil ziehe ein wohl dressirtes Herz vor, das fromm und gemächlich einherdrottet und mich nicht in Gefahr bringt, den Hals zu brechen.

Hedwig. Nun wohl, wenn es sein muß: sprich mit Wallau!

Helene. Du mußt mit ihm sprechen!

Hedwig. Ich!! Einen Fremden in das zarteste Geheimniß meines Lebens einweihen . . ! Verlange das nicht von mir!

Helene. Wenn ich Wallau sage, daß der Brief Dir gehöre, wird er es in seiner Eifersucht für eine Erfindung halten. (Spricht mit ihr weiter.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Wallau. Philipp.

Philipp (hinter Wallau von rechts, prallt zurück, für sich). Meine Frau! (Ab, die Thür schließend.)

Wallau (für sich). Wenn er nicht Hilmar ist — und er scheint es wirklich nicht zu sein! — Wer sonst . . ?

Helene (bemerkt ihn). Ah! Ich fürchtete schon, Sie hätten vor Ihrem Straspenjum die Flucht ergriffen.

Wallau. Nur bis in jenes Zimmer, gnädige Frau, um es ungestörter erledigen zu können.

Helene. Und hat es gefruchtet?

Wallau. Nein!

Helene. Nicht? So muß ich Ihnen wohl einen Arzt zuführen, der das Uebel mit Stumpf und Stiel auszrottet. (Nimmt Hedwig bei der Hand.) Hier!

Wallau. Wie?

Hedwig (erschrocken). Ich soll doch nicht jetzt gleich . . !

Helene. Ein guter Arzt ersticht die Krankheit im Keime, ehe sie den ganzen Organismus ergreifen kann.

Hedwig. Ich bin jetzt so aufgereg . . .

Helene. Sie sind Ihr erster Patient, Herr von Wallau, sie hat das Lampenfieber! Machen Sie ihr die Kur nicht allzu schwer. (Will ab rechts.)

Hedwig (ängstlich). Aber . . . so bleib' doch wenigstens hier!

Wallau (ebenso, mit einer Bewegung, sie aufzuhalten). Um Gottes willen!

(Für sich.) Wenn sie Ottenstedt fände!

Hedwig. Hilf mir, ich bitte Dich!

Wallau (dringend). Ja, helfen Sie ihr!

Helene (verwundert). Aber, Herr von Wallau . . . ?

Wallau. Ich . . . ich habe auch Lampenfieber . . . sie ist mein erster Arzt!

Helene (lachend). Nun gut, so will ich Euch armen Debutanten beistehen. — Hedwig wird Ihnen darthun, daß Sie an Wahnvorstellungen leiden, die im Interesse einer glücklichen Ehe durchaus beseitigt werden müssen. — Vorwärts, Doktor!

Hedwig (verlegen). Herr von Wallau, ich möchte Sie vor allem um Diskretion bitten — besonders gegen meinen Gatten.

Wallau (verwundert). Gegen Ihren Gatten?

Hedwig (nicht). Sie versprechen es mir?

Wallau. Ich werde schweigen. (Für sich, mit einem Blicke nach der Thür rechts.) Wenn er nur nicht selbst hört . . . !

Hedwig. Ich habe . . . ich bin . . . Sie wissen . . . mein Gott, wie soll ich nur beginnen?

Helene. Ich werde Dir wohl das Wort führen müssen, Herr von Wallau, jener vielgenannte Brief . . .

Wallau (lebbast). Es handelt sich um jenen Brief?

Helene. Den ich für den meinigen ausgab . . .

Wallau. Ausgab, Frau von Dreisen?

Helene. Jawohl, mein Herr, ausgab! Er gehörte . . . (Blickt Hedwig an.)

Hedwig. Mir, Herr von Wallau.

Wallau (ungläubig). Ihnen?

Hedwig. Helene wollte mir die Verlegenheit ersparen . . .

Wallau. Ah — so! War vielleicht auch der Brief, den vorhin die Bode forttrug . . . ?

Helene. Sie wissen . . . !

Wallau. Jawohl, Madame, ich weiß!

Hedwig. Auch er war . . . von mir.

Wallau (für sich). Das ist ein Komplott! Aber ich werde es zerreißen! (Laut.) Frau von Dreisen, ich beneide Sie um solche Freundinnen.

Helene. Was wollen Sie damit sagen?

Wallau. Daß ich die Frau Baronin bewundere, aber ihre Seelengröße leider nicht durch gläubiges Vertrauen belohnen kann.

Helene (erregt). Sie zweifeln . . . ?

Wallau. Die Frau Baronin kann sich dadurch nur geschmeichelt fühlen. Es scheint mir unvereinbar mit der Ehre einer tugendhaften Frau, daß sie hinterm Rücken ihres Gatten eine Korrespondenz führt, die sich so ängstlich in den Schleier des Geheimnisses hüllen muß. (Hedwig senkt beschämt den Kopf. Er beobachtet sie scharf.)

Helene (ungebuldig). So sprich doch, Hedwig!

Hedwig (leise). Und wenn es doch so wäre, Herr von Wallau?

Wallau (selbstvergessen aufjubelnd). Wenn es so wäre? (Besinnt sich, für

sich.) Ruhig! Sie spielen mit Dir! — Gnädige Frau, nehmen Sie doch nicht eine Schuld auf sich, deren Sie gar nicht fähig sind!

Helene (zornig). Aber mich halten Sie derselben fähig!

Wallau. Bei Ihnen ist es keine Schuld; Sie können Ihre Liebe nach Gutdünken verschenken, niemand wird dadurch verletzt als mein Herz, und das hat es leider in günstigeren Tagen versäumt, sich Rechte auf Ihre Treue zu erwerben. (Zu Hedwig.) Ihre Gedanken und Gefühle aber gehören dem Manne, dem Sie am Altar Treue gelobt! Darum, Helene, nehmen Sie nicht das Opfer einer Freundin an, die es kaum ahnt, zu welch' abscheulichem Verrath sie sich bekennt! (Für sich.) Nun werden wir sehen!

Hedwig (aufbrausend). Mein Herr! Das ist zu viel!

Wallau (für sich). Diese Erregung! Sollte wirklich sie . . . ?

Hedwig. Abscheulicher Verrath! Ah! Ich will Ihnen sagen . . .

Wallau (für sich beglückt). Das kann keine Verstellung sein! (Für sich plötzlich erinnernd, erschrocken nach rechts.) Aber dort der Gatte! (Laut.) Um Gottes willen, gnädige Frau, schweigen Sie!

Hedwig. Nein! Nein! Jetzt will ich reden und mich ausdrücklich noch einmal zu der That bekennen, die Sie mit solcher Entrüstung verurtheilen.

Wallau. Ich beschwöre Sie . . . !

Hedwig. Meine Gedanken und Gefühle gehören dem Manne, dem ich am Altar Treue gelobt, sagen Sie? O, wissen Sie denn auch, unter welchem Zwange dieser Schwur oft abgelegt wird? Ein erzwungener Schwur aber ist keiner! Und wie oft geschieht es nicht, daß das Herz bei diesem Gelöbniß noch schläft und keine Ahnung hat von der Liebe? Und wenn sich ihm diese dann später erschließt, dann sollte es sich von ihrem Zauber abwenden, um in der Dede eines liebeleeren Lebens hin zu schmachten? Nein, mein Herr! Es giebt ein Recht, das erhabener und unanfechtbarer ist als das oft zufällige oder erschlichene des Gatten: das Recht der Liebe!

Philipp (tritt wieder von rechts ein, bleibt neben der Thür stehen, für sich). Was geht hier vor?

Wallau (gleichzeitig). Gnädige Frau, Ihr Gatte . . . !

Hedwig (erregt). O wäre er hier! Ich würde ihm jubelnd zurufen: Der Brief, der Dich so erregt, er gehört mir . . .

Wallau (mit aufgehobenen Händen). In Ihrem Interesse . . . !

Hedwig. Er kommt von einem Manne, der mir höher steht als die ganze Welt . . .

Wallau. Um's Himmels willen!

Hedwig. Er enthält ein Liebesgeständniß . . .

Wallau (verzweifelt). O! O! Frau Baronin!

Hedwig. Und ich . . . ich werde dieses Geständniß erwidern!

Philipp (tritt in höchster Erregung heran). Das wirst Du nicht!

Hedwig (aufschreiend). Ha!

Helene. O mein Gott.

Wallau. Ich sah es kommen!

Philipp. Denn ich, ich werde diesen Mann zuvor tödten! (Hedwig sinkt mit einem Entsetzensschrei in ein Fauteuil. Er ab Mitte.)

Achter Auftritt.

Hedwig. Helene. Wallau.

Helene (weist den starr dastehenden Wallau vom Kopfe bis zu den Füßen). Und das ist Ihr Werk! Pfui! Nun hasse ich Sie!

Wallau. Ich bin in Verzweiflung! Dieser unselige Zufall . . . !

Helene. Zufall! Wollen Sie dem Zufall aufbürden, was einzig Ihre häßliche Zweifelsucht verschuldet hat?

Wallau. Wenn Sie sich nur erklären ließen . . . !

Helene (scharf). Erklärungen jeder Art sind künftig zwischen uns überflüssig! (Wendet ihm den Rücken, geht zu Hedwig).

Wallau (nimmt seinen Hut). Gnädige Frau, Sie sind im Augenblick zu aufgeregt . . . ich werde wiederkommen, wenn Sie in besserer Stimmung sind . . . später zum Thee. Sie müssen mir gestatten, mich zu rechtfertigen. (Verbeugt sich, ab Mitte.)

Neunter Auftritt.

Hedwig. Helene.

Hedwig (springt auf, fällt Helenen um den Hals, verzweifelt). Hast Du gehört? Er will ihn tödten!

Helene. Pah! Will! Er kennt ja seinen Namen gar nicht!

Hedwig (strappirt). Es ist wahr! Ich Thörin! Und von mir soll er ihn nicht erfahren . . . (Wacht nervös auf). Weiß ich ihn doch selber nicht! — (In Gedanken verloren.) Wie großartig Philipp war in seinem Zorn! Ich hätte ihn nie einer so leidenschaftlichen Aufregung fähig gehalten! (Ausschreitend, ängstlich.) Mein Gott, mein Gott! Ich wandle da eigentlich doch auf recht gefährlichen Wegen!

Helene. Hast Du nicht vorhin versichert, daß Du gefährliche Wege liebst? Nun siehst Du, daß dieselben nicht immer zu schönen Aussichtspunkten, sondern oft zu recht gefährlichen Abgründen führen!

Hedwig (mit nervöser Lustigkeit). Ich will nicht mehr an die Gefahr denken, dann ist es so viel, als ob sie nicht existirte! Heisa! Lustig! (Greift einige lustige Passagen auf dem Piano und geht dann in eine leichte Melodie aus der neuesten Operette über.)

Zehnter Auftritt.

Borige. Philipp.

Philipp. Ich muß Sie nochmals belästigen, Frau von Dreifen.

Hedwig (hat im Spielen inne gehalten, hocherregt für sich). Er!

Philipp. Ich bitte vor allem, meinen vorigen formlosen Abgang zu entschuldigen . . . Die Aufregung hatte mich übermannt . . . (Hedwig spielt leise weiter; er blickt mit mühsamer Selbstbeherrschung nach ihr hin.) Es war thöricht genug . . . giebt mir doch meine Gattin ein leuchtendes Beispiel von kaltblütiger Auffassung der Dinge. (Hedwig spielt weiter. Er tritt zu ihr.) Ich wünschte mit Dir zu reden.

Helene. Ich entferne mich.

Philipp (scharf). Nicht doch! Sie haben ja stets das Glück genossen, die Vertraute meiner Frau zu sein!

Helene (lächelnd). Mein Gott, ja! Die Arme hatte sonst niemand, den sie zu ihrem Vertrauten hätte machen können!

Philipp. Und Sie haben diesen Umstand so gewissenhaft benützt, um heilsam auf „die Arme“ einzuwirken!

Helene. Ich wäre untröstlich, wenn ich mich hierin nicht Ihrer Anerkennung erfreuen sollte. Allein, warum haben Sie mich dann nicht aus meiner Stellung verdrängt?

Philipp. Ich bin zu stolz, um mich aufzudrängen, Madame! (Zu Hedwig). Ich wollte Dich ersuchen . . . (scharf) aber ich fürchte sehr, meine Angelegenheit könnte mit dieser Melodie etwas dissoniren!

Hedwig (spielend). Was thut's? Wir sind ja an Dissonanzen gewöhnt, seit wir das Glück haben, miteinander verheiratet zu sein.

Philipp (scharf). Darum sollten wir uns eben jetzt der Dissonanzen wieder entwöhnen, damit wir sie künftig nicht allzu schmerzlich entbehren. Denn ich wollte Dich ersuchen, Deinen Angehörigen so bald als möglich unseren Entschluß mitzutheilen.

Hedwig (dreht den Kopf halb nach ihm). Welchen Entschluß?

Philipp. Uns zu trennen.

Hedwig (bricht einen Moment im Spiel ab, spielt dann heftig weiter). Ah — so! Satwohl, mit Vergnügen!

Philipp. Du magst die Schuld unserer Scheidung auf mich wälzen, da die Gesellschaft in ihrer unergründlichen Weisheit gewohnt ist, den Mann nachsichtiger zu richten als die Frau. Dichte mir also an, was Dir beliebt — ich werde es auf mich nehmen!

Hedwig (bricht mit einer Dissonanz ab, dreht sich jäb zu ihm; mit beißendem Spott). Ah! Welche Großmuth! Ich sollte Dir eine Schuld andichten, damit Du das Recht hättest zu sagen: Sie erdichtet mir eine Schuld, folglich hat sie eine zu verbergen!?

Philipp. Ich bin es gewohnt, daß Du meine besten Absichten mißdeutest!

Hedwig. Du Aermster! Wie gut Dich diese Märtyrermiene kleidet! Hahaha! (Spielt weiter.) Hast Du mir noch etwas zu sagen?

Philipp (kalt, herb). Nein! (Wendet sich zur Thür).

Hedwig (wendet den Kopf und blickt ihm in großer Spannung nach, während sie plötzlich ganz langsam spielt, für sich.) Sollte er wirklich . . . ?

Philipp (bleibt stehen). Doch ja! (Sie spielt rasch weiter.) Willst Du Deine Stellung als Hausfrau noch so lange ausfüllen, bis alles zur Scheidung geordnet ist? Es dürfte kaum in Deinem Interesse liegen, den liebevollen Zungen unserer Standesgenossen pikanten Stoff zu bieten, so lange es nicht unbedingt nothwendig ist.

Hedwig (mit äußerer kalter Ruhe, obwohl an ihr alles vor Aufregung zittert). Es ist gut! Wird das lange dauern?

Philipp. Hoffentlich nicht! (Sie zuckt zusammen.) Ich gehe direkt zu meinem Rechtsbeistand, um die gesetzlichen Schritte einzuleiten.

Hedwig (bedenkend). Schön! Und er soll sich recht beeilen, nicht wahr? Er soll sich ja recht beeilen!

Philipp. An mir soll's nicht fehlen, ihn anzuspornen. (Sie hämmert heftig auf die Tasten.) Du bleibst jedenfalls zum Thee hier? (Zu Helene.) Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, hole ich meine Gemalin auf dem Rückwege ab. (Ironisch.) Es reizt mich so sehr, der Welt das Bild einer einträchtigen Ehe zu bieten.

Helene (ironisch verbindlich). Sie wissen, Baron, wie willkommen Sie mir jederzeit sind!

Philipp. So empfehle ich mich einstweilen! (Ab Mitte.)

Elfter Auftritt.

Hedwig. Helene.

Hedwig (hat ihm wieder wie oben nachgesehen, nur mechanisch immer langsamer weiter spielend, bricht nun ab, stammelnd). Er geht? Er geht wirklich?

Helene. Gott sei Dank!

Hedwig (springt auf, ballt die Hände). O! O! O! Der Unmensch!

Helene. Aber Undankbare, ging er denn nicht mit wahrhaft rührender Zuvorkommenheit auf Deine Wünsche ein?

Hedwig (leidenschaftlich). Er giebt mich auf, wie er eine Dirne aufgeben würde, die er von der Straße aufgelesen!

Helene. Du kannst doch von einem so großen Geiste nicht verlangen, daß er viel Wesens aus einer so kleinen Person macht?

Hedwig. Bin ich denn ein so nichtsnuziges Ding, daß man mich so wegwirft? Daß man nicht den geringsten Versuch macht, mich zu halten?

Helene (beobachtet sie forschend). Er war jedenfalls im voraus von der Fruchtlosigkeit eines solchen Versuches überzeugt.

Hedwig (begierig). Meinst Du? Meinst Du, daß er nur deshalb so kalt . . . ? Aber . . . wer weiß . . . wenn er sein Unrecht bekannt hätte . . . wenn er mich recht innig um Verzeihung gebeten hätte . . . wer weiß . . . ? Ich bin nicht von Stein . . . vielleicht hätte ich mich bewegen lassen . . . ich sage es nicht bestimmt, aber vielleicht . . . ! (Zornig). Aber er . . . ! Er will meine Verzeihung gar nicht . . . ! Er ist froh, wenn er mich los wird! (Kämpft mit Thränen.)

Helene. Soll ich Dir etwas sagen, Hedwig?

Hedwig. Nun?

Helene. Aber setz' Dich zuvor, Du könntest in Ohnmacht fallen.

Helene (drängt sie in einen Fauteuil). Setz' Dich! So! Und nun merk' auf. (Langsam.) Du liebst Deinen Gatten!

Hedwig (schnell auf, starrt sie sprachlos an, dann stammelnd). Was sagst Du da?

Helene. Ich sage, daß Du Deinen Gatten liebst. (Hedwig bricht in ein krampfhaftes Gelächter aus.) Oder wenn Du noch nicht liebst, so bist Du wenigstens auf dem besten Wege dazu!

Hedwig (nervös lachend). Du bist zu drollig! Ich ihn lieben! Ihn!! Diesen Mann, den ich verabscheue, den ich hasse, den ich . . . den ich . . . O! (Ihr Lachen schlägt plötzlich in Weinen um, sie preßt ihr Tuch an die Augen und eilt ans Fenster.)

Helene. Die Unglückliche! — Fasse Dich! Vielleicht ist noch alles wieder gut zu machen. Wenn Ottenstedt Deine Briefe sieht, muß er ja die Harmlosigkeit dieses ganzen Verhältnisses einsehen und verzeihen.

Hedwig (leidenschaftlich). Aber ich sage Dir ja, ich will nicht seine Verzeihung! — Aber er soll nicht das Recht haben, gering von mir zu denken! Er nicht! Er nicht! Er um alles in der Welt nicht!

Zwölfter Auftritt.

Borige. Wally.

Wally (durch die Mitte). Ein Brief von Herrn Möller. (Ueberrichtet Helenen den Brief, ab.)

Hedwig (rath). Gieb! (Reißt den Brief auf, liest.) O mein Gott!

Helene. Nun?

Hedwig. Hilmar will sich von meinen Briefen nur unter einer Bedingung trennen.

Helene. Und die ist?

Hedwig. Daß er sie persönlich in meine Hände zurücklegen darf.

Helene (trocken). Irdische Schlacken!

Hedwig. Was soll ich thun?

Helene. Die Hände öffnen, damit er die Briefe hineinlegen kann.

Hedwig. Unmöglich! Wenn Philipp es erführe! Er will ihn ja tödten!

Helene. Nun, so wird er's eben nicht erfahren! Sollten zwei Coastöchter nicht soviel Klugheit besitzen, um einem Adam einen kleinen Streich zu spielen? Schreibe getrost an Hilmar. Der Kommerzienrath kommt zum Thee, ich übergebe ihm das Billet.

Hedwig. Aber . . . Wohin soll ich ihn bestellen? An eine Statue im Park?

Helene (mitleidig). Hedwig!! In den Park, wo man von Hunderten gesehen und beobachtet wird! Vierundzwanzig Stunden später wüßte es Dein Gatte, weitere vierundzwanzig Stunden später — bum, bum! — Kugelwechsel auf fünf Schritte, Hilmar todt, Philipp verwundet, Hedwig wahnsinnig . . .

Hedwig (hält sich die Ohren zu). Um Gottes willen, hör' auf!

Helene. Ein Rendezvous giebt man an einem Orte, wo man unauffällig miteinander verkehren kann. Wolltet Ihr nicht auch den morgigen Subskriptionsball besuchen?

Hedwig. Ja. Aber ob Philipp unter den jetzigen Verhältnissen noch . . . ?

Helene. Reizt es ihn denn nicht, der Welt das Bild einer glücklichen Ehe zu bieten? Und wo fände er mehr Gelegenheit dazu, als auf einem öffentlichen Ball?

Hedwig. Das ist wahr. (Entschlossen). Ich bestelle Hilmar dorthin!

Helene. In den Wintergarten neben dem kleinen Salon! Er wird wenig besucht.

Hedwig. Ich schreibe da drinnen, (geht zur Thür links).

Helene. Vergiß nicht, ihm ein Erkennungszeichen anzugeben, vielleicht eine Theerose, die Du im Gürtel trägst.

Hedwig. Wie klug Du bist! Daran hätt' ich nicht gedacht.

Helene. Und er soll sich eine Nelke ins Knopfloch stecken!

Hedwig. Jawohl! Jawohl! Eine Nelke! (Öffnet die Thür, eilt plötzlich zurück, umarmt Helene stürmisch.) O Helene!

Helene (drängt sie von sich). Verspare Dir das auf morgen, liebes Kind!

Hedwig (eilt ab, jauchzend). Auf morgen! Ja! Auf morgen!

Helene (drückt die Glocke. Es ist während dieser Scene dämmerig geworden. Dienerrinnen erscheinen mit Lampen und Theegeschirr, das sie auf den Tisch rechts stellen, gehen wieder ab, Müte. Unterdessen Helene für sich, besorgt). Auf morgen? Dieser Ton giebt mir zu denken. Ich fürchte, dieses Rendezvous hat neue Verwickelungen zur Folge. — Wenn ich es verhindern könnte? — Aber die Briefe! — Wüßte ich nur, wer Chlodio ist! (Plötzlich.) Der Kommerzienrath soll es mir sagen!

Dreizehnter Auftritt.

Möller. Helene.

Möller (grüßend). Gnädige Frau!

Helene (reicht ihm die Hand). Lupus in Fabula! Wo haben Sie Ihre Gemalin?

Möller. Die umsegelt eben mit Herrn von Wallau die Welt.

Helene. Wie?

Möller (seufzt). Bloß im Geiste! Sie entreißt ihm seine Reise-Erinnerungen! Und da vorn an der Ecke sah ich unseren Chlodio-Jäger heranstürzen. Ich entfloh.

Helene. Armes, gehektes Wild! Sie sind dem einen Jäger entronnen — und laufen dem anderen in den Schuß!

Möller. Wie?

Helene. Auch von diesen Lippen schnellst Ihnen die Frage entgegen: Wer ist Chlodio?

Möller. Sie scherzen!

Helene. Sie wissen, ich vermittele die Briefe des großen Unbekannten an eine meiner Freundinnen . . .

Möller. Die ich sehr im Verdacht habe, mit Ihnen identisch zu sein!

Helene (mitleidig). Aber, bester Kommerzienrath, habe ich Sie jemals verdächtigt, mit Ihrem Freund Chlodio identisch zu sein?

Möller (lachend). Das wäre auch ein bißchen zu stark.

Helene (mit dem Finger drohend). Na! Wenn es auf Sie ankäme, Sie würden mit Wonne den schmachtenden Seladon spielen.

Möller. Den schmachtenden, vielleicht, aber den verschmachten- den, nein! Und diese undankbare Rolle hat ja Ihre grausame Diana meinem Chlodio zugetheilt!

Helene. Sprechen wir ernsthaft. Dianas Gatte weiß alles.

Möller. So!

Helene. Er will sich von ihr scheiden lassen.

Möller. Ein vernünftiger Vorsatz!

Helene. Er will Chlodio tödten.

Möller. Ein braver Entschluß!

Helene. Diana forderte ihre Briefe zurück. Chlodio antwortete mit der Einladung zu einem Rendezvous.

Möller. Das sie gewähren wird?

Helene. Wenn Sie mir nicht Chlodios Namen nennen! Ich würde dann selbst versuchen, ihm die Korrespondenz zu entlocken.

Möller. Allen Respekt vor Ihren Verlockungskünsten, schöne Evastochter! Aber ob Sie damit diesem Adam das Paradiesstündchen, das er mit seinem Ideal zu verleben hofft, abzuschmeicheln vermögen. . .!

Helene. Lassen Sie das meine Sorge sein!

Möller. Ich kann es leider nicht auf eine Probe antommen lassen. Ich gab mein Ehrenwort, das Geheimniß zu wahren. Aber ich will mit Chlodio reden; er wird vielleicht meinen Vernunftgründen Gehör schenken.

Helene. Vernunftgründe gegen einen Verliebten! Wissen Sie denn nicht, daß die Liebe vernunftfest macht?

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Gertrud. Wallau. Syller.

Gertrud (reicht Helene die Hand, dabei Möller mit der Linken drohend). Natürlich! Im tête-à-tête mit einer Dame! Deshalb also bist Du so vorausgestürzt!
Möller. Liebes Kind, Du warst mit Herrn von Wallau gerade in Sibirien eingefroren, da wollte ich die Zeit benützen . . .

Gertrud. Dich hier zu erwärmen!

Syller (hat Helene begrüßt). Ueberlassen Sie mir seine Strafe, Frau Kommerzienrath! (Zu Möller.) Wer ist Chlodio?

Möller. Erbarmen, Doktor! Lassen Sie es genug sein des grausamen Spiels! (Retirirt nach hinten.)

Syller. Nicht eher, bis ich das Spiel gewonnen! Wer ist Chlodio? (Folgt ihm.)

Wallau (näbert sich Helene, die seine Verbeugung sehr kalt erwidert). Gnädige Frau, Sie zürnen noch immer . . .

Helene (verachtungsvoll). Zürnen? Nein, Herr von Wallau!

Wallau. Sagen Sie selbst, mußte ich unter solchen Verhältnissen nicht argwöhnisch werden? Jener Brief . . .

Helene (spöttisch). War von mir, Herr von Wallau!

Wallau. Nein, Helene. Frau von Ottenstedts Benehmen hat mich ja überzeugt . . .

Helene (ironisch). Hat Sie überzeugt? Hahaha! Wovon könnte man die Männer nicht überzeugen mit ein wenig Schauspielerei? Haha! (Für sich). Das nimm als Strafe!

Wallau (erregt). Wie? Es wäre doch eine Täuschung gewesen?

Helene (malitiös lächelnd). Nicht doch! Es war die pure Wahrheit! Hahaha! (Knirzt, wendet sich zu Gertrud.)

Wallau (steht verblüfft). Was soll ich nun glauben? Wenn doch sie mit Hilmar . . . ? (Zu Möller, der soeben vor Syller flüchtend nach vorn kommt). Wer ist Hilmar?

Möller. Gott steh' mir bei! Noch einer!

Syller (schüttelt Wallau die Hand). Hurrah! Ein Bundesgenosse!

Gertrud. O meine Herren, wollen Sie den zum Reden bringen? Er hat noch nicht einmal mich in das Geheimniß eingeweicht. Und dann behauptet er, daß er mich liebe!

Möller. Ich? Ich stelle niemals so gewagte Behauptungen auf.

Gertrud. Da hören Sie das Ungeheuer! — Aber ich entreiße es Dir doch noch! (Tritt vor ihn hin, während Wallau und Syller zu seiner Rechten und Linken stehen). Wer ist Chlodio?

Möller (hält sich die Ohren zu). Ich bin taub!

Helene (wendet sich lachend vom Theatrisch, mit dessen Ordnen sie sich beschäftigt, tritt hinter Möller). Wer ist Chlodio?

Möller. Gerechter Gott! Bin ich denn eine Plakat-Säule, an die Jeder mit seiner Neugierde herantritt? (Für sich.) Aber wartet nur! (Raut). Meine Widerstandskraft ist gebrochen!

Alle. Ah!

Möller. Ich werde sprechen, aber unter der Bedingung, daß man mich dann in Ruhe läßt!

Alle. Gut! Gut! Es sei! Wir versprechen es!

Möller. Aber . . . mein Gewissen . . . !

Gertrud. Kann ohnehin längst kein sanftes Ruhelassen mehr sein! Also sprich! Wer ist Chlodio?

Syller, Helene. Wer ist Chlodio.

Wallau. Wer ist Hilmar.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Philipp. Dann Hedwig.

Philipp (durch die Mitte, hört die Frage nach, bleibt stehen, für sich). Hilmar?
Was geht hier vor?

Möller. Chlodio ist . . .

Hedwig (tritt von links ein, bleibt aufhorchend stehen). Ah!

Syller. Ist? Heraus mit dem Namen!

Möller (wirft sich in die Brust). Seht mich 'mal an, Kinder!

Syller. Wozu?

Möller. Seht Ihr mir nichts an?

Gertrud. Wenigstens nichts von Bedeutung!

Möller (tragisch). Ja, Du hast meine Größe nie begriffen!

Gertrud. Ich habe mich auch noch nie mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt!

Möller. Chlodio . . . (Philipp winkt ihm zu schweigen, Hedwig tritt näher.)
bin ich! (Alle prallen zurück.) Hahaha! Ich mache Effekt, nicht wahr? (Zu Syller.) Wünschen Sie Material zu einem Feuilleton über mich? Schreiben Sie, daß ich am ersten April geboren bin und daher die Leute ungeheuer gern — in den April schicke! (Geht zu dem Tische links, blättert schmunzelnd in den Büchern.)

Hedwig (gibt Helene, die zu ihr nach links getreten ist, verstoßen ein Billet). Hier!
(Sieht Philipp, erschrocken.) Philipp!

Helene (steckt das Billet ein; zu Philipp, der grüßend herantritt). Sehen Sie nur, lieber Baron, wie freudig Ihre Gattin bei Ihrem Anblick erschrickt!
(Reicht ihm die Hand, ironisch.) Herzlich willkommen!

Wallau (für sich, knirschend). Wie lebenswürdig sie ihn begrüßt, während sie mich . . . ! (Geht zum Fenster.)

Helene (zu Philipp, maliziös). Malen Sie das Bild Ihres ehelichen Glückes nur nicht allzu blendend, damit unsere Augen nicht Schaden nehmen.

Philipp. Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau. Meine Gattin wird für die nöthigen Schatten schon Sorge tragen! (Wendet sich zu Hedwig.)

Helene (geht zu Möller, leise). Da Sie mir Chlodios Namen nicht nennen, bleibt uns nur das Rendezvous.

Wallau (steht rechts am Fenster, sie beobachtend, für sich). Was hat sie mit dem zu flüstern?

Helene (wie oben). Ich werde Ihnen die Einladung dazu mit einer Tasse Thee präsentiren. (Geht zum Theetisch rechts.)

Wallau (für sich). Er ist der Vermittler jener Korrespondenz!

Philipp (am Kamin, zu Hedwig). Ich kann Dir die erfreuliche Mittheilung machen, daß unsere Scheidung in vier Wochen vollzogen sein wird.

Hedwig (bebend). Wirklich? Welches Glück! (Geht zum Theetische.)
Darf ich helfen!

Helene. Gewiß! (Leise.) Aber zerbrich die Tassen nicht, Du zitterst so heftig! (Nimmt eine Tasse, geht zu Syller, der eben zu Philipp getreten.) Lieber Doktor, stärken Sie sich zu einem neuen Angriffe auf die „Bresche“! (Deutet auf Möller.)

Syller (die Tasse dankend nehmend). Mit einer so siegesgewohnten Bundesgenossin muß mir die Eroberung gelingen!

Hedwig (hat sich gefaßt, bringt Philipp eine Tasse, grazios lächelnd). Gestatte, daß auch ich einen Pinselstrich zu dem bewußten Bilde beitrage!

Philipp (nimmt die Tasse.) Zum ehelichen Glück? Ah! Ich dachte immer, dieser Gegenstand liege Deiner Begabung gänzlich fern?

Hedwig (verbindlich ironisch). Meine Begabung auf diesem Gebiete hat sich auch erst unter Deiner liebevollen Pflege so glänzend entwickelt. (Geht zum Theetische.)

Helene (nimmt eine Tasse, geht zu Möller, wobei sie Wallau und der am Theetische beschäftigten Gertrud den Rücken kehrt, zieht das Billet aus der Tasche, drückt es gegen die Tasse).

Gertrud (bringt gleichzeitig Wallau eine Tasse). Ein Sohn des himmlischen Reiches wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen!

Wallau (ungehalten, beiseite). Daß er zur Hölle fahre! (Laut.) Ich danke verbindlichst! (Nimmt die Tasse, immer nach Helene schauend.)

Helene (zu Möller, laut). Sie verdienen es zwar nicht, Monsieur Ghlodio, aber ich will feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln.

Möller. Sie sind sehr gütig! (Nimmt die Tasse; das Billet fällt zu Boden.)

Helene (hebt es rasch auf, schiebt es ihm unter der Tasse auf die Hand; leise). Und Sie sehr ungeschickt!

Möller. Was wollen Sie? Die feurige Kohle hat mich in die Hand gebrannt!

Helene (geht zum Theetische).

Gertrud (hat das Fallen des Billets ebenso wie Wallau bemerkt, aber nicht das Folgende, da Helene dazwischen gestanden). Was war das?

Wallau (erregt.) Ein Billet!

Gertrud (tritt zu Möller). Was ist das für ein Billet?

Möller (unschuldig). Welches?

Gertrud. Das Du eben erhalten hast?

Möller. Ich? Ein Billet? (Weicht zurück vor ihr, schmunzelnd.) Das muß eine optische Täuschung gewesen sein.

Gertrud. Eine Täuschung, gewiß, Du Don Juan, aber keine optische! (Folgt ihm, beide nach hinten bis zum Piano.)

Helene (zu Hedwig). Dein Billet liegt im Briefkasten.

Hedwig (besorgt). Ah! Er wird es doch sicher verwahren?

Gertrud (zu Möller). Du willst mich nicht aufklären? Gut! (Geht zum Theetische.) Frau von Dreifen . . !

Helene (präsentirt ihr eine Tasse). Frau Kommerzienrath!

Gertrud (leise). Ist! Stören Sie meine Eifersucht nicht!

Helene. Ah, Ihre Eifersucht erkaltet nicht so rasch wie der Thee.

Gertrud. Das ist wahr! (Nimmt die Tasse, setzt sich an den Tisch).

Möller (steckt das Billet in das Notenheft auf dem Piano, für sich). So! Hier bist Du sicher vor ihrer Eifersucht.

Hedwig (hat das bemerkt, erschrocken für sich). Großer Gott!

Wallau (hat es ebenfalls bemerkt, für sich). Was bedeutet das?

Möller (geht zu Philipp, der eben nach vorn, links, gegangen, während Sylla am Kamin geblieben.) In jenem Hefte . . . (deutet verflohen nach hinten.)

Wallau (für sich, mit steigender Spannung). Er flüstert mit Ottenstedt?

Möller (zu Philipp). Liegt ein Billet.

Philipp (erschrocken). Von Diana? (Möller nickt.)

Wallau (für sich). Ottenstedt erschrickt? Sollte doch er . . . ?

Hedwig (leise zu Helene). Mein Billet liegt im Notenheft!

Helene. Welche Unflugheit!

Hedwig. Wenn es Philipp in die Hände fiele!

Philipp (für sich). Wenn Hedwig es fände! (Geht langsam rückwärts, links, zum Piano. Für sich.) Es muß dort heraus!

Wallau (für sich). Aha! Er macht Jagd auf das Billet!

Hedwig (für sich). Ich muß es wieder erlangen! (Geht vorsichtig rückwärts, rechts, zum Piano.)

Helene (zu Möller, der sich dem Theetische nähert, leise). Unseliger! Was haben Sie denn gemacht?

Möller (leise, trocken). Meine Augen vor dem Ausstrahlen gerettet. Wenn meine Frau das Billet bei mir gefunden hätte!

Philipp (ist am Piano angekommen, wendet sich gleichzeitig mit Hedwig zu dem Hefte, beide prallen zurück, starren sich an, gehen verwirrt wieder nach vorn. Für sich.) Argwöhnt sie etwas?

Hedwig (gleichzeitig, für sich). Sollte er ahnen . . . ?

Gertrud (tritt zu Möller nach vorn rechts). Nun gestehe!

Möller (pathetisch). O Gertrud! Dein Argwohn zerreißt mir das Herz!

Gertrud. Dir! Du Herzloser!

Möller. Ueberzeuge Dich, wie unrecht Du mir thust! (Sält ihr die Taschen hin, die sie während des Folgenden visulirt.)

Wallau (geht vorsichtig zwischen dem Theetische und der Wand zum Piano, für sich). Ich will doch sehen . . .

Helene. Ah! Sie wollen sich produziren, Herr von Wallau?

Wallau (für sich). Verwünscht! (Laut, betonend.) Wenn ich die Pièce finde, die ich suche, werde ich sie gewiß zum besten geben, gnädige Frau! (Nimmt das Hefte. Philipp nähert sich rasch von links, Hedwig von rechts.)

Helene. Wohl einen Indianertanz oder eine Negerarie? Derlei bieten unsere civilisirten Komponisten nicht. Aber dieses Notturmo . . . erlauben Sie 'mal? (Nimmt ihm das Hefte aus der Hand, legt es aufgeschlagen aufs Piano, setzt sich vor dasselbe.) Dieses Notturmo ist auch ganz hübsch! Wollen Sie mich begleiten?

Wallau. Mit Vergnügen! (Geht sich neben sie. Mit Beziehung.) Hoffentlich sind meine Finger für ein kleines Salon-Kunststück noch nicht zu ungelent geworden!

Helene (ebenso). Wir werden ja sehen, wessen Finger die geschickteren sind!

Philipp (steht links am Piano). Darf ich mich nach meinen schwachen Kräften an dem Konzert betheiligen und die Blätter wenden? (Legt den Finger an das Blatt.)

Hedwig (steht rechts, reißt aufschreiend das Hefte an sich). Um Gott!

Philipp (erschrocken auf das Hefte starrend). Was hast Du?

Hedwig (nach Fassung ringend). Ich . . . ich . . . ich habe plötzlich

... so furchtbare Migräne bekommen ... und das Musizieren greift mich so an.

Helene (steht auf). Ah! Du armes Kind! (Boshaft zu Wallau, der sich schon früher betroffen erhoben.) Es steht geschrieben, daß wir Ihre — Fingerfertigkeit nicht bewundern sollen!

Wallau (ebenso). Ich tröste mich mit Ihnen, gnädige Frau!

Philipp (zu Hedwig). Soll ich Dich nach Hause geleiten?

Hedwig (rathlos auf das Heft in ihrer Hand blickend). Nein ... ich .. ich danke, es geht mir besser! (Wiß mit dem Heft zum Theetische.)

Philipp (hastig). Aber das Heft ... willst Du es nicht hier lassen?

Hedwig. Ah ... Es ist wahr ... Ich bin so zerstreut. (Winkt es ihm zornig, bleibt regungslos, den Blick auf ihn geheftet, stehen.)

Philipp (für sich). Wie sie mich beobachtet! Sie ahnt etwas! (Hegt das Heft zögernd aufs Piano.)*)

Hedwig (für sich). Wie er mich ansieht! Er hegt Verdacht!

Philipp (geht zu dem Tischchen links, blättert in den Büchern, für sich). Ich muß einen günstigeren Moment abwarten.

Hedwig (für sich). Vielleicht bietet sich später Gelegenheit ... (Geht zum Theetisch). Verzeihen Sie die Störung! (Setzt sich). Wir wollen ein wenig plaudern!

Alle (außer Philipp, gruppieren sich um den Theetisch, lebhaft). Plaudern! Ach jawohl! Plaudern wir! (Alle schweigen und blicken einander an. Pause.)

Syller. Ein Engel geht durchs Zimmer!

Helene (lachend). Es gehört die Phantasie eines Journalisten dazu, um Herrn von Ottenstedt für einen Engel anzusehen! (Deutet auf Philipp, der inzwischen vorsichtig nach hinten gegangen und dabei bis zum Kamin gekommen ist. Alle lachen.)

Philipp (für sich, knirschend). Verwünscht! (Rehrt um.)

Helene. Wollen Sie sich denn nicht zu uns gesellen, lieber Baron?

Philipp. Ich fürchte, gnädige Frau, ich besitze nicht das zum Plaudern nöthige Talent, mit vielen Worten wenig zu sagen.

Helene. Nun, wir räumen Ihnen ja gerne das Recht ein, mit wenig Worten viel zu sagen!

Philipp. Sehr lebenswürdig, allein — ich möchte nicht gern eine — Ausnahmstellung einnehmen! (Geht zum Tische links.)

Helene. Sie thun sehr wohl daran. Ausnahmstellungen sind gefährlich: sie ziehen die Blicke zu sehr auf sich!

Syller (für sich). Ich weiß nicht, hier scheint etwas vorzugehen? (Laut.) Meine Herrschaften, helfen Sie mir! Ich suche einen Lustspielsstoff.

Wallau. Einen Lustspielsstoff? Ich glaube, es giebt im Leben nur Trauerspielsstoffe, die allerdings oft genug zur Posse werden. (Sieht, daß Helene sich vorsichtig dem Piano nähert.) Nicht wahr, Frau von Dreifen?

Helene (geht wieder nach vorn). Nun, das ist doch kein Unglück? Wenn es denn einmal Thränen geben muß, will ich sie mir lieber durch Lachen als durch Weinen expressen lassen. (Setzt sich.)

Hedwig. Schreiben Sie doch das Trauerspiel der unverständenen

*) Es ist natürlich Vorsorge zu treffen, daß das Billet bei dieser Scene nicht etwa aus dem Heft herausfallen kann.

Frau, lieber Doktor! An Material dazu kann es Ihnen in unserer Gesellschaft nicht fehlen.

Möller. Jawohl. Meine Frau zum Beispiel wird Ihnen für die Titelrolle sofort Modell stehen.

Gertrud. Wenn ich Dich zum Schluß darin ermorden kann, mit größtem Vergnügen! (Man lacht und plaudert weiter.)

Wallau (ist inzwischen vorsichtig zum Piano geschlichen, zieht den Brief aus dem Heste, für sich). Endlich!

Philipp (blickt in diesem Moment verstockt nach dem Piano, springt auf). Ha! (Geht rasch zu Wallau.)

Hedwig (hat das bemerkt, unterdrückt einen Aufschrei, leise). Mein Brief in Wallaus Händen! (Erhebt sich halb, verfolgt athemlos und unentschlossen, ob sie bleiben oder zum Piano stürzen soll, das Folgende, während die übrigen Personen im Geplauder nichts merken.)

Philipp (zu Wallau, leise). Geben Sie mir das Billet!

Wallau. Wozu?

Philipp. Es gehört mir.

Wallau. Ihnen? (Blickt auf die Adresse.) Nicht doch! Er ist an „Hilmar“ adressirt.

Philipp. Ich bin Hilmar!

Wallau. Ah! (Hestig erregt.) Gestehen Sie endlich . . . ?

Philipp (streckt die Hand aus). Das Billet, mein Herr!

Wallau (tritt zurück). Sie sollen es haben! Zuvor aber eine Frage: Wie nennen Sie den Mann, der eine unwahre Aussage mit seinem Ehrenworte bekräftigte?

Philipp (verblüfft). Was soll das?

Wallau. Scheuen Sie vor der Antwort zurück?

Philipp. Ich verstehe Sie nicht.] Der Mann ist natürlich ein Ehrloser.

Wallau (jedes Wort scharf betonend). Ist natürlich ein Ehrloser! (Reicht ihm den Brief.)

Hedwig. Allmächtiger!

Wallau. Sie haben sich selbst Ihr Urtheil gesprochen, Herr von Ottenstedt! (Geht nach vorn, links.)

Philipp (taumelt zurück, stammelnd). Herr!

Hedwig (stürzt zu ihm, sucht ihm das Billet zu entreißen). Den Brief, den Brief! Sieb mir den Brief!

Philipp. Niemals! (Macht eine heftig abwehrende Bewegung, daß sie einige Schritte gegen den Ramin taumelt.)

Gertrud (hat sich erheben, deutet auf den Brief, zu Möller). O Siegfried! Das bricht mir das Herz! (Läßt sich in einen Fauteuil vorn rechts fallen. Möller schenkt ruhig ein Glas voll Wasser, nähert sich ihr mit demselben.)

Philipp (leise, wie allmählich zur Besinnung kommend). Ich ein Ehrloser! (Hestig.) Das fordert Blut! (Nähert sich Wallau.)

Hedwig (rafft sich auf, wirft sich ihm in den Weg). Gerechter Gott! Du willst ihn tödten!

Philipp. Ja.

Hedwig (sinkt in einen Fauteuil, links). Dann sterbe ich mit ihm! (Helene eilt zu ihr.)

Möller (spritzt Gertrud einige Tropfen ins Gesicht). Und Du?

Gertrud (springt auf). Ich? Sterben? Nein, den Gefallen thu' ich Dir nicht!

Philipp (zu Wallau, der vorn in der Mitte der Bühne steht). Sie werden sich mit mir schlagen!

Wallau. Auf Leben und Tod!

Syller (sitzt allein noch am Theetische, blickt sich verblüfft ringum). Hier scheint in der That etwas vorzugehen?

Der Vorhang fällt.

(Dritter Aufzug: Ein kleiner Wintergarten. Rings Palmen zc. Vorne links bilden die Pflanzen eine Art Laube, deren Eingang gegen das Publikum zu gerichtet ist. Im Hintergrunde zwei offene Thüren, durch die man in einen glänzend erleuchteten Saal und durch denselben in einen zweiten Saal mit glänzender Gesellschaft blickt. Links und rechts einige Gartenbänke und Stühle. [In der Mitte eine Fontäne mit niedrigem Strahl, so daß derselbe nur ganz leise plätschert. Matte Beleuchtung. Beim Aufgehen des Vorhanges ertönt aus dem letzten Saale sehr gedämpft das Vorspiel zu einer Française herüber.]

Erster Auftritt.

Möller. Dann Gertrud. Dann Syller.

Möller (sitzt vorn auf einer Bank). Das Vorspiel zur Française! (Seufzt.) Nun wird mich mein Schicksal bald ereilen.

Gertrud (tritt suchend ein, bemerkt ihn entrüstet). Ah!

Möller (für sich). Hat mich schon!

Gertrud. Was machst Du denn hier?

Möller. Mein Gott, ich sammelte mich an diesem stillen Orte zu der Française, zu der Du mich engagirt hast!

Gertrud. Du Ungeheuer! Komm, die Musik hat begonnen. Hörst Du? „Vorwärts mit frischem Muth!“

Möller (bietet ihr den Arm, seufzt). Ja, die Aufmunterung ist sehr am Platze! (Wendet sich mit ihr nach hinten links.)

Syller (von links, Möller eilt nach rechts). Hier halten Sie sich verborgen! Wer ist Chlodio?

Möller. Schonen Sie mich! Ein andermal! Jetzt tanze ich ohnehin mit meiner Frau! (Ab mit Gertrud rechts.)

Syller. Ich gebe keinen Bardon! (Ab rasch rechts.)

Zweiter Auftritt.

Hedwig. Dann Philipp.

Hedwig (von links, blickt sich um). Gott sei Dank, hier kann ich mich einen Augenblick erholen. (Sinkt auf eine Bank vorn.) Ah! Lächeln und plaudern und tanzen zu müssen mit dieser Todesangst im Herzen! Morgen werden sie sich schlagen, — tödten, — um meinetwillen! O mein Gott, wie es auch ausfallen möge, ich werde keine ruhige Stunde mehr auf Erden haben. — Wie nur mein Gatte Hilmar's Namen erfahren hat? Es ist mir unbegreiflich! Aber er kennt ihn! Er dürstet nach seinem Blute! O — diese Männer sind schrecklich in ihrem Zorn! Und ich, ich bin daran schuld! (Nach einer Pause, um sich schauend.) Wie schön es hier ist! Das trauliche Halbdunkel — die schweigsamen Pflanzen — die ferne Musik — hier wollte ich heute Hilmar kennen lernen, und nun . . . ! — — Was wohl Philipp von mir denkt? Er wird mich für ein verworfenes Geschöpf halten! Und ich bin doch nicht so

gar schlecht . . . nein, bei Gott, ich bin nicht schlecht . . . nicht schlecht! — Wenn ich ihm nur sagen könnte . . . ! Aber in seiner Gegenwart kommt stets dieser unselige Troß über mich und es will mir nicht über die Zunge, wie mir's ums Herz ist. Ach, ich bin ein recht unglückliches Geschöpf!

Philipp (von links, ohne Hedwig zu sehen, für sich). Hier also! (Zieht die Uhr.) Halb zehn. Noch eine halbe Stunde, dann . . . ! Ja, was dann? Wird mir wirklich mein Ideal verkörpert entgegentreten oder werde ich eine furchtbare Enttäuschung erleben? (Ist langsam nach vorn gekommen. Erschrocken.) Hedwig!

Hedwig (steht erschrocken auf). Philipp!

Philipp (für sich). Sollte sie wissen, daß ich hier ein Rendezvous . . . ? (Hedwig will sich entfernen.) Wohin gehst Du?

Hedwig. Du wirst doch nicht glauben, daß ich um diese Stunde allein mit einem fremden Manne hier bleibe?

Philipp (bitter). Mit einem fremden Manne! Dein Gatte ist Dir ein fremder Mann!

Hedwig (schroff). Ist das meine Schuld?

Philipp (zögernd). Hedwig, ich . . . wenn Du nicht in zu unfreundlicher Stimmung wärest, wünschte ich mit Dir zu reden.

Hedwig (bleibt stehen, für sich). Er will mir Vorwürfe machen! (Eaut, trotzig, herausfordernd.) Nun?

Philipp. Wollen wir uns nicht setzen? Ich möchte mich nicht ermüden . . . ich bedarf morgen meiner Kräfte.

Hedwig (tritt rasch näher, angstvoll). Du willst Dich schlagen!

Philipp (verwundert). Nun, was kümmert das Dich? (Bitter.) Ich bin Dir ja „ein fremder Mann“ und die Kugel, die mir vielleicht den Tod bringt, bringt Dir Erlösung. Du kannst ihr ruhig entgegen sehen!

Hedwig (wendet sich ab, schauernd für sich). Ich kann ihr ruhig entgegen sehen! O mein Gott!

Philipp. Setzen wir uns! (Setzt sich links vorn. Sie läßt sich rechts, möglichst entfernt von ihm, auf eine Bank nieder. Er steht wieder auf.) Aber ich würde es vorziehen, die Entfernung zwischen uns etwas zu verkleinern; man braucht da drinnen nicht zu hören, was ich Dir zu sagen habe. (Setzt sich neben sie auf die Bank. Sie rückt ängstlich an das äußerste Ende derselben. Er betrachtet sie voll Schmerz und Zorn.) Flöß' ich Dir denn gar so grenzenlosen Abscheu ein, Hedwig?

Hedwig (herb). Zur Sache!

Philipp. Mein Gott, ich bin bei der Sache! Warum hassst Du mich?

Hedwig (springt in leidenschaftlicher Erregung auf, tritt vor ihn hin). Warum ich Dich hasse? Und das fragst Du? Hast Du mir nicht alles geraubt, was dem Dasein Reiz und Werth verleiht: meine Jugend, meine Freiheit, meine Ideale? (Schwärmerisch.) O wie schön war mein Leben, ehe Du es zerstörtest! Das Leben eines Vogels, der sich in den Aether schwingt und der Sonne entgegen jubelt! Das Herz voll Liebe, die Seele erfüllt von dem einzigen sehnächtigen Wunsche, die ganze Welt glücklich zu machen! Da kamst Du! Du! (Immer erregter.) Und beschmittest mir die Schwingen, und sperrtest mich in den Käfig, daß ich

statt der weiten freien Gottesnatur nichts mehr sah als meine Kerkerwände und Dich! — Dich, meinen Kerkermeister! Und Du fragst, warum ich Dich hasse?

Philipp (starrt sie an, stammelnd). Wache ich denn oder träum' ich? So sprichst Du, Du, die stets so kalt, so ironisch, so gleichgiltig war? Diese Leidenschaft, diese Blut . . . ?!

Hedwig (bitter). Wunderst Du Dich, daß unter Deiner Behandlung noch nicht alles in mir erstorben ist? [Daß in diesem geknebelten Herzen noch Platz ist für Gefühle und in diesem geknechteten Hirn noch Raum für Gedanken?] O, Dein Verdienst ist das nicht! Hätte mir nicht ein barmherziges Schicksal einen Mann zugeführt, der mir alles bot, was Du mir versagtest: ein Herz, Verständniß, Liebe — so wäre ich freilich in der eisigen Atmosphäre, mit der Du mich umgeben, längst zum Eiskloß geworden! Er aber . . .

Philipp (steht bestig auf). Schweige von ihm.

Hedwig (erzittert). Wie? Schweigen von dem Manne, der mir erst das Leben erschlossen, der mich gelehrt hat, für den Jammer meines Daseins Trost zu finden in einer höheren idealen Welt? Nie! Nie werde ich aufhören, ihn als meinen Retter, als meinen Erlöser zu preisen, dem jede Regung meines Geistes und jeder Schlag meines Herzens gilt!

Philipp (donnernd). Nun ist's genug! Schweige von ihm oder . . . !

Hedwig (leise, zischend). Du tödtest ihn — ich weiß es! Gut! Thu's! Nimm mir das letzte, was ich auf Erden habe! (Erhaben). Das aber schwöre ich Dir: der Streich, der ihn trifft, trifft auch mich! Nicht um eine Stunde will ich seinen Tod überleben!

Philipp (entsetzt). Hedwig! (Wendet sich ab, tief ergriffen, leise.) Wie mußt Du ihn lieben!

Hedwig (schwärmerisch). O, wie sollte ich ihn nicht lieben? Welche Fülle von Liebe lag in meinem Herzen aufgespeichert, begierig, sich über den zu ergießen, der danach verlangen würde! Aber niemand, niemand verlangte danach! Bis er kam! Er! (Mit plötzlich ausbrechender Angst, lebend.) O Philipp, nein, nein, tödte ihn nicht! Ich war vorhin wahnsinnig — der Zorn sprach aus mir — vergiß es! Tödte ihn nicht! Laß ihn mir . . . nein, nicht mir, ich will nichts mehr von ihm . . . nur laß ihn leben! Ich will ja alles thun, was Du verlangst . . . ich will Dir ein ergebenes Weib sein . . . ich . . . ich will versuchen, ihn zu vergessen und Dich zu lieben . . . ja, beim allmächtigen Gott, Philipp, ich will's versuchen — nur tödte ihn nicht!

Philipp (für sich, qualvoll, von Eifersucht erfaßt). Wie muß sie ihn lieben!

Hedwig. Du schweigst! Großer Gott, rührt Dich denn nicht meine Angst? (Wirft sich auf die Knie.) Sieh, hier zu Deinen Füßen . . .

Philipp (erschüttert, will sie aufheben). Hedwig! Was thust Du! (Für sich, wie oben.) Und alles für ihn!

Hedwig. Ich stehe nicht auf, bis Du mir nicht versprochen . . .

Philipp (für sich). Welche Fülle von Liebe geht mir hier verloren! (Nach kurzem Kampfe, laut.) Nun denn . . . schon um Dir zu beweisen, daß ich nicht das Ungeheuer bin, für das Du mich hältst: er . . . soll leben!

Hedwig (auffauchzend). Philipp! (Springt auf, will sich ihm in unwillkürlicher

rascher Regung an den Hals werfen, besinnt sich, weicht scheu, verlegen zurück). Ich . . . ich danke Dir!

Philipp (nach einer Pause). Hedwig, Du hast mir vorhin eine Reihe von Vorwürfen gemacht, die ich leider nicht zu entkräften imstande bin: sie sind gerechtfertigt. Aber bist Du auch ganz sicher, ob ich nicht vielleicht ein Recht hätte, sie Dir zurück zu geben?

Hedwig. Wie?

Philipp. Ich habe mir eins vorzuwerfen: daß ich um Dich warb ohne Liebe. Allein, wardst nicht auch Du die Meine ohne Liebe? Und aus diesem gemeinschaftlichen großen Fehler entsprangen alle die kleinen, mit denen wir uns seither das Leben verbitterten.

Philipp (leise). Du magst recht haben.

Philipp. Ich habe heute, wo ich vor einem so ernstern Ereignisse stehe, Einklehr in mich gehalten und dabei die Ueberzeugung erlangt, daß denn doch wohl zwischen uns manches anders und besser stehen könnte, wenn wir nicht stets einer Verständigung so ängstlich aus dem Wege gegangen wären. Und so möchte ich wenigstens zum Theil unser Veräumniß wieder gut machen und Dich vor allem um Verzeihung bitten, für alles üble, das ich Dir während unserer Ehe bewußt und unbewußt zugefügt habe.

Hedwig (starrt ihn überrascht an). Ah!

Philipp (herzlich). Wenn auch von einem ferneren Zusammenleben zwischen uns nicht die Rede sein kann, können wir nicht wenigstens als Freunde scheiden?

Hedwig (wie oben, für sich). Ist das mein Gatte, der so spricht?

Philipp. Ich habe in dieser Stunde zum ersten Mal Gelegenheit gehabt, einen tieferen Blick in Dein Inneres zu thun und — ich muß gestehen — ich bin überrascht und beschämt.

Hedwig (stolz bewegt). Wirklich?

Philipp. Ich war ein kurzsichtiger Thor, ich wußte nicht, wen ich zum Weibe hatte. Und Dir — sollte es Dir nicht ähnlich ergangen sein? Ich kann mich nicht selbst loben, aber wenn Du nicht so sehr gegen mich eingenommen wärst, würdest vielleicht auch Du finden, daß ich nicht so ganz verabscheuungswürdig bin.

Hedwig (blickt ihn unsicher an, leise). Es sollte mir leid thun, wenn ich Dir Unrecht gethan hätte.

Philipp. Die Umstände sind schuld, daß wir uns gegenseitig verkannten — sie haben uns auf den Punkt geführt, auf dem wir uns befinden. Müssen wir uns nun unser Unglück noch dadurch erschweren, daß wir einander befeinden?

Hedwig (mit schwerer Herzlichkeit). Nein, Philipp, das müssen wir nicht.

Philipp. So seien wir wenigstens Freunde, da wir einander nicht mehr sein können, und erleichtern wir es uns nach Kräften, glücklich zu werden!

Hedwig (für sich). So hab' ich ihn noch nie gehört!

Philipp (bietet ihr die Hand). Willst Du, Hedwig?

Hedwig (legt die ihre hinein, blickt ihn voll an). Gern, Philipp!

Philipp (behält die Hand in der seinen und betrachtet sie sinnend, während er sich wieder auf die Bank setzt und sie sanft neben sich nieder zieht). Es lastet mir drückend auf

dem Herzen, daß ich niemals, seit ich mir diese schöne Hand zu eigen gab . . . und sie ist schön, Deine Hand, Hedwig! (Küßt dieselbe.)

Hedwig (lächelnd und schmelzend). Das bemerkst Du ein wenig spät, mein Freund!

Philipp. Ja, ich erkenne jetzt meine Sünde: ich war stets blind gegen Deine Vorzüge! Niemals ist es mir eingefallen, die Linien dieser schönen Hand zu befragen, ob sie mir nicht vielleicht mein Lebensglück zu künden hatten? Und jetzt . . . jetzt bebe ich zurück vor dieser Frage, denn, siele die Antwort bejahend aus, ich wäre mein Leben lang den schwersten Selbstanklagen preisgegeben. Wir müssen uns trennen, und Du . . . (mit eifersüchtiger Betonung), Du wirst glücklich werden mit einem anderen!

Hedwig (wendet sich ab, mit unwillkürlicher Bitterkeit). Wie auch Du bald genug Trost finden wirst in den Armen einer anderen!

Philipp (zögernd). Ich muß Dir gestehen, Hedwig, auch ich — habe das Ideal meiner Träume bereits gefunden.

Hedwig (fährt herum, rasch). Wie! Schon gefunden!

Philipp. Schon vor Monaten.

Hedwig (steht auf). Vor Monaten! (Erregter.) So hast Du mich bisher hintergangen! (Bitter lächelnd). Aber freilich, was ist natürlicher, als daß Du eine andere liebenswerther fandest als mich unbedeutendes Geschöpf, das noch zum Ueberfluß seine wenigen guten Eigenschaften so sorgfältig vor Dir verbarg!

Philipp. Ja, von dieser Sünde kann ich Dich nicht freisprechen. Enthüllte mir doch erst diese Stunde die Tiefe Deines Gemüths!

Hedwig (mit schüchternen Innigkeit). Mein armer Philipp! Ich war wohl oft recht abscheulich gegen Dich?

Philipp (sanft). Du übtest nur Wiedervergeltung, meine arme Hedwig; denn wie abscheulich war ich nicht oft gegen Dich!

Hedwig (eifrig protestirend). O, nur wenn ich Dich dazu herausgefordert hatte, Philipp!

Philipp. Ich legte es wohl absichtlich darauf an, daß Du mich herausfordern müßtest!

Hedwig. Nicht doch! Du bist ungerecht gegen Dich.

Philipp. Nein! Aber Du gegen Dich.

Hedwig (schallhaft). Fängst Du schon wieder an zu streiten? (Er lacht.) Theilen wir lieber unsere Schuld und verzeihen wir uns gegenseitig! (Bietet ihm beide Hände.)

Philipp (zieht sie sanft an sich). Von ganzem Herzen! (Küßt sie auf die Stirn.)

Hedwig (tritt zurück, starrt ihn an, stammelnd). Was thust Du!

Philipp (ebenfalls vorlegen). Ich glaube, ich . . . habe Dich geküßt.

Hedwig (wie geistesabwesend). Du hast mich — geküßt!

(Pause.)

Philipp (plötzlich leidenschaftlich ausbrechend). O Hedwig! Hedwig! Warum hat uns diese Stunde so spät geschlagen!

Hedwig (wendet sich in tiefer Bewegung ab). O schweig!

Philipp. Wie viele selige Stunden hätten wir nicht verleben können, Stunden, die uns das Uebermaß des Glückes zu Sekunden verkürzt hätten und die doch eine Unendlichkeit überirdischer Wonnen in sich geborgen hätten!



Gemüthliche Einquartierung.
Nach dem Originalgemälde von J. E. Gaiger.

Hedwig. Philipp!

Philipp. Warum haben wir uns nicht in traulichem Geplauder die Herzen und Seelen erschlossen, um uns dieses jammervolle Dasein in ein Paradies der Liebe umzuwandeln!

Hedwig (reicht ihm mit überwältigenden Gefühlen beide Hände). Ach Philipp! Philipp! Warum machst Du mir das Herz so schwer! Die Stunden des Glückes, die wir verjäumt, sie lassen sich ja nie wieder nachholen.

Philipp (dummi). Nie wieder! (Mit verhaltener Leidenschaft.) Wir werden nie die Seligkeit jener Momente kennen lernen, in denen man sich nur aus den Augen das Unausprechliche liest, das die Tiefen der Seelen durchbebt, und von den Lippen die Blut und Leidenschaft trinkt, welche die Körper durchloht, in denen uns jeder Schlag unserer Herzen jenes allgewaltige Gefühl verkündet, das die Menschen zu Göttern macht! Nie! (Fortgerissen.) Und doch, einmal, Hedwig! (Reißt sie, die wie betäubt steht, an sich und bedeckt ihr Haupt mit Küssen.)

Hedwig ruht selbstvergessen einen Moment an seiner Brust, reißt sich dann plötzlich los, flüchtet nach vorn; wie sich bestimmend, erschrocken, leise). Hilmar! (Will schon an Philipp vorüber nach hinten.)

Philipp (vertritt ihr den Weg). Du gehst?

Hedwig. Wir sind schon zu lange hier allein. Was sollen die Leute davon denken!

Philipp. Was sollen sie denken? Bin ich nicht Dein Gatte?

Hedwig (starrt ihn an). Mein . . . ? Ah! Ja — ja!

Philipp. Und dem Gatten kannst Du eigentlich einen Kuß nicht wehren! (Nähert sich ihr.)

Hedwig (weicht zurück, gezwungen lachend). Die Männer! Die Männer! Nicht einmal ihrem Ideal bleiben sie getreu, um wieviel weniger ihren Frauen!

Philipp (stehend). Hedwig!

Hedwig (gewinnt allmählich ihren Humor wieder, neckend und stehend). Was sieht Sie an, mein Herr? Soll ich mir von Ihrem Ideal die Augen auskratzen lassen? (Er hascht und umschlingt sie; sie sträubt sich schwach.) Sie werden zu kühn, mein Herr! (Er küßt sie.) Um Gottes willen, leise! Es sind Leute im Nebenzimmer!

Philipp (bebend). Jawohl, leise, ganz leise! (Küßt sie.) Ich glaube, ich küsse Dich heute zum ersten Mal!

Hedwig (leise, selig lächelnd). O nein — als ich noch Braut war, da hast Du mich wohl geküßt . . . aber nicht so . . . nicht so . . . ! (Erwidert heiß seinen Kuß, reißt sich dann los, eilt zur Thür.)

Philipp. Hedwig! (Breitet die Arme aus.)

Hedwig (bleibt stehen, blickt sich um, stürzt sich in seine Arme, reißt sich sofort wieder los und eilt davon.)

Philipp (allein, steht lange unbeweglich, leise). War das ein Traum? — Ja, ein Traum . . . ein süßer Traum . . . ! Ich habe sie geküßt . . . und sie . . . ! O Gott, wie schön ist dieses Weib! Und mir verloren für immer!

Dritter Auftritt.

Philipp. Wallau.

Philipp (will beim Anblick Wallaus gehen, besinnt sich aber plötzlich und tritt ihm entgegen). Herr von Wallau, wir wollen uns morgen die Gurgeln

abzuschneiden. Aber ich bin ein neugieriger Mensch und möchte wenigstens wissen, warum ich morgen vielleicht sterbe. Was veranlaßte Sie gestern, mich, einen alten Bekannten, so tödtlich zu beleidigen?

Wallau (zornig). Herr, Sie haben die Stirn . . . ?!

Philipp (sich verbeugend). Sie um Beantwortung dieser Frage zu bitten, jawohl, da ich nicht gern annehmen möchte, daß ich es mit einem Rasenden zu thun habe, der in einem Anfälle von Sinnenverföhrtheit sprach und handelte.

Wallau. Genug! Ich werde Ihnen beweisen, daß ich wenigstens noch soweit bei Sinnen bin, um Ihnen die verdiente Züchtigung angedeihen lassen zu können! — Haben Sie nicht gestern auf Ehre erklärt, daß Sie zu Frau von Dreisen in keinem intimeren Verhältniß stehen?

Philipp. Nun? Was weiter?

Wallau. Was weiter? Sie wechseln Briefe mit der Dame!

Philipp (verblüfft). Ich? Briefe mit Frau von Dreisen?

Wallau. Sie sind Hilmar, wie Sie selbst gestanden; Sie erhielten gestern Nachmittag einen Brief unter dieser Adresse; dieser Brief war von Frau von Dreisen.

Philipp. Von Frau von . . . ? Hahaha! Sie machen wahrhaft überraschende Wize, Herr von Wallau!

Wallau. Ich mache keine Wize, Herr von Ottenstedt, und bitte Sie dringend, Ihre heitere Laune ebenfalls zu zügeln!

Philipp (starrt ihn an). Sie sagen also im Ernst, daß Frau von Dreisen gestern an mich geschrieben? An Hilmar? Diesen . . . (reißt einen Brief aus der Tasche) diesen Brief hier?

Wallau (wirft einen Blick darauf). Diesen Brief! Jawohl!

Philipp (in steigender Erregung). Es ist nicht möglich! Sie täuschen sich! Sie müssen sich täuschen!

Wallau. Nein! Ich sah ihn bei Frau von Dreisens Zofe.

Philipp (für sich). Es kann ja nicht sein! Frau von Dreisen Diana! Das ist absurd!

Wallau. Das Billet, das Sie später beim Thee empfangen, war ja ebenfalls von ihr!

Philipp (faßt ihn heftig am Arme). Woher wissen Sie . . . ?

Wallau. Ich sah, wie es Frau von Dreisen heimlich dem Kommerzienrath übergab, der es in das Notenheft legte.

Philipp (vernichtet, für sich). Also wahr! Wahr! Diese oberflächliche Salondame mein Ideal! Und diese Briefe nichts als ein kokettes Spiel mit erborgten Gedanken und erlogenen Gefühlen! (Schlägt sich in bitterem Schmerz vor die Stirn.) O Hedwig! Hedwig! Welch grenzenloser Thor war ich!

Wallau. Nun, mein Herr?

Philipp (trübe lächelnd). Ja, es scheint wirklich, daß ich zu Frau von Dreisen in einem intimen Verhältniß stehe! Kommen Sie — ich erkläre Ihnen alles — es ist ein veritabler Roman.

Wallau. Dessen Held Sie sind?

Philipp (mit Galgenhumor). Ein Held von der traurigen Gestalt, jawohl! (Beide ab rechts, während links Helene und Hedwig eintreten.)

Vierter Auftritt.

Helene. Hedwig.

Helene (beutet ihnen nach). Dein Gatte! Er hat ohne Zweifel auch den Ort inspicirt, wo das Rendezvous stattfinden sollte. (Eustig hinter ihm drein sprechend.) War er nicht gut gewählt, mein Herr? Dufstig, lauschig, dämmerig — wie geschaffen für die Begegnung zweier so schwärmerischer Wesen? — Aber . . . warum lässest Du denn die Flügel so hängen, lieber Schmetterling? Sind sie schwer von den Thränen, die Du über die Verzögerung der Zusammenkunft mit Deinem Ideal geweint?

Hedwig (nervös). Verschone mich um Himmels willen mit Deinen Malicen! Ich bin ohnehin in einer Aufregung!

Helene (besorgt). Aber, Kind, was fehlt Dir denn eigentlich?

Hedwig. Was mir fehlt? Klarheit fehlt mir! Ich bin von den qualvollsten Zweifeln zerrissen . . . Die entgegengesetztesten Wünsche kreuzen sich in mir . . . Hilmar . . . Philipp . . . sie streiten sich in meinem Herzen um mich . . . und ich . . . ich möchte . . . ich wünschte . . . ich will . . . (sinkt, vor Erregung fast schluchzend, auf eine Bank vorn). O Gott, ich weiß selbst nicht, was ich will!

Helene. Nun, ich hoffe, Du erinnerst Dich wenigstens zur rechten Zeit an Buridans Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er sich für keins von beiden entscheiden konnte!

Fünfter Auftritt.

Borige. Möller.

Möller (für sich). So! Dieses Vergnügen wäre überstanden. (Bemerkt Helene, die nach hinten kommt.) Ah, gnädige Frau!

Helene. Wie, Verwegener? Sie wagen es, mir noch einmal unter die Augen zu treten?

Möller. Warum nicht? Bin ich mir doch keiner Schuld bewußt!

Helene. Ist es nicht Ihre Schuld, daß gestern das Billet in Hände gelangte, die . . .

Möller. Die es zurückgaben, als sie den Irrthum erkannten.

Helene. Wie? Herr von Ottenstedt . . . ?

Möller. Ist nicht der Mann, fremdes Eigenthum zu behalten.

Helene. So hätte er am Ende das Billet gar nicht gelesen?

Möller (ausweichend). Nur Hilmar hat es gelesen.

Helene. Und kommt zu dem Rendezvous?

Möller. Auf Flügeln der Liebe, verlassen Sie sich darauf! Doch . . . da beginnt die Musik wieder . . . (für sich). und diese Tourtanze ich nicht mit meiner Frau! (Laut.) Ich eile zu meiner Tänzerin! (Verbeugt sich, ab.)

Sechster Auftritt.

Hedwig. Helene.

Helene (eilt zu Hedwig). Auf! Auf! Er kommt!

Hedwig (gleichgültig). Wer?

Helene. Er! Hilmar! Das Ideal!

Hedwig (erfreut und bestürzt zugleich). Was sagst Du?

Helene. Philipp hat Dein Billet ungelesen zurück gegeben — (Hedwig steht rasch auf) Hilmar hat es empfangen — (blickt auf ihre Uhr) in fünf Minuten ist er hier!

Hedwig. O mein Gott! Jetzt! Jetzt!

Helene. Und Du hast noch keine Rose! Rasch zu Deinem Bouquet! (Zieht sie fort.) Und den Kopf in die Höhe! Zum Empfange Deines Ideals mußt Du doch die hellsten Freudenfeuer in Deinen Augen entzünden und die frischesten Rosen auf Deinen Wangen erblühen lassen? (Weirt ab hinten links, während sich rechts Wallau und Philipp nähern.)

Siebenter Auftritt.

Wallau. Philipp.

Philipp. Das ist der Sachverhalt.

Wallau. Und mir bleibt nichts übrig, als Ihnen die gestrige Beleidigung von Herzen abzubitten. (Sält ihm die Hand hin)

Philipp (schüttelt dieselbe). Wir waren beide betrogen. Wollen Sie uns beide rächen?

Wallau. Wie könnte ich das?

Philipp. Es ist mir unmöglich, mich dieser Dame als Hilmar zu erkennen zu geben. Aber wenn Sie meine Rolle spielten . . . ?

Wallau (lebhaft). Ha! Das wäre . . . !

Philipp. Sie kennen jetzt die Verhältnisse . . . der Ort des Rendezvous ist hier . . . (zieht ein Packet Briefe aus der Tasche, reicht sie ihm) hier sind die Briefe, die Sie der Dame zu übergeben haben . . . (nimmt eine Nessel aus dem Knopfloch und steckt sie Wallau an) diese Nessel ins Knopfloch — ja! — und Hilmar ist fertig!

Wallau (grimmig lachend). Hahaha! Ich will ihre Verblüffung sehen, wenn ich mich als das Ideal entpuppe, das sie mit so honigsüßen Phrasen regalirt hat!

Philipp. Könnte ich nur Zeuge sein! Dieser Anblick würde mir wenigstens einen kleinen Trost gewähren. (Zieht die Uhr.) Sie muß jeden Augenblick erscheinen. (Wird sich um.) Giebt es hier denn keinen Versteck? — Ah! Diese Laube! (Tritt in die Laube von links.) Spielen Sie Ihre Rolle gut!

Wallau. Unbesorgt! (Öffnet einen der Briefe.) Ich werde mich noch rasch ein wenig darauf vorbereiten. (Liest, wobei er die rechte Seite mit der Nessel dem Hintergrunde zuwendet.)

Achter Auftritt.

Vorige. Hedwig. Helene.

Hedwig (eine Theerose in der Hand, zu Helene zurück sprechend). Bleibe in der Nähe. (Sieht Wallau, zuckt zusammen.) Ha!

Helene. Was ist Dir?

Hedwig. Die Nessel! (Reibt sich die Augen.) Trägt er nicht die Nessel?

Helene (lacht). Wer? Wallau? (Blickt hin.) Beim Himmel!

Hedwig (stammelnd). Also wäre er . . . ? (Aurchtbar enttäuscht.) Er!! O mein Gott!

Helene (zornbevend). Der Heuchler! Der Verräther!

Hedwig. Dieser blasirte Mensch, dieser Eisberg, er mein Ideal!

Helene. Es ist schändlich!

Hedwig. Und dafür verscherzte ich die Liebe meines Gatten! (In Verzweiflung.) O Philipp!

Helene (röthlich). Gieb mir die Rose!

Hedwig. Was hast Du vor?

Helene. Nun, willst Du etwa mit diesem Hilmar . . . ?

Hedwig (heftig). Nie! Nie!. (Reicht ihr die Rose.)

Helene (befestigt die Rose im Gürtel). O, ich werde uns rächen! (Drängt

Hedwig hinter eine Gebüschgruppe rechts, nähert sich Wallau, klappert geräuschvoll den Fächer zusammen.)

Wallau. Aha! (Verbeugt sich, ironisch). Gnädigste Diana!

Hedwig (für sich). Also wirklich er!

Helene (für sich). Der Abscheuliche!

Philipp (für sich). Wirklich sie!

Wallau. Gestatten Sie mir, Ihnen meine demuthsvollsten Huldigungen zu Füßen zu legen.

Helene. Nehmen Sie sich in Acht, Herr — Hilmar! Meine Füße könnten sich versucht fühlen, Ihre Huldigungen etwas unsanft — abzulehnen!

Wallau (ironisch). Ah! Sie verhielten sich doch bisher nicht so abstoßend gegen dieselben?

Helene. Weil ich bisher nicht wußte, daß sie von einem treulosen Menschen kamen, der mir seine Liebe betheuert und gleichzeitig . .

Wallau (mit gespielter Zerknirschung). Mit Ihnen heimlich korrespondirt!

Helene. Das ist keine Entschuldigung! Sie wußten nicht, daß ich Diana sei, und haben mich folglich betrogen!

Wallau. Wie Sie mich betrogen haben, gestrenge Diana, indem Sie mich an Ihre Liebe glauben ließen und gleichzeitig mit diesem Hilmar . . .

Helene. Mit Ihnen, mein Herr!

Wallau. Sie wußten nicht, daß ich Hilmar sei!

Helene. Natürlich nicht! Sie wußten sich ja so vortrefflich zu verstellen! Sie spielten den blasirten Ehemann, der die Freuden der Welt in Uebermaß genossen, und erzeugten so in mir den Wahn, daß ich Sie mit ein wenig Klugheit wieder in einen passablen Ehemann verwandeln könne . . .

Wallau (verbeugt sich, ironisch). Ich bin trostlos, Ihre wohlmeinenden Absichten zu Schanden machen zu müssen.

Helene. Nun erkenne ich, daß Sie ein überspannter Schwärmer sind, der nebelhaften Illusionen nachjagt, statt die Wirklichkeit mit offenem Aug' und Herzen zu erfassen. Solche Leute gehören . . . ich bin zu höflich, Ihnen zu sagen, wohin!

Philipp (für sich, schwermüthig nickend). Ins Irrenhaus!

Wallau. Sie vollziehen Ihren Rückzug mit einer strategischen Geschicklichkeit, die mir lebhaftes Mitgefühl für den Armen einflößt, der einst den ehelichen Krieg mit Ihnen durchzukämpfen haben wird.

Helene. Meinen Rückzug? Sie glauben, meine Verachtung für . . . für Herrn Hilmar wäre . . .

Wallau. Ein kleines Scheinmanöver, Fräulein Diana, das ich ungalant genug bin zu durchschauen! (Deutet auf die Briefe in seiner Hand.) Man pflegt so — geisttriefende Briefe nicht einem Manne zu schreiben, den man — für einen Narren hält.

Helene. Und wenn ich mir nun das Vergnügen gestattet hätte, den Narren ein wenig — am Narrenseil herum zu führen?

Philipp (schlägt sich vor die Stirn). Ich Thor! Genarrt! Von ihr!

Wallau (freudig erregt). Wär's möglich? Ein Spiel?

Helene. Bei dem Sie der Einfaß waren, jawohl! Nun, ich habe das Spiel gewonnen und (verbeugt sich malitiös) verzichte auf den Gewinn!

Neunter Auftritt.

Vorige. Möller. Gertrud. Syller.

Syller (hinter dem fliehenden Möller). Wer ist Chlodio?

Möller (zu Helene). Um's Himmels willen, schützen Sie mich vor diesem lebendigen Fragezeichen!

Helene. Soll ich es in ein verblüfftes Ausrufezeichen verwandeln? (Zeigt auf Wallau.) Hier steht Chlodio!

Möller. Herr von Wallau? Hahaha!

Gertrud. Ist's möglich?

Syller (lächelnd). Frau von Dreisen, ich bin zwar verblüfft, aber ich fühle mich noch immer als Fragezeichen!

Helene. Wie?

Syller. Herr von Wallau kann Chlodio gar nicht sein. Wie hätte er auf seiner Reise Zeit finden sollen, einen dickleibigen Roman zu schreiben?

Hedwig (tritt halb hervor, hoch aufathmend, erregt). Ha!

Helene (freudig betroffen). Es ist ja wahr — Sie waren ja fern — Sie können diese Briefe gar nicht begangen haben!

Wallau (spöttisch). Ja, das Irrenhaus wird sich auf meine Inwohnerschaft noch ein wenig gedulden müssen!

Helene. Verzeihen Sie mir! Aber . . . wie kamen Sie dazu, sich für Chlodio auszugeben?

Wallau (bösbast). Das Narrenseil, Fräulein Diana, übt nicht bloß auf Sie einen verführerischen Reiz!

Hedwig (tritt rasch heran). Sie wissen, wer Chlodio ist?

Gertrud. Gestehen Sie, ehe ich vor Neugierde verbrenne!

Möller (troden). Beeilen Sie sich ja nicht, Herr von Wallau!

Syller. Wer ist Chlodio?

Philipp (tritt vor). Ich bin es. (Alle prallen zurück.)

Hedwig (sinkt auf eine Bank). Allmächtiger!

Helene (ungläubig). Ist das ein schlechter Scherz?

Syller. Sie! (Reißt sein Notizbuch heraus, schreibt eifrig.)

Philipp. Mein Geständniß kann mir jetzt nur Spott und Hohn einbringen, aber ich will dies als verdiente Strafe für meine Thorheit hinnehmen. Ich besaß ein edles Weib, ein Ideal im wahren Sinne des Wortes; (Hedwig hebt selig aufhorchend den Kopf) aber, statt mich seines Besitzes zu freuen, jagte ich einem schattenhaften Idol nach, das mir jetzt höhnisch zuruft, daß es mich genarrt. (Nimmt Wallau die Briefe aus der Hand, reicht sie Helene dar.) Gnädige Frau, hier sind Ihre Briefe.

Hedwig (kürzt vor, entreißt ihm die Briefe, jubelnd). Meine Briefe, Philipp! Ich habe sie geschrieben! Ich bin Diana! Der Kontrast zwischen der früheren namenlosen Enttäuschung und dem jetzigen unsäglichen Glück muß besonders hervortreten)

Philipp (taumelt zurück). Ha!

Möller. Mir steht der Verstand still!

Eyler. Da hab' ich ja meinen Lustspielstoff! (Schwingt das Notizbuch.) Und eine Sensationsnachricht dazu. (Gibt ab.)

Wallau (freudig zu Helene). Ist's denn möglich?

Helene (lächelnd). Ja, Ihre Furcht vor meinem strategischen Genie war ganz und gar unbegründet!

Wallau. Und ich dürfte also den bewußten Krieg mit Ihnen wagen? (Sie sprechen leise weiter.)

Hedwig (jubelnd zu dem sprachlos dastehenden Philipp). Du glaubst mir nicht? Ich bin's, mein Hilmar! Umarme Deine Diana! (Stürzt sich an seine Brust.)

Philipp (mit einem Wonneschrei). Du!! O Gott im Himmel! Das ist zu viel der Seligkeit! (Umschlingt sie.)

Möller. Na, die mußten erst ein Meer von Tinte durchschwimmen, um sich als ihre Ideale zu erkennen. Was meinst Du, wenn wir's auch mit diesem Mittel versuchten?

Gertrud. Ach, ich fürchte, uns dürfte selbst durch — Tinte nicht mehr zu helfen sein!

Philipp (glücklich lächelnd). Wir werden künftig auch nur noch das mündliche Verfahren anwenden, nicht wahr, Hedwig! (Versucht sie zu küssen.)

Hedwig (entflieht ihm, neckend, mit einer schallhaften Geste gegen das Publikum hin). Ja, aber unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, mein Herr!

Der Vorhang fällt.





Das Sittengericht der Handschuhe.

Nach dem Französischen (la Silhouette) von malgré lui.

Am Vormittag nach dem Balle der Gräfin E. traf sich eine kleine Gesellschaft in dem Salon der kleinen, geistreichen Komtesse de S. Verschiedene Herren und einige junge Damen waren gekommen, um sich nach dem Befinden der Komtesse zu erkundigen, welche der glänzenden Soirée nicht beigewohnt hatte.

Die Unterhaltung war wenig belebt. Man spürte noch die Ermüdung und Anstrengung der Nacht. Da rief eine ganz banale Phrase, vom Zufall diktiert, um das monotone Schweigen zu unterbrechen, folgendes pikante und geistreiche Gespräch hervor.

„Baronin von Sp. ist aus Schweden angekommen“, sagte eine Dame, „sie hat mir ein Paar Handschuhe mitgebracht, so frisch und so bequem, daß man sich nichts besseres vorstellen kann.“

„Apropos, der Handschuh“, fuhr eine andere fort, „ist es nicht wunderbar, daß bei einem so schmutzigen Wetter, daß in diesem harten und rauhen Winter die Herren nur helle Farben tragen? Ich habe diese Beobachtung seit einigen Tagen gemacht.“

„Ei, meine liebe Emilie“, erwiderte die Hausdame, „ahust Du denn den Grund nicht? Frage doch dort unsern jungen Herrn Lieutenant, der wird ihn Dir sagen: man will halt von den Handschuhen noch profitiren, welche am Tage vorher auf der Soirée gedient haben.“

„Sehr recht, bravissimo!“ riefen die Herren.

Die Komtesse fuhr fort: „Früher hat man uns den Charakter und die Sitten der Menschen aus den Gesichtszügen lesen lassen oder aus der Art der Krawattenschleife; eine neue Art wäre es, am Morgen nach einem Balle oder einer Gesellschaft den Charakter und die Thaten aus den Handschuhen abzulesen.“

Lebhafte Bitten bestürmten sofort die Komtesse, selbst einen solchen Versuch zu machen, indem wir alle versicherten, daß wir, wie es auch war, die Handschuhe mit uns führten, deren wir uns gestern Abend bedient hätten.

„Nun gut“, antwortete die Komtesse, „aber ich verspreche keine solch abwechselnden Schattirungen, solch scharfe Porträts wie die eines Lavater. Aber . . .“

„Sie werden wenigstens nachsichtiger sein“, meinte ein Hauptmann lächelnd.

„Im Gegentheil, Herr Hauptmann, ich werde streng sein; halt, fangen wir bei Ihnen an. Zeigen Sie Ihre Handschuhe.“

„Hier sind sie, meine Gnädigste“, war die Antwort des Soldaten, der seine Hände ausstreckte.

„Der Hauptmann hat sie aber sehr geschont“, meinte ein junges Mädchen, „sie sind gar nicht schmutzig.“

„Soll das ein Tadel sein, daß ich nicht mit Ihnen getanzt habe, mein Cousinchen? In meinem Alter, beinahe vierzig Jahre, tanzt man nicht mehr.“

„Sehr recht“, antwortete die Komtesse, „aber man — spielt.“

„Wie, Sie könnten glauben, daß ich vorgezogen hätte zu . . . ?“

„Herr Hauptmann, vertheidigen Sie sich nicht, ich klage Sie ja nicht an, es sind vielmehr Ihre Handschuhe, zerknittert und zerrieben, so oft Ihr Gegner den König wandte oder die Volte schlug. Sie haben viel verloren, Herr Hauptmann. Sehen Sie nur, von Ihrem linken Handschuh ist ein Stück abgerissen.“

„Aber, Komtesse, sie waren zu enge!“

„Diese Entschuldigung würde gelungen sein, wenn nicht Ihre rechte Hand stärker wäre.“

„Ich erkläre mich für besiegt“, seufzte der Hauptmann.

„Ich, gnädigste Frau“, rief der junge Graf von U. aus, Sohn eines französischen Pairs und studiosus juris, „ich fürchte Ihre Vorwürfe gar nicht.“ Dabei zeigte er seine Handschuhe.

„Sie haben viel getanzt“, sprach die Komtesse, „und verdienen unsere Anerkennung. Aber zu oft mit derselben Dame.“

„Aber, meine Gnädigste“, erwiderte der Graf stotternd, indem eine verwünschte Röthe sein Antlitz überzog, „was führt Sie auf diese Idee?“ —

„Diese Farbe à la Turteltaube, mein Herr, welche sich an den Fingern Ihres rechten Handschuhes zeigt . . .“

Der junge Graf erröthete noch mehr, und wunderbar, diese Röthe theilte sich der reizenden Cousine des Hauptmanns mit, welche sich beeilte, ihre Hände unter den Fransen ihrer Schärpe zu verstecken.

In diesem Augenblicke trat der Graf S. in den Saal zugleich mit Herrn von Bl., einem jungen Dichter, natürlich der neuen Schule. Der Graf S. hat ein schönes, interessantes Gesicht und ist bekannt wegen seines Geistes. Er liebt seine Frau herzlich, — aber er ist ein zu leichtsinniger Charakter.

Nachdem man beide über dieses neue Sittengericht aufgeklärt hatte, näherte sich der Graf S. sofort der Dame des Hauses. „Wollen Sie mir nicht auch meine Sünden offenbaren, Sie Ideal von Prophetin?“

Die Komtesse nahm seine Hände, betrachtete sie lange Zeit aufmerksam und allmählich schwand das Lächeln von ihren Lippen. „Sie haben nicht gespielt“, jagte sie.

„Nein, meine Gnädigste.“

„Sie haben auch nicht getanzt.“

„Auch das nicht.“

„Sie haben sich unterhalten . . . lange Zeit.“

„Sehr wahr, o hohe Beleda!“

„Mit einer Dame.“

„Das ist . . . Aber, schönste Zauberin, das giebt eine wirkliche Weichte!“

„Nicht eigentlich eine solche, Graf, denn Sie bekennen nichts mehr und ich — klage Sie an.“

„Nun gut, dann ist es an Ihnen, den Beweis zu führen.“

„Derfelbe ist nur zu leicht, Graf! Sehen Sie dort den schwarzen Kreis, welcher den Daumen Ihres linken Handschuhes umgiebt? Sie haben gespielt mit dem Räucherpfännchen der Herzogin von . . . Ich könnte sie nennen, aber ich muß schweigen. Unterdessen drückte Ihre Rechte die ihrige.“

„Aber mein rechter Handschuh?“ war die verlegene Frage.

„Ihr rechter Handschuh hat ohne Zweifel auf dem Boden gelegen zu oder unter Ihren Füßen, während Sie die Hand drückten, welche man Ihnen überließ. Sehen Sie, dort sind die Spuren eines Fußdruckes.“ —

„Warum sogleich anklagen“, meinte sein Freund schüchtern, „er wird seinen Handschuh beschmutzt haben, als er seine Schwester in den Wagen hob.“

„Oh, das war nicht der Graf!“ rief plötzlich der junge Lieutenant aus, hätte aber Erdenstücke gegeben, wenn er das Wort noch hätte zurückhalten können.

Nun entstand ein tiefes Schweigen für einige Augenblicke, welches alle sehr verlegen machte. Endlich brach der Graf dasselbe. „Ich gestehe mein Unrecht“, rief er halb verlegen, halb lächelnd aus, „aber ich schwöre.“

„Schwören Sie ja nicht, mein Freund“, unterbrach ihn die Komtesse mit einem reizenden Lächeln, ich kenne Ihre Liebe und . . . machen wir Frieden. Was aber Sie angeht, mein Herr“, damit wandte sie sich an den jungen Offizier, „so habe ich gar nicht nöthig, Ihre Handschuhe zu sehen, denn es scheint, daß das letzte Manöver ebenso wenig wie die Bälle des Herzogs von Chartres Sie eine Liebe haben vergessen lehren, welche nicht erwidert wird.“

Der Lieutenant wollte antworten, schwieg aber aus Rücksicht auf den Bruder seiner Geliebten. Jedenfalls umspielte ein Lächeln des Unglaubens seine Lippen.

„Doch jetzt zu Ihnen, Herr von Bl.“ (Es war der junge romantische Dichter).

„O, Herr von Bl. tanzt nicht!“ rief eine der jungen Damen, „er leidet am Magen.“

„Also wird er vielleicht auch eine Causerie an den Handschuhen sitzen haben?“ meinte eine andere.

„Himmel!“ rief die Komtesse aus, indem sie die Handschuhe des Dichters betrachtete. „Verlangen denn Ihre Magenbeschwerden, daß man solche Berge von Bonbons vertilgt und sie mit so viel Gläsern Punsch herunterspült, um in ungeheuren Eismassen das Ganze zu begraben?“

„Aber, gnädigste Frau!“

„Nun, mein Herr Magenleidender, sehen Sie die Finger Ihres rechten Handschuhes an. Oder sollen wir vielleicht glauben, daß es die Handschuhe dieser Damen waren, welche den Ihrigen diese gelben und grünen Flecke eingedrückt haben, die so wunderbar nach Vanille und Pistazie duften?“

Der arme Dichter mußte wohl oder übel mit den anderen lachen und die Thatsache eingestehen.

„Sie sind unerbittlich, Komtesse“, unterbrach der Hauptmann,

„aber nun haben Sie mit unserer Gesellschaft Mitleid, zwingen Sie jetzt lieber diese Damen zu einigen Bekenntnissen.“

„Aber, Herr Hauptmann, Sie wissen doch, daß man im Kriege nicht auf die Bundesgenossen schießt.“ —

N i p p s a c h e n .

Ein trauliches Stündchen. Wie reizvoll und behaglich liegt das Forsthaus inmitten der Bäume, deren Aeste und Zweige sich vor den Fenstern des Häuschens wiegen. Vorwitzig gucken einige grüne, kaum den Kinderschuhen entwachsene Blättchen in das freundliche Wohnzimmer, gleich als wollten sie ihr Theil sehen von dem Liebesglück des jungen Paares. Ein behagliches, wohlthuendes Halbdunkel herrscht hieselbst; emsiglich an den neuen Strümpfen ihres Ehegemals arbeitend, sitzt die junge Hausfrau am Tische, an dem der Förster soeben sein Vesperbrod verzehrte. Sie spricht nichts, sie lauscht still und hold verschämt den süßen Erinnerungen, die der geliebte Mann ihr vorplaudert, und diesmal ist's wirklich kein Jägerlatein, das der Gatte als richtiger Jägersmann sonst auch nicht verschmäht.

Unser Bild: **Auf der Wache** stellt eine kriegerische Scene aus den slavischen Ländern dar. Es sind drei bulgarische Reiter, welche, auf Vorposten commandirt, die Kruppe eines Hügels besetzt halten, um den Feind zu beobachten. Der eine der drei Soldaten schaut, mit der Hand die Augen beschirmend, in die weite Ebene, an deren fernem Grenzen er das feindliche Lager, wie ein feiner, heller Streifen am Rande des Planes sich abzeichnend, beobachten kann, während die beiden Kameraden im Haidegras liegend, sich gemächlich unterhalten. Nach kurzer Zeit wird die Bedette aufbrechen, um nach mehrstündigem Ritte im heimischen Lager zu berichten, was sie vom Feinde gesehen hat.

Die Gratulantin, ja, so heiß ich, da könnt ihr mich im Bilde sehn, mit einem Blumenstrauß stehn und frische heitre Frühlingslust schwellt freudig mir die junge Brust. Ihr fragt mich, wem ich gratulire? Denkt, daß der Frühling vor der Thür und deutet Euch den Blumenstrauß — versteht Ihr — sein symbolisch aus. Wenn Euch bestrahlt die junge Sonne, so denkt, es sei die Frühlingswonne, die Euch mit lachendem Gesicht im Bilde und auch im Gedicht zum Lenzegeburtstag gratulirt.

Gemüthliche Einquartierung. Es ist ein friedliches Bild aus schwerer Kriegszeit, das der Künstler in der gemüthlichen Situation auf unserer Illustration giebt. Der alte wettergebräunte Soldat des dreißigjährigen Krieges hat sich in einem Bürgerhause einquartiert und die barsfüßigen Kinder amüsiren sich darüber, wie der gutmüthige alte Kriegsmann sich mit ihnen amüsirt. Beim Glase Wein erzählt er den Kindern von seinen Kriegsfahrten und Abenteuern und die kleine Schaar hört ihm andächtig zu.

Friedrich Wilhelm IV. in Stendal. In der guten Provinzialstadt Stendal war man in großer Kummerniß darüber, daß eine Behörde, bei welcher viele Beamte beschäftigt waren, nach einer andern Stadt verlegt werden sollte. Man hätte es gerne gesehen, wenn durch eine nach Stendal versetzte Garnison ein Ersatz geschaffen würde, und es wurden Petitionen in diesem Sinne an den Monarchen und an die Regierung gerichtet. Da kam die frohe Nachricht, daß der König Stendal besuchen werde, und man gab sich der Hoffnung hin, daß die Angelegenheit dabei zu erwünschtem Entschluß gelangen dürfte. Große Empfangsfeierlichkeiten, Ehrenpforten u. s. w. wurden erbaut. Weißgekleidete Jungfrauen empfingen den König, die übliche Anrede wurde geredet, der König sprach einige gnädige Worte und fuhr durch die festlich geschmückte Stadt weiter. Später soll er geäußert haben: auf seine Anfrage an die Damen, womit er ihnen dienen könne, hätten alle einstimmig gerufen: „Ein Regiment!“ Die Damen stellten dies freilich in Abrede, und es ruhte geheimnißvolles Duster über der Sache.

Nach einigen Jahren kam der König wieder nach Stendal. Da fand kein feierlicher Empfang statt: vielleicht zürnten die Stendaler ihrem Herrscher oder es war sonst eine Verhinderung vorhanden. Gerade als auf dem Demplaze einige Knaben Ball spielten, schritt ein Offizier mit Gefolge dem Dome zu. Die Jungen folgten neugierig nach, als sich plötzlich der Offizier mit den Worten umwandte: „Jungens, könnt Ihr denn nicht einmal Hurrah! schreien? Ich bin ja Euer König!“ Vor Schreck konnten die verblüfften, zukünftigen Staatsbürger kaum diesem befehlenden Wunsche nachkommen. Als am nächsten Morgen die königlichen Equipagen durch die Straßen der Stadt rasselten, trat aus Neugierde eine biedere, alte Frau mit ehrwürdiger Nachtmilch an das Fenster und verbeugte sich ehrfurchtsvoll, als sie den König erkannte. Später äußerte dieser lachend: „In Stendal hat nur eine alte Frau in der Nachtmilch mir zum Abschied Ehren erwiesen.“

Die kleine Hygieia in Stube, Küche und Keller. Ein Hausfrauen-Brevier von M. Raymond. Verlag von R. Fug in Stuttgart, 1887. Preis M. 1,50 eleg. geb. „Die kleine Hygieia“ betitelt sich ein reizend ausgestattetes launiges Schriftchen des bekannten Humoristen M. Raymond; in ihm geißelt der beliebte Satiriker mit seinem Spott verschiedene Erscheinungsformen der „Hausfrau“, wie sie nicht sein soll! — Es genügt, die Titel der Mitglieder dieses weiblichen Struwwelpeters zu nennen, um die „Gründlichkeit“ unsers Satirikers erkennen zu lassen. Den Reigen eröffnet „Frau Rosa, die Kosmetische“, die sich täglich durch zwei kräftige Männer schnüren läßt, dann schließen sich „Portiuncula, die Wirtschaftliche“ und „Julia, die Modische“ an, sowie „Siglinda, die Stilvolle“, die eigentlich Marie heißt. „Emma, die Häusliche“ führt uns schließlich hinüber zum letzten Gesange, der „Eugenia, der Schöngestigen“ gewidmet ist. — Trefflich fürwahr ist Raymonds Tendenz: und stets hat er den Gestalten seiner humorvollen Phantasie Fleisch und Bein zu verleihen verstanden, daß sie lebensvoll vor uns stehen. Die Verse sind gewandt und launig; oftmals erinnern sie schier an die in ihrer Art unübertroffene Kraft der Verse eines Wilhelm Busch. So möge denn das Büchlein von der Hygieia bei vielen gebildeten Frauen freundliche Aufnahme finden; es hat's ehrlich verdient!

Der Zauber des Königs Arpus. Humoristischer Roman aus der Römischen Kaiserzeit von Wilh. Bölsche. Leipzig, Karl Reißner. 1887.

Die Reise zweier junger Römer nach Germanien, um daselbst zwölf Krüge edlen Bieres, den Zaubertrank des Schatten-Königs Arpus, des ersten Glücklichen, der Hopfen in den bisher faden Gerstensaft mischte, zu holen, beschreibt diese lustige Geschichte. Ganz reizend kleidet der urwüchsige Humor dem klassischen Alterthum, welches ihm zum Hintergrunde dient. Daß die Liebe in dieser „feuchten“ Geschichte als ein innerlicheres und festeres Motiv nicht vergessen werden durfte, versteht sich. Einige heitere Stunden und manches auf eingehenden klassisch-historischen Studien aufgebaute recht interessante können wir mit gutem Gewissen jedem versprechen, der zur Lektüre dieses schön ausgestatteten, empfehlenswerthen Buches greift.

Londoner Streifzüge von Wilh. F. Brand. Halle a/S. Druck und Verlag von Otto Hendel. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.)

Ueber London, seine Einrichtungen, die von unseren deutschen, vielfach abweichenden Sitten und Gebräuche der Bewohner der englischen Hauptstadt, ist bereits so viel geschrieben und vernommen worden, daß sich der gebildete Deutsche schon so ziemlich daselbst zu orientiren versteht. Verfasser vorliegenden Buches, welcher durch längeren Aufenthalt in London tiefere Blicke in die intimeren, dem flüchtigen Touristen nicht offenbaren, Londoner Verhältnisse zu thun Gelegenheit hatte, erzählt denn auch so manches neue und recht interessante, was dem Nichtengländer manch frappantes Bild englischen Lebens vor Augen führt. Die Lektüre dieser Streifzüge wird aber ganz besonders demjenigen von Nuts und Frommen sein, der die Absicht hegt, selbst einen Abstecher in die berühmte englische Riesenmetropole zu unternehmen. Alles ist frisch, flott, lebendig erzählt, nicht ohne feinen Humor und enthält beherzigenswerthe Winke, wie schon bemerkt, für den Deutschen in London.



Neueste Moden.

Nr. 1. Mantel für Mädchen.

Der Mantel ist aus eisengrauem Tuch angefertigt. Die weit offenen Vordertheile desselben haben an jeder Seite von oben bis unten hin einen breiten Auf-



Nr. 1. Mantel für Mädchen.

schlag, welcher mit Knöpfen besetzt ist. Ein sehr faltiges Vorderteil aus grauer Faïlle fällt den offenen Raum. Der Rücken endigt in Schoofsfalten und hat einen breiten Faïllestreifen, gleich den Ueberschlägen an den Vordertheilen, welcher von oben bis unten hin reicht. Ein Doppeltragen nebst Ueberschlagtragen umgiebt den Hals. Die glattgelegten Falten des Vorderteils werden vermittelst dreier, spitz nach der Mitte zugebender Stoffpatten festgehalten. Die weiten Ärmel werden am Handgelenk mit Bündchen zusammengefaßt. Der hohe, hinten aufgeschlagene Hut ist mit Sammet belegt und mit einer, rund über den Kopf nach vorn gelegten Amazonensefeder geschmückt.



Ar. 2. Kopfschmuck zur Verkleidung „Herzogin von Burgund“.

Ar. 2. Kopfschmuck zur Verkleidung „Herzogin von Burgund“.

Der hohe Filzbut hat eine sehr breite Krempe, welche an der einen Seite sich verbreitert und eine Spitze bildet. Am Kopftheil des Hutes sind schöne weiße, lange Federn besetzt, welche dort mit der Spitze der emporgehobenen Krempe bedeckt und mit einer Perleupassement-Agraffe besetzt sind. Nach der andern Seite fallen die langen Federn über den Kopftheil des Hutes auf den flachen, absteigenden Rand desselben herab. Ein breites Seidenband umgiebt den Kopf des Hutes. Unterhalb desselben, das hintere Kopfhaar bedeckend, befindet sich ein mit Gold durchwebtes Spitzenhäubchen, welches vorn mit auf die Stirn fallenden Perlenketten besetzt ist.

Stoff der Taille, am Latztheil in kleine Falten vom Stoff des Faches angefertigt, ist auch sehr beliebt. Die Ellbogenärmel haben einen kleinen Ausschlag. Der beige-farbige Filzbut hat einen, hinten breit und glatt aufgebogenen Rand, welcher mit braunrothem Sammet überspannt ist. Das Kopfstheil ist mit Gazebäuschchen versehen. Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. 25 Centm. Seide oder Aspacca zum untern Rock. 8 Mtr. Filzsch. 6 Mtr. Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite.



Nr. 10. Bulgaren-Haube.

Nr. 5 u. 8. Anzug für junge Mädchen oder Frauen. (Rück- und Vorderansicht.)

Auf einem ersten Rock aus leichter Seide befindet sich ein in Doppelfalten gelegter Rock aus schwarzer Seide. Die darüberfallende Tunika aus schwarzer Surah hat ein leichtes Filetmuster aus hochrothen Streifen. Diese Tunika ist sehr eigenartig und grazios in leichten Bindungen, deren Ränder mit hochrother bestickter Spitze begrenzt sind, drapirt. Die Vordertheile der anliegenden Taille sind oben über einem faltigen Latztheil aus schwarzem Atlas offen, welches am Hals mit drei Patten fest-

gehalten wird. Diese Patten sind aus glänzendem Atlas oder Sammet gleich dem Kragen und den Aermelaufschlägen hergestellt. Der Rücken ist anliegend. Das linke Seitentheil am Rücken ist in Verbindung mit dem den Rock drapirenden Stofftheil geschnitten, welches sich von dort aus wieder emporbiegt und zurückfallend den ersten Rock ziemlich bis an den Rand faltig bedeckt, dort wieder ebenso nach der Taille emporgenommen ist und die Enden unter den Puff birgt. Auch vorn am Taillenschluß ist ein faltig wieder emporgenommenes Stofftheil befestigt, welches sich, ein Schooßtheil bildend, mit dem vom Seitentheil ausgehenden Stofftheil verbindet. Das vom Rückentheil ausgehende faltige Rücktheil ist zu einem abgestuften Fächer eingerichtet. Hut aus schwarzem Filz mit dunkelrothem Sammet am Rande und mit einem gleichfarbigen Federstutz.

Ar. 7. Ueberrock - Mantel.

Derselbe ist aus graublauem Tuch angefertigt. Ueber einem glatten Rocktheil befindet sich ein aufliegendes Jackettheil mit Schooß, welches sich an dem Vordertheile bis zur vollen Länge des Rockes hinabzieht. Dieses Theil ist an dem Rock mit gebäkelten Passementknöpfen befestigt, ebenso auch die Schößchen. Die entliegenden Vordertheile haben einen breiten Kragen aus Stungs, welcher sich nach der Taille zuspitzt und zwei breite Aufschläge bildet. Die unten weiten offene. Aermel



Ar. 11. Serviettenband.

sind am Rand gleichfalls mit Pelz besetzt. Vorn herab ist der Mantel mit untergesetzten Patten und Knöpfen geschlossen. Die Aermel haben ein schillerndes Seidenfutter. Die kleine gezogene Sammetcapote hat eine aus Band und Blumen zusammengesetzte Aigrette zur Verzierung. Schwedische Handschuh.

Ar. 9. Mantelet.

Dieses Mantelet ist aus schwarzem Sammet angefertigt. Die anliegenden Vordertheile am untern Rand, sowie die weiten offenen Aermel sind mit Chinchilla besetzt. Der Kragen aus gleichem Pelz ist mit einer Bandschleife geschlossen.

Ar. 10. Bulgaren - Haube.

Diese zum Theaterbesuch zc. sehr brauchbare Kopfhülle ist aus weißem, mit Gold besticktem Tuch angefertigt. An der linken Seite befindet sich eine kleine Kojette aus Goldborde, welche die herabfallenden Falten befestigt. Die vorderen Enden sind tuchartig spitz. Der hintere Rand fällt glatt auf die Schultern.

Ar. 11. Serviettenband.

Die Stickerei ist mit farbiger Seide und Goldfäden auf Leder ausgeführt. Man spannt dasselbe auf einem Pappiring und versieht es mit einem passenden Seidenfutter. Den Rand umgiebt man mit Goldschmure.

Reference

58Kk
22 MKS 2106
7.04

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06578 0465

